Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographien

6.1901/1910 (1935)

urn:nbn:de:bsz:31-226520

Visual Library

044 A 50, 6
LS/BW
OK 9580 6

O 44
A 50 16
VIII 235

Badische Biographien

VI. Teil * 1902–1911

Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission

herausgegeben von

A. Krieger

I. Heft

Inhalt

	Seite
Askenasy, Eugen, Universitätsprofessor	70
Eisenlohr, August, Universitätsprofessor	64
Gegenbaur, Karl, Universitätsprofessor	22
Hausrath, Adolf, Universitätsprofessor	31
Honsell, Max, Finanzminister	76
Merx, Adalbert, Universitätsprofessor	44
Meyer, Elard, Hugo, Universitätsprofessor	74
Osthoff, Hermann, Universitätsprofessor	56
Strauch, Hermann, Universitätsprofessor	67
v. Weech, Friedrich, Archivdirektor	1
Jangemeister, Karl, Bibliotheksdirektor	14

Badische Landesbibliothek

Heidelberg 1927

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 1991.

OK 3580

D 44
A 50
16

Mit der ersten vorliegenden Lieferung beginnt der VI. Bd. der **Badischen Biographien** (1902—1911) zu erscheinen. Der Band ist auf etwa 30 Bog. berechnet, und die Ausgabe wird im Laufe von etwa 3 Jahren in Lieferungen im Umfang von 5 Bogen (= 80 Seiten) erscheinen. Der Preis für die Lieferung beträgt 4.50 R.-M. Da nach Abschluß des Bandes voraussichtlich eine Preiserhöhung stattfinden wird, so empfiehlt sich der Bezug in Lieferungen.

Früher erschien im selben Verlag:

V. Teil ★ 1891—1901.

Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission
herausgegeben von
Fr. von Weech und A. Krieger.

Preis des ganzen Bandes **23.**— Mk. — Auch einzeln in Lieferungen zu je 2 Mk.
Preis der 11. Lieferung 3.— Mk.

In diesem Bande gelangten ausführliche Biographien folgender Persönlichkeiten zur Veröffentlichung:

K. J. Ammann, A. Armbruster, A. W. Freih. v. Babo, L. H. J. A. K. Freih. v. Babo, Großh. Haus Baden, F. Baer, K. A. E. Baer, H. Baisch, K. A. Barack, M. Barack, A. Bassermann, E. Baumann, W. Bäumer, H. Baumgarten, L. Baumgartner, R. Baumstark, H. Baur, E. Bechert, B. v. Beck, W. J. Behaghel, A. v. Berckholtz, M. Bernays, J. H. Ch. W. Benschlag, F. Blatz, K. Boch, P. Borgmann, K. ten Brink, K. J. Brulliot, F. v. Chelius, M. v. Chelius, A. K. L. Claus, H. P. de Corval, O. Devrient, L. Diemer, J. Dienger, J. Chr. Diez, U. Diez, M. H. Ditz, K. H. Dreyer, A. L. Drouet, L. Dürr, W. Dürr, G. Freih. v. Dusch, K. P. Dyckerhoff, M. Ecker, G. M. Eckert, P. Egenolff, J. Eichrodt, L. Eichrodt, F. Eiselein, K. Eiselein, Chr. J. W. Eisenlohr, G. Ekert, B. Erdmannsdörffer, A. D. v. Essenwein, H. Esser, K. G. Fecht, J. K. Fendrich, A. Föhlisch, A. Frech, K. Freudenberg, J. N. Fromherz, E. Frommel, M. Frommel, W. Frommel, K. Egon III. Fürst zu Fürstenberg, K. Egon IV. Fürst zu Fürstenberg, E. Prinzessin zu Fürstenberg, E. Gageur, B. Gemehl, Ch. W. Gerbel, K. Geres, G. Gerhard, D. Gervinus, R. Gleichauf, A. v. Glümer, A. Goegg, T. Goßwenler, H. Götz, F. Grashof, M. Gratz, K. v. Grimm, G. F. Grosch, W. Größer, J. Größer-Bost, F. Gruber, K. Gruber, E. v. Gulat-Wellenburg, A. Gutmann, J. Gutmann, F. Gutsch, K. Haas, E. Häberle, P. P. E. Habingsreither, K. Hammer, A. Hanser, F. Hardeck, A. v. Hardenberg, W. Harder, K. Hartfelder, G. Hauser, F. S. Hebting, A. Heer, F. Heiligenthal, M. Heinsheimer, K. F. K. Heinze, A. Helbling, G. Helm, K. Helm, H. v. Helmholtz, A. v. Helmholtz, H. Helmle, H. Hertz, A. Hoffmann, A. Hofmann, K. Holsten, K. Holzherr, A. v. Horn, H. Freih. von Hornstein-Hohenstoffeln-Binningen, J. Jolly, L. F. J. Jolly, A. Jörger, K. F. W. Jsel, F. L. U. Junghanns, L. Just, K. Kah, W. Kalliwoda, E. Kamm, K. Kappes, A. Kaufmann, A. Keller, F. Kiefer, A. Knop, G. A. Koellreutter, J. König, J. H. Koopmann, H. Kopp, F. Kössing, J. Kössing, A. Krafft, E. F. Krafft, E. v. Kraus, F. X. Kraus, M. Krauth, T. Krauth, W. Kühne, B. Kürner, A. Lamey, K. P. F. Landfried, H. Lang, J. G. Längin, W. Lauter, J. Leferenz, L. Leiner, H. Levi, J. Lindau, L. W. Löhlein, W. Lübke, H. Luggin, H. Maas, J. Malsch, A. Freih. Marschall von Bieberstein, F. Maurer, K. A. Mayer, A. Mays, E. Meier, K. Mendelssohn-Bartholdy, G. Meyer, F. Mittermaier, E. Moll, W. Möricke, M. O. Mühlmann, M. Müller, U. Näf, L. Neumann, H. Nopp, G. v. Peternell, H. Pfaff, J. Pfister, F. Plank, P. Platz, R. Pohl, G. A. Poinsignon, F. v. Preen, B. A. Prestinari, J. U. Prestinari, A. Rapp, O. Rayle, E. v. Regenauer, L. Regensburger, M. Reichert, R. Reul, F. X. v. Riedmüller, L. Riegel, E. Rohde, L. H. Rolfus, J. Rosenhain, G. v. Rotteck, K. Roux, Freih. Rüdt v. Collenberg-Eberstadt, R. Salzer, J. V. Sarrazin, K. Sayer, A. Schäfer, K. H. Schaible, M. Schauenburg, R. Schellenberg, L. Schenk, A. Schill, K. Freih. Schilling v. Cannstatt, K. Schmezer, K. J. Schmitt, K. H. Freih. Roth v. Schreckenstein, M. Schrickel, A. Schroedter, K. Schuberg, F. Schwoerer, W. Sehring, K. Seiz, F. Serger, H. v. Senfried, H. Siegel, K. Siegel, L. Sohncke, A. Spengler, A. Stengel, J. Stöckle, O. Stölzel, F. L. v. Stoeßer, A. Strehle, H. Sussann, F. Szuhany, E. Tenner, G. A. Tenner, R. Thiry, G. Toepke, L. K. F. Turban, H. Freih. v. Türckheim zu Altdorf, K. Ullmann, J. P. F. A. Freih. v. Ungern-Sternberg, A. Vischer, W. Volz, A. Walli G. Wallraff, W. Wattenbach, J. Wedekind, K. F. Weickum, M. Weill, J. B. v. Weiß, G. Wiedemann, Chr. Wiener, E. Winkelmann, T. Winter, H. A. Wittmer, F. Wörter, K. Wörter, F. A. Zell, H. Zimmer, R. S. Zimmermann, E. Zittel, — J. Allgeyer, L. Brentano, R. W. Bunsen, Hauser, K. Joerger, R. G. Knies, Lenz-Heymann, V. Meyer, T. Süpfle, H. v. Treitschke, P. Tritscheller, E. Vierordt. — Totenliste.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

VIII. 2135

Badische Biographien

VI. Teil * 1901—1910

Im Auftrage der Badischen Historischen Kommission

herausgegeben von

A. Krieger † und K. Obser





Heidelberg 1935
Carl Winters Universitätsbuchhandlung
Verlags-Nr. 2463.

Badische Landesbibliothek

BADISCHE STAATS KANZLEI

Vorwort.

In der Entstehungsgeschichte dieses VI. Bandes der „Badischen Biographien", der, an die früheren sich anreihend, die Jahre 1901 bis 1910 einschließlich umfaßt, spiegeln sich die Schicksale unseres Volkes in den beiden letzten Jahrzehnten wider. Bald nach Ausbruch des großen Weltkrieges stellte Geheimer Archivrat Dr. Krieger, der Mitherausgeber des V. Bandes, in der Sitzung der Badischen Historischen Kommission vom 7./8. November 1914 den von ihr gebilligten Antrag auf Fortführung des Unternehmens, aber in den Kriegsjahren, wo höhere vaterländische Interessen von jedem Einzelnen restlose Hingabe als selbstverständliche Pflicht forderten, war daran nicht zu denken. Im Jahre 1920 wurde der Plan zwar wieder aufgenommen, seine Verwirklichung mußte jedoch bei der trostlosen finanziellen Lage, einer der Folgen des schmachvollen Versailler Diktats, von neuem auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Erst im Januar 1927 konnte mit dem Satz begonnen werden, und drei Lieferungen konnten noch im Laufe der nächsten Monate erscheinen, da wurde uns im August Albert Krieger durch den Tod entrissen und das Unternehmen seines umsichtigen Leiters beraubt. Auf Ersuchen der Historischen Kommission übernahm ich dann im November die Weiterführung der „Biographien", für die feste Grundlagen erst geschaffen werden mußten, da kein Plan vorlag, kein Manuskript vorhanden war und die Mitarbeiter an der Hand einer aufzustellenden Liste erst gewonnen werden mußten. Auf meinen Antrag wurde zum Mitherausgeber Oberarchivrat Professor Dr. Otto Cartellieri bestimmt, der vorläufig das in Zeitungen und Zeitschriften verstreute Quellenmaterial für den VII. Band sammeln und später dessen Herausgabe in die Hand nehmen sollte. Aber auch ihn raffte im Jahre 1928 ein tückisches Leiden jählings im besten Mannesalter hinweg, und ich stand wieder allein. Bei der Knappheit der Mittel, die vom Staate zur Verfügung gestellt wurden, konnte der Druck nur langsam vorwärts schreiten, mehr wie ein bis zwei Lieferungen konnten all-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

jährlich nicht ausgegeben werden, doch wurde dank dem einmütigen Eintreten der Kommission und dem Entgegenkommen des Unterrichtsministeriums wenigstens eine Unterbrechung vermieden.

Die Grundsätze, die für Herausgeber und Mitarbeiter maßgebend waren, sind die gleichen geblieben, wie sie im Vorworte zum vorausgehenden Bande aufgestellt wurden. Eine Totenschau wurde auch diesmal am Schlusse beigefügt; bei ihrer Bearbeitung hat mich Dr. Paul Zinsmaier, Hilfsarbeiter beim Generallandesarchiv, der auch Inhalts- und Mitarbeiterverzeichnis fertigte, wesentlich unterstützt.

Die für die Schlußlieferung vorgesehene Biographie Großherzog Friedrichs I., des hochgesinnten Freundes und Förderers aller Wissenschaft, der vor 50 Jahren auch unsere Badische Historische Kommission als eines der ersten landesgeschichtlichen Institute in Deutschland ins Leben rief, mußte leider, da das Manuskript nicht rechtzeitig fertiggestellt werden konnte, dem nächsten Bande vorbehalten werden, um das Erscheinen des nunmehr vorliegenden nicht weiter zu verzögern.

Karlsruhe, im November 1934.

Karl Obser.

BADISCHE STAATS KANZLEI

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Dr. P. P. Albert, Professor, Archivdirektor i. R., Buchen.
Dr. W. Andreas, Universitätsprofessor, Heidelberg.
Dr. K. Armbruster, Geh. Oberregierungsrat, Ministerialrat i. R., Karlsruhe.
Dr. Auer, Hermann, Caritasdirektor, Freiburg i. Br.
Dr. R. Baldus, Professor an der Technischen Hochschule, Karlsruhe.
O. Bally, Kommerzienrat, Schopfheim.
Dr. Th. Battlehner, Med.-Rat, Karsruhe.
Dr. E. Batzer, Professor, Offenburg.
Dr. W. Bauer, Major a. D., w. Hilfsarbeiter, Karlsruhe.
† F. v. Beck, Generalleutnant i. R., Freiburg.
Dr. J. A. Beringer, Professor an der Kunstschule Karlsruhe, Mannheim.
Dr. O. L. Bielefeld, Verlagsbuchhändler, Ettlingen.
Dr. G. Binz, Geh. Hofrat, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
† K. Bitterich, Vizepräsident der Reichsbahndirektion, Karlsruhe.
Dr. A. Blaustein, zuletzt Syndikus der Handelskammer Mannheim.
† Dr. O. Bütschli, Wirkl. Geh. Rat, Universitätsprofessor, Heidelberg.
Dr. K. Caesar, Professor an der Technischen Hochschule, Karlsruhe.
† Dr. O. Cartellieri, Universitätsprofessor, Oberarchivrat, Karlsruhe.
W. Caspari, Geh. Hofrat, Gymnasialdirektor i. R., Mannheim.
† H. Cassinone, Oberbaurat, Karlsruhe.
Dr. A. Courtin, Geh. Oberbaurat i. R., Karlsruhe.
Dr. L. Curtius, Direktor des Deutschen Archäol. Institus, Rom.
† Dr. W. Deecke, Geh. Rat, Universitätsprofessor, Freiburg.
† H. Dietz, Reichsgerichtsrat a. D., Baden-Baden.
† Dr. K. Doll, Geh. Hofrat, Arzt, Karlsruhe.
F. Dor, Pfarrer, Steinenstadt.
Dr. E. Eckhardt, Universitätsprofessor, Oberbibliothekar i. R., Freiburg.
† Dr. O. Ellstätter, Geh. Finanzrat, Karlsruhe.
Dr. J. Engert, Hochschulprofessor, Regensburg.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

A. Fendrich, Schriftsteller, Freiburg i. Br.
E. Fischer, Geh. Kirchenrat, Hofprediger a. D., Karlsruhe.
K. Fischer, Chefredakteur, Mannheim.
Dr. M. Fischer, Geh. Hofrat, Berlin-Dahlem.
O. Flad, Geh. Oberregierungsrat, Präsident d. Verwaltungshofs i. R., Karlsruhe.
W. Fladt, Stadtchronist, Freiburg.
Dr. O. Frommel, Universitätsprofessor, Heidelberg.
Dr. R. Fuchs, Ministerialdirektor, Präsident der Wasser- und Straßenbaudirektion i. R., Karlsruhe.
† Dr. M. Fürbringer, Geh. Rat, Universitätsprofessor, Heidelberg.
† O. Fürst, Senatspräsident, Karlsruhe.
† K. Freih. v. Gayling, Major a. D., Freiburg.
J. Geißmar, Landgerichtsdirektor, Heidelberg.
Dr. H. Glockner, Universitätsprofessor, Heidelberg.
B. Goldschmit, Pfarrer, Karlsruhe-Rüppurr.
† R. Goldschmit, Hofrat, Gymnasialprofessor, Karlsruhe.
† E. Gretsch, Geh. Oberforstrat, Landesforstmeister i. R., Karlsruhe.
† A. Grosch, Landgerichtspräsident, Freiburg i. Br.
Dr. K. Hammer, Universitätsprofessor, Heidelberg.
Dr. Th. Hänlein, Professor, Heidelberg.
Dr. G. Hecht, Oberregierungsrat i. R., Pforzheim.
Dr. F. Hefele, Archivdirektor, Freiburg.
Dr. L. Hefter, Geh. Hofrat, Universitätsprofessor i. R., Freiburg.
† Dr. K. Heinsheimer, Universitätsprofessor, Heidelberg.
† Dr. O. Herrigel, Professor, Karlsruhe.
D. K. Hesselbacher, Kirchenrat und Stadtpfarrer, Baden-Baden.
G. Himmelheber, Fabrikant, Karlsruhe.
Dr. F. Hirsch, Professor und Ministerialrat a. D., Karlsruhe.
Dr. A. Hoche, Geh. Hofrat, Universitätsprofessor i. R., Baden-Baden.
Dr. H. Hoeniger, Universitätsprofessor, Freiburg.
K. Joho, Schriftleiter, Karlsruhe.
Dr. L. Jost, Universitätsprofessor, Heidelberg.
Dr. H. Kaiser, Universitätsprofessor, Oberreichsarchivrat, Potsdam.
Dr. M. v. d. Kall, Karlsruhe.
Th. Kappstein, Dozent a. d. Humboldt-Volkshochschule, Berlin-Charlottenburg.
† Dr. h. c. Fr. Kempf, Münsterbaumeister, Freiburg i. Br.
† Dr. A. v. Kirchenheim, Universitätsprofessor, Heidelberg.
Dr. E. Klostermann, Universitätsprofessor, Halle.
Dr. R. V. Knab, Bibliothekar, Karlsruhe.
O. Krafft, Kommerzienrat, St. Blasien.
Dr. M. Krebs, Archivrat, Karlsruhe.
† Dr. A. Krieger, Geh. Archivrat, Karlsruhe.
Dr. F. Lautenschlager, Universitätsbibliothekar, Heidelberg.
† W. Lubberger, Oberbaurat, Karlsruhe.
Dr. G. Luckenbach, Gymnasiumsdirektor i. R., Heidelberg.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Dr. W. Lossen, Facharzt, Mörs a. Niederrhein.
F. Mach, Professor, Vorstand der Landwirtschaftlichen Schule, Augustenburg b. Grötzingen.
† Dr. D. Mayer, Geh. Oberregierungsrat, Karlsruhe.
Dr. H. Mayer, Universitätsprofessor, Freiburg.
D. h. c. Th. F. Mayer, Geh. Oberkirchenrat, Karlsruhe.
Dr. F. Metz, Universitätsprofessor, Erlangen.
Dr. J. Th. Meyer, Geistl. Rat, Hauptschriftsteller i. R., Karlsruhe.
Dr. K. Müller, Direktor des Weinbauinstituts, Freiburg.
Dr. P. Naef-Werner, Musikschriftsteller, Zürich.
Dr. h. c. H. Neu, Kirchenrat, Heidelberg-Kirchheim.
Dr. K. Obser, Geh. Rat, Direktor d. Generallandesarchivs i. R., Karlsruhe.
Dr. W. E. Oestering, Oberbibliothekar, Karlsruhe.
Dr. W. Paulcke, Professor an der Technischen Hochschule, Karlsruhe.
Dr. H. v. Pezold, Generaloberarzt, Professor an der Technischen Hochschule, Karlsruhe.
Dr. H. Ranke, Universitätsprofessor, Heidelberg.
Dr. E. Rebmann, Geh. Hofrat, Ministerialdirektor i. R., Freiburg.
Dr. H. Rheinboldt, Universitätsprofessor, Bonn.
† A. Römhildt, Fabrikant, Heidelberg.
Frhr. Kurt Rüdt v. Collenberg, Gutsbesitzer, Roßhof b. Buchen.
Frhr. Ludwig Rüdt v. Collenberg, Reichsarchivrat, Potsdam.
Dr. J. Sauer, Universitätsprofessor, Freiburg.
Dr. A. Schleiermacher, Geh. Hofrat, Professor i. R., Karlsruhe.
F. Schmidt, Geh. Rat, Ministerialdirektor i. R., Karlsruhe.
Dr. K. Schneider, Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, Karlsruhe.
Dr. H. Schneiderhöhn, Universitätsprofessor, Freiburg.
Dr. P. Schnellbach, Mannheim.
† J. Schofer, Prälat, Freiburg i. Br.
† B. Schwarz, Hauptlehrer, Ettlingen.
† J. Schweitzer, Präsident des kath. Oberstiftungsrats, Karlsruhe.
K. Schweitzer, Domkapellmeister i. R., Freiburg i. Br.
Dr. F. Schulte, Bankdirektor, München.
L. Segmiller, Professor an der Kunstgewerbeschule, Pforzheim-Dillstein.
A. Sexauer, Bibliotheksoberinspektor, Karlsruhe.
† A. Sickinger, Geh. Hofrat, Stadtschulrat, Mannheim.
Dr. H. D. Siebert, Archivrat, Karlsruhe.
† Dr. K. Siebert, Freiburg.
Dr. R. Sillib, Professor, Direktor d. Universitätsbibliothek, Heidelberg.
Dr. R. Spuler, Augenarzt, Karlsruhe.
A. Frhr. v. Stotzingen, Gutsbesitzer, Steißlingen.
A. Stürzenacker, Ministerialrat, Karlsruhe.
† Dr. L. Sütterlin, Universitätsprofessor, Freiburg.
Dr. F. Walter, Professor, Museumsdirektor, Mannheim.
Dr. P. Walther, Oberregierungsbaurat, Karlsruhe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

K. Weiland, Oberpostdirektionspräsident i. R., Freiburg.
Dr. † F. Weill, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
P. Well, Sekretär bei der Handelskammer, Mannheim.
† Dr. K. Widmer, Professor, Karlsruhe.
† Dr. J. Wille, Geh. Rat, Direktor der Universitätsbibliothek, Heidelberg.
Dr. G. Wolf, Universitätsprofessor, Freiburg.
Dr. W. Zentner, Schriftsteller, München.
Dr. K. Ziegler, Universitätsprofessor, Freiburg.
Dr. P. Zinsmaier, Karlsruhe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Inhalt des sechsten Teiles.

Seite

Albrecht, Anton Hermann, ev. Pfarrer u. Schriftsteller (W. E. Oeftering) 232
Althaus, Kamill Frhr. v., k. u. k. Oberstleutnant, Genealoge (P. Zinsmaier) 748
Amann, Wilhelm, Oberstiftungsrat († J. Schweitzer) 749
Arnsperger, Ludwig, Direktor des Oberschulrats († A. Krieger) . . 106
Askenasy, Eugen, Universitätsprofessor († O. Bütschli) 70
Baden, Großherzogliches Haus:
Alexandrine, Herzogin von Sachsen-Coburg u. Gotha (P. Zinsmaier) 786
Friedrich, Graf v. Rhena (K. Obser) 783
Karl, Prinz v. Baden (K. Obser) 781
Leopoldine, Fürstin zu Hohenlohe-Langenburg (P. Zinsmaier) . 785
Sophie, Fürstin zur Lippe (P. Zinsmaier) 784
Bähr, Karl Christ. Wilhelm, Kirchenrat (E. Batzer) 461
Bally, Otto, Fabrikant (O. Bally) 444
Bassermann, Felix, Großkaufmann (K. Obser) 460
Bassermann, Heinrich, Universitätsprofessor (O. Frommel) . . . 525
Battlehner, Ferdinand, Obermedizinalrat (Th. Battlehner) . . . 332
Baumann, Karl, Professor (W. Caspari) 351
Baumstark, Berthold, Rechtsanwalt (G. Binz) 631

Seite

Beck, Otto, Oberbürgermeister (F. Walter) 192
Beck, Richard v., Generalleutnant (F. v. Beck) 440
Behrle, Rudolf, Domkapitular (J. Sauer) 471
Belz, Franz Gregor, akadem. Musikdirektor (H. Mayer) 561
Bender, Emil, Gymnasiumsdirektor (H. Mayer) 359
Bender, Karl, Landgerichtspräsident († O. Fürst) 443
Bielefeld, Josef, Verlagsbuchhändler (O. L. Bielefeld) 508
Bingner, Adrian, Senatspräsident am Reichsgericht († H. Dietz) . 109
Bissinger, Karl, Gymnasiumsdirektor (P. Zinsmaier) 751
Blacker, Carola, Schriftstellerin (F. Hefele) 635
Blankenhorn, Adolf, Professor an d. Technischen Hochschule Karlsruhe (K. Müller) 595
Blind, Karl, polit. Schriftsteller (F. Lautenschlager) 423
Bodmann, Graf Franz v. u. zu, Gutsbesitzer (A. Frhr. v. Stotzingen) 502
Böckel, Ernst, Gymnasiumsdirektor (H. Luckenbach) 356
Brauer, Alfred, Senatspräsident († A. Krieger) 114
Braun, Otto, Ministerialdirektor († A. Krieger) 103

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seite

Brugier, Gustav, kath. Stadtpfarrer (H. D. Siebert) 621
Buchenberger, Adolf, Finanzminister († A. Krieger) 207
Buhl, Heinrich, Universitätsprofessor († K. Heinsheimer) 566
Buol-Berenberg, Rudolf Frhr. v., Oberlandesgerichtsrat, Reichstagspräsident (H. D. Siebert) . . . 768
Cadenbach, Karl, Landgerichtspräsident (K. Obser) 632
Caro, Heinrich, Chemiker (H. Rheinboldt) 692
Clauß, Theodor, Direktor der Allg. Versorgungsanstalt (M. Krebs) . 499
Dammert, Sebastian, Volksschullehrer (F. Hefele) 752
Deimling, Ludwig v., Generalleutnant (Frhr. L. Rüdt v. Collenberg) 763
Delisle, Karl, Eisenbahningenieur, Abgeordneter († F. Weill) . . 275
Dietsche, Fridolin, Bildhauer († K. Widmer) 168
Diffené, Philipp, Großkaufmann (A. Blaustein — P. Well) . . 447
Dimmler, Hermann, Musikdirektor (K. Schweitzer) 557
Doll, Karl Wilhelm, Prälat der ev. Landeskirche (E. Fischer) . . . 131
Doll, Max, Obergeometer (P. Walther) 614
Douglas, Graf Wilhelm v., Gutsbesitzer († K. Frhr. v. Gayling) 249
Drach, Adolf, Oberbaurat († W. Lubberger) 90
Dreesbach, August, Landtagsabgeordneter (A. Fendrich) 277
Eckhard, Karl Maria Josef, Politiker u. Bankmann (K. Obser) . 740
Eckhardt, Friedrich, Oberpostdirektor (K. Weiland) 613
Edelsheim, Wilhelm Freiherr v., Oberhofmeister (K. Obser) . . 774
Ehrensberger, Hugo, Professor († A. Krieger) 155

Seite

Eisenlohr, August, Universitätsprofessor (H. Ranke) 64
Ellstätter, Moritz, Finanzminister († O. Ellstätter) 280
Emelé, Wilhelm, Maler (P. P. Albert) 165
Emminghaus, Hermann, Universitätsprofessor (A. Hoche) . . . 315
Engelhorn, Eduard, Präsident des Verwaltungshofes (O. Flad) . . 665
Engelhorn, Friedrich, Industrieller († A. Krieger) 162
Epp, Rudolf, Maler (J. A. Beringer) 239
Fahrbach, Karl Ludwig, Maler (J. A. Beringer) 240
Feigenbutz, Leopold, Hauptlehrer (H. D. Siebert) 634
Fieser, Emil, Landgerichtspräsident († R. Goldschmit) 171
Fieser, Otto, Oberbaurat († H. Cassinone) 86
Fischer, Kuno, Universitätsprofessor (H. Glockner) 519
Fischer, Leopold, prakt. Arzt, Abgeordneter (F. Dor) 268
Fischer, Ludwig, Medizinalrat (M. Fischer) 335
Fischer, Max, Musiklehrer (F. Hefele) 562
Fischler, Karl, Landgerichtspräsident (J. Geißmar) 442
Foehlisch, Konstantin, Geh. Oberforstrat († E. Gretsch) 610
Frank, Georg, Ökonomierat (K. Obser) 776
Frey, Moritz, Ministerialdirektor († A. Krieger) 95
Friedberg, Max, Rechtsanwalt († F. Weill) 739
Froben, Anton Frhr. v., General der Artillerie († F. v. Beck) . 434
Fuchs, Adolf, Mitglied der Oberrechnungskammer († A. Krieger) . 122
Fuchs, Karl, Fabrikant (M. v. d. Kall) 778
Furtwängler, Adolf, Universitätsprofessor (L. Curtius) 672

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seite

Futterer, Karl, Professor an d. Technischen Hochschule (W. Paulcke) . 586
Gegenbaur, Karl, Universitätsprofessor († M. Fürbringer) . . . 22
Geiler, Karl, Oberstaatsanwalt († A. Krieger) 108
Gemmingen, Wilhelm Dietrich Frhr. v., General der Kavallerie (Frhr. L. Rüdt v. Collenberg) . . . 761
Gerber, Philipp, Pfarrer u. Schriftleiter (J. Th. Meyer) 265
Gönner, Albert, Oberbürgermeister († A. Grosch) 270
Gött, Emil Schriftsteller (W. E. Oeftering) 149
Graeff, Franz Friedrich, Universitätsprofessor (H. Schneiderhöhn) . . 543
Grimm, August, Volksschullehrer († B. Schwarz) 159
Haaß, Robert, Laboratoriumsvorstand, Dichter (K. Hesselbacher) . 637
Hänlein, Albrecht, Musikdirektor (Th. Hänlein) 554
Hancke, Oswald, Schauspieldirektor (W. Bauer) 732
Harlacher, August, Oberregisseur d. Hofoper (R. V. Knab) 639
Hauser, Josef, Kammersänger († A. Römhildt) 399
Hausrath, Adolf, Universitätsprofessor (Th. Kappstein) 31
Hecht, Felix, Bankdirektor (F. Schulte) 530
Heckel, Emil, Musikalienhändler (F. Walter) 412
Heil, Karl, Ministerialdirektor († A. Krieger) 97
Heilig, Karl, Maler (J. A. Beringer) 241
Heinefetter, Joh. Baptist, Maler (J. A. Beringer) 731
Hemberger, Jakob Friedr. Alois, Hofbaudirektor (A. Stürzenacker) 419
Heß, Heinrich, Ministerialdirektor († A. Krieger) 104
Himmelheber, Karl, Möbelfabrikant (G. Himmelheber) 717

Seite

Höll, Franz Xaver, kath. Oberstiftungsrat († J. Schweitzer) . . 750
Hönig, Wilhelm, ev. Stadtpfarrer (K. Obser) 465
Hoerter, August, Maler (J. A. Beringer) 719
Holst, Hermann Eduard v., Universitätsprofessor (G. Wolf) . . . 667
Holtzmann, Heinrich Julius, Universitätsprofessor (E. Klostermann) . 579
Honsell, Max, Finanzminister (R. Fuchs) 76
Hummel, Gustav, Industrieller (A. Blaustein — P. Well) 451
Jacobi, Hermann, Schauspieler (F. Walter) 406
Ihne, Wilhelm, Universitätsprofessor (E. Nebmann) 591
Jolly, Friedrich, Universitätsprofessor (M. Fischer) 572
Joos, August, Präsident d. Oberrechnungskammer (F. Schmidt) . 337
Kahle, Bernhard, Universitätsprofessor (K. Obser) 691
Kaiser, Eduard, prakt. Arzt († A. Krieger) 160
Kanoldt, Edmund, Maler (J. A. Beringer) 729
Keck, Franz Anton, kath. Militäroberpfarrer (K. Obser) 620
Keller, Julius, Gymnasiumsdirektor (W. Caspari) 353
Kilian, Emil, Direktor der Domänenabteilung (K. Obser) 747
Klehe, Anton, Forstrat († A. Krieger) 126
Klein, Philipp, Maler (J. A. Beringer) 721
Kneucker, Johann Jakob, ev. Pfarrer, Orientalist (H. Neu) 468
Knittel, Gustav Adolf, Bildhauer (K. Siebert) 722
Knorr, Hugo, Maler (J. A. Beringer) 724
Krafft, Karl, Fabrikant (O. Krafft) 457
Krafft-Ebing, Richard v., Universitätsprofessor (M. Fischer) . . . 317

Seite

Krastel, Fritz, Hofschauspieler (W. Bauer) 661
Krausmann, Friedrich, Amtsgerichtsdirektor († A. Krieger) . . . 116
Krieg, Cornelius, Universitätsprofessor (J. Sauer) 474
Krutina, Friedrich, Geh. Rat, Forstmann († A. Krieger) 124
Kußmaul, Adolf, Universitätsprofessor († K. Doll) 306
Ladenburg, Karl, Bankier († A. Krieger) 163
Lange, Rudolf, Hofschauspieler (K. Obser) 367
Langer, Ferdinand, Komponist (F. Walter) 417
Lanz, Heinrich, Industrieller (P. Schnellbach) 200
Lauck, Georg Karl, Landgerichtsdirektor († J. Schofer) 262
Lepique, Heinrich, Direktor der Zollverwaltung († A. Krieger) . . 117
Leutz, Ferdinand, Seminardirektor (K. Armbruster) 348
Levy, Ludwig, Baurat (A. Stürzenacker) 421
Lewin, Adolf, Rabbiner († D. Mayer) 397
Lossen, Hermann, Universitätsprofessor (W. Lossen) 576
Ludwig, Theodor, Universitätsprofessor (H. Kaiser) 527
Lüroth, Jakob, Universitätsprofessor (L. Heffter) 363
Lugo, Emil, Maler (J. A. Beringer) 242
Maier, Emil, Augenarzt (R. Spuler) 512
Marbe, Ludwig, Rechtsanwalt, Abgeordneter († J. Schofer) . . . 254
Martin, Theodor, Geistl. Rat († A. Krieger) 153
Maul, Alfred, Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt († A. Sikkinger) 514
Meckel, Max, erzbischöfl. Baudirektor († F. Kempf) 701

Seite

Meidinger, Johannes Heinrich, Vorstand des Landesgewerbeamts (A. Schleiermacher) 546
Merx, Adalbert, Universitätsprofessor († O. Herrigel) 44
Meuser, Adolf, Volksschullehrer († B. Schwarz) 158
Meyer, Elard Hugo, Universitätsprofessor (L. Sütterlin) . . . 74
Mohr, Hermann, Industrieller (F. Walter 604
Mornhinweg, Ludwig, Hofschauspieler (K. Obser) 372
Müller, Karl Friedrich, Senatspräsident am Oberlandesgericht († A. Krieger) 113
Nebe, Karl, Opernsänger (R. V. Knab) 403
Neßler, Julius, Vorstand d. Agrikulturchemischen Versuchsstation (F. Mach) 551
Nicolai, Friedrich, Geh. Oberfinanzrat († A. Krieger) 120
Nokk, Wilhelm, Justiz- und Kultusminister (M. Krebs) 495
Oehler, Friedrich, Prälat d. evang. Landeskirche (B. Goldschmit) . . 463
Osthoff, Hermann, Universitätsprofessor (L. Sütterlin) . . . 56
Pecht, Friedrich, Maler und Kunstschriftsteller (J. A. Beringer) . . 765
Pezold, Leopold v., Maler u. Kunstschriftsteller (H. v. Pezold) . . . 408
Pfaff, Karl, Professor († A. Krieger) 156
Pfeiffer, Adolf, Musikleiter (E. Batzer) 564
Pfitzer, Ernst, Universitätsprofessor (L. Jost) 387
Pflüger, Markus, Abgeordneter († F. Weill) 504
Ratzel, Friedrich, Universitätsprofessor (F. Metz) 537
Ratzel, Friedrich Karl Julius, Professor an der Technischen Hochschule (F. Hirsch) 706

Seite

Reiff, Heinrich, Hofschauspieler (K. Joho) 404
Reinmuth, Joh. Valentin, Oberkirchenrat (Th. F. Mayer) . . . 616
Reuther, Karl, Fabrikant (F. Blaustein — P. Well) 455
Roeder v. Diersburg, Wilhelm Frhr., General d. Inf. († F. v. Beck) 756
Rofshack, Albert, Dichter (K. Hesselbacher 718
Roggenbach, Franz Frhr. v., Minister d. Auswärtigen Angelegenheiten (W. Andreas) 641
Rolfus, Karl Joseph, geistl. Rat († A. Krieger) 152
Roman, Max, Maler (J. A. Beringer) 725
Rosenberg, Hermann, Kammersänger (W. Zentner) 401
Roßhirt, Julius, Oberbaurat († H. Cassinone) 93
Ruckmich, Karl, Musikalienhändler (H. W. Fladt) 609
Rückert, Karl Theodor, Universitätsprofessor (J. Sauer) 480
Rüdt v. Collenberg-Bödigheim, Albrecht, Frhr., Landgerichtsdirektor (K. Frhr. v. Rüdt-Roßhof) 252
Rümelin, Gustav, Universitätsprofessor (H. Hoeniger) 568
Sachs, Karl Friedrich, Oberstleutnant (K. Obser) 615
Schäfer, Karl, Professor an der Technischen Hochschule (K. Caesar) 597
Schätzle, Josef, Forstmeister († A. Krieger) 129
Schell, Hermann, Universitätsprofessor (J. Engert) 685
Schell, Wilhelm, Professor an der Technischen Hochschule (R. Baldus) 374
Schenkel, Karl, Minister d. Innern (G. Hecht) 483
Schiller, Hermann, Gymnasiumsdirektor (P. Zinsmaier) . . . 754

Seite

Schlusser, Gustav, Ministerialrat (K. Obser) 633
Schmid-Reutte, Ludwig, Maler (J. A. Beringer) 246
Schmidt, Friedrich Wilhelm, Prälat der evang. Landeskirche (Th. F. Mayer 390
Schmitthenner, Adolf, Dichter (W. E. Oestering) 143
Schneider, Hugo, Vorstandsmitglied der Eisenbahndirektion († A. Krieger 130
Schneider, Karl August, Bankier (K. Schneider) 714
Schnetzler, Karl, Oberbürgermeister († R. Goldschmit) 182
Schober, Ferdinand, Dompfarrer (F. Dor) 558
Schönfeld, Luise, Gräfin, Hofschauspielerin (W. Bauer) 658
Scholl, Karl, Prediger und Schriftsteller (A. Sexauer) 623
Schröder, Ernst, Professor an der Technischen Hochschule (R. Baldus) 377
Schück, Julius, evang. Stadtpfarrer (K. Obser) 773
Schupp, Wilhelm, Geh. Rat, Betriebsdirektor der badischen Eisenbahnen (A. Courtin) 304
Schurth, Ernst, Maler (J. A. Beringer) 726
Schwarz, Friedrich, evang. Pfarrer (K. Obser) 467
Scipio, Ferdinand, Gutsbesitzer (K. Fischer) 627
Seyb, Christian Eduard, Geh. Oberbaurat († H. Cassinone) . . . 84
Seyfried, Moritz v., Direktor des badischen Verwaltungshofes (O. Flad) 744
Siegel, Adolf Bernhard, Badearzt (K. Obser) 510
Siegel, Franz, Präsident des kath. Oberstiftungsrates († J. Schweitzer) 619

Seite

Sigel, Franz, Freischarenführer († O. Cartellieri) 429
Stadtmüller, Hugo, Professor (P. Zinsmaier) 753
Stengele, Benvenut, Minoritenpater (H. D. Siebert) 622
Stoesser, Gustav v., Ministerialrat) (O. Flad) 663
Stolzenberg, Benno, Kammersänger (R. V. Knab) 656
Strauch, Hermann, Universitätsprofessor († A. v. Kirchenheim) . 67
Stutz, Robert, Vorstandsmitglied der Staatseisenbahndirektion († K. Bitterich) 500
Thoma, Cella, Malerin (J. A. Beringer) 727
Thomas, Ludwig, Universitätsprofessor (K. Ziegler) 325
Trübner, Karl Ignaz, Verlagsbuchhändler (R. Sillib) . . . 506
Vierordt, Oswald, Universitätsprofessor (K. Hammer) 733
Waag, Alfred, Direktor der Kunstgewerbeschule (L. Segmiller) . . 361
Wagner, Karl Albert, Buchdruckereibesitzer (H. Auer) 608
Waßmansdorff, Karl, Turnlehrer († A. Sickinger) 565
Weech, Friedrich v., Direktor des Generallandesarchivs († A. Krieger) 1

Seite

Weishaupt, Viktor, Maler (J. A. Beringer) 247
Werner, Karl Ludwig, Musiker (P. Naef-Werner) 410
Wetz, Wilhelm, Universitätsprofessor (E. Eckhardt) 588
Wetzer, Leander Heinrich v., k. u. k. Feldzeugmeister (F. Hefele) . . 699
Weygoldt, Georg Peter, Mitglied des Oberschulrats (K. Armbruster) 344
Weysser, Karl, Maler (J. A. Beringer) 248
Wimmer, Friedrich Hugo Richard, evang. Pfarrer und Schriftsteller (Th. F. Mayer) 770
Wittmer, Karl, Mitglied der Forst- und Domänendirektion († A. Krieger) 127
Woerishoffer, Friedrich, Vorstand der Fabrikinspektion (R. Fuchs) 297
Zangemeister, Karl, Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg († J. Wille) 14
Zeppelin, Graf Eberhard v., Bodenseeforscher (P. Zinsmaier) . . . 780
Ziegler, Ernst, Universitätsprofessor (K. Ziegler) 328
Ziegler, Gustav, Architekt (K. Obser) 713
Zittel, Karl Alfred v., Universitätsprofessor († W. Deecke) . . . 379

Seite
247
410
588
699
344
248
770
127
297
14
780
328
713
379

Friedrich von Weech.

Es ist wohl nicht mehr als angemessen und bedarf keiner besonderen Rechtfertigung, wenn wir an die Spitze dieses neuen Bandes der „Badischen Biographien" einen Rückblick auf das Leben und Wirken des Mannes stellen, der eben diese Biographien begründet hat, dem es eine seiner letzten Sorgen war, daß ihre Fortführung auch nach seinem Hingange gesichert bleibe.

Friedrich Otto Aristides v. Weech ist kein geborener Badener; vielleicht nur durch ein Spiel des Zufalls in jungen Jahren in unser Land gekommen, ist er aber in kürzester Zeit aufs engste mit diesem verwachsen und hat sein ganzes an Arbeit und Erfolgen reiches Leben fortab ohne Unterbrechung in dessen Dienst gestellt. Seine Vaterstadt war München; dort wurde er am 16. Oktober 1837 geboren, als Sohn eines ehemaligen bayerischen Offiziers, der mit König Otto nach Griechenland gezogen und wenige Monate zuvor, im Sommer 1837, in Athen gestorben war. In München erhielt der Knabe den ersten Unterricht, kam dann in die Erziehungsanstalt des Benediktinerstifts Metten in Niederbayern, um zuletzt wieder in München nach zweijährigem Besuche des Königlichen Maximiliansgymnasiums 1856 das Zeugnis der Reife zu erlangen. Im Oktober dieses Jahres bezog er als stud. philos. die dortige Universität. Heinrich v. Sybel wurde sein vornehmlicher Lehrer, als einer der ersten nahm er an den Übungen in dessen neuerrichtetem historischem Seminar teil. Daneben besuchte er Vorlesungen aus dem Gebiete der Altertumswissenschaft, über römische Altertümer, römische Rechtsgeschichte, auch alte Philosophie usf. Im Herbst 1857 ging er für zwei Semester nach Heidelberg, wo er u. a. bei Mohl Deutsches Staatsrecht und bei Vangerow Geschichte des römischen Privatrechts hörte. Einen mächtigen Eindruck empfing er von der Persönlichkeit Ludwig Häussers, der über neuere und über deutsche Geschichte las, einen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Eindruck, dessen er sich noch in späteren Jahren gern erinnerte. Nach München zurückgekehrt, promovierte er im Juni 1860 mit einer quellenkritischen Abhandlung „Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen, mit urkundlichen Beiträgen", die auch heute ihre Geltung noch nicht verloren hat. Sie war Sybel gewidmet; im Vorwort nahm er Veranlassung, auch Johann Heinrich Böhmer für wohlwollende Aufmunterung und Förderung zu danken. Er hatte mit dem berühmten Herausgeber der „Regesta Imperii" bis dahin nur in brieflichem Verkehr gestanden, bald darauf lernte er ihn bei einem Besuche in Frankfurt a. M. auch persönlich kennen. Die Erinnerung an ihn hat er stets treu bewahrt. Noch nach Jahrzehnten äußerte er sich: „Das Wohlwollen, welches mir der ausgezeichnete Mann bei seiner ersten Begegnung erwies, ist mir bis zu seinem Lebensende erhalten geblieben, und es ist mir noch heute eine Genugtuung, daß es mir vergönnt war, alsbald nach seinem Tode seine Verdienste um die historische Wissenschaft in eingehender Darstellung zu würdigen. Ich mußte allerdings, da keine der damals (1863) bestehenden deutschen periodischen Zeitschriften, bei denen ich anklopfte, dem Nekrolog des allem Parteileben fremden Mannes ihre Spalten öffnen wollte, eine Schweizer Zeitschrift (Schweizerisches Museum 1864) in Anspruch nehmen, und erst viele Jahre später wurde durch Aufnahme in meine gesammelten Aufsätze und Vorträge dieser Nekrolog in Deutschland bekannt" (Beilage der Allgem. Zeitung, 21. Dezember 1892).

Zunächst trat der junge Doktor als Mitarbeiter an den damals begonnenen „Chroniken der deutschen Städte" in den Dienst der Historischen Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften in München. Für den zweiten Band bearbeitete er des Erhard Schürstab „Kriegsbericht und Ordnung" über Nürnbergs Krieg gegen Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg in den Jahren 1449 und 1450, und lieferte zwei weitere kleinere Beiträge. Dann aber zog es ihn zur akademischen Laufbahn. Zuerst hatte er die Universität Tübingen in Aussicht genommen; aber er gab den Plan wieder auf und entschied sich für Freiburg. Es waren wohl hauptsächlich äußere Gründe, die ihn gerade diese Hochschule wählen ließen. Die Geschichte war hier, da der Lehrstuhl des im Sommer 1861 verstorbenen Gfrörer noch nicht wiederbesetzt war, so gut wie

gar nicht vertreten. Im April 1862 habilitierte er sich mit einer Probevorlesung „Über Charakter und Politik Kaiser Maximilians I." Während der nächsten Semester hat er dann nacheinander und nebeneinander u. a. über Geschichte des Altertums, Griechische Geschichte, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Geschichte Friedrichs des Großen, Geschichte Europas seit 1789 mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse, Geschichte der Befreiungskriege gelesen, auch historische Übungen abgehalten und Repetitorien für künftige Lehramtskandidaten. Vor einem größeren Publikum hielt er außerdem bereits in seinem ersten Semester, Winter 1862/63, ebenfalls in der Universität öffentliche Vorträge über badische Geschichte, und zwar über neuere — es war wohl das erstemal, daß dies an einer badischen Hochschule geschah. Aus diesen Vorträgen ist sein Buch „Baden unter den Großherzogen Carl Friedrich, Carl, Ludwig 1738—1830" (1863) erwachsen. Ohne den Anspruch zu erheben, unbekanntes Material gewertet, neue Gesichtspunkte aufgestellt zu haben, konnte der Verfasser sich doch zum Verdienst anrechnen, aus der Fülle hochwichtiger Vorgänge der europäischen und der deutschen Geschichte jener fast hundert Jahre alles das zusammengestellt und besprochen zu haben, was sich auf die Geschichte des badischen Staates und seiner Fürsten bezog, und dabei dem nationalen Gesichtspunkte in jeder Hinsicht gerecht geworden zu sein; denn „nur von diesem aus sollte heute noch die Partikulargeschichte betrachtet werden", wie er selbst im Vorwort ausführte. Deutsche Gesinnung und vaterländisches Empfinden waren es, die auch sonst seinen Vorträgen nachgerühmt wurden.

Als v. Weech ein Jahr in Freiburg war, kam Heinrich von Treitschke im Spätjahr 1863 dorthin. Man weiß, wie wenig dieser sich den engen Verhältnissen der kleinen Universitätsstadt anzubequemen vermochte, wie er sich vor allem über den Mangel geistiger Gemeinschaft und warmer Teilnahme in der ihn umgebenden neuen Welt bitter beklagte. Nur „vier vernünftige Menschen" glaubte er zu haben; einer von ihnen war von Weech. Im näheren Verkehr mit dem nur um drei Jahre jüngeren Kollegen entwickelte sich bald eine Freundschaft, welche die räumliche Trennung einer späteren Zeit überdauerte und auch dadurch nicht getrübt wurde, daß infolge andersgearteter Erlebnisse und Erfahrungen Anschauungen und Überzeugung beider Männer nicht mehr

in allen Punkten übereinstimmten. Noch 1878, als von Weech seine gesammelten Vorträge und Aufsätze Treitschke zueignete, hat er dieser Freundschaft in herzlichen Worten gedacht, und wie er im Umgang mit dem Freunde dereinst in hoffnungslos erscheinender Zeit das unentwegte Vertrauen auf eine große und glückliche Zukunft unseres Volkes gewonnen habe, und Treitschke antwortete, indem er „recht von Herzen" für die „guten Worte der Erinnerung" dankte, „lassen Sie's immer so zwischen uns bleiben, lieber Freund!" Als aber Treitschke dahingegangen war, schrieb von Weech in seinem Nachruf auf ihn: „Dieser Mann, hinreißend in seiner Begeisterung, unerbittlich in seinem Zorn, vernichtend in seinem Spotte, zeigte den Freunden, denen er im vertrauten Umgang einen Einblick in sein Inneres gestattete, das weiche Herz und den harmlosen Humor eines kindlich reinen, warm und heiter empfindenden liebenswürdigen Menschen, dem nichts Menschliches fremd war. Wer ihn nie diese Eigenschaften entfalten sah, hat nicht den ganzen Treitschke gekannt" (Karlsruher Zeitung, 1. Mai 1896).

Von der leidenschaftlichen Erregung, welche seit dem Wiederaufleben der schleswig-holsteinschen Frage im Frühjahr 1863 durch alle Kreise des deutschen Volkes ging, ward von Weech nicht weniger ergriffen als sein Freund Treitschke. Mit diesem gehörte er dem Komitee für Schleswig-Holstein an, das nach dem Beispiel zahlreicher anderer deutscher Städte sich auch in Freiburg gebildet hatte, und zwar als dessen Sekretär. Als solcher hat er den Aufruf mitunterschrieben, der die Freiburger Bevölkerung zu einer großen Volksversammlung auf den 29. November einlud, und in dieser neben Treitschke und anderen das Wort ergriffen. Auf seine besondere Anregung wurde der badischen Regierung die wärmste Anerkennung für ihre bisherige patriotische Haltung in der großen nationalen Frage ausgesprochen. Auch Flugblätter verfaßte er — „Schleswig-Holstein. Bericht aus und von diesen deutschen Ländern, Nr. 1—3" —, die in Massen verbreitet wurden und deren Reinertrag (über 3000 Gulden, wie er nicht ohne Genugtuung bemerkte) den bedrängten Bruderlanden zufloß. Vor allem aber ließ er es sich angelegen sein, in Mitteilungen an Zeitungen, Stimmungsberichten und dergleichen für die Bewegung zu wirken.

Es dürfte hier vielleicht der Ort sein, einige Worte über v. Weechs Beziehungen zur Presse im allgemeinen, seine publizistische

und journalistische Tätigkeit einzuschalten. Die Anfänge dieser Beziehungen reichen bis ins Jahr 1861 zurück. Die Augsburger, später Münchener „Allgemeine Zeitung" war eine der ersten, die Artikel von ihm brachte. Später kamen andere hinzu, wie etwa die „Kölnische Zeitung", die „Straßburger Post" usf., schon frühe auch die „Karlsruher Zeitung". Über drei Jahrzehnte ist er dieser als Mitredakteur zur Seite gestanden, hat von 1879—1881 deren damals hervorragende „Literarische Beilage" herausgegeben und zuletzt noch in den neunziger Jahren in ihr in einer Reihe von Reisebriefen, die nachher in einem Buche vereinigt wurden (Romfahrten, 1896), seine verschiedenen Erlebnisse und Eindrücke bei wiederholten Aufenthalten in Italien und besonders in Rom geschildert. Auch Zeitschriften wie „Die Grenzboten", „Nord und Süd", „Die Gegenwart" u. a. zählten ihn zu ihren Mitarbeitern. Die von ihm für Zeitungen und Zeitschriften gelieferten Beiträge sind fast unübersehbar an Zahl. Dabei beschränkte er sich keineswegs auf seine eigentliche Fachwissenschaft, sondern zog die Grenzen viel weiter. Neuerscheinungen in Kunst und Literatur, Werke der Philosophie hat er gleichermaßen besprochen, daneben über politische Vorgänge und Zustände, vornehmlich in Süddeutschland, in Bayern und Baden berichtet. Ein scharfer Blick, umfassende Kenntnisse, nicht zuletzt die Leichtigkeit, mit der er die Feder handhabte, befähigten ihn hierfür in jeder Hinsicht.

Die lebhafte Beschäftigung mit der schleswig-holsteinschen Frage, um wieder dahin zurückzukehren, wovon ausgegangen wurde, wäre damals beinahe Ursache geworden, daß er sich ausschließlich der Politik zugewendet hätte. Angeregt durch einen Freiburger Bekannten, Graf Baudissin, einen Parteigänger des Erbprinzen von Augustenburg, gedachte er diesem seine Dienste anzubieten. Treitschke befürwortete es, schien ihm doch der Freund für die Publizistik und die Geschäfte noch besser zu passen als für gelehrte Arbeiten, aber Gustav Freytag, an den er sich deswegen wandte, riet ab, da an Publizisten kein Mangel, im diplomatischen Dienst aber die Aussichten allzu geringfügig seien. So wurde aus der Sache nichts. Auch die Hoffnung, ordentlicher Professor in Freiburg zu werden, das der Nachfolger Gfrörers, Fr. X. Wegele, schon nach einem Semester wieder verlassen hatte, bestand kaum, wenn auch Treitschke meinte: „es gibt gegenwärtig in ganz Deutsch-

land nur einen jüngeren brauchbaren katholischen Historiker, meinen Kollegen Weech", allerdings aber auch beifügte: „der ist gar zu jung und seiner Gesinnung nach Protestant". So folgte v. Weech Ende 1864 einer Berufung als Bibliothekar an die Großherzogliche Hofbibliothek in Karlsruhe. Hier führte er im folgenden Jahre Therese Seuffert, mit der er seit 1862 verlobt war, als seine Gattin heim. Sie war die Tochter des als Herausgeber des „Archivs für Entscheidungen der obersten Gerichte in den deutschen Staaten" und der „Blätter für Rechtsanwendung" rühmlich bekannten, 1856 in München verstorbenen Juristen Johann Adam Seuffert. 1900 wurde sie ihm durch den Tod entrissen.

Drei Jahre war v. Weech an der Karlsruher Hofbibliothek tätig. Die Hoffnung, die er nicht ganz aufgegeben hatte, vielleicht doch noch in die diplomatische Laufbahn übergehen zu können, verwirklichte sich nicht. Ende 1867 trat er als Archivrat an das Generallandesarchiv in Karlsruhe über; damit vollzog sich eine für die ganze fernere Zukunft ausschlaggebende Wendung in seinem Leben. Beinahe vierzig Jahre hat er dem Archiv angehört, zwanzig davon, von 1885 bis zu seinem Tode, stand er an dessen Spitze.

Als v. Weech kam, war Joseph Mone Archivdirektor; doch schon im folgenden Jahr ging er ab und wurde durch Freiherr Roth von Schreckenstein, den bisherigen Vorstand des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen ersetzt. Eine rege Tätigkeit und frisches Leben entfaltete sich alsbald. Es gab so manches Versäumte nachzuholen. Für die Ordnung und Verzeichnung der reichen archivalischen Schätze war noch nicht allzuviel getan; an zuverlässigen Repertorien und Verzeichnissen mangelte es, und ganze große Urkunden- und Aktenabteilungen, namentlich solche, die zum Teil schon vor Jahrzehnten bei der Aufhebung der früheren Kreisarchive in Mannheim, Meersburg und Freiburg nach Karlsruhe überführt worden waren, befanden sich in vollständig ungeordnetem Zustande. Mit Eifer gab sich v. Weech den neuen Aufgaben hin, denen er nach seinen bisherigen Studien keineswegs unvorbereitet gegenüberstand. An den in vollem Umfang aufgenommenen Ordnungsarbeiten hatte er hervorragenden Anteil. Dabei bot sich ihm schon unter Schreckensteins Leitung wiederholt Gelegenheit, Verbesserungen in den inneren Einrichtungen des Archivs anzuregen. Als er dann selbst Direktor geworden, war es eine seiner

vornehmsten Sorgen, diese Einrichtungen stets auf einer Höhe zu erhalten, die allen Anforderungen der Zeit entsprach. Keine Mühe und Arbeit war ihm dabei zu viel, und waren einmal die unternommenen Schritte nicht gleich anfangs von Erfolg gekrönt, so stand er nicht an, sie so oft zu wiederholen, bis sie am Ende doch zum Ziele führten. Es wurde die große Zeit des Karlsruher Archivs, da dieses als eines der bestgeordneten und bestverwalteten Archive Deutschlands stets mit an erster Stelle genannt wurde, sich weit über die Grenzen des Reichs hinaus eines wohlbegründeten hohen Ansehens erfreute. Nicht selten geschah es, daß junge Leute, angehende Gelehrte, nicht nur solche, die sich später dem Archivdienst zu widmen vorhatten, damals nach Karlsruhe kamen, um hier in archivalischer Arbeit und wissenschaftlicher Betätigung sich weiter zu bilden; verschiedene von ihnen haben nachmals mit Erfolg Lehrstühle der Geschichte an deutschen Universitäten bekleidet. Von der Arbeit, die geleistet wurde in der Zeit, in der v. Weech dem Archiv angehörte und namentlich solange er dessen Direktor war, gibt die Tatsache eine Vorstellung, daß bei seinem Tode allein über einhundertundfünfzig Repertorien vorhanden waren, die alle seit dem Jahr 1868 entstanden waren, darunter in siebzehn Bänden ein Verzeichnis aller badischen Orte mit Angaben, in welchen Beständen des Archivs Urkunden, Akten, Handschriften, Kopialbücher usf. über sie zu finden waren, und außerdem einhundertundsiebzig Laden mit Zettelrepertorien, darunter einem, welches die Regesten sämtlicher in den verschiedenen Archivbeständen enthaltenen Urkunden usw. der Markgrafen von Baden bis zum Jahre 1803 enthielt.

Stets hat v. Weech es als eine besondere Pflicht des Archivars angesehen, von den seiner Obhut übergebenen Schätzen den außerhalb des Archivs stehenden Forschern und Geschichtsfreunden nach Möglichkeit Kenntnis zu verschaffen. Diesem Zwecke dienten u. a. zahlreiche Veröffentlichungen in der alten „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", die von ihm und seinen Kollegen herrühren. Er selbst hat hier neben vielem anderen „Pfälzische Regesten und Urkunden" (1869—1880), „Regesten und Urkunden der Markgrafschaft Baden" (1872, 1875), ein „Urkundenbuch des Benediktinerklosters St. Trudpert" (1878), ein „Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem" und „Das Archiv

der Stadt Radolfzell" (1884) publiziert. In der neuen Folge der genannten Zeitschrift hat er dann weiterhin ein Verzeichnis der Kaiserurkunden des General-Landesarchivs von 1200—1437 abdrucken lassen (1886, 1888), während eine von ihm veranstaltete, mit Erläuterungen versehene Ausgabe des ältesten Güterrodels des Klosters St. Peter im Schwarzwald, des Rotulus Sanpetrinus, schon früher im Freiburger Diözesanarchiv erschienen war (1882). Einen letzten bedeutsamen Schritt zur Erschließung des ganzen Archivs tat er, als er von der badischen Regierung die Mittel zur Herausgabe von Archivinventaren erwirkte. Von diesen waren bei seinem Tode bereits anderthalb Bände erschienen, deren erster die Verzeichnisse der Selekte der ältesten Urkunden (bis 1200), der Kaiser- und Königsurkunden (1200—1518) und der Papsturkunden (1198—1302), der Sammlungen der Kopialbücher, Anniversarien und Nekrologien und der Handschriften, sowie eine von ihm selbst verfaßte Übersicht über den gesamten Inhalt des Archivs umfaßte, während der erste Halbband des zweiten Bandes aus den Beständen des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs die Abteilungen Alt-Baden, Hachberg und Baden-Baden der Personalien brachte.

Für die Benützung des Archivs waren unter v. Weech stets die liberalsten Grundsätze maßgebend, und namentlich fand die Versendung von Archivalien in einer Ausdehnung statt, wie sie in jener Zeit nur selten anzutreffen war. Die Lokalforschung und die Lokalgeschichte insbesondere hatten hiervon die größten Vorteile, wie denn auch deren Pflege von da an in Baden, wenigstens wenn man die Zahl der Veröffentlichungen in Betracht zieht, einen ungemeinen Aufschwung nahm.

Im engen Zusammenhange mit v. Weechs amtlicher Wirksamkeit stand seine umfassende wissenschaftliche Tätigkeit. Er arbeitete rasch und leicht und da ihm unausgesetzte geistige Beschäftigung Bedürfnis war, erreichten seine schriftstellerischen Arbeiten eine ungewöhnlich hohe Zahl. Die meisten derselben behandeln naturgemäß Fragen der badischen Landesgeschichte; nur ausnahmsweise ist er über die letztere hinausgegangen, so als er, noch als Bibliothekar, „Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerkonferenzen von Carlsbad und Wien in den Jahren 1819, 1820 und 1834" herausgab (1865), immerhin eine Veröffent-

lichung, die im wesentlichen auf Materialien des Großherzoglichen Geheimen Kabinetts und der badischen Ministerialarchive beruhte, und dann in seinem Buche „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte" (1879), das in der Zeit, in der es erschien, als „anerkennenswerter Versuch, die vaterländische Geschichte wenigstens der neueren Zeit auch weiteren Bildungskreisen zu festem Besitz anzueignen", allseitig mit Zustimmung aufgenommen wurde. In der badischen Landesgeschichte aber gab es kaum ein Gebiet, das v. Weech nicht wenigstens einmal gestreift hätte. Einige seiner Arbeiten sind bereits erwähnt worden. Das schon genannte Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem, der „Codex diplomaticus Salemitanus" (drei Bände, 1883—1895), mit seinen reichhaltigen Registern und vortrefflichen Siegelabbildungen, kann heute noch mit Fug und Recht als Muster einer institutionellen Urkundenpublikation bezeichnet werden, durch die den süddeutschen Geschichtsforschern, Genealogen, Rechtshistorikern, Heraldikern und Topographen eine Quelle allerersten Rangs erschlossen wurde. Eine andere Veröffentlichung, die „Siegel von Urkunden des Großherzoglich Badischen General-Landesarchivs zu Karlsruhe" (zwei Serien, 1883 und 1885), hat gleich bei ihrem Erscheinen wegen ihrer Bedeutung für die Sphragistik, diese so wichtige, bis dahin stark vernachlässigte historische Hilfswissenschaft, ungeteilte Anerkennung gefunden und erfreut sich bis auf die Gegenwart eines berechtigten Ansehens. Ihr reihten sich später die von der Badischen historischen Kommission herausgegebenen „Siegel der badischen Städte in chronologischer Folge" an, zu deren beiden ersten Heften von Weech den erläuternden Text verfaßt hat (1899 und 1903). Von weiteren Arbeiten, die Themata aus der badischen Geschichte zum Vorwurf haben, seien hier angeführt: „Geschichte der Badischen Verfassung" (1868), „Baden-Durlachische Verordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts" (1873), „Das kurpfälzische Reißbuch anno 1504" (1874), „Das Wormser Synodale" (1875), „Sebastian Bürsters (des Salemer Konventualen) Beschreibung des Schwedischen Krieges 1630—1647" (1875), wertvoll vor allem nach der kulturhistorischen Seite, Gustav Freytag gewidmet, „Baden in den Jahren 1852—1877" (1877), „Die badischen Landtagsabschiede von 1554—1668" (1877), „Das achte und neunte badische Konsti-

tutionsedikt" (1892), endlich die „Badische Geschichte" (1890), eine für weitere Kreise bestimmte zusammenfassende Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit der Markgrafschaften und des Großherzogtums Baden, und die Geschichte der Stadt Karlsruhe („Karlsruhe, Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung", 3 Bände, 1895—1904).

Diese Aufzählung ließe sich nach Belieben vermehren, doch fehlt der verfügbare Raum. Nur eines Werkes haben wir noch zu gedenken, unserer „Badischen Biographien". Im Jahre 1875 sind deren beide ersten Bände herausgekommen; im Vorwort hat sich von Weech über Zweck und Ziele des Unternehmens ausgesprochen. Das Gedächtnis verdienter Badener seit der Gründung des Großherzogtums sollen sie späteren Zeiten erhalten. „Nicht nur die leitenden Staatsmänner und die in der verdienstvollen Laufbahn des höheren Beamtenstandes hervorragenden Männer, sondern auch jene, welche auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens bedeutende Stellungen eingenommen oder durch ihre persönlichen Eigenschaften segensreich gewirkt haben, wurden berücksichtigt; neben den ausgezeichneten Gelehrten, welche die Zierden der Universitäten Freiburg und Heidelberg und der polytechnischen Hochschule zu Karlsruhe bildeten, fanden auch die Vertreter der Gelehrsamkeit und die Erzieher der Jugend an den Mittel- und Volksschulen und den Lehrerseminarien Aufnahme. Nicht minder sind alle Richtungen der Kunst vertreten durch die hervorragenden Namen der Maler, der Bildhauer, der Musiker und durch die Koryphäen des Schauspieles und der Oper. Ein besonderes Augenmerk wurde den verdienten Angehörigen des Militärstandes gewidmet; ebenso ist der Versuch gemacht worden, auch der Entwicklung der Industrie und der Land- und Forstwirtschaft durch die Biographien ausgezeichneter Beförderer dieser Fächer gerecht zu werden. Die Badischen Biographien würden eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn in denselben die Mitglieder des Großherzoglichen Hauses nicht vertreten wären." — Mit größter Genugtuung konnte von Weech feststellen, daß das Unternehmen von Anfang an in den weitesten Kreisen lebhafte Teilnahme gefunden hatte; nicht nur im Lande selbst, auch außerhalb desselben wurde es als eine wertvolle Bereicherung der biographischen Literatur begrüßt, seine Berechtigung neben dem großen Sammelwerk der „Allgemeinen deutschen Bio-

graphie" nachdrücklich hervorgehoben. 1881 kam ein dritter Teil hinzu, in welchem die Nachrufe der seit Erscheinen der beiden ersten Teile verstorbenen namhaften Männer des Landes gesammelt waren. „Die Biographien", führte der Herausgeber im Vorwort aus, „zerfallen in zwei Kategorien, Originalartikel, welche speziell für diese Sammlung geschrieben sind, und Nekrologe aus Zeitungen. Die letzteren, deren Verfasser, wo sie zu ermitteln waren, namhaft gemacht sind, wurden fast ohne Ausnahme überarbeitet, wo es nötig war, ergänzt, berichtigt oder gekürzt; die Quellen sind überall angegeben." Dieses Verfahren wurde auch bei den folgenden Teilen beibehalten, von denen der vierte 1891, der fünfte, nachdem die Badische Historische Kommission die Biographien unter ihre Veröffentlichungen aufgenommen hatte, 1906 erschienen ist. In der Zwischenzeit hat der Vorgang Badens auch anderwärts Nachfolge gefunden; in verschiedenen anderen deutschen Staaten sind ähnliche biographische Sammelwerke entstanden oder werden vorbereitet (Braunschweig, Bremen, Hessen, Württemberg usf.).

Sein unvergänglichstes Verdienst um die badische Landesgeschichte hat v. Weech sich durch seine Stellung in der Badischen historischen Kommission erworben. Schon an der Gründung dieser letzten Endes auf die Initiative Großherzog Friedrichs I. zurückgehenden Körperschaft im Jahre 1883 hat er wesentlichen Anteil gehabt. Im Meinungsaustausch zwischen ihm und dem ihm persönlich nahestehenden damaligen Minister der Justiz, des Kultus und Unterrichts, Nokk, hat der Plan bestimmte Gestalt angenommen; Statut und Geschäftsordnung sind zum Teil sein Werk. Als dann die Kommission ins Leben getreten war, hat er während zweiundzwanzig Jahren mit seltener Umsicht und Hingabe das verantwortungsvolle Amt des Sekretärs bekleidet und in dieser Eigenschaft reichlich Gelegenheit gehabt, das ihm eigene Organisationstalent und seine Arbeitskraft in glänzendster Weise zu bewähren. Nicht wenige der von der Kommission in Angriff genommenen Arbeiten verdankt diese seiner Anregung, verschiedene von ihnen unterstanden zeitweise seiner Leitung, einige haben ihn selbst zum Verfasser. Der Erhaltung und sachgemäßen Behandlung der zahlreichen, im Lande verstreuten, im Besitze von Gemeinden, Pfarreien und Grundherren befindlichen Archivalien, für die zu sorgen die Kommission sich zur Aufgabe gemacht hat, hat er sich stets

besonders angelegen sein lassen. (Vgl. 1883—1908. Fünfundzwanzig Jahre der Badischen Historischen Kommission, S. 15 ff. u. ö.)

Das bisher skizzierte Lebensbild wäre unvollständig, wenn wir nicht auch v. Weechs übrigen Wirkens im öffentlichen Leben wenigstens flüchtig gedenken wollten. Trotz seiner angestrengten Berufsarbeit und seiner regen wissenschaftlichen Betätigung fand er doch noch Zeit, gemeinnützigen Unternehmungen seine Kräfte zu leihen. In Gemeinde, Kirche und Schule hat er wiederholt Ehrenämter inne gehabt. In den großen Tagen bei Ausbruch des Siebziger Krieges stellte er sich als einer der ersten der freiwilligen Hilfstätigkeit zur Verfügung, und zwar für das verantwortliche Amt eines Kriegsdelegierten der freiwilligen Krankenpflege im Felde. An seine bei dem Roten-Kreuz-Depot zu Brumat im Elsaß geleisteten Dienste erinnerte das Eiserne Kreuz am weißschwarzen Bande, das seine Brust schmückte. Nach Beendigung des Krieges gelang es dann hauptsächlich der überzeugenden Kraft seines Wortes den Eindruck von der Notwendigkeit einer Organisation der freiwilligen Hilfstätigkeit schon in Friedenszeiten festzuhalten: dem schon von früher her bewährten Frauenverein trat der Badische Männerhilfsverein zur Seite. Wiederholt hat dieser im Laufe der Jahre v. Weech zu den internationalen Konferenzen vom Roten Kreuz entsandt, um der Stellung Badens als Mitbegründer der Genfer Konvention als beredter Vertreter Ausdruck zu geben. Dem Männerhilfsverein Karlsruhe war er durch fünfunddreißig Jahre ein überaus tätiger Vorstand und Förderer seiner Bestrebungen.

An Auszeichnungen und Anerkennungen hat es v. Weech während seines Lebens nicht gefehlt. 1902 ernannte ihn sein Landesherr zum Geheimen Rat II. Klasse. Hohe Orden und Ehrungen gelehrter Körperschaften wurden ihm in reichem Maße zuteil; als eine der wertvollsten hat ihm stets die Aufnahme unter die Zahl der korrespondierenden Mitglieder der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften gegolten.

Die letzten Lebensjahre v. Weechs waren ganz ausgefüllt durch die Arbeiten für den großartigen Neubau des General-Landesarchivs, in dem er sich selbst an der Stätte seines langen Wirkens ein Denkmal errichtet hat. Im Mai des Jahres 1905 hat er dann noch persönlich den Umzug vom alten ins neue

Haus geleitet. Aber schon machten sich Anzeichen bemerkbar, daß er nicht mehr im Vollbesitze seiner früheren unverwüstlichen Kraft sei. Als eben die letzten Archivbestände nach ihrem neuen Bestimmungsort überführt waren, sank er aufs Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Wohl versuchte er noch mehreremals zur alten Tätigkeit, die er nun einmal nicht entbehren zu können schien, zurückzukehren, aber die Natur versagte ihren Dienst. Nach einigen Monaten befreite ihn der Tod von schwerem Leiden. In Karlsruhe, wo er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte, ist er am 17. November 1905 gestorben. Mit ihm war ein Mann dahingegangen, der als Staatsbeamter wie als Gelehrter mehr als Gewöhnliches geleistet hatte, dessen Andenken nicht nur innerhalb des Archives, das er zur Bedeutung und Ansehen gebracht hat, sondern auch im Lande, dessen geschichtliche Vergangenheit ihm so manche Aufhellung verdankt, und über die Grenzen der letzteren hinaus, nicht so rasch vergessen werden wird.

Vgl. die Nachrufe von P. P. Albert in der Zeitschrift für Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau Bd. 22, S. 1—13; Fr. Frankhauser in der Historischen Vierteljahrsschrift Bd. 9, S. 150—152; A. Krieger in der Archivalischen Zeitschrift Bd. 13, S. 305—311; J. Mayer im Freiburger Diözesanarchiv, N. F., Bd. 7, S. 321—325; K. Obser in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F., Bd. 21, S. 322—333; J. Wille im Biographischen Jahrbuch Bd. 10, S. 246—253. — Eine Zusammenstellung der von v. Weech verfaßten selbständig erschienenen Schriften, sowie der in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Abhandlungen und Mitteilungen geschichtlichen Inhalt von K. Sopp findet sich in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F., Bd. 21, S. 334—344. — Die umfangreiche Sammlung der an v. Weech gerichteten Briefe, sechzehn Bände umfassend, ist in den Besitz des General-Landesarchivs in Karlsruhe übergegangen; einige derselben sind in „Heinrich von Treitschkes Briefe", herausgegeben von M. Cornicelius, und in „Janssens Briefe", herausgegeben von L. von Pastor, abgedruckt. Briefe v. Weechs an seine Braut und Gattin aus den Jahren 1863 und 1870 hat A. Freund in der Süddeutschen Frauenzeitung 1924 und 1925 veröffentlicht. K.

Karl Zangemeister.

Karl Zangemeister ist aus Thüringen gekommen; am 28. November 1837 ist er zu Hallungen im Gothaischen geboren. Die Eigenart seines Stammes hat er nicht verleugnen können, doch vor allem zwei Lebenselemente nahm er aus der Heimat mit: aus dem Lande, da deutscher Sang durch Geschichte und Sage klingt, sein fröhliches Herz, und aus dem Lande, wo seit alters die gelehrten Schulen blühen, den Ernst in der Wissenschaft. Ernst strebend und lernend ist er aufgewachsen. Nach vollendeter Gymnasialzeit, die ihm in dankbarer Erinnerung blieb, hat er in Bonn und Berlin klassische Philologie studiert, zu einer Zeit, als das Studium der Altertumswissenschaft in höchster Blüte stand. Das geschah noch im alten Deutschland, dessen Jugend ideale Werte noch zu schätzen wußte, und noch verstand, welch ein hoher bildender Wert, welch eine geistige Kraft im Studium der Antike liegt. Auch Zangemeister folgte diesem Zuge. Nicht die literarisch-ästhetische Seite der klassischen Studien hat ihn angezogen, er ging den harten, schweren Weg, den ihm sein Lehrer Friedrich Wilhelm Ritschl in Bonn gewiesen, dem grammatische Schulung die grundlegende Methode aller philologischen Kritik war, ohne die ein Erforschen des Altertums ja nicht denkbar ist. Eine Sprache wissenschaftlich erforschen heißt aber ihren Quellen nachgehen, und diese ältesten Quellen liegen nicht in den literarischen Denkmälern, sie ruhen in den Inschriften. Diese sind ein wichtiges Fundament der Sprachengeschichte. Die Forderung eines Sprachstudiums des alten Latein auf Grund der Inschriften, das war in der Schule Ritschls ein hervorragendes Programm. In diese Richtung hat Zangemeister sich hineingelebt, nach Neigung und Anlage, die ihm wie wenigen anderen angeboren war. Die Epigraphik ward seine wissenschaftliche Lebensarbeit. Doch über die Ziele grammatischer Forschung und ausschließlich philologischer Kritik ist er weit hinausgewachsen. Wohl hat er auch hier seine Probe bestanden, seine Mitarbeit an der Bentleyschen Horazausgabe, seine Ausgabe des Kirchenvaters Orosius, die er nach eingehenden Forschungen besonders in den Bibliotheken Englands besorgte, zeigt uns, was er auf diesem Gebiete, würdig seines Lehrers, gelernt hat. Von entscheidender Bedeutung aber für ihn war, daß es Ritschl gelang, das große monu-

mentale Werk einer Sammlung aller Inschriften aus dem weiten Bereiche altrömischer Kultur von neuem anzuregen und Theodor Mommsen die Macht seines genialen Schaffens für dieses gewaltige Unternehmen einsetzte. Zangemeister trat in den Dienst dieses von der Berliner Akademie herausgegebenen Werkes. Wie sehr man die Tüchtigkeit des jungen Gelehrten schätzte, beweist die schwierige Aufgabe, die ihm zufiel. Zunächst ging sein Weg nach Italien, nach der versunkenen und wieder entdeckten monumentalen Fundgrube antiken Lebens, nach Pompei. Dort hat Zangemeister die ersten glänzenden Proben seines für die Entzifferung inschriftlicher Denkmale so scharf ausgeprägten Geistes abgelegt: in der Sammlung der pompejanischen Wandinschriften, die unter dem Titel „Inscriptiones parietariae Pompeianae" 1871 als ein Teil des Corpus inscriptionum erschien und nach mehrfachen Reisen des Herausgebers im Jahre 1898 eine Ergänzung gefunden hat. Ein Werk, das nicht allein für die Kenntnis des antiken Lebens in seinen alltäglichen Formen, sondern vor allem für die Kenntnis des Schriftwesens von grundlegender Bedeutung ward. Dann aber ist er römischer Kultur am Oberrhein gefolgt, um die auch für unsere Gegend so wichtige Sammlung der Inschriften Obergermaniens zu bearbeiten. Seit den Tagen, da er nach Baden kam, war er mit diesem Werke beschäftigt. Es ist fast zu Ende gekommen. Mitten im Lesen der Bogen hat ihn die tückische Krankheit befallen, müde hat er die Feder niedergelegt, aber sein Geist weilte noch an den Stätten seiner einstigen Tätigkeit, schon im Erlöschen irrte er noch auf den alten, liebgewordenen Pfaden. Diese Bände des Corpus inscriptionum sind das wissenschaftliche Lebenswerk Zangemeisters, sie sind ein Monument der Wissenschaft wie seines eigenen Namens, unzerstörbar und fest. Aber sie waren nicht sein einziges Werk. Er war nicht ausschließlich kritischer Sammler, sein großes Verdienst besteht auch in der geistigen Verwertung dessen, was er gesammelt. Als ein Mann von universellem gelehrten Wissen hat er aus seinen Forschungen, die in unübersehbaren Einzelschriften des In- und Auslandes niedergelegt sind, überzeugende Schlüsse gezogen, aus den unscheinbarsten Fragmenten uns oft Blicke in das Leben der Völker eröffnet und vor allem auf eine ganze Reihe von Wissenschaften fruchtbringend und umbildend eingewirkt. Die Archäologie, die alte Geschichte, die alte Geographie, die Geschichte

der römischen Besitzergreifung Deutschlands, römische Heeresorganisation, Verwaltungsgeschichte, Sakral- und Privataltertümer, in erster Linie aber die Paläographie, sie werden den Namen Zangemeisters lebendig erhalten. Das römische Recht wird, historisch betrachtet, in den Inschriftenwerken reiche Früchte ernten, und selbst die deutsche Philologie verdankt seinem Glück im Finden und seiner Handschriftenkunde in den Bruchstücken des Heliand ein unschätzbares Denkmal.

Aber alle diese Studien bewegen sich in stetem Kontakte mit dem frisch pulsierenden Leben. Wie jene Gelehrten der Renaissance Italiens, wo die Epigraphik ihre erste Heimat hat, ist auch Zangemeister nicht von den Büchern zu den Denkmalen, sondern zuerst in die Welt und dann in die Studierstube gegangen. Er war von einem fröhlichen Wandertriebe im Dienste seiner Wissenschaft beseelt. Nicht allein in den Museen der Städte, sondern in Feld und Wald, wo oft verborgen und vergraben die Denkmale der Vorzeit ruhen und draußen am römischen Grenzwall sah man seine kraftvolle Gestalt; denn er war der gegebene Mann, um in jener 1892 gegründeten, seinen rastlosen Bemühungen zu verdankenden Reichslimeskommission entscheidend zu wirken, einer Gesellschaft, deren Aufgabe es war, das römische Straßennetz und die römischen Grenzbefestigungen zu erforschen. Zangemeister war ein unermüdlicher Mitarbeiter des im Dienste der Kommission stehenden Limesblattes. Grundlegende Forschungen zur Geschichte des Neckarlandes sind ihm zu verdanken, Arbeiten, die von der Studierstube aus allein nicht zu leisten waren, sondern ihn fortwährend zu den Menschen führten, den gelehrten und ungelehrten. Sein liebenswürdiges Wesen verschaffte ihm zahlreiche Freunde, in diesen Kreisen wirkte er weit über die Zunft der Gelehrten hinaus anregend und fruchtbringend, weckte er Verständnis für die Erhaltung unserer Denkmale. Als der gefällige, in seinem Wissen nie versagende Gelehrte ward er der vielgesuchte Berater für alle, die Freude an den Zeugnissen uralter Kultur ihres heimatlichen Bodens hatten.

Akademien und gelehrte Gesellschaften, Museen und wissenschaftliche Kommissionen wählten Zangemeister zum Mitglied und Berater. Die Universität Heidelberg hat ihn als ordentlichen

Honorarprofessor in ihre Mitte aufgenommen, damit er sein reiches Wissen auch im Lehren verwerten sollte.

Zangemeister war ein echter Gelehrter, voll leidenschaftlicher Liebe zu den Büchern. Und weil er dies war, erfüllte er die eine wichtige Seite seines eigentlichen Berufes, eines Bibliothekars. Aber nicht ein jeder, der gelehrt ist, besitzt auch die Anlage, bibliothekarisch zu wirken, die oft im Laufe der Jahrhunderte gesammelten Erzeugnisse literarischen Lebens für die Wissenschaft, für Bildung und Leben nutzbar zu machen, voll Achtung und Ehrfurcht vor dem Alten, mit freiem Blicke auch für die Forderungen der Gegenwart. Solche Anlage aber war diesem Gelehrten angeboren, wie dem Künstler der Sinn für die Lebenskraft der Farben, für die Schönheit der Formen. Als Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek auf dem Friedenssteine bei Gotha, wohin ihn die erste Lebensstellung geführt (1868—1873), hat er Zeit gehabt, diese Anlagen auszubilden. Er hatte sich bewährt, er war kein Neuling mehr, als er im Jahre 1873 zur Leitung der Heidelberger Universitätsbibliothek berufen ward. Als er seine Stelle antrat, befand sich diese Bibliothek noch in den engen Grenzen, in denen sich damals noch Lehren und Lernen der Fakultäten bewegte. Der Umfang der Sammlung entsprach der gegen heute so bescheidenen literarischen Tätigkeit in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; die Räume der Bibliothek, die Art ihres Betriebes, die Ordnung der Bücher genügten den damaligen kleinen Verhältnissen. Aber der neue Zug im literarischen Leben war schon im Gange. Der neue Bibliothekar verstand ihn, es war ihm klar, daß Einrichtungen, von nach heutigen Begriffen umständlichem Charakter, für ihre Zeit vortrefflich sein, unmöglich aber für die Zukunft genügen konnten. Denn unaufhaltsam war der Fortschritt literarischen Schaffens, neue Wissenschaften lösten sich ab von den alten, um selbst wieder neue zu begründen. Mit gebieterischer Macht forderte die neue Literatur ein Recht neben der unsterblichen alten, die Interessen wuchsen hinaus in endlose Ferne, es mehrten sich mit den neuen literarischen Erscheinungen die Aufgaben der Bibliotheken. Immer berechtigter erwiesen sich die Forderungen, alle diese literarischen Schätze in Formen und unter Bedingungen zu benützen, die einem vorwärtsstrebenden, rasch lebenden Zeitalter die bequemsten schienen. Es ist das große Verdienst Zangemeisters, daß er, der stolze Ver-

treter einer großen, längst vergangenen Kultur, auch sein Auge offen hielt für das Neue, das Kommende, daß er die alte Bibliothek zunächst einmal fähig machte, diesen Forderungen auch für die Zukunft zu genügen, daß er die Heidelberger Bibliothek nach allen Richtungen hin neu organisierte. Eine gewaltige Arbeit, die er im Laufe von wenigen Jahren nicht nur leitend, sondern auch selbst mitarbeitend bewältigte. Handelte es sich doch darum, eine damals schon 300 000 Bände umfassende, in einzelnen Teilen nicht einmal durch genaue Kataloge zugängliche Sammlung neu zu ordnen, im ganzen Verwaltungsapparate neue Einrichtungen zu schaffen. Wer heute sich mit Hilfe der musterhaften Kataloge in den gewaltigen Büchermassen zurecht findet, wer heute in Benützung dieser literarischen Schätze eine Bequemlichkeit und vor allem eine Freiheit genießt, wie dieselbe nicht überall zu finden ist, der hält vieles für selbstverständlich, was doch einstens ganz anders war. Die neue Bibliothek aber, nach eigenen Ideen ihres Vorstandes umgeschaffen, war nichts Lebloses, sie war auch keiner Maschine gleich, die, einmal in Bewegung gesetzt, ihre einförmige Arbeit besorgt. Eine Bibliothek, welche die meisten Bücher hat, ist deswegen noch nicht die erste. Eine jede Verwaltung muß die Zeichen individuellen Lebens in sich tragen. Wer sie führt, dessen Geist soll auch in ihr zu spüren sein. Auch Zangemeister hat dieser Anstalt den Stempel seines Geistes aufgedrückt, mit dieser Anstalt war er geistig verwachsen bis zum letzten Aufblitzen seines starken Lebensfeuers. Er brachte eigenes Leben in die Ordnung der Dinge durch die Freiheit der Benützung, durch seine Gefälligkeit, die ein jeder an ihm schätzte, durch die Selbstlosigkeit, die sich gerne in die Neigungen eines jeden Bibliotheksbenützers hineinlebte und eigene Gelehrsamkeit, umfassende bibliographische Kenntnisse zur Verfügung stellte. Denn die Aufgabe eines jeden Bibliothekars soll ja sein, nicht allein zu geben, was man wünscht, sondern auch Wege zu führen, die man noch nicht kennt, einem jedem mehr zu sein, als auch der beste Katalog vermag. Mit den veralteten Figuren, die, in Büchern vergraben, Luft und Licht scheuen, hatte Zangemeister nichts gemein. Wer einmal in die Bibliotheksräume kam, der verspürte sofort den frischen Luftzug, der ihm hier entgegen kam. Neben den ernsten Arbeiten gediehen unter dieser Verwaltung auch des Lebens heitere Seiten, Frohmut und Humor. Zangemeister war vor allem kein

Freund vom toten Buchstaben, von Paragraphen und Instruktionen. Es gab bei ihm keine Methoden, die wie auf ehernen Tafeln unverrückbar eingegraben waren. Er, der Vertreter der Wissenschaft, dem wissenschaftliches Streben und Arbeiten als die Grundbedingungen bibliothekarischen Wirkens galten, war der ausgesprochene Leugner einer Wissenschaft, die sich Bibliothekswissenschaft zu nennen pflegt. Er wollte nichts wissen von Schulen, in denen Bibliothekare groß gezogen werden, denn ein Mann von eigenen Ideen braucht die Autorität der Schule nicht. Und dennoch war diese Bibliothek eine Schule, in der alle, Gelehrte und Ungelehrte, ohne Lehrbuch, im lebendigen Verkehre mit ihrem Leiter, der selbst das Leben war, gelernt haben. Auch er selbst hat wiederum gerne von seinen Mitarbeitern gelernt.

Zangemeister war mit seiner Bibliothek geistig verwachsen. Darum gab er ihr nicht nur Leben, er nahm es auch von ihr. Es war unschwer zu beobachten, wie dieser Oberbibliothekar, in jungen Jahren Vertreter eines bestimmten Faches, in den seinem Amte gestellten Forderungen, in dem vielseitigen geistigen Verkehr, den es mit sich brachte, in immer weitere Interessensphären hineinwuchs und am allzufrühen Ende seiner Tage angekommen, als ein mit den vielseitigsten Regungen des Lebens und der Wissenschaft vertrauter Mann erschien. In diesem geistigen Zusammenhang faßte er auch die großen Traditionen auf, die auf den alten Heidelberger Büchersammlungen ruhen, er fühlte sich immer als den Nachfolger aller der Männer, deren Gelehrsamkeit vor Jahrhunderten hier gewaltet. Aus diesem geistigen Zusammenleben entstanden seine größeren und kleineren Arbeiten zur Geschichte der Heidelberger Bibliothek. Ob er einen einfachen Verwaltungsbericht drucken ließ, ein einfaches Zeitschriftenverzeichnis, eine Pfälzische Bibliographie aus den Broschüren der Maysschen Sammlung herausgab oder phototypische Nachbildungen von Heidelberger oder anderen Handschriften besorgte, zur Geschichte der großen Liederhandschrift der sogenannten Manessischen Handschrift wichtige Beiträge lieferte, aus allem spricht der Mann, der praktische Verwaltung mit wissenschaftlicher Förderung verband und die Schätze seiner Bibliothek in ihren Schränken für die Außenwelt nicht verschlossen hielt. Auch ihre handschriftlichen Kostbarkeiten suchte er gleich den Druckwerken zu vermehren. Die 1877 erfolgte

Erwerbung der umfangreichen, höchst wertvollen Sammlung von Urkunden zur Geschichte der Pfalz aus dem Nachlasse des pfälzischen Geschichtsschreibers Pfarrer Lehmann in Nußdorf ist Zangemeisters Bemühungen zu danken. Zwei während der Katastrophe 1620 zufällig nach Wittenberg entliehene Handschriften sind in die Palatina im Jahre 1881 zurückgekehrt. Aus allen diesen Arbeiten und Sorgen für seine Bibliothek erwuchs Zangemeister vor allem die Liebe zur Geschichte des ihm zur zweiten Heimat gewordenen Bodens, zur alten Pfalz und Heidelberg. Diese neue Heimatliebe trug ihre Früchte, sei es, daß er die Spuren römischer Kultur in diesen Landen verfolgte oder dem Heidelberger Schlosse sein Interesse schenkte, in einer Form, die an Gründlichkeit, auch auf diesem jungen Boden, die Schule Ritschls erkennen läßt. Es sei hier nur an die musterhaften, vorbildlichen Arbeiten Zangemeisters in den Mitteilungen des Heidelberger Schloßvereins erinnert, wo er aus Heidelberger und fremden Sammlungen die Ansichten von Stadt und Schloß Heidelberg von Beginn des 16. Jahrhunderts an zusammengestellt und wissenschaftlich behandelt hat.

Zangemeister war Leben, aber kein Leben, das wie im Takte der Uhr in seinem Innern schlug, ein Leben erregbar, in seinen Äußerungen so oft unter den unmittelbarsten Eindrücken des Augenblicks, rasch und feurig. Da aber Augenblicke wechseln, war es nicht einförmig, sondern voll Stimmung, mannigfaltig, von vielgestaltender elementarer Kraft, reich an Akkorden, die in seinem Innern auf- und niederstiegen. Oft schien sein Wesen rauh und hart, während in seinem Innern kindliche Güte ruhte. Die Kraft des Feuers loderte hell auf, und heitere Ruhe des Gemüts sprach wieder aus seinen Augen. Ruhelos, voll Hast und Eile, voll Ungeduld die immer neu seiner Gedankenwelt entspringenden Ziele kaum erwartend, war er doch voll Überlegung und von starkem Willen. Ein Gelehrter von umfassendem Wissen, seines Wertes wohl bewußt und mit Recht bewußt, mitteilsam, wenn man sein Wissen suchte, niemals damit prunkend und dabei wieder erfüllt von einer Bescheidenheit, die oft schüchtern und verlegen gespendetes Lob entgegennahm. Ein Mann, der Tage und Stunden der Gegenwart vergessend, im Bannkreise der Arbeit alle die Eigentümlichkeiten eines der Welt entrückten Gelehrten teilen konnte, und doch wieder mitten im Leben stehend Freude am Leben hatte, dem er in allen seinen Re-

gungen Verständnis entgegenbrachte. Darum ein Mann, wie wenige zum Verkehr mit Menschen, für die Gesellschaft geschaffen, dort gerne gesehen und gesucht, er das lebensvollste und belebendste Element in ihr. Darum verstand er auch in seinem eigenen Hause das gesellige Leben so geistig anregend zu gestalten. Auch in der äußeren Erscheinung war Karl Zangemeister der kräftigste Ausdruck des Lebens, stark an Leib und Seele. Man hätte glauben sollen, der Tod habe kein Recht an ihm. Er kam über ihn, noch ehe ihm das bedeutsamste Ziel seines Denkens und Hoffens, Arbeitens und Sorgens, der Einzug in das neue Bibliotheksgebäude vergönnt war. Am 8. Juni 1902 ist er gestorben.

Vgl. J. Wille in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern 14, 143—152. K. Schumacher im Biograph. Jahrbuch 10, 297 bis 301. — Schriften: Index in Horatium. Anhang zu: Horatius ex rec. R. Bentleii (1869). — Inscriptiones parietariae Pompejanae, Herculanenses, Stabianae. (Corpus inscript. Latinarum IV, 1871, 1891.) Supplem. I, II (1896, 1909). — Tabulae ceratae Pompejis repertae. (Corp. inscript. Lat. Suppl. 1875, 1887, 1898.) — Exempla codicum Latinarum litteris majusculis scriptorum (zus. mit W. Wattenbach, 1876). Suppl. (1879). — Pauli Orosii historiarum adversus paganos libri VII (= Corp. script. ecclesiasticorum Lat. 1882). — Die Schmalkaldischen Artikel vom Jahre 1537 nach Dr. Martin Luthers Autograph in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg (1883). — Glandes plumbeae latine inscriptae (Ephemeris epigraph. 1885). — Ansichten des Heidelberger Schlosses bis 1764 (Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses I—III, 1886—1896). — Zur Geschichte der großen Heidelberger sogenannten Manessischen Liederhandschrift (Westdeutsche Zeitschrift VII, 1889). — Die Wappen, Helmzierden und Standarten der großen Heidelberger Liederhandschrift (1892). — Zur Geographie des römischen Galliens und Germaniens nach den Tironischen Noten (Neue Heidelberger Jahrbücher 1892). — Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca Palatina (zus. mit W. Braune, Neue Heidelberger Jahrbücher IV, 1894). — Inscriptiones trium Galliarum et Germaniarum Latinae (zus. mit Otto Hirschfeld), Partis II, fasc. 1 Inscript. Germaniae sup. = Corp. inscript. lat. XIII, 2 fasc. 1 (1905). — Praefatio zu Codex Heidelbergensis 1613 Palatinus

phototypice editus (= Codices Graeci et Latini photographice depicti duce Scatone de Vries. Tom. V, 1900). — Zahlreiche Abhandlungen in in- und ausländischen Zeitschriften, Akademieschriften und anderen periodischen Veröffentlichungen.

J. Wille.

Karl Gegenbaur

wurde am 21. August 1826 in Würzburg geboren als Sohn des dortigen Rentamtmanns Franz Joseph Gegenbaur und dessen Ehefrau Elisabeth Karoline, geborenen Roth. Vater und Mutter entstammten angesehenen katholischen Familien, in welchen der gelehrte, namentlich juristische, auch geistliche Stand hervortrat. Die väterlichen Vorfahren waren bald nach dem Dreißigjährigen Kriege aus der ursprünglichen oberschwäbischen Heimat nach Fulda ausgewandert und in dem benachbarten Hessen- und Frankenlande ansässig geworden. Gegenbaurs Vater wird von dem Sohne als Mann von strenger und ernster Lebensführung und unwandelbarer Pflichttreue, seine Mutter als eine warmherzige, für ihre Familie in unermüdlicher Liebe besorgte Frohnatur geschildert. Wie bei Goethe lassen sich die von dem Vater und von der Mutter ererbten Züge an dem Sohne leicht erkennen.

Die erste Jugend verlebte Karl Gegenbaur in den mittelfränkischen Städtchen Weißenburg am Sand und Arnstein an der Wern, wohin sein Vater versetzt worden war. Zwölfjährig kommt er auf das Gymnasium in Würzburg, dessen Einseitigkeit und Strenge mit übermäßigem Hervortreten starrer kirchlicher Übungen und Prozessionen ihm wenig zusagte. Er war ein guter, reich begabter Schüler und gewann in den klassischen Sprachen, der Literatur und der Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften eine ausgezeichnete Vorbildung und damit die Grundlagen seiner ungewöhnlichen allgemeinen Bildung; das Beste und für die Zukunft Maßgebende seiner Entwicklung vollzog sich aber jenseits der Schulräume, wo Mutter Natur ihm ihr weites Reich öffnete. In verhältnismäßig jungen Jahren verfügt er über ausgebreitete und eingehende, vorwiegend autodidaktisch erworbene Kenntnisse in der Tier-, Pflanzen- und Gesteinskunde, sammelt hier auf zahlreichen Gebieten, zeichnet nach der Natur und übt sich selbst in Tierzergliederungen. Im Jahre 1845 besteht er die Reifeprüfung und bezieht die Universität

Würzburg als Student der Naturwissenschaften und Medizin. Hier bleibt er bis zu seinem im Frühling 1851 abgelegten medizinischen Doktorexamen, vorwiegend naturwissenschaftlichen, anatomischen und pathologischen Studien unter A. Koelliker, Franz Leydig, Heinrich Müller und Rudolf Virchow ergeben, aber auch die klinischen Studien nicht vernachlässigend und in der inneren medizinischen Klinik einige Semester als Assistent tätig. Noch als Student veröffentlicht er eine mit N. Friedreich gemeinsam ausgeführte Arbeit über den Schädel des Axolotl (1849) und zwei Untersuchungen über Tasthaare (1850, 1851). Die Doktordissertation ist eine entwicklungsgeschichtliche und handelt „De limacis evolutione"; sie bildet zugleich die Grundlage für die 1851 und 1852 erschienenen Abhandlungen über die Nachtschnecke Limax. In dem mit der Promotion verbundenen öffentlichen Vortrage bespricht Gegenbaur die Variabilität der Organismen und kommt zu Anschauungen, welche den später veröffentlichten Ch. Darwins verwandt sind. Die folgenden Jahre dienen Studien- und Sammelreisen an die Nordsee und an das Mittelländische Meer, teils allein, teils mit A. Koelliker und Heinrich Müller unternommen; auf der Reise über Berlin lernt er Johannes Müller kennen. Die Ausbeute dieser Reisen ist eine außerordentliche, insbesondere in den Abteilungen der Cölenteraten, Würmer, Echinodermen, Mollusken und Tunicaten, dehnt sich aber auch auf botanische, paläontologische, geognostische und mineralogische Objekte aus. Ihre an Ort und Stelle und in Würzburg unternommene Bearbeitung fördert zusammen mit der Untersuchung einheimischer Tiere eine große Anzahl von Abhandlungen und Monographien, von denen neben zahlreichen kleineren Veröffentlichungen namentlich die Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Landgastropoden (1852), in Messina mit Alb. Koelliker und Heinr. Müller angestellte vergleichend-anatomische Untersuchungen (1853), Beiträge zur näheren Kenntnis der Schwimmpolypen (Siphonophoren 1854), über Phyllirhoe bucephalum (1854), Untersuchungen über Pteropoden und Heteropoden (1855), über den Entwicklungsplan von Doliolum (1855) an Umfang und Bedeutung hervortreten. Seit Anfang des Sommersemesters 1854 ist er Privatdozent in Würzburg und hält Vorlesungen über Zoologie, sowie ein populäres Kolleg über Anatomie und Physiologie. Während der Vorbereitungen für die bisher von Leydig eingenom-

mene anatomische Prosektur erhält er den Ruf eines Professors Extraordinarius der Zoologie in Jena als Nachfolger Oskar Schmidts und tritt diese Stelle mit Anfang des Wintersemesters 1855/56 an, Zoologie, vergleichende Anatomie, Histologie und Entwicklungsgeschichte lesend, zoologische, mikroskopische und morphologische Kurse abhaltend, das Zoologische Institut und Museum organisierend und durch seine Privatsammlungen bereichernd und dabei eine weitere reiche produktive Wirksamkeit entfaltend. Den drei Jahren dieser Tätigkeit entstammen, abgesehen von kleineren Mitteilungen über Trachelius ovum und über die Kristallstäbchen im Krustentierauge, die Arbeiten: Studien über die Organisation und Systematik der Ctenophoren (1856), Bemerkungen über die Randkörper der Medusen (1856), Versuch eines Systems der Medusen usw. (1856), über die Entwicklung der Sagitta (1856), über die Organisation von Phyllosoma und Sapphirina (1858) und anatomische Untersuchung eines Limulus (1858). Alle diese seit 1852 veröffentlichten Untersuchungen über Wirbellose bilden Fundamente der Kenntnis dieser Tiere. Auch lieferte er Originalbeiträge zu den 1857 erschienenen Icones zootomicae von J. V. Carus.

Am Ende des Sommersemesters 1858 erhält er zur zoologischen Professur noch das anatomische Ordinariat als Nachfolger des hochverdienten Jenaer Anatomen und Physiologen Emil Huschke. Gegenbaur hat in Jena vier Jahre als Professor der Anatomie und Zoologie gewirkt, im Jahre 1862 aber die Zoologie an seinen Freund Ernst Haeckel, der sich 1861 auf seinen Rat in Jena für Zoologie habilitiert hatte, abgegeben. Von 1862 ab hat Gegenbaur als Vertreter des anatomischen Faches bis zum Ende des Sommersemesters 1873 in Jena eine reiche und hervorragende Wirksamkeit ausgeübt, in seinen Vorlesungen vor wachsenden Zuhörerzahlen das ganze Gebiet der menschlichen Anatomie, Entwicklungsgeschichte und vergleichenden Anatomie gelehrt, die menschlichen Präparierübungen und die Arbeiten für Vorgerücktere, sowie eine Reihe von Jahren den mikroskopisch-anatomischen Kurs geleitet und dem Jenaer Anatomischen Museum reiche Schätze an Präparaten und sonstigen Lehrmitteln zugeführt; auch um die räumliche Verbesserung der alten Anstalt hat er sich große Verdienste erworben.

Der Übergang von dem zoologischen zum zoologischen und anatomischen und danach dem anatomischen Fache bedeutet zugleich

einen Wendepunkt in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, die zunächst noch der Erledigung einiger Arbeiten über Wirbellose gilt, danach sich aber mehr und mehr allgemeineren Werken und Fragen und den Untersuchungen über Wirbeltiere zuwendet. 1859 erscheinen die „Grundzüge der vergleichenden Anatomie", welche das gesamte Gebiet der Wirbellosen und Wirbeltiere umfassen, 1860 die Rede zum Antritt der anatomischen Professur „De animalium plantarumque regni terminis et differentiis" und 1862 die von ihm herausgegebenen und mit Vorwort versehenen nachgelassenen Vorträge Heinrich Rathkes „Zur vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere". Und mit dem Jahre 1861 beginnt zugleich die große Reihe jener bahnbrechenden Abhandlungen und Monographien, welche die vergleichende Anatomie der Wirbeltiere vertiefte und auf eine höhere Stufe erhob und Gegenbaur als den genialsten und würdigsten Nachfolger von Johannes Müller zu erkennen gab. Mittelgroße und kleinere Arbeiten handeln über Wirbeltiereier mit partieller Dotterteilung (1861) und über das Vogelei (1864), über diese ersten Entwicklungsvorgänge wichtige Aufschlüsse gewährend, ferner über Metamorphose der Fische (1865), sowie über Drüsenzellen in der Lungenschleimhaut bei Amphibien (1863). Von umfassenderer Bedeutung ist die Reihe der Untersuchungen über das Skelettsystem, insbesondere das Skelettgewebe und seine Genese: Über die Bildung des Knochengewebes (1864 und 1866); über primäre und sekundäre Knochenbildung mit besonderer Beziehung auf die Lehre vom Primordialcranium (1866), über Skelettgewebe der Cyclostomen (1869), zu denen sich zahlreiche originale Mitteilungen in seinen Lehrbüchern gesellen; weiter über das Rumpfskelett: Über Bau und Entwicklung der Wirbelsäule bei Amphibien überhaupt und beim Frosche insbesondere (1862); Untersuchungen zur vergleichenden Anatomie der Wirbelsäule bei Amphibien und Reptilien (1862); Über die Entwicklung der Wirbelsäule des Lepidosteus, mit vergleichend-anatomischen Bemerkungen (1867); Beiträge zur Kenntnis des Beckens (bzw. Kreuzbeins) der Vögel (1871); das Kopfskelett: Das Kopfskelett der Selachier, ein Beitrag zur Erkenntnis der Genese des Kopfskelettes der Wirbeltiere (1872); Über die Nasenmuscheln der Vögel (1871) uff. und das Gliedmaßenskelett: Vergleichend-anatomische Bemerkungen über das Fußskelett der Vögel (1863); Carpus und Tarsus (1864); Über die episternalen

Skeletteile und ihr Vorkommen bei den Säugetieren und dem Menschen (1864); Schultergürtel der Wirbeltiere, Brustflosse der Fische (1865); über das Skelett der Gliedmaßen der Wirbeltiere im allgemeinen und der Hintergliedmaßen der Selachier insbesondere (1870) u. a. Eine kleinere Mitteilung (Ein Fall von mehrfachen Muskelanomalien an der oberen Extremität, 1861) betrifft das Muskelsystem; zwei weitere Abhandlungen (die speziellere: Über das Verhältnis des Nervus musculo-cutaneus zum N. medianus, 1866, und die hochbedeutende universelle: über die Kopfnerven des Hexanchus und ihr Verhältnis zur „Wirbeltheorie" des Schädels, 1871) beziehen sich auf das Nervensystem. Dem Hautsystem und dem Digestionssystem gelten nur kürzere Mitteilungen (1873 und 1863), während dem Gefäßsystem wiederum tiefergreifende Untersuchungen, so Zur vergleichenden Anatomie des Herzens (1865), zuteil werden. Auch erscheint 1870 eine neue, von Grund aus umgearbeitete und erheblich vermehrte und verbesserte Auflage der „Grundzüge der vergleichenden Anatomie", welche bald die weiteste Verbreitung gewann und das wichtigste Lehrbuch der Vergleichenden Anatomie wurde. Namentlich auf seine Anregung wird 1864 die „Jenaische Zeitschrift für Medizin und Naturwissenschaft" begründet, welche während seiner Anwesenheit in Jena bis 1873 in sieben Bänden erscheint. Gegenbaur ist der Hauptredakteur dieser bedeutungsvollen Zeitschrift.

Gegenbaur hat sich in Jena sehr wohl gefühlt und seiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu dieser seiner „hohen Schule" wiederholt Ausdruck verliehen. Einen 1872 an ihn ergangenen Ruf an die renovierte Universität Straßburg i. E. lehnte er ab. In Jena begründete er im Frühling 1863 das kurze Glück seiner ersten Ehe mit Anna Margarete Emma, geborene Streng, welche bereits im Sommer 1864 starb, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt. Erst nach Jahren, im Frühling 1869, hat er sich wieder vermählt, mit Ida, der Tochter des hervorragenden Heidelberger Anatomen Friedrich Arnold; diese Ehe hat in reinem Glücke bis zu seinem Tode gedauert; zwei Kinder, eine Tochter, die sich weiterhin zur talentvollen Malerin entwickelte, und ein Sohn sind ihr entsprossen. — Zu den Jenaer Kollegen bestanden freundlichste Beziehungen. Aus dem Freundeskreise seien namentlich Kuno Fischer, Leubuscher, C. Gerhardt, B. S. Schultze, A. v. Bezoldt, Wilh. Müller und

namentlich Ernst Haeckel hervorgehoben. An der Gründung der Jenaischen medizinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaft und der von ihr herausgegebenen oben erwähnten Zeitschrift hat Gegenbaur hervorragenden Anteil. — Sein zunehmender Ruf als Forscher zog zahlreiche Schüler an, welche später großenteils Vertreter seiner Schule in selbständigen und angesehenen akademischen Stellungen wurden; von diesen seien u. a. Th. W. Engelmann, N. v. Miklucho-Maclay, A. Lange, M. Huß, M. Fürbringer, A. Brolik, B. Vetter, G. v. Koch, Oskar und Richard Hertwig, F. Frenkel, R. Fleischer, B. Solger, G. Ruge genannt.

Im Sommersemester 1873 folgte Gegenbaur der Berufung nach Heidelberg als Friedrich Arnolds Nachfolger. Von Beginn des Wintersemesters 1873/74 ab bis zu seinem mit Ende des Wintersemesters 1900/01 erfolgten Rücktritte ist er der Ruperto-Carola treu geblieben, hat auch einen 1878 ihm gewordenen glänzenden Ruf an die neugegründete Universität Amsterdam ausgeschlagen.

Seine Heidelberger Lehrtätigkeit war im wesentlichen die gleiche wie in Jena: Anatomie des Menschen, anfangs auch Vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte, von denen erstere später vom Professor der Zoologie, letztere vom anatomischen Prosektor gelesen wurde, die menschlichen Präparierübungen und das anatomische Praktikum für Vorgerücktere. Die Zahl seiner Schüler wuchs zusehends; auch jüngere und ältere Forscher aus dem Auslande schätzten es sich zur Ehre, unter seiner Leitung zu arbeiten. Namentlich E. Rosenberg, G. Born, J. A. Palmén, A. C. Bernays, A. A. W. Hubrecht, J. Brock, M. v. Davidoff, W. B. Scott, W. Leche, J. E. V. Boas, H. Gadow, B. Grassi, M. Sagemehl, N. Goronowitsch, C. Heß, Fr. Meyer, N. R. Davies, N. K. Corning, O. E. Imhoff, C. Röse, O. Seydel, Schwink, L. Bayer, E. Schwalbe, H. Eggeling, S. Paulli, H. Engert haben dazu beigetragen, seiner Schule weitere Verbreitung zu geben; auch R. Semon, B. Haller und N. Braus können mittelbar als seine Schüler bezeichnet werden. Das gleiche gilt von seinen Prosektoren und Assistenten, von denen insbesondere B. Solger, M. Fürbringer, E. Calberla, G. Ruge, W. Pfitzner, Fr. Maurer, H. Klaatsch und E. Göppert genannt seien. — Von den Heidelberger Kollegen standen ihm namentlich Friedrich Arnold und Julius Arnold,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nikolaus Friedreich und vor allen Kuno Fischer nahe. Breitere Geselligkeit liebte er nicht; bei seiner angestrengten wissenschaftlichen Tätigkeit fehlte ihm dazu die Zeit. Auch hielt er sich von Kongressen und entsprechenden Zusammenkünften nach Möglichkeit fern.

In Heidelberg begründete er 1874 das „Morphologische Jahrbuch" und führte es bis zum 29. Bande (1900/02) weiter; danach wurde die Herausgabe von seinem Schüler G. Ruge übernommen. Dasselbe enthält vorwiegend Abhandlungen Gegenbaurs und seiner Schule.

Die eigenen Arbeiten führten das in Jena Begonnene weiter. Einen breiten Raum nehmen die Arbeiten über das Skelettsystem ein; dieselben betreffen teils das Kopfskelett (Über das Kopfskelett von Alepocephalus rostratus Risso, nebst Bemerkungen über das Kiemenorgan von Alausa vulgaris, 1878; Über die Occipitalregion und die ihr benachbarten Wirbel der Fische, 1887; Die Metamerie des Kopfes und die Wirbeltheorie des Kopfskelettes, 1887, u. a.), teils das Gliedmaßenskelett (Zur Morphologie der Gliedmaßen der Wirbeltiere, 1876; Das Flossenskelett der Crossopterygier und das Archipterygium der Fische, 1894; Clavicula und Cleithrum, 1895, usw.); auch die polemischen Bemerkungen zu Goettes Entwicklungsgeschichte der Unke (1875) betreffen vorwiegend das Gliedmaßenskelett. Die Abhandlungen über das Muskelsystem, Nervensystem und die Sinnesorgane treten weniger hervor, eröffnen aber auch zum Teil neue Bahnen. Umfangreicher sind die Untersuchungen über die Integumentgebilde und das Eingeweidesystem. Das Gefäßsystem wird in zwei kleineren Arbeiten 1880 und 1891 berücksichtigt. Von allgemeinerem Inhalte und charakteristisch für die Methodik der Gegenbaurschen Forschung sind die Abhandlungen über die Stellung und Bedeutung der Morphologie (1875), über Cänogenese (1888) und Ontogenie und Anatomie in ihren Wechselbeziehungen betrachtet (1889); ein kleinerer Aufsatz gibt Bemerkungen zur anatomischen Nomenklatur (1898). Alle diese Abhandlungen und Untersuchungen ergänzen sich mit den Veröffentlichungen seiner Schüler, an deren Ausarbeitung er zum Teil innigen Anteil nahm. — Auch zahlreiche (23), vorwiegend kritische Besprechungen wissenschaftlicher Werke hat Gegenbaur in den Jahren 1875—1886 im Morphologischen Jahrbuch

gegeben, von denen diejenige von Goettes Entwicklungsgeschichte der Unke (1875) an Umfang hervortritt.

Alle Arbeiten der Heidelberger Zeit überragend heben sich die zu dieser Zeit erschienenen Lehr- und Handbücher der vergleichenden und menschlichen Anatomie hervor. Von der „Vergleichenden Anatomie" erschien 1874 und 1878 die 3. und 4. Auflage unter dem Titel „Grundriß der vergleichenden Anatomie", kürzer gefaßte, aber inhaltlich vermehrte und verbesserte Ausgaben der während der Jenaer Zeit veröffentlichten Grundzüge (1859 und 1870); sie sind auch ins Französische, Englische und Italienische übersetzt worden. Endlich kam 1898 und 1901 die zweibändige „Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere mit Berücksichtigung der Wirbellosen", das umfassendste Werk seines Lebens, zur Veröffentlichung. — Die 1. Auflage der „Anatomie des Menschen" erschien im Jahre 1883. Dieses Werk hat danach zahlreiche vermehrte und verbesserte Auflagen erlebt, deren letzte, die siebente, in den Jahren 1898 und 1899 in zwei Bänden herauskam; die Teilung in zwei Bände begann mit der 4. Auflage. Eine neue erweiterte (8.) Auflage in drei Bänden wurde von M. Fürbringer und E. Göppert begonnen und eine kleinere zweibändige Ausgabe im Umfang des Gegenbaurschen Originalwerkes von H. Bluntschli in Arbeit genommen.

Die letzte Veröffentlichung Gegenbaurs bildet seine Selbstbiographie „Erlebtes und Erstrebtes" (1901).

Dank der Fülle und dem Inhalte seiner Arbeiten hat Gegenbaur Weltruf gewonnen und sich die Ehrentitel eines bahnbrechenden und führenden Geistes und eines der vornehmsten Morphologen aller Zeiten erworben. Der Universität Heidelberg galt er als eine ihrer ersten Zierden; Großherzog, Ministerium und Stadt haben ihm höchste Ehrungen verliehen; der Königlich Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, der Königlich Preußische Orden Pour le mérite, mehrfache goldene Medaillen und Preise gelehrter Gesellschaften und Universitäten und Ehrendoktorate (Jena, Leiden, Edinburgh, Würzburg) sind ihm zuteil geworden. Von größeren gelehrten Gesellschaften und Akademien existieren nicht viele, die sich nicht durch seine Ernennung zum korrespondierenden oder auswärtigen oder Ehrenmitglied geehrt hätten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Am Anfang dieses Jahrhunderts begann die Kraft des hochbetagten Mannes, der kein Ausruhen von der Arbeit und keine Schonung kannte, schwächer zu werden. Noch war sein Geist hell und frisch wie jemals, aber seine körperliche Leistungsfähigkeit war infolge von Arteriosklerose vermindert, und die abnehmende Kraft seiner Gliedmaßen erlaubte ihm nicht mehr die erheblichen Anstrengungen seines Amtes. Mit Schluß des Wintersemesters 1900/01 legte er die Direktion des anatomischen Instituts nieder, die in die Hände seines Schülers M. Fürbringer überging.

In seinem Otium cum dignitate war er zuerst noch mit literarischen Arbeiten beschäftigt; dann, als die zunehmende Schwäche seiner Muskulatur ihm den Gebrauch der Gliedmaßen und das Sprechen mehr und mehr erschwerte, verhielt er sich mehr empfangend, aber mit ungeschwächtem Interesse und Verständnis für gute Lektüre, namentlich auf historischem und kulturhistorischem Gebiete, wie auch für die wichtigeren Tagesfragen, wobei ihn besonders jede Bedrohung der Geistes- und Gewissensfreiheit lebhaft ergriff. Die vatikanische Unfehlbarkeitserklärung hatte ihn veranlaßt, sich der altkatholischen Bewegung anzuschließen. Vom politischen Tagesgetriebe hielt er sich fern, war aber ein warmer Patriot und ein großer Verehrer Bismarcks; für den nach Bismarcks Sturze einsetzenden neuen Kurs hatte er keine Sympathie. Unter zunehmenden Beschwerden, die er als Held ertrug, hat er im Kreise seiner Familie und im Verkehr mit seinen nächsten Freunden bis zur Mitte des Jahres 1903 gelebt. Am 14. Juni hat ihn im noch nicht vollendeten siebenundsiebzigsten Jahre ein schneller Tod infolge von Herzschwäche und Lungenhypostase von seinen Leiden erlöst, ehe sich dieselben unerträglich gestaltet hatten. Obwohl er zuvor gebeten hatte, von jeder Feier seiner Persönlichkeit abzusehen, gestaltete sich sein Begräbnis am 18. Juni doch zu einer ergreifenden Kundgebung der Liebe, Dankbarkeit und Verehrung. Seine irdischen Überreste ruhen auf dem Heidelberger Kirchhof. Im Jahre 1906 wurde ihm in dem Vorraum des Heidelberger Anatomiegebäudes eine von Prof. C. Seffner in Leipzig ausgeführte Marmorbüste errichtet, zu welcher Sammlungen aus den Kreisen seiner Schüler, Fachgenossen und sonstigen Verehrer die Mittel darboten. Die Überschüsse aus der Sammlung für die Büste und stattliche Beiträge der Gegenbaurschen Familie gaben

weiterhin Gelegenheit zu einer Sammlung seiner in zahlreichen Zeitschriften zerstreuten Arbeiten, welche unter dem Titel „Gesammelte Abhandlungen" und unter Redaktion von M. Fürbringer und H. Bluntschli 1912 in drei großen Bänden erschien, aus 114 Abhandlungen aus den Jahren 1849—1898 besteht und mit drei Porträtbildern illustriert ist.

K. Gegenbaur, Erlebtes und Erstrebtes, Leipzig (bei Wilhelm Engelmann) 1901. — M. Fürbringer, Karl Gegenbaur. In „Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert". Heidelberg 1903, und in kürzerem Auszuge im Anatomischen Anzeiger XXIII. Jena 1903. — M. Fürbringer, Vorwort zu den Gesammelten Abhandlungen von Karl Gegenbaur, Leipzig (bei Wilhelm Engelmann) 1912.

† M. Fürbringer.

Adolf Hausrath

geboren in Karlsruhe am 13. Januar 1837, gestorben in Heidelberg am 2. August 1909. — Die Familienbibel der Hausraths leitet den Namen Hausrath, der einen Schwarzwälder Eindruck macht, von roden her und deutet auf eine Waldlichtung, bei der das Haus der Familie stand. Die Vorfahren mögen sich des Namens ihres Hofes bedient haben, als sie bei ihrer Übersiedlung in die Stadt einen Familiennamen brauchten. Die Hausrath scheinen während des Dreißigjährigen Krieges nach Tübingen gewandert zu sein. Zimmerleute und Pfarrer begegnen uns unter den älteren Hausrath — wodurch ein nazarenischer Ursprung auch für das Objekt dieser Charakterskizze gewonnen wird. Adolfs Vater (vgl. Bad. Biogr. 1, 336—340) war im Karlsruher Lyzeum ein Lieblingsschüler des Prälaten und Dichters Johann Peter Hebel; er wurde „Hofdiakon" in Karlsruhe und heiratete (1830) eine Nichte des Hauses, die den Ostseeprovinzen entstammte. Das alte Karlsruhe war eine gemütlich anspruchslose Stadt mit ihren wunderlichen Eigentümlichkeiten in Bauart und Herkommen. Gesellschaftlich scheint durch die vielen Pensionäre und Beamtenwitwen ein enges, kleinliches Wesen in der badischen Residenz gewaltet zu haben. Doch wurde durch den Großherzog Friedrich I. für das Theater (Eduard Devrient) und für die Kunst (Wilhelm Schirmer und der Maler und Galeriedirektor Lessing) Hervorragendes getan. Nach

dem frühen Tode seines Vaters war Adolfs Mutter, eine bewegliche Deutsch-Russin von kerngesunder Frohnatur, zu äußerster Einfachheit in der Erziehung ihrer sechs Kinder genötigt. Der Professor, bei dem der Junge eine Weile in Pension lebte, ließ in den Sturmzeiten der achtundvierziger Jahre als Anführer der Bürgerwehr seine Zöglinge gründlich exerzieren. Der schwächliche Knabe konnte den rauhen Ton nicht ertragen und kehrte zur Mutter zurück. In der Schule hat er nicht eben Seide gesponnen. Erst in den Primanerjahren fand er sich leichter zurecht. Dem neunjährigen Jungen hatte ein Hausfreund, der Revolutionär, Vegetarier und Phrenologe war, seinen umfänglichen Schädel untersucht mit der Beurteilung: Übertriebene Sorglichkeit und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit lebhaftem Zerstörungssinn; dagegen fehle zwischen Vorderschädel und Hinterschädel, d. h. zwischen Wohlwollen und Selbstgefühl, alle Pietät, dort sei ein großes Tal. Ein harmonisch-leichtes Leben werde Adolf kaum haben. Wer Hausrath kennt, wird an dies kräftige Kopfstück mannigfach sich erinnern. Er will Pastor werden mit dem Entschluß: „Ich werde nicht lehren, was ich nicht glaube, und werde dennoch Geistlicher. Denn abgesehen davon, daß ich mich nicht losreißen könnte von dem Gedanken, der mir lieb geworden, von einer Neigung, die auch durch Gewohnheit tief verwachsen ist mit meinem ganzen Wesen, von dem Beruf, der mich heißt, mich mit den letzten und höchsten Fragen des Lebens beschäftigen, den armen Menschen das zu bieten, was ihnen das Teuerste und Höchste sein soll, wäre ich nicht imstande, den äußeren Pflichten zu genügen, die mir jeder andere Beruf auferlegen würde. Ein so schwerfälliges Auffassungsvermögen, wie ich es besitze, ein so verträumtes Wesen wäre nirgends zu brauchen.“ Ich habe ein Heft mit Schulaufsätzen von Hausrath durchgesehen und in seinen Jugendniederschriften eine frühreife Dichtung gelesen über den Jüngling zu Nain, in der jener dem Leben aus dem Tode zurückgegebene junge Mensch seinen Wundertäter überraschend kritisiert: „Wärst du fähig zu empfinden diese Himmelsluft, würdest nicht die Seele bannen in die Erdenbrust. Ließ mich doch der Weltenherr im Himmel oben thronen, wärest du sein Sohn, du zwängst mich nicht auf Erden hier zu wohnen.“ Diese schwermütige Energie kündigt den kritischen Historiker charakteristisch an. Und in Lessings „Nathan“ könnte sein Vierzeiler mit der Auf-

schrift „Christentum" stehen: „Auf dem Schlachtenfeld verwundet sterbensmatt ein Türke fleht zu dem stolzen Kreuzesritter, der an ihm vorübergeht: Gib, ich bitte, mir 'nen Tropfen Wassers, wenn ein Mensch du bist. Dieser wendet sich verächtlich: Bin kein Mensch, ich bin ein Christ . . ." Anregender Verkehr mit wenigen Mitschülern und in einigen Karlsruher Häusern machten dem eigengearteten jungen Mann, der zwischendurch (wie mancher Dichter) Apotheker werden wollte, die höheren Schuljahre mannigfach schön. Die Seelenfreundschaft mit der älteren Frida Arnold und der Gedankenaustausch mit dem gleichfalls reiferen Freunde Wilhelm Roth, dem späteren Orientalisten in Basel, wurden Quellen seiner reinsten Erholung.

1856 konnte Adolf mit Auszeichnung die Schule verlassen. In Jena verehrt er unter seinen Lehrern den Kirchenhistoriker Karl Hase, dessen milde Reife ihn an Goethe gemahnt, den einflußmächtigen Kuno Fischer, der seinen päpstlichen Unfehlbarkeitsstuhl mit Geist und Feuer verteidigte, und den Historiker Droysen, dessen Seminar in die dauernde Liebe für geschichtliche Probleme mit Meisterhand einführte. Bruder Studio gewann in der Burschenschaft im schwungvollen Burgkeller jene romantische Deutschheit, die so seltsam in die Philisterwelt hineinragt. Unvermittelt brach er das farbige Leben in Jena ab und verlegte sich ohne rechten Erfolg nach Göttingen, wo er sich in keinem Sinne wohlgefühlt hat. Ein Semester in Berlin behagte ihm desto besser; er schwelgte in Kunst und drückte sich an den Wissenschaften elegant vorbei. Das theologische Seminar zu Heidelberg brachte ihn in geistige Berührung mit Richard Rothe und Schenkel, bis er in dem neutestamentlichen Forscher Heinrich Holtzmann für Lebenszeit den Freund gewann, mit dem er sich rückhaltlos verstand. Der Heidelberger Stadtvikar wurde mit der ersten Note Lizentiat der Theologie und habilitierte sich 1862 mit zehn wissenschaftlichen Thesen, aus denen ich die Sätze herausziehe: Es gibt keine objektive Geschichte. Die Geschichte unserer Kirche hat drei Phasen durchlaufen, entsprechend den allgemeineren Bildungsformen des Hellenismus, des Christlich-Germanischen und der Renaissance. Die kritischen Grundsätze der Tübinger Schule (F. Chr. Baur) an sich sind die aller Kritik. Der zweite Brief des Paulus an die Thessalonicher ist echt. Grundlage der Paulinischen Christologie ist der Logosbegriff. Die Grund-

prinzipien der Schleiermacherschen Theologie stammen aus Kant, nicht aus Spinoza. Die Äußerungen des Gewissens gehen auf das Ganze der Person, erst auf diesem Wege auf das einzelne der Handlung.

Adolph Hausrath kam durch seine Heirat mit Henriette Fallenstein in jene altliberalen Heidelberger Kreise, die in Gervinus ihren Führer hatten als das Lager der sogenannten Gothaer; sie konnten als Keimzelle der späteren Nationalliberalen Partei gelten. 1864 gliederte sich der aus manchen Stürmen neugebildete Badische Oberkirchenrat aus den Reihen der entschlossenen Linken unsern Hausrath als Mitglied an, dessen Haus durch angesehene Freunde und Verwandte, wie den Schwager Julius Jolly, den Historiker Hermann Baumgarten, den Minister Karl Mathy u. a. gehobenen Gehalt und einen gewissen Glanz erhielt. (Alles Nähere in meinem Buche: Adolf Hausrath, der Mann, der Theologe, der Dichter, VIII und 222, Berlin 1912, Verlag G. Grote.) Hausrath wurde 1867 außerordentlicher Professor für Kirchengeschichte in Heidelberg und war seit 1872 Ordinarius. Ein Kreis bedeutender Männer hat die geselligen Räume des Hauses belebt, der Kranz der heranwachsenden Kinder mehrte das Glück; der Tod der Hausfrau (1895) warf dunklen Schatten.

Von 1862—1864 und wieder von 1868—1906 hat Hausrath an der Heidelberger Universität seine Vorlesungen abgehalten. Seine neutestamentliche Zeitgeschichte trug er nur dreimal vor, dagegen arbeitete er die Einleitung in das Neue Testament neunzehnmal mit den Studenten durch; Dogmengeschichte las er überhaupt nur zweimal, als Ordinarius vertauschte er sie mit der neutestamentlichen Auslegung. Fünfzehnmal las er über das Johannesevangelium, nur viermal über den Römerbrief, nur einmal über die Apostelgeschichte und über die Paulinischen Briefe, zweimal über die Korintherbriefe, fünfmal über die Thessalonicherbriefe. Auch Patristik bot er gelegentlich dar, wie die Geschichte der Päpste seit dem Tridentinum und eine Geschichte der evangelischen Kirchen und Sekten des 19. Jahrhunderts. Seine Hauptvorlesung, die er ohne Unterbrechung vier Jahrzehnte lang abwechselnd durch die Semester führte, blieb die allgemeine Geschichte der christlichen Kirche. Er gab sie in den vier üblichen Hauptkapiteln: Die Anfänge und die alte Kirche, Das Mittelalter, Die Reformation, Gegenreformation

und Neuzeit. Ebensowenig ruhte jemals die Seminararbeit, deren Übungen neutestamentliche Exegese und Probleme der Kirchengeschichte umspannten. Sechsmal ist Hausrath Dekan seiner Fakultät geworden in regelmäßiger Wiederkehr, zweimal ehrte ihn das Vertrauen seiner Kollegen durch die Wahl zum Rektor der Hochschule (1882/83 und 1901/02), der in Baden bis zur deutschen Republik wegen des Rektortitels des Landesherrn „Prorektor" gerufen wurde.

Unter Hausraths akademischen Kollegen nimmt Heinrich v. Treitschke eine so wesentliche Stellung ein, daß hier ein erstes und letztes Wort über den originellen Historiker zusammengefaßt sein möge. (Man vgl. Hausraths drei Bände: „Alte Bekannte, Gedächtnisblätter aus der badischen Heimat", Verlag G. Grote, Berlin 1899 ff.) Mit Sturm verließ der Leidenschaftliche die Universität Freiburg (Breisgau) und kam über Berlin und Kiel, trotz Schwierigkeiten, nach Heidelberg, zugleich mit Hausrath. Bei dem akademischen Festessen am Universitätstage begrüßte der damalige medizinische Prorektor die beiden neuen Kömmlinge in einer bedenklichen Parallele als die siamesischen Zwillinge, deren Natur und Geschichte er nicht eben geschmackvoll entwickelte. (Auch der medizinische Witz auf Hausraths Fakultät fehlte nicht, die Theologie habe der Orthodoxie den Star gestochen.) So waren die verschiedenartigen Männer vornherein zusammengekoppelt, und „Zwilling" war eine Weile ihre Grußformel. Hausrath bewunderte die begeisternde Wirkung des freudig erregten akademischen Vortrags des Kollegen, der immer historisch und politisch zugleich sich gab und aus jeder Vergangenheit die Gegenwart erreichte. So ersetzte sein Kolleg den Studenten Philosophie und Religion. Treitschke wollte gerecht reden, freimütig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den Haß des gebildeten Pöbels. Mit den Tiefen menschlicher Natur vertraut, ahnte er genialisch die Zusammenhänge und suchte eine Antwort auf die Lebensrätsel. Die Geschichte des Vaterlandes war sein eigenes Leid und Glück. Und er beharrte dem ruhigeren Freunde gegenüber dabei, der Historiker solle zürnen und lieben. Treitschke und Hausrath wurden nach der Verlegung ihrer Wohnungen auf das jenseitige Neckarufer „die Überflüssigen" genannt. Rührend bemühte sich Hausrath bei den Senatssitzungen und in den Gesellschaften für den schon damals

fast ertaubten Schwerhörigen den Vermittler abzugeben zwischen ihm und der Umgebung — ein Ritterdienst voll Liebe und List. Die Lippen mußten das Kennwort formen und wiederholen, der Zettelverkehr war ebenso beschwerlich. Hausrath erzählt: „Wenn auf Bemerkungen, die ihm zuwider waren, bei ihm eine leidenschaftliche Explosion folgte, so schaute alles zornig auf mich, als ob ich dem edlen Rosse den brennenden Zunder in die Nüstern geschoben hätte." Das krankhafte Mißtrauen des immer erhitzten Dampfkessels soll freilich zuweilen, wie Hausrath andeutet, manchem Kollegen gegenüber nicht ganz grundlos gewesen sein. Bei dem Heidelberger Kommers nach dem deutschen Siege über Frankreich lösten Treitschkes Worte, von Begeisterung trunken, unbeschreiblichen Jubel aus. Hausrath notierte sich: „Gedanken und Bilder ließen sich so wenig zählen wie die Perlen eines Glases Champagner. Aber sie berauschten. Alle wollten mit ihm anstoßen, der Boden drohte zu brechen, die Decke zu stürzen unter den Hochrufen. Ich habe manche gefeierte Lehrer in ähnlicher Lage gesehen, alle mit einem Lächeln geschmeichelter Eitelkeit auf den Lippen, bei keinem nahm die Huldigung solchen Umfang an. In Treitschkes Mienen lag helle Freude an dieser warmherzigen Jugend, an sich dachte er nicht." Derselbe Treitschke konnte Eduard von Hartmanns aus eigenem Leiden und aus der wissenschaftlichen Synthese von Schelling und Schopenhauer erwachsende „Philosophie des Unbewußten" mit olympischem Gelächter spöttisch beim Bier verulken; denn das unüberwindliche Studententum tobte weiter in diesem Kraftkerl, dessen Ungezogenheiten Hausrath darauf zurückführt, daß ihm durch seine Taubheit die Kontrolle fehlte über die Umgangsformen der anderen Menschen; so blieb er in dem Studentenjargon stecken, den er aus der Welt des Schalles aus jugendlichen Semestern noch im Ohr trug. Treitschke war ursprünglich liberal, in seinem prächtigen Aufsatz über die Freiheit ist das strahlende Zeugnis über die Schöpfungen des 19. Jahrhunderts als Werk des Liberalismus bleibend bedeutsam. Treitschkes Übersiedlung nach Berlin (1874) ging Hausrath nahe, nachdem Helmholtz und Zeller sich bereits von Berlin hatten berufen lassen. Doch er ließ sich nicht halten, die Berliner Archive lockten ihn für seine „Deutsche Geschichte", auch brannte er auf den Kampf mit dem Freisinn in Berlin. Nach seinem Weggang erschien den Freunden alles wie entzaubert und sie sagten

mit Gustav Freytag bei seiner Abschiedsrede, aus dem Freundeskreise verschwinde ein gut Stück Poesie, die erwärmte und hob. Doch der Abtrünnige, den sie trotz allem liebten wie Wallenstein seinen Max, kehrte immer wieder — auch seiner leidenden Augen wegen, die ihn nach Heidelberg zwangen — bei Hausrath ein. Der Donnersohn, der ein stolzer Berliner ward und dessen Nerven sich früh verbrauchten, und der gelassene Hausrath entfernten sich innerlich immer weiter voneinander, nicht zuletzt durch den fanatischen Antisemitismus, an den sich Treitschke verlor. Doch sei angemerkt, daß Treitschke, bei persönlicher Abneigung, den Dichter Heinrich Heine als eine echte Stimme der Romantik anerkannte. Treitschke ist in den neunziger Jahren durch sein persönliches Schicksal schmerzlich geprüft worden — und er wollte doch im Grunde nur arbeiten können, aber nicht „taub und blind", wie er dem alten Freunde klagte. Bei den vielen Bänden seiner Werke gestand Hausrath nach Treitschkes Tode: „Keine Seite kann ich darin lesen, ohne daß mir im Ohr der Ton aufwacht, mit dem er das gesprochen hätte, und ohne daß ich das geistvolle Lächeln aufblitzen sehe, das seine Worte begleitete. Hatte doch dieses Wetterleuchten des Geistes in seinen großgeschnittenen Zügen etwas Unwiderstehliches, dem selbst die zulächeln mußten, die mit seinen Worten gar nicht einverstanden waren. Er war dennoch ein Liebling der Götter."

Im Januar 1907 beging Adolf Hausrath, der längst Geheimrat und (von der Universität Wien) Ehrendoktor geworden war, von Heidelberg gelegentlich der Säkularfeier der Ruperto-Carola, seinen siebzigsten Geburtstag. Die Begeisterung seiner Studenten aus allen Jahrgängen und die herzliche Verehrung seiner Stadt wie des geistigen Deutschland umflutete den feinen Alten und ersann sich Huldigungen mancherlei Art, um ihn als einen ihrer Besten zu grüßen. Im Hochsommer 1909 ging Hausrath zur ewigen Ruhe ein. An seiner offenen Gruft starb, ein erschütterndes Zusammentreffen, der ihm befreundete Kollege Adalbert Merx, nachdem er als Senior der Fakultät dem verehrten Toten Abschiedsworte gewidmet hatte.

Nach diesen dürftigen Umrißlinien des Lebensganges von Hausrath (vgl. meine Monographie über Hausrath mit der einschlägigen Literatur) müssen wir eilen, dem Theologen in ihm gerecht zu werden. Der Historiker der ältesten, alten und

neuen Kirchengeschichte ist bezeichnet durch seine Schriften über das neutestamentliche Zeitalter, über Jesus, über Paulus; durch seine religionsgeschichtlichen Studien mannigfachen Inhalts; durch seine Monographien über die mittelalterlichen Heiligen; durch seine Werke über Luther, über David Friedrich Strauß, über Richard Rothe — die Persönlichkeiten immer im Rahmen ihrer gesamten Umwelt.

Von 1868—1877 erstreckt sich das Erscheinen der Neutestamentlichen Zeitgeschichte in vier Teilen. Hausrath wollte jene Werdezeit des Christentums nach ihrer eigenen Schwerkraft, nicht bloß als Hintergrund des Lebens Jesu beschreiben. Denn die neutestamentliche Geschichte könne nicht, wie die alttestamentliche, Glied einer einzigen Nationalentwicklung sein. Gewiß eine unmittelbare Tat Gottes, die sich nicht weiter erklären und ableiten läßt, und doch Teil einer Zeitgeschichte mit aller Wirklichkeit. Die magische und die mythische Betrachtung nebst der Heilsgeschichte schließt er ebenso aus, wie er die Kritik als reine Negation zugunsten der weltgeschichtlichen Wirklichkeit ablehnt. Was bei Philo, Josephus und den Rabbinen zeitgeschichtliche Theologie ist, das kann bei den Aposteln nicht „Inspiration" sein. Warum solle der Kirchenhistoriker andere Pflichten haben als seine Kollegen? Nur ein Künstler im Forscher konnte den Wurf eines solchen Werks wagen — der Erbe Karl Hases trat auf den Plan! Die geistvolle ältere Monographie über den Apostel Paulus wurde in dies weiter gefaßte Werk hineingezogen. Mit schlichtem Stolz konnte er in seinem Dank an die Wiener Hochschule von sich aussagen, daß er gewissenhaft forsche und die Ergebnisse treuer Arbeit allen Lernenden nach besten Kräften zugänglich mache — nicht im Dienst der Zeitströmungen noch in dem einer Gewalt, lediglich im Dienst der Wahrheit. Haben die großen Vertreter der Menschheit auf ihren Schultern das Werk getragen, von dem die Menschen leben, so sollen die späteren Geschlechter nicht sagen, es habe „alles so kommen müssen", auch ohne den und jenen, dem über dem ungeheuren Kampfe das Herz gebrochen ist.

Im Herbst 1908 entsandte Hausrath aus dem Ruhestande den ersten Band seiner letzten großen Arbeit: über Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller. Dies Werk mit Goethes Spruch als Losung: „Es kommt nicht darauf an, daß

alles eingerissen werde, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschen reine Freude empfinden", ist im hohen Stil die Neubearbeitung seiner Vorlesungen über die neutestamentliche Literatur, in origineller Vollendung der Darstellung: das heilige Buch der Christen im Rahmen ihrer Zeit, ein Lesebuch, nicht eine Streitschrift, als Hausraths Testament. Je gewisser es sich hier um die heiligsten Erinnerungen der Menschheit handelt, um so verkehrter wäre es, diese in einen willkürlichen Zusammenhang aus unserer Psychologie oder Dogmatik einzuspannen. Wir haben keine Ahnung, wie in solchen Häuptern die Gedanken sich bewegen! Wer gestehen müsse, daß das Selbstbewußtsein seines Kindes zuerst und zuletzt ihm, bei aller Liebe und Gemeinschaft, dennoch ein ungelöstes Rätsel bleibt, der werde das Selbstbewußtsein eines Propheten kaum zu zeichnen wagen, der vor bald zwei Jahrtausenden unter der Sonne Syriens gewirkt hat. Das Leben Jesu ist ein Ausschnitt aus der altorientalischen Geschichte, das unmittelbare Wissen des prophetischen Gefühls ist Offenbarung aus einer anderen Welt; unsere Erkenntnisse sind Produkte der Beobachtung und der Reflexion, die wir täglich abwägen und stündlich berichtigen. Wer in den Katakomben den Christus sah, mit dem Geisterblick des Weltrichters, in St. Marco zu Florenz den lieblichen Christus des Fiesole mit den kindlichen Zügen, das Raffaelische Jesuskind auf den Armen der Sixtina mit den weltkündenden Augen, den bleichen jüdischen Lehrer auf Tizians Zinsgroschenbild, bis herab zu Thorwaldsen und der neuen Schule, die den Heiland der Welt als überzeugten Sozialisten abbildet: der weiß, daß jedes Jahrhundert einen anderen Christus hatte. Die Künstler zeichneten letztlich ihren eigenen Traum, sich und ihre Zeit. Auch die Vorstellungen der Theologen haben sich gründlich verändert. Gerade die höchsten Berge sind es, auf denen die Wolken und Nebel sich am dichtesten niederlassen; ihre Umrisse sind verschleiert, sie stehen dennoch fest. Jesus habe seinen Jüngern nicht geboten, seine Personalien zu sammeln, seine Biographie zu schreiben oder über ihn zu theologisieren, sondern das Gottesreich zu verkünden! Auch die Kirche hat nicht die Aufgabe, Jesu Leben zu ermitteln; doch wir haben sein Evangelium. Sollten sich alle Nachrichten über Homer oder Dante als zweifelhaft herausstellen, so bliebe ihr Lebenswerk um nichts weniger unsterblich. „Bei den sogenannten Glaubensstreitigkeiten

spielt die Streitsucht meist eine größere Rolle als der Glaube", bemerkte Hausrath mit frommer Weisheit; denn der echte Glaube ist nicht an bestimmte Formeln gebunden. Stets wiederholter Geburtsschmerz gehört zum Wesen des geistigen Fortschritts. Und bei dieser wahrhaft wissenschaftlichen Voraussetzung — Hausraths klassische Ruhe im abgewogenen Vortrag in diesem zweibändigen Meisterwerk wirkt bezwingend. Er erzählt diese alten Vorgänge so lebendig, so weltlich, mit so natürlicher Weihe, daß man einen Roman zu lesen glaubt. Sein Realismus, immer mit ironischer Skepsis fein durchsäuert, bewahrte ihn vor Feierlichkeit. Und er konnte keine Seite schreiben, bei der ihm nicht der Künstler über die Schulter blickte, dessen weitschichtige Bildung den Leser erfreut. Die Urkunden werden in kritischer Gewissenhaftigkeit durchgeprüft; seinem Auge entgeht keine literarische Schwäche, keine Abhängigkeit der Gedanken. Gewiß, seine Subjektivität bleibt kräftig eingeschaltet, aber er bewahrt uns unmittelbar und mittelbar vor unfehlbaren päpstlichen Kathederssprüchen. Die religiösen Urkunden zeichnet er ein in den Kreis der weltgeschichtlichen Vorgänge und Zustände mit seiner seltenen Kunst, aus diesen Gelegenheitsbriefen und Niederschriften zur urchristlichen Missionierung jene vergangene Zeit uns Menschen der Gegenwart nahe zu rücken. Manches muntere Urteil Hausraths über die ersten Christen oder über Gleichnisse Jesu mag uns fast eine „Profanierung" dünken; doch lehnt er die unerweisliche Behauptung, die Gestalt Jesu sei eine dichterische Schöpfung des ersten und zweiten Jahrhunderts, entschieden ab. Wenn auch Jesus das selbstgeschaffene Ideal der Kirche sei, so behaupte sich doch der persönliche historische Kern der Gestalt Jesu gegen alle kritischen Säuren der Auflösungsversuche. (Auch die römischen Historiker leiten das Christentum von einer Persönlichkeit ab, an deren Geschichtlichkeit sie nicht zweifeln.) Zahlreiche Züge der evangelischen Erzählung würden bei einem erdichteten Tugendideal, eingekleidet in die Geschichte eines wundertätigen Messias, entfallen. Eigentümlich herb geht Hausrath für mein Urteil allenthalben mit dem Apostel Paulus um. Jedenfalls hat sich der Nazarener eher „die Wahrheit" genannt als die Gewohnheit; und die geschichtliche Wahrheit (die mit erbaulichen Deckfarben übermalt ist im Dienste kirchlicher Zwecke, vom Neuen Testament bis zur heutigen Auslegung der Predigttexte) auf ihren

ursprünglichen Sinn zurückzuführen, das war für Hausrath sein täglicher vernünftiger Gottesdienst.

„Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts" sammelte Hausrath mit einer Widmung für Karl Hase 1883, im Lutherjahr. Der Ketzermeister Konrad von Marburg, Luther und seine Käthe, die Kirchengeschichte Südwestdeutschlands lieferte die buntfarbigen Stoffe. Bemerkenswert in ihrem Freimut ist die Studie über die Kirchenväter des zweiten Jahrhunderts, die von Ketzereien wimmelt, eben darum ungewöhnlich kennzeichnend für Hausraths religionsgeschichtliche Treue. Das mystische Gerede über die Christenverfolgungen muß sich seither mit kleineren Ziffern und mit sehr viel bescheidenerer Aufmachung begnügen, wenn es sich nicht als tendenziöses Gespreize lächerlich machen will.

Nach einem alten Pilgerbuche erläuterte Hausrath (1893) Luthers Romfahrt von 1511. Der junge Reformator hat dies Druckwerk in der heiligen Stadt benutzt, wie seine Tischreden und seine Aufzeichnungen beweisen. Und der eifrige Rompilger Hausrath (dessen köstliche Italienbriefe seine Familie zu einem Buche sammeln sollte!) war nicht nur kirchenhistorisch, auch landeskundig durchaus zuständig für die reizvolle Arbeit. Voran gingen seine „Weltverbesserer im Mittelalter" als Märtyrer ohne Heiligenschein. Nicht alle Themen, die ihm vorschwebten, kamen zur Durchführung. Immerhin wurden Arnold von Brescia und die Arnoldisten, die Waldenser, Franz von Assisi und dessen Anhang in diesen Monographien liebevoll durchgemalt, alles Wissen durch genaue Quellenbelege nachgewiesen. Entzückend ist die Einleitung über Heilige, Heiligenverehrung, Heiligenkalender. Peter Abälard, der die Reihe eröffnet, rühmt er als Patriarchen der Aufklärung im Abendlande. Sein Todfeind, Bernhard von Clairvaux, wird als Heiliger im romanischen Stil glänzend bewertet, ein Typus jenes Systems, das aussieht wie ein Kreuz und doch ein Schwert ist.

Beim Melanchthonjubiläum 1897 befaßte sich der akademische Festredner fruchtbar mit dem Humanisten Melanchthon und rühmte den Patriarchen der deutschen Bildung, auch im Hinblick auf die kirchliche Union. Johannes Janssens einseitige Geschichtsschreibung wurde durch Hausraths Enthüllung: Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms, energisch zurückgewiesen. Alle seine Kräfte sammelte der Kirchenhistoriker für sein zweibändiges Luther-

werk, das von 1904 an erschien. Die dramatische Stoßkraft, die plastische Vergegenständlichung der Gestalten als Träger der Ideen ist ungeheuer. Es ist schwer zu sagen, welches der vielen Kapitel die Palme verdient, fast jedes hat seine eigene Luft und atmet in seiner Schönheit. Hier ist einzigartiger Lesestoff, auch für die Schulklassen der Oberstufe! Luther hat nach Hausraths Zeugnis dem deutschen Volk eine neue Seele eingesetzt, seine männlichen Instinkte geweckt, der Nation Eisen ins Blut gegossen. Er ist einer der Väter der modernen Geschichte für die Gesellschaft und für die Wissenschaft. Noch lange wird er zeugen müssen gegen die, die aus dem Protestantismus wieder eine Kirche toter Autoritäten machen wollen und das Erbe der Reformation verschleudern. Nach Weitschau und Tiefe, wissenschaftlicher Klarheit und ästhetischer Reife müssen seine beiden besten Werke über Jesus und über Luther Erbbücher aller gebildeten Deutschen in der Kulturwelt werden und bleiben! Wer von dieser erquicklichen Speise einmal gegessen hat, der zählt Adolf Hausrath in bleibender Geistesfreundschaft unter seine Nährväter.

„David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit" heißt ein älteres Werk (1876—1878). Der Doppelband, der die Entwicklung des Kritikers des Lebens Jesu religiös negativ verlaufend empfindet, ist durch die weiterführenden jüngeren Schriften von Eduard Zeller, Theobald Ziegler und andere Forscher (K. Harräus, Alb. Schweitzer) mannigfach überholt. Doch wer Hausraths immer geiststarke und aufschlußreiche Betrachtung auf der Höhe geschliffener Weltbildung liebt, wird nicht nur die Perlen der Darstellung zu würdigen wissen: das Bild des Heidelberger Rationalisten Eberhard Paulus und den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, also Friedrich Wilhelm IV. In Straußens Entwicklung gelang es dem Historiker und Philosophen nicht, den Theologen einzuholen — er war sich selbst zu weit voraus.

Aus seiner persönlichsten Schatzkammer lieferte Hausrath (1902 und 1907) das kirchengeschichtliche Prachtstück: Richard Rothe und seine Freunde. Rothe war Hausraths Lehrer gewesen und wurde dem Kollegen ein warmherziger Freund. Dieser beflügelte Vorkämpfer des deutschen Protestantismus im vergangenen Jahrhundert war eine stillversonnene, fast mönchische Gelehrtennatur mit einem Zug von Schlauheit um den Mund,

ein gottvergnügter Einsiedler, mit dessen Hang zur Mystik sich eine unverwüstliche Liebe zur kirchlichen Freiheit verband. Dieser Begründer einer spekulativen Ethik und des Protestantenvereins sehnte sich nach Stille, und stand immer im Streit. Hausraths schier unerschöpfliches Quellenmaterial baute in diesem Charakterbilde zur neueren Kirchengeschichte im erhaben-schlichten Stil die wissenschaftlich-kirchliche Programmschrift des freien Protestantismus. Nach Rothe soll das Christentum sich im Staat, nicht in der Kirche seinen sichtbaren Organismus errichten. Und er protestiert, mit Luther, gegen die kirchlichen Glaubensbekenntnisse.

Adolf Hausrath war nicht nur wegweisender Theologe als berufener und auserwählter Kirchenhistoriker des Urchristentums, des Reformationszeitalters und der Gegenwart, auch nicht nur ein parteifreier Kirchenpolitiker voll verhaltener Glut; er war zugleich ein fruchtbarer Dichter, dieser Poet mit dem wunderlichen englischen Decknamen George Taylor. Seit 1880 sind acht Bände Romane und Novellen aus seiner Feder geflossen. In allen diesen Erzählungen zeigt sich der Historiker und Kulturschilderer stärker als der Dichter, dem der heiße Atem himmelstürmender Poesie versagt blieb, wie das Pathos überhaupt. Was seiner Geistesart an Originalität im Sinne eines dichterischen Genies abging, das ersetzt er ebenso zweifellos durch einen beweglichen Geist und durch das kluge Wohlwollen, mit dem er seine Menschen durchschaut und in ihren Seelen liest, ohne den Pädagogen und den Priester sie spüren zu lassen. Hausraths geschichtliche Dichtungen, am besten zu vergleichen mit den kulturhistorischen Novellen von Wilhelm Heinrich Riehl, auch mit manchem von Dahn und Ebers, tragen männliche Haltung und einen weltweiten Idealismus. Jedes dieser Bücher führt in eine bestimmte Kulturzone ein, die Hausrath bis in die letzten Spitzen, Feinheiten und Abgründe zuverlässig kennt und mit Fleiß und Freude uns nahe bringt, ohne mit seinem Wissen zu prunken oder uns als Repetent zu langweilen. Die Reihe begann der Roman aus der römischen Kaiserzeit „Antinous", der Liebling des Kaisers Hadrian; das trübe Geheimnis der Hadriansbüste in Rom soll entschleiert werden: eine gesunde Natur geht an dem Umgang mit einer kranken Natur zugrunde. Ins 16. Jahrhundert führte der Roman „Klytia" mit den Kämpfen des Kalvinismus in der Pfalz; das alte Heidelberg wird unver-

geßlich verewigt. Die Losung heißt: der Geist wird nur sichtbar im Leben. Der Roman „Jetta" spielt an Neckar und Rhein zur Zeit der Völkerwanderung, Germanentum und Römertum stoßen aufeinander. (Treitschke gefielen die Alemannen, die den Römern Prügel geben.) Ein moderner Entwicklungsroman ist die Erzählung „Elfriede". „Die Albigenserin" spielt bei den Benediktinern im Odenwald zur Zeit der Kreuzzüge. Diese anspruchslose Erzählung birgt wertvolle Schilderungen aus der irrtümlich sogenannten „guten" alten Zeit. „Pater Maternus" nimmt Wittenberg und Rom zum Hintergrund der Seelenkämpfe im 16. Jahrhundert. „Unter dem Katalpenbaum" nannte unser Poet seine liebenswerte Phantasie, die uns in der Form durchgestalteter Traumereignisse die heidnische Antike, das kirchlich gebundene Mittelalter und das patriarchalische Regiment im 18. Jahrhundert ergötzlich und lehrreich vor den Geist und die Seele führt. Ich würde dieser Dichtung unter Hausraths Poesien immerhin den ersten Platz zuweisen. Auch die urchristliche Legende von der rührenden Märtyrerin „Potamiäna" sollte nicht ganz in Vergessenheit geraten.

Hausrath muß für die Kirche und die Geisteswelt wissenschaftlich und künstlerisch nahe bei Karl Hase stehen, in dessen verehrender Würdigung er sich selber durchgezeichnet hat. Immer ist die Persönlichkeit, die als Geheimnis in die Geschichte eintritt, wenn die Zeit erfüllt ist, für ihn entscheidend — auch in seiner Wirkung mit Wort und Feder überwindet uns zu höchst seine Persönlichkeit. Niemals war er ein Blender; mancher vergötterten Größe hat er mit überlegener Gelassenheit die Maske abgebunden, weil er sich als Diener der Wahrheit wußte. Er hat nicht Schule gemacht, weil er Menschen bilden wollte, nicht Professoren. Er war und blieb ein Eigener.

Th. Kappstein.

Adalbert Merx.

Im Schulhause des preußisch-sächsischen Städtchens Bleicherode wurde Ernst Otto Adalbert Merx am 2. November 1838 geboren. Sein Vater Wilhelm Merx, Sohn des aus dem Dörfchen Gratzungen nach Bleicherode verzogenen evangelischen Kaufmanns Heinrich Merx und der Juliane, geborenen Kindling, hatte in Halle Theologie studiert, sich dann als Kandidat in den Lehrer-

seminarien Weißenfels und Magdeburg weitergebildet und war Rektor der Volksschule in Bleicherode und zugleich ordinierter zweiter Prediger (für die Nachmittagsgottesdienste) geworden. Im Jahre 1837 hatte er sich mit Eulalia Hoche (geboren 7. November 1811), der theologisch interessierten und musikalisch wie dichterisch überaus begabten Tochter des auch schriftstellerisch tätigen Superintendenten und Konsistorialrats Dr. Johann Gottfried Hoche und seiner hochgebildeten und phantasievollen Frau Luise Charlotte, geborenen Berning, in Gröningen bei Halberstadt, verheiratet. Adalbert blieb ohne Geschwister und entwickelte sich rasch zu einem „sehr klugen halben Wunderkind von sehr erregbarem Temperament". Geselligen Verkehr pflegten seine Eltern auch mit dem israelitischen Arzte Dr. Fränkel, dessen Kinder Adalberts Spielkameraden wurden. Am 2. März 1843 starb Rektor Merx im Alter von 34 Jahren kurz vor seiner Einführung als Pastor am Typhus. Die Witwe zog mit ihrem Sohne zu ihrer in mancherlei Beziehung von ihr verschiedenen Schwester Ida, Stiftsdame in Gröningen. Da sie nur eine sehr kärgliche Pension bezog und wenig Vermögen besaß, drückte die Not ihr die Feder in die Hand und brachte das ererbte schriftstellerische Talent in zahlreichen Romanen zur Entfaltung. In Gröningen besuchte Adalbert die „Kinderschule" und lernte lesen und schreiben, bis seine Mutter und seine Tante nach Halberstadt zogen, wo er in das Gymnasium eintrat. Infolge der ungünstigen häuslichen Verhältnisse war er in sich gekehrt und ging auch unter den Mitschülern seine besonderen Wege. Die Ferien brachte er fast immer in Bleicherode bei seinen Verwandten oder bei Dr. Fränkel zu. Im Jahre 1851 sorgte sein Onkel, Professor Eduard Hoche in Zeitz, dafür, daß Adalbert auf Verwendung des Ministers von Ladenberg eine Freistelle in der Königlichen Landesschule Pforta erhielt. Diese berühmte Erziehungsanstalt bereitete auf den eigentlichen Gelehrtenberuf vor und nahm in ihrer Studienweise die Selbsttätigkeit der Schüler in Anspruch. Die Erinnerung an berühmt gewordene ehemalige Schüler wie Klopstock, L. v. Ranke, Fichte usw. wirkte auf die geistige Richtung der Schüler, und hervorragende Lehrer wie der Platoforscher Prof. Dr. Karl Steinhart und der Literaturhistoriker Prof. Dr. Aug. Koberstein erfüllten sie mit dem Zuge eines alle menschliche Kultur umfassenden Strebens. In Pforta

fand Merxens glänzende philologische Begabung methodische Schulung, und hier wurden ihm die alten und die deutschen Klassiker lieb und vertraut fürs ganze Leben. Zum „Tutor" bekam er den edlen und weisen Mathematikprofessor Jakobi I., und dankbar rühmt er in der Vita seiner Valediktionsarbeit dessen mit unermüdlicher Geduld geübten Einfluß auf seinen kindlichen Eigensinn und sein launenhaftes Wesen. In Sekunda regte sich in Merx der Wunsch, Sprachwissenschaft zu studieren, und als er das Hebräische anfing, war es sein fester Entschluß, die orientalischen Sprachen zur besonderen Aufgabe seines Lebens zu machen und auch die Theologie mitzustudieren, „die durch die Anwendung orientalischer Sprachkenntnisse auf das Alte Testament notwendig gewinnen muß" (Vita). Das Ideal, das ihm als Schüler vorschwebte, hat Merx mit seinem eisernen Fleiß auch verwirklicht, und er ist einer unserer größten Orientalisten und biblischen Philologen geworden. Von Steinhart wurde er neben dem Hebräischen privatim noch ins Syrische und Arabische und von Koberstein auch ins Italienische eingeführt. Während der Ferien in Bleicherode setzte dann Merx die hebräischen Studien mit dem dortigen Lehrer Pinkuß tüchtig fort. Wie für die Sprachen, so zeigte Merx auch für die Musik eine von der Mutter vererbte große Begabung. Vom Gesangslehrer Musikdirektor Seiffert bekam er einen vorzüglichen Unterricht im Klavier- und Orgelspiel. Auch das Turnen betrieb er eifrig und wurde Vorturner. Seine Jugend stand unter den Nachwirkungen der Romantik, der Hegelschen Philosophie, der Straußischen Kritik, der pietistischen Gegenbewegung usw. Frühreif lauschte er aufmerksam, wenn von diesen Dingen die Rede war, aber er ging seinen eigenen Gang und ließ sich nicht in seinem inneren Leben beeinflussen. Im März 1857 legte er das Abiturientenexamen ab. Das Zeugnis lobt seinen regen und lebhaften Fleiß, sein lebendiges, offenes, wohlgesittetes Wesen und hebt besonders seine vorzüglichen Leistungen im Hebräischen hervor. Seine Valediktionsarbeit ist betitelt „Über die Reste der hebräischen Volkspoesie" und umfaßt 10½ Folioseiten. Allen seinen Lehrern in Schulpforta bewahrte er stets die größte Dankbarkeit.

Merxens heißester Wunsch war, nach dem Abitur in den Orient zu gehen und durch einen Posten bei der Gesandtschaft in Konstantinopel Gelegenheit zu seinen Studien zu erhalten, aber

die erforderlichen Aufwendungen waren ihm unmöglich. So bezog er im Sommersemester 1857 als stud. phil. et theol. die Universität Marburg und blieb dort drei Semester. Großen Einfluß gewannen auf ihn der Alttestamentler Dietrich, der Orientalist Gildemeister, der ihn auch das Rabbinische lehrte, der Kirchenhistoriker Henke, der Philosoph Zeller und der klassische Philologe Weißenborn. Im Wintersemester 1858/59 studierte er in Halle und blieb dort bis zum Anfang des Winters 1860/61. Seine Lehrer waren der Semitist Rödiger, der Alttestamentler Hupfeld, der Polyglottist Pott und der Arabist Arnold, der später mit Merx die zweite Auflage des Genesis-Kommentars von Tuch herausgab. In regen Verkehr trat er mit englischen, schottischen und amerikanischen Studenten, von denen mehrere (Will. Wright und Rob. Bensly in Cambridge, John L. Dawes in London) hervorragende Gelehrte wurden. Auch fand er noch Zeit, sich bei dem Universitätsmusikdirektor Rob. Franz, dem feinsinnigen Liederkomponisten, in Musik weiterzubilden, so daß er in öffentlichen Konzerten mitwirken konnte. Den Winter 1860/61 verbrachte er in Neisse bei seinem Onkel, dem Divisionsprediger Ernst Hoche, und verschaffte sich durch Unterricht an einer Schule, die auf das Fähnrichexamen vorbereitete, die Mittel zu weiteren Studien. Im August 1861 promovierte Merx in Breslau mit der Dissertation „Meletemata Ignatiana. Critica de epistolarum Ignatianarum versione syriaca commentatio". Die Aufsehen erregende Schrift behandelte die Frage, ob der Syrus Curetonianus den ursprünglichen Ignatiustext enthalte, und erwarb sich „das unschätzbare Verdienst, ein der wahren Forschung verderbliches Irrlicht endlich definitiv ausgelöscht zu haben" (G. Bickell, Lit. Centralbl. 1863). In den Jahren 1862—1864 studierte Merx in Berlin und erlangte 1864 mit einer ungedruckten Dissertation über Tendenz und Komposition des Buches Hiob (De Jobeide) die Lizentiatenwürde. Über seine Studienzeit, in der er sich sein Wissen hauptsächlich durch selbständige Arbeit in den Seminarien erwarb, schrieb er: „Einsam war auch der Gang meines Studiums. Der Orient lag vor einem halben Jahrhundert viel weiter ab als jetzt, die Beschäftigung mit ihm, die für mich schon in meine Schuljahre zurückreicht, war selten und galt für abstrus. Es war schwieriger als jetzt, sich den Osten durch Sprachstudien zu er-

schließen, da jetzt die Hilfsmittel bereichert und bequemer gemacht sind. Aber wenn die Sprachstudien schon langwierig genug waren, so fehlte für die sachliche Einführung in Geschichte, Recht, Politik, Philosophie und Literatur an den Universitäten so gut wie alles, man war ganz auf sich selbst angewiesen. Nur für die hebräischen Disziplinen war gesorgt. Von der Ausdehnung des Gebietes konnte sich ein Anfänger durchaus keine Vorstellung bilden, und so habe ich, wie die frühere Generation von Orientalisten, daran gedacht, den semitischen und indogermanischen Orient zu umfassen. Das alles einende Band war die Geschichte und Philosophie der Religionen, der bequemste Angriffspunkt für mich die jüdische und arabische Philosophie des 12. Jahrhunderts. So konnte man wagen, noch zu hoffen, daß sich die Veden, das Zendavesta, das Alte Testament und der Koran bewältigen ließen, wenn man das heiße Eisen der grammatischen Studien nicht gescheut hatte. Arbeiten in dieser Richtung haben meine lange Studienzeit ausgefüllt, die eigentliche Theologie kam dabei sehr viel zu kurz. Ich wundere mich noch jetzt, daß ich die Prüfungen bestanden habe, und meine Insuffizienz ist mir stets drückend geblieben, da ich mein Können mit meinem Wollen maß. Mein ganzes Leben war ein Entsagen, eine andauernde Beschränkung auf das Mögliche" (Gedenkblatt „Mein Dank").

Auf Anregung des Neutestamentlers Hilgenfeld habilitierte sich Merx am 2. Mai 1865 in der theologischen Fakultät in Jena mit der Schrift „Cur in libro Danielis juxta hebraeam aramaea adhibita sit dialectus explicatur", wonach „quae Aramaice leguntur in usum vulgi, quae Hebraice in usum hominum doctorum sunt composita". Bei der drei Stunden dauernden Disputation floß dem gewandten Portenser das Latein „wie die Muttersprache" von den Lippen (Prot. Kirchenzeitung). Die Fakultät gehörte, abgesehen von Professor Köhler, der freigesinnten Richtung an und erhielt durch die neue Lehrkraft eine Verstärkung. Seine akademische Tätigkeit begann Merx im Sommersemester 1865 mit einer Vorlesung über Joel und las in der Folgezeit u. a. auch über Rabbinische Kommentare, Arabisch, Neupersisch und Äthiopisch. Bande treuer Freundschaft verknüpften ihn mit dem in Jena privatisierenden Orientalisten O. v. Böhtlingk, der ihn im Sanskrit förderte, mit Hilgen-

feld, dem Alttestamentler Diestel und dem klassischen Philologen Mor. Schmidt. Frau Eulalia Merx, die längere Zeit bei Verwandten gewesen war, zog 1866 zu ihrem Sohne, um bis zu ihrem Tode mit ihm vereint zu bleiben. Beide mußten in Jena sehr eingeschränkt leben. 1869 wurde Merx außerordentlicher Professor und im gleichen Jahre als Nachfolger J. v. Mohls ordentlicher Professor der semitischen Sprachen in der philosophischen Fakultät in Tübingen. Jetzt lag die schwerste Zeit seines Lebens glücklich hinter ihm. 1872 bekam er von Jena den theologischen Ehrendoktor. Im Februar 1873 nahm er einen Ruf als ordentlicher Professor des Alten Testaments an der Universität Gießen an und trat wieder zur theologischen Fakultät über. Von Tübingen aus war er wiederholt nach Stuttgart gekommen, wo er auch in dem Familienkreis seiner ebenfalls schriftstellerisch tätigen Tante Luise (Aston) Meier, geborenen Hoche, seine Gattin Sophie Curtius kennen lernen sollte, mit der er sich im Mai 1873 vermählte. Zum Tage der silbernen Hochzeit brachte er ihr als der feinsinnigen Fördererin seiner wissenschaftlichen Studien das aus dem Türkischen übersetzte Büchlein „Aus Muallim Nadschis Sünbüle" (1898) dar. Im April 1875 nahm Merx einen Ruf als Nachfolger des Alttestamentlers Hitzig, des Bahnbrechers der Textkritik, nach Heidelberg an und begann mit dem Wintersemester 1875/76 seine Vorlesungen. Am Grabe seines Vorgängers, den er als ausgezeichneten Hebraisten rühmte, pflegte er an jedem Allerseelentage einen Kranz niederzulegen. Ein schönes Denkmal setzte er ihm in seinem Beitrage „Die morgenländischen Studien und Professuren an der Universität Heidelberg" in der Festschrift „Heidelberger Professoren" (1903). Neben den Orientalisten Weil und Thorbecke hielt er auch Kurse für Äthiopisch, Syrisch und die Targume ab, beschränkte sich aber von 1892 an auf das Alte Testament.

Über ein Menschenalter gehörte Merx der Ruperto-Carola an, einer jener Gelehrten, die den Ruf der Musenstadt am Neckar über die Meere trugen. Geradezu phänomenal war sein Sprachtalent. Er beherrschte die semitischen Sprachen (doch weniger das Assyrische), ferner Altägyptisch, Koptisch, Sanskrit, Persisch, Armenisch, die klassischen Sprachen und sprach französisch, englisch, italienisch, holländisch, neugriechisch, türkisch, neuarabisch, neu-

persisch. Seine Werke schrieb er deutsch, lateinisch, englisch oder französisch. Auf den Orientalistenkongressen war er der gegebene Redner und gebrauchte je nach Bedarf mit derselben Leichtigkeit auch die französische, englische oder italienische Sprache. In der Vielseitigkeit seiner Sprachkenntnisse war Merx „weitaus der gelehrteste unserer ganzen alttestamentlichen Zunft" (Marti), und auch unter den Vertretern der Sprachwissenschaft suchte er seinesgleichen, so daß ein Kollege ihn „das wandelnde Pfingstwunder" nannte. Ein Meister war er auch auf dem Gesamtgebiete der alttestamentlichen Theologie. Für ihn hörte die hebräische Welt nicht mit Maleachi auf, er kannte ebenso genau die talmudischen Schriften und die von ihm so geschätzten Rabbinen, die er wie Hitzig gern bei einem Glase Bier las. Er besaß als Schüler Zellers eine gründliche philosophische Durchbildung und war auch in den jüdischen und arabischen Philosophen zu Hause. Begabt mit einem stark ausgeprägten Sinn für die treibenden Kräfte der Geistesgeschichte, strebte er unablässig vom einzelnen auf das Ganze und suchte die großen Zusammenhänge aufzuzeigen. Dieser Drang ins Universale zeichnet neben dem schönen, kristallklaren Stil seine Schriften aus. Man lese nur die akademische Rede über den Staat (1892) und die Prorektoratsrede über die Mystik (1893) oder das erste Kapitel seines religionsgeschichtlichen Volksbuchs „Die Bücher Moses und Josua" (1907). Seine Belesenheit erstreckte sich auf fast alle Wissensgebiete, und gerne verwickelte er Mediziner, Astronomen, Germanisten usw. in ernste Gespräche über ihre Fachwissenschaft und setzte sie durch seine Kenntnisse in Erstaunen. So war Merx in einer Zeit, in der das Spezialistentum blüht, eine der letzten, Abendland und Morgenland, Altertum, Mittelalter und Gegenwart umfassenden Geistesgrößen, ein doctor universalis und ein Polyhistor, der dem Idealbild des Gelehrten so nahe kam wie kaum einer der Jüngeren. Das Scherzwort „Gott weiß alles, aber Merx weiß noch mehr" zeigt, welche Bewunderung sein Allwissen hervorrief. Das Syrische, das Aramäische, das Samaritanische und das Armenische waren die Gebiete, auf denen er sich mit Vorliebe bewegte. Andere Arbeiten betreffen das Hebräische, das Arabische, das Äthiopische und das Türkische. Das allerschwierigste und allermühevollste seiner Werke war die „Chrestomathia Targumica" (1888). Weiter sei nur an

die „Grammatica syriaca“ (1867—1870), das „Neusyrische Lesebuch“ (1873), die „Historia artis grammaticae apud Syros“ (1889) und an die Kollation der armenischen Übersetzung von Eusebs syrischer Kirchengeschichte in der Ausgabe von Wright erinnert. Überhaupt war Merx ein Bahnbrecher und ein Wegweiser. Schon 1863 verlangte er in einer Untersuchung über die Opfergesetze Lev. I—VII in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, daß mit Hilfe der alten Übersetzungen (er schätzte ganz besonders die Septuaginta) endlich ein kritischer Text des Alten Testaments hergestellt werde. Er selbst legte 1871 in einem genialen Buche die kritische Bearbeitung des Hiob mit metrischer Übersetzung und 1879 eine solche des Joel vor, aber erst seit 1893 begann mit der „Regenbogenbibel“ die erste kritische Gesamtausgabe zu erscheinen. Als einer der ersten erkannte er vor Graf in den „Aphoristischen Bemerkungen über die Pentateuchkritik“ (Prot. Kirchenzeitung 1865, vgl. sein Nachwort zu Tuchs Gen.-Kom. CXV) selbständig den nachexilischen Ursprung des Priesterkodex, und wenn heute diese Hypothese oft nur nach Wellhausen, der sie populär gemacht hat, genannt wird, so tut man auch Merx ein Unrecht. Den Gegensatz von Dillmann und Wellhausen suchte er 1907 in seinem großzügigen Volksbuch „Die Bücher Moses und Josua“ auszugleichen. Im Jahre 1867 gründete er das „Archiv für wissenschaftliche Erforschung des Alten Testaments“, das leider 1872 aus finanziellen Gründen einging. An Schenkels Bibellexikon (1869—1875) war er mit 101 Artikeln beteiligt. In seinem „Joel“, dem die Prophetenkritik die wertvollsten Anregungen verdankt, wies er unwiderleglich den nachexilischen Ursprung Joels nach. Ein monumentales Werk, zu dem gerade Merx durch seine Sprachenbeherrschung und seine Kenntnis des Orients und der rabbinischen Weltanschauung wie kein zweiter berufen war, ist die Übersetzung und Kommentierung des 1862 aufgefundenen Sinaisyrers, ein kostbares Geschenk für die Nachwelt. Der Schlußband wurde nach seinem Tode von seinem Schwiegersohn Prof. Dr. Ruska herausgegeben.

Als akademischer Lehrer erstrebte Merx die Entwicklung des Charakters zur lautersten Wahrhaftigkeit durch das Mittel der Wissenschaft. Die Theologie war ihm ein „Freiwerden von ererbten Vorurteilen“, er rang unablässig nach Wahrheit und

Gewißheit und ermahnte seine Studenten zu philosophischer Gedankenarbeit. Geistlicher Hochmut, Anmaßung oder Fanatismus waren ihm ebenso zuwider wie unklare Vermittlung. Sein Glanzkolleg war die „Biblische Theologie", die hoffentlich noch herausgegeben wird. Als Exeget trat er mit vollkommenem philologischem Rüstzeug und mit tiefstem Erfassen der religiösen Begriffe und Stimmungen an seine Texte heran, war jedem kritischen Radikalismus abhold und schritt nur in verzweifelten Fällen zur Konjektur. Der historisch-kritischen Richtung blieb er bis zum Tode treu. Zu seinen anregendsten Veröffentlichungen gehört die „Rede vom Auslegen" (1879). Der ganze Merx erschloß sich aber erst im Alttestamentlichen Seminar. Seine Schüler führte er zur Erkenntnis, daß sie „nichts wissen". Er konnte auch scharf werden, aber bald durften wir hineinschauen in ein Herz voll Wärme und Güte. Kein „Referent" brauchte ein zusammengeschriebenes Referat vorzulesen, vielmehr wurden zur Feststellung des Textes alle möglichen Folianten herbeigeholt: die alten Versionen, Hexapla, Septuaginta-Konkordanz, Kirchenväter, Talmud und namentlich auch die Rabbinen, Gesenius' Thesaurus usw., und jeder mußte sich im Gebrauch dieser Werke üben. Zum Schlusse wurden die Kommentare nachgelesen und auf ihre Güte erprobt. Als hebräische Grammatik empfahl er besonders die von Olshausen (1861). Kritischen Sinn, wissenschaftliche Methode und große Hochachtung vor der Vergangenheit, das lernte man bei ihm ausgezeichnet. Stets war er den Studenten ein treuer Helfer und väterlicher Berater. Es bereitete ihm Freude zu belehren, und leicht bekam man ein kleines Privatkolleg gelesen. Wer ihn besuchte, wurde gerne in die Werkstätte seines Schaffens hineingeführt, und bei den gründlichen Erörterungen verrann eine Stunde um die andere. Es ist begreiflich, daß Merx auch stolz auf sein Wissen und seine Leistungen war. Er wußte, was er wußte, und machte kein Hehl daraus. Mit großer Verehrung sprach er von Gesenius, Lachmann, De Wette, Rödiger, Hupfeld, Reuß, Graf, Hitzig, Lagarde, Dillmann, Kremer, Sprenger, Siegfried, er würdigte die jüdischen Gelehrten Geiger und Graetz, aber auf die neuere Forschung von Wellhausen an sah er etwas herab und konnte sich mit Humor oder Ironie gegen die Willkürlichkeiten und die schnell hingeworfenen Hypothesen so mancher Alttestamentler wenden, die „das

Gras wachsen hören". Den „Sturmlauf der von der Wellhausen-Stadeschen Schule betriebenen alttestamentlichen Wissenschaft" (Ausdruck Kautzschs) machte er nicht mit. Er bevorzugte die älteren Kommentare, z. B. Hitzigs Psalmen und Dillmanns Genesis, weil sie philologisch gründlicher, scharfsinniger und zuverlässiger seien. Indes schätzte er Cornills Ezechiel, Königs grammatische und rabbinische Kenntnis und Rahlfs' Septuagintastudien sehr hoch. „Die nächste Generation wird in der literarhistorischen Betrachtung des Alten Testamentes sehr viel zurückzurevidieren haben, in der jetzt nichts sicher ist als die Unsicherheit, und wo sich jeder berufen fühlt, hier und da eine Behauptung mit unerhörter Selbstgewißheit aufzustellen, ohne den großen Zusammenhang zu beobachten. Ältere Aufstellungen werden einfach totgeschwiegen, schon Reuß und Dillmann gehören unter das alte Eisen, und daneben liegt ein fühlbarer Mangel an Urteil über das, was man überhaupt wissen oder nicht wissen kann, ein Mangel an Selbstkritik" (Die Bücher Moses und Josua, S. 135). Die religionsgeschichtliche Schule und die religionspsychologische Methode hielt er noch für verfrüht. Für den „journalistischen Bibel-Babellärm" und für die neuere Metrik (Sievers) hatte Merx auch nicht viel übrig. Von der Broschürenfabrikation sowie der Anfertigung bestellter Kommentare durch die Schnellpresse wollte er nichts wissen, und Zeitschriften wie die „Christliche Welt" waren ihm religiöse Gartenlaubenliteratur. Die Assyriologie unterschätzte er sehr, wohl unter dem Einfluß der Gedanken A. v. Gutschmids, und hielt sich hauptsächlich an die Arbeiten seines Freundes Oppert. Hinter seinen Folianten ließ jedoch Merx keineswegs den Strom des Lebens an sich vorüberrauschen. Er verfolgte den Pulsschlag der Gegenwart mit lebhaftester Anteilnahme, aber nur dem kirchlichen Leben widmete er seine Mitarbeit. Allezeit stand er dem Ultramontanismus kampfbereit gegenüber. Er war ein Mann des Protestantenvereins alten Schlags und leitete den von ihm gegründeten Heidelberger Ortsverein des Evangelischen Bundes ebenso begeistert wie besonnen. Aus innerer Überzeugung von dem hohen Wert der evangelischen Kirche für die Pflege wahrer Religiosität gehörte Merx dem Kirchengemeinderat viele Jahre als treues Mitglied an. Oft vertauschte er den Katheder mit dem Rednerpult einer Vortragsversammlung oder eines Familien-

abends. In keuscher Verborgenheit lebte unter dem ernsten Gewand des Forschers der unerschütterliche Glaube an den Gott, der die Wahrheit zum Siege führt, weil er selber die Wahrheit ist. Es war für Merx eine Herzenssache, das Geröll wegzuschaffen, das sich auf dem heiligen Boden der Evangelien angesammelt hat, und die Person Jesu zu suchen. Religionsphilosophisch stand er etwa auf Schleiermacher. Seit langem hatte er den Wunsch, die wichtigen Fragen der Verdrängung der halbherzigen apologetischen Behandlung der neutestamentlichen Probleme und der Neubildung einer haltbaren und doch nicht bloß theoretischen, sondern praktisch brauchbaren religiösen Weltanschauung aufnehmen zu können, wenn Kraft und Leben reiche (brieflich an Dawes). Die Schlagwörter „gläubig" und „ungläubig" waren ihm „eine Pudelmütze, die man so oder so aufsetzen könne". Auch bedauerte er die Bilderstürmerei, die das Poetisch-Symbolische in Glaubenserkenntnis und Glaubensbekenntnis nicht verstehen wolle und nicht ertragen könne.

In allen Lebenslagen bewahrte Merx Geradheit und Unerschütterlichkeit, und er bedurfte ebenso sehr der Liebe und Verehrung, als er sie selber dem wahren Verdienst uneingeschränkt ohne Neid zuerkannte. Überall, in seinem stillen, vornehmen Gelehrtenheim, in Wissenschaft, in Kunst und Leben offenbarte sich der ganze, prächtige, abgeklärte Mensch mit seinen weltmännischen Umgangsformen, und hell erklang bei diesem so ruhig abwägenden und nüchtern urteilenden Gelehrten die Saite der Freundschaft. Seine Studenten zog er gern in sein gastliches Haus und vereinigte in mitteilsamem Gespräch Geistesfülle und Gemütlichkeit. Allen blieb ein unverwischbarer Eindruck von seiner Persönlichkeit. Wer ihm näher trat, der lernte ihn auch als menschlichen Charakter verehren und lieben, und mancher Student mag ein Lebensideal von ihm in seinen zukünftigen Beruf mitgenommen haben. Vorurteilsfrei verkehrte er auch mit schlichten Männern des Volkes. Die freundliche Begleiterin seines Lebens war die Musik, und bis ins Alter blieb er ein ausgezeichneter Klavierspieler. Zum zweihundertjährigen Geburtstag S. Bachs veröffentlichte er 1885 in der Protestantischen Kirchenzeitung eine feinsinnige Würdigung des alten Thomaskantors. In seinen Mußestunden las er auch Hafis, Dante und Shakespeare im Urtexte.

In seinen Ferien unternahm er häufig große Studienreisen. Fünfmal besuchte er den Orient und war auch in Griechenland, Algier, Frankreich, Italien, England usw. In seiner „Villa Sophie" (Bunsenstraße 1), die er mit erlesenen Kunstwerken geschmückt hatte, verkehrten viele deutsche und ausländische, besonders englische Gelehrte. Im Jahre 1892 wurde er Geheimer Hofrat, 1892/93 war er Prorektor der Universität und 1905 wurde er Geheimrat. Von Dublin bekam er 1893 den Doctor of literature. Auch war er außerordentliches Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Am 2. November 1908 feierte Merx seinen siebzigsten Geburtstag und erfuhr zahlreiche Beweise der Verehrung. Von fertigen, angefangenen oder geplanten Werken wollte er noch seine Biblische Theologie des Alten Testaments, einen Kommentar zu Qohelet, das Targum zum Hohen Lied, eine israelitische Rechtsgeschichte, eine Übersetzung von Saadis Rosengarten, eine Biographie seines Freundes, des Orientalisten A. Sprenger, ein syrisch-armenisches Glossar usw. herausgeben. Am 9. Mai 1908 starb seine von ihm aufs innigste verehrte Mutter im Alter von fast 97 Jahren. Auch er fühlte, daß der Tod ihm bald nahen werde, und bedauerte nur, nicht mehr alle Werke ausführen zu können. Als er am 4. August 1909 namens der Universität bei der Beerdigung Hausraths tiefbewegten Herzens ein ergreifendes Bild von der Persönlichkeit und der Bedeutung seines Kollegen und Freundes entworfen und zum Schlusse auf ihn das Bibelwort angewandt hatte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glaube gehalten", stürzte er bei den ersten Worten des folgenden Redners an einem Herzschlage vor dem Sarge zusammen. So erfüllte sich an ihm in besonderer Weise, aber auch symbolisch und schön das persische Wort, mit dem er 1871 die Vorrede zu seinem Hiob geschlossen hatte: „Ich hoffe wenigstens, wenn ich sterbe, auf dem Wege zu sterben", und er ging von einer Form der Unsterblichkeit zur andern über. Am 7. August fand der große Orientalist Merx auf dem Heidelberger Friedhofe seine letzte Ruhestätte.

Quellen: Mitteilungen von Prof. Dr. Ruska in Heidelberg und Frl. Pauline Fränkel in Dresden, Akten von Pforta und persönl. Kenntnis. Nachrufe verzeichnet die Totenliste 1909 des

Biograph. Jahrbuchs (herausg. von Bettelheim), 14. Band; es fehlen Heidelb. Ztg., 10. August 1909, Korr.-Blatt f. d. Evang. Konf. in Baden 1909, Nr. 37, und Kartell-Ztg. akad.-theol. Vereine 1909, Nr. 11 (von Vikar Konr. Müller in Breslau). Die hauptsächlichsten Werke in A. Hettlers Theol. Lit.-Kal., 2. Jahrg. 1906, und (kürzer) in „Wer ist's?", 4. Jahrg. 1909. Ferner: Ein Gruß zum 70. Geburtstag, Bad. Landesztg., 19. November 1908. Mein Dank, Gedenkblatt an den 70. Geburtstag, abgedr. Prot. Monatshefte, 1909, S. 42. K. Martis Gedächtniswort in „Der Messias oder Ta'eb der Samaritaner" von A. Merx (Beihefte zur Zeitschr. f. d. alttest. Wiss. XVII), 1909, S. I—V. „Zum Gedächtnis von Adalbert Merx" von O. Herrigel, Prot. Monatshefte 1910, S. 41—50, 89—103, mit vollständiger Bibliographie. Artikel Merx im Biogr. Jahrb., 14. Bd., S. 28 bis 30, und in der Realenzykl. f. prot. Theol. und Kirche, 24. Bd., S. 89—90, beide von G. Beer. Chronik der Stadt Heidelberg für die Jahre 1907—1909 (bearb. von F. Rösiger, 1913), S. 380 bis 382, mit Bildnis. Über Eulalia Merx und ihren Vater J. G. Hoche vgl. Brümmers Deutsches Dichterlex. (1876—1877), über J. G. Hoche auch den Neuen Nekrolog der Deutschen, 14. Jahrg. (1836), 2. Teil, S. 1020 und die Allg. deutsche Biogr., Bd. 12 (1880), S. 519. — In den „Bad. Biographien" IV (1901) stammen von Merx die Artikel Fr. L. Teufel, A. H. Thorbecke und G. Weil. — In seinem Sinne wurde am 2. November 1909 als seinem Geburtstage von Frau Geheimrat Merx der Heidelberger Akademie als Merx-Curtius-Stiftung ein Kapital von 50 000 Mark zur Verfügung gestellt zur Unterstützung der orientalischen Studien auf allen denjenigen Gebieten, auf denen Merx literarisch tätig oder heimisch war, also der Alttestamentlichen Theologie und der Kulturgeschichte Westasiens mit Ausschluß reinlinguistischer Probleme und aller Arbeiten auf dem Gebiete der Keilschriftforschung, die lediglich philosophische Untersuchungen bezwecken.

Oskar Herrigel.

Hermann Osthoff.

Kaspar Karl Gottfried Heinrich Emil Franz Hermann Osthoff, der Heidelberger Sprachforscher, ist geboren am 18. April 1847 zu Billmerich bei Unna in Westfalen als Sohn des evangelischen

Gutsbesitzers Franz Osthoff. Er besuchte von 1853 ab die Volksschule zu Billmerich, dann aber — seit 1856 noch nebenbei unterrichtet von Pfarrer Philipps in Dellwig — die Rektoratsschule in Unna und 1861 das Gymnasium zu Gütersloh, wo er Herbst 1865 das Zeugnis der Reife erwarb. 1865 bezog er die Universität Bonn, wo er eine Zeitlang einer Burschenschaft angehörte, 1867—1868 Tübingen, 1868—1869 Berlin, dann wieder Bonn. 1869 erwarb er hier die philosophische Doktorwürde auf Grund einer Abhandlung Quaestiones mythologicae, von der er aber später wenig Aufhebens machte. Als seine Lehrer nennt er in dieser Doktorschrift der Reihe nach u. a.: Bernays, Gildemeister, Jahn, Simrock, Usener, dann Adalbert Keller, Roth und Teuffel, schließlich Steinthal und Albrecht Weber; viel verdankte er Gildemeister, den er drei Semester lang hörte, noch mehr Roth, dem er ebenso lang treu blieb, und Albrecht Weber. Den beiden letzten widmete er darum auch seine Doktorschrift.

Im Sommer 1870 stellte er sich als Soldat bei der reitenden Artillerie in Koblenz, wurde jedoch nach vierzehn Tagen wieder entlassen, der Ersatzreserve überwiesen und später für dauernd unbrauchbar erklärt. Daher konnte er noch im gleichen Jahre 1870 eine Lehrstelle an der Privatknabenschule zu Hilden übernehmen (bei Ohligs, in der Nähe von Solingen), wo er Latein, Deutsch und Geschichte unterrichtete, dazu Geographie und Mathematik. Nach der Staatsprüfung, die er im November 1871 zu Bonn ablegte, war er für kurze Zeit — Herbst 1871 bis Herbst 1872 als Probekandidat, von da bis Ostern 1874 als ordentlicher Lehrer — am Kasseler Gymnasium angestellt, das damals als Schüler Prinz Wilhelm besuchte, der spätere Kaiser Wilhelm II., mit dem Osthoff aber selbst nichts zu tun hatte. In Kassel schloß er auch seine erste Ehe mit Henriette Schölling, die bald starb und ihm einen Sohn Fritz hinterließ, den eine schleichende Krankheit auch schon als Sekundaner dahinraffte.

1875 habilitierte sich Osthoff in Leipzig unter Georg Curtius mit seinen „Forschungen im Gebiete der indogermanischen nominalen Stammbildung I—II“ (1875—1876), deren zweiter Band mit seiner Erklärung des schwachen deutschen Adjektivs gleich allgemeinen Anklang fand.

In Leipzig herrschte damals ein reges sprachwissenschaftliches

Leben; Osthoff traf dort zusammen mit Aug. Leskien, F. de Saussure, Karl Brugmann, Wilh. Braune und wurde bald mit einer der Führer des Kreises junger Forscher, die man die Junggrammatiker genannt hat. De Saussures „Mémoire sur le Système primitif des voyelles dans les langues indoeuropéennes" (1879), jene für ihre Zeit großartige Darstellung des indogermanischen Ablauts, hat er mindestens entstehen sehen, wenn er — nach Andeutungen von ihm zu schließen — den Verfasser nicht gar mitberaten hat, so besonders in der Ansetzung des ursprachlichen r-Vokals, die Osthoff später unmißverständlich überhaupt für sich in Anspruch nahm.

So wurde Osthoff schon nach zwei Jahren, am 17. Februar 1877, als Nachfolger des nach München gehenden Ernst Kuhn nach Heidelberg berufen, zunächst, wegen seiner Jugend, als außerordentlicher Professor, nach ¾ Jahren, seit dem 29. Dezember 1877 — nach dem Erscheinen seines Buches über „Das Verbum in der Nominalkomposition im Deutschen, Griechischen, Slavischen und Romanischen" (1878), und nachdem er sich den Sommer über in Vorlesungen über „Griechische Grammatik" und über Sanskrit auch als Lehrer bewährt hatte — in der Stellung als Ordinarius. Es war für den jungen Gelehrten eine glückliche Zeit: Männer, die später selbst in der Wissenschaft eine führende Stellung eingenommen haben, wie Otto Behaghel und Fritz Neumann, wurden ihm befreundet oder hörten gar bei ihm, und er erzählte nachmals gelegentlich noch mit Stolz von der Zeit, wo er, als Anfänger, schon ein Parterre von Königen zu seinen Füßen gehabt habe. Bald darnach, am 14. März 1878, hat sich Osthoff denn auch zum zweitenmal verheiratet mit Emilie Weeren, der Tochter des Privatmanns Friedrich Weeren zu Köln a. Rh. Aus dieser Ehe stammen drei Kinder, neben zwei Töchtern noch als erster Sproß ein Sohn Hermann (geboren 20. Februar 1879), der spätere bekannte, leider — trotz festester Gesundheit — so früh verstorbene Kunstmaler.

Als Forscher hat Osthof in Heidelberg die ganze Zeit unablässig gearbeitet, und die Hoffnung, die man bei seiner Berufung in ihn setzte, gerechtfertigt. Alle seine Werke sind schwere, gründliche und meist recht umfängliche Gelehrtenleistungen, die aufmerksam beachtet wurden und die Wissenschaft — vielfach sogar grundsätzlich — gefördert haben, vor allem die sechs Bände „Morpho-

logische Untersuchungen im Gebiete der indogermanischen Sprachen", die Osthoff 1878—1910 gemeinsam mit seinem Freunde Brugmann herausgab, zu denen er aber das meiste selbst beisteuerte. Gleich der erste Band dieser morphologischen Untersuchungen, der bald nach dem „Verbum in der Nominalkomposition" herauskam (1878), entwickelte packend und frisch die Ziele der neuen Richtung der Junggrammatiker in einem Vorwort, das daher in der Geschichte der Sprachwissenschaft immer seine Stelle behalten wird, und der vierte Band stellt wieder in einem bemerkenswerten, umfänglichen Vorwort die Ansicht Osthoffs über die Entstehung und die Stufen des indogermanischen Ablauts dar, eine Ansicht, die in der allgemeinen Frage der Schwächung vielen Beifall fand, weniger in der Ansetzung der verschiedenen Gestaltungen der Schwächung, nämlich der längeren und der kürzeren „Tiefstufe". Zwischenhinein aber (1884) trat ans Licht das dicke, inhaltsreiche Buch „Zur Geschichte des Perfekts im Indogermanischen", das die vielfachen Sprachformen, die diese Zeitstufe in den verschiedenen indogermanischen Sprachen ausdrücken, bis ins einzelne geschichtlich zu erklären sucht.

Alle diese Werke setzen sich die Aufhellung der Lautgeschichte und die Wortformenverhältnisse zum Ziel, ebenso wie einzelne Aufsätze in Zeitschriften, unter denen besonders der „Zur Frage des Ursprungs der germanischen n-Deklination nebst einer Theorie über die ursprüngliche Unterscheidung starker und schwacher Kasus im Indogermanischen" (in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 3, 1) einen nachhaltigen Eindruck machte. Sie wiesen aber gleichzeitig einer andern Fähigkeit Osthoffs den Weg und bildeten sie allmählich feiner aus, die Kunst der Etymologie. Mag auch manches, was er darüber verkündete, nicht Stich gehalten haben, im allgemeinen übertraf ihn hier keiner seiner engeren Fachgenossen, und wenige taten es ihm gleich; er hatte dafür einen feinen Spürsinn und ein gesundes Gefühl für das Sachliche, vornehmlich das volkstümliche Denken und die davon abhängigen Gebräuche. Darum haben gerade kulturgeschichtlich oder religionsgeschichtlich arbeitende Forscher wie Alb. Dieterich seinen Aufstellungen gerne beigepflichtet. Ein wichtiges bleibt freilich hier zu beklagen: daß er nicht zur Ausführung des von ihm lange geplanten und umständlich vor-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

bereiteten Etymologischen Wörterbuchs der lateinischen Sprache kam. Er hätte damit, nach dem, was er vorläufig darüber veröffentlichte, ein gewaltiges Werk geschaffen, das einen Merkstein gebildet hätte in der lateinischen Sprachwissenschaft. Denn er ging vielfach ganz neue Wege, und das, was er darin Eigenes vorbrachte, hatte das Alte, das er übernahm, ganz in den Schatten gestellt, besonders durch den Reichtum an neuen Gedanken, auch wenn sie nicht vom Ersten bis zum Letzten alleinseligmachende Wahrheit gewesen wären. Aber gerade die Großartigkeit des Wollens vereitelte das Vollbringen. Es erschöpfte sich in geistreichen Vorarbeiten, bohrte da ergiebig an und dort, kam damit aber nicht zu einem fortlaufenden Aufbau des Ganzen: er erreichte kein Ziel, weil er keinen geraden Weg und Plan hatte. Daß er von dem Vertrag schließlich wieder zurücktrat, war für ihn ein schwerer Entschluß. Seine „Etymologischen Parerga", die auch nicht über den ersten Band hinauskamen (1901), sind sozusagen ein Meilenstein nach dem Ziel, das er nicht erreichte, weil er mit zu schwerem Gepäck marschierte.

Alle diese Arbeiten zeigen, daß er unablässig tätig war und immer an Aufgaben und neuen Plänen herumdachte, in die er seine Vertrauten auch gern rückhaltlos und umständlich einweihte, ohne zu fürchten und fürchten zu müssen, daß sie das Mitgeteilte einmal mißbrauchten. Seine Anschauungen brachten ihn freilich in manchen Gegensatz, so mit dem angesehenen älteren Georg Curtius und unter den jüngeren sowohl mit der Göttinger Schule A. Bezzenbergers und A. Ficks als auch mit dem gründlichen und umfassend gelehrten, aber auch etwas selbstherrlichen Berliner Joh. Schmidt. Während die bisherige Forschung der sprachlichen Entwicklung noch etwas Spielraum zugestanden und das Einzelne sich noch mehr zweigartig hatte verändern lassen, verfocht Osthoff unter dem Beifall verschiedener anderer Jüngeren, eben der „Junggrammatiker", im Anschluß an A. Leskien den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, nach dem nur eine Form gesetzmäßig ist, während etwaige Nebenformen in erster Linie ihr Dasein der gedanklichen Verknüpfung verdanken, Analogiebildungen sind. Diesen Satz wollten die Älteren aber nicht als richtig, manche der widerstrebenden Jüngeren auch nicht als neu anerkennen. Osthoff wehrte sich in diesem Kampf auch einmal (1886) mit einer be-

sonderen Schrift „Die neueste Sprachforschung und die Erklärung des indogermanischen Ablauts".

Dieser Forschertätigkeit ging aber eine erfolgreiche Tätigkeit als akademischer Lehrer zur Seite. Gerade in seinen jüngeren Jahren, als sich die klassische Philologie noch fast ausschließlich mit der Wiederherstellung des Wortlauts der alten Schriften befaßte und die neueren Sprachen überhaupt nicht oder nur einseitig nach der Seite der Literatur, sei es geschichtlich, sei es ästhetisch vertreten waren, sammelte sich zu seinen Füßen in Heidelberg alles, was Sinn für sprachliches Leben hatte. Und er, der zur Sprachvergleichung herkam von der klassischen Philologie, wirkte jetzt mehr mit seinen Vorlesungen über das Germanische im allgemeinen oder über das Gotische im besonderen, zeitweise — während der Krankheit von Karl Bartsch (1887—1888) — auch über das Neuhochdeutsche als mit denen über griechische oder lateinische Laut- und Formenlehre. Aber daß die klassische Philologie durch die Ausgrabungen auf ihrem alten Heimatboden und durch die Betonung des Volkskundlichen und Allgemeingeschichtlichen im griechisch-hellenischen Kulturgebiet ihren Gesichtskreis erweiterte und ihre Jünger jetzt selbst mehr als genügend beschäftigte, grub ihm später doch etwas das Wasser ab, ebenso wie die Tatsache, daß sich Romanistik und Anglicistik von der Germanistik abspalteten und ihre durch die Gunst der Zeit wachsende Gemeinde jetzt eigenen zugkräftigen Lehrern folgen konnte. Zwar ist die Zahl der von Osthoff veranlaßten Doktorschriften und der Kreis der Gelehrten, die man als seine eigentlichen Schüler ansehen kann, über Erwarten klein: nur Karl v. Bahders Verbalabstrakta (1880), B. J. Wheelers Griechischer Nominalakzent (1885), L. Sütterlins Nomina agentis im Germanischen (1887) und seine Denominativa im Altgriechischen (1891), endlich H. Günterts Arbeit über die griechischen Gradationsbildungen (Indog. Forsch. Bd. 27) zeugen in der Hauptsache von seinem Einfluß. Aber der Kreis derer, die ihn mit Erfolg und Dank gehört haben, ist um so größer: wie viele, die sich nachher in der Sprachwissenschaft einen Namen machten, haben ein oder mehrere Semester seinem nicht gerade flüssigen, aber durchweg klaren Vortrag gelauscht und ihn seine Formen an die Tafel schreiben sehen: so außer den schon Genannten (Behaghel, v. Bahder, Wheeler, Güntert und dem Verfasser) in-

sonderheit A. Thumb, V. Michels, Ph. Lenz, Bennett und Josef Wright. Ein Bild aus dem Jahr 1886, aufgenommen in den Tagen der fünfhundertjährigen Stiftungsfeier der Heidelberger Hochschule, zeigt den Gelehrten noch stolz und froh als das geistige Haupt einer kleinen erlesenen Gemeinde (F. Holthausen, Ph. Lenz, A. Thumb, V. Michels, B. Kahle, Dittmar, L. Sütterlin, sowie des jetzt in Oxford als Nachfolger Max Müllers wirkenden Engländers J. Wright und eines Amerikaners, Dr. Jones), die sich durch die Worte auf einer von Lenz gehaltenen Schiefertafel vorstellt als die Heidelberger Junggrammatik der Ruperto-Carola beim Jubiläum 1886.

Der äußere Lebensgang des Gelehrten Osthoff ist natürlich nicht reich an großen Ereignissen. Er ist nur eingeleitet und abgeschlossen, kaum unterbrochen durch wissenschaftliche Reisen. Bald nach seinem Einzug in Heidelberg gab ihm nämlich die badische Regierung Mittel in die Hand, daß er zweimal, 1882 und 1883, in Venedig bei den Mechitaristen, den Mönchen des armenischen Klosters auf der Insel San Lazaro, Armenisch lernen konnte. Und bald darauf drängte ihn die Arbeit am lateinischen Wörterbuch zu einer Reise nach dem Keltengebiet in Irland und in Wales. Indes die Verhandlungen mit der Regierung zerschlugen sich zunächst noch (1888), nicht nur, weil man in Karlsruhe noch nicht die nötigen Mittel flüssig hatte, sondern auch, weil Osthoff erst aus häuslichen Gründen, dann wegen schriftstellerischer Verpflichtungen nicht gut loskommen konnte. Und die Sache ruhte für längere Zeit. Dafür ging der Gelehrte im Sommer 1893 nach Chicago, wohin amerikanische Gönner der Sprachwissenschaft die bedeutendsten Vertreter des Fachs, darunter neben Brugmann und Streitberg auch ihn, zu einem Sprachforscherkongreß und zu einem Vortrag zusammengeladen hatten. Er sprach dort über „Dunkles und helles l im Lateinischen" (Transactions of the American Philological Association 24, 50). Und zehn Jahre darauf, 1903, ging er zu ähnlichem Zwecke wieder kurz ins Ausland, nach Rom, zu dem Internationalen Historikerkongreß. Unmittelbar darauf nahm er endlich auch seine keltischen Pläne wieder auf: im Sommer 1905 gab ihm die Regierung Urlaub und sonstige Unterstützung für einen längeren Aufenthalt in Wales, 1907 unter den gleichen Umständen für Irland. Daß und wie er diese Reisen durchführte,

trotz seiner 60 Jahre, und obwohl er für die Erlernung lebender Sprachen nicht mehr Anlage besaß als ein Durchschnittssprachgelehrter, ist erstaunlich. Während er das Armenische mehr zu wissenschaftlichen Zwecken auf dem Papier verwendete und von Sprechfähigkeit darin nie etwas an den Tag legte, arbeitete er sich so in das Kymrische ein, daß er es verstand und sich darin unterhalten konnte. Wenn er es in dem Irischen aus verschiedenen Gründen vielleicht weniger weit brachte, so hat doch auch das seinen regen Sinn reich befruchtet. Er legte von diesen keltischen Eindrücken Zeugnis ab nicht nur in kleinen Aufsatzreihen, die er in der Frankfurter Zeitung und später in einem Sonderdruck veröffentlichte, sondern auch durch neue selbständige Untersuchungen auf dem Gebiet der keltischen Grammatik (z. B. in seinem Aufsatz „Zur Entlabialisierung der Labiovelare im Keltischen", Indogermanische Forsch. Bd. 27) und dadurch, daß er jetzt auch Vorlesungen hielt über das Keltische. Schade daher, daß sein Tod diese seine neue Entwicklung so rasch abschnitt.

Und neben all diesen wissenschaflichen Leistungen brachte Osthoff es fertig, sich jahrelang auch noch kräftig in der Parteipolitik zu betätigen. Von jeher Demokrat und ausgesprochener Anhänger Eugen Richters, trat er gegen Ende der achtziger Jahre, etwa seit dem Regierungsantritt des jungen Kaisers Wilhelms II., in und um Heidelberg öffentlich auf den Kampfplatz nicht nur als einer der Führer der freisinnigen und Fortschrittspartei, sondern schließlich sogar als Bewerber um einen Sitz im Reichstag, als Gegner eines Konservativen. Dabei war er mit den badischen Verhältnissen durchaus nicht unzufrieden, sondern er folgte nur seiner allgemeinen Überzeugung, so große Mühe und teilweise auch persönliche Unannehmlichkeiten das ihm auch brachte, und obwohl es ihn von seiner Wissenschaft unnötig — und ohne rechten Gegenwert — abzog. In dem Kampfe übrigens, in den ihn Parteileben und Wissenschaft brachte, führte Osthoff meist eine kräftige, scharfe Waffe, wie er überhaupt mehr Soldat war denn Diplomat; aber trotz aller Hartnäckigkeit und trotz aller Schärfe gelegentlich auch in einem zunächst bösartig klingenden Wortwitz, war er ein offener Gegner, der anständige Ziele verfolgte, und der rühmlicherweise wissenschaftliche oder politische Streitigkeiten niemals in den Hörsaal trug.

In Heidelberg ist Osthoff während seines ganzen Aufenthaltes als Gelehrter und Lehrer hoch angesehen gewesen. Und er freute sich dieser Anerkennung und noch mehr der Auszeichnung, die er — zusammen mit einem schließlich doch im Sande verlaufenen Plane einer Berufung nach Wien — in der Wahl zum Prorektor für das Jahr 1899—1900 erblicken durfte, um so mehr, als er in früheren Jahren sich von der Regierung nicht gebührend geschätzt glaubte, nebenbei gesagt, auch in Hinsicht des Gehalts. Und die üblichen äußeren Ehren wurden ihm auch erst spät zuteil, zu spät für ihn und zu spät für den Staat, zu dem er vielleicht früher ein besseres Verhältnis gefunden hätte: sein Protektorat verschaffte ihm als Weihnachtsgeschenk (1899) die Ernennung zum Hofrat, die Hundertjahrfeier der Erneuerung der Universität (1903) die zum Geheimen Hofrat, und das Jahr 1908 brachte ihm das Ritterkreuz erster Klasse mit Eichenlaub vom Orden des Zähringer Löwen. Zu diesen inländischen Ehrungen kamen übrigens einige Auszeichnungen vom Ausland, die nicht ersessen waren: schon 1883 von Holland die Ernennung zum Mitglied der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde, 1901 von Ungarn im Mai die Ernennung zum Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, im Oktober zum Ehrenmitglied der Budapester Philologischen Gesellschaft. So ist sein Lebenswerk doch auch äußerlich nicht unbelohnt geblieben, und das hat ihm gerade seine letzten Lebensjahre verschönt, wo bei ihm die Wirkung auf Schüler zurücktrat. Er war nie eitel auf diese Auszeichnungen, aber befriedigt und gehoben haben sie ihn doch, und so ist es zu beklagen, daß ihm diese Jahre der behaglichen Zufriedenheit nicht länger dauerten. Im Spätjahr 1908 begann er zu kränkeln, ohne daß sich die Ärzte über die Ursache aussprachen, am 7. Mai 1909 verschied er: der stattliche Mann mit dem ergrauenden Haar, der früher so gesund und unverwüstlich war, der waidfrohe Jäger, dem ein hohes Alter bestimmt schien!

L. Sütterlin.

August Eisenlohr

wurde am 6. Oktober 1832 als Sohn eines Arztes, der der bekannten badischen Beamtenfamilie angehörte, in Mannheim geboren. Er besuchte dort Volksschule und Lyceum und studierte

1850—1853 in Heidelberg und Göttingen Theologie. Kaum in das evangelische Predigerseminar in Heidelberg eingetreten, wurde er von einer Nervenkrankheit befallen, die ihm auch nach der Genesung (1858) eine Wiederaufnahme der theologischen Studien verbot. Er studierte nun Chemie, wurde 1860 zum Doktor promoviert und gründete in Heidelberg eine chemische Farbenfabrik, die er aber bald wieder aufgab.

Seit 1865 beschäftigte er sich — veranlaßt durch eine Handelsverbindung mit Hongkong — mit chinesischen und bald darauf auch mit ägyptischen Sprachstudien, bei denen er zunächst von dem Franzosen Chabas, dann von Heinrich Brugsch die wichtigsten Anregungen erhielt, und denen er bald seine ganze Zeit und Kraft widmete. Mit einer Arbeit über den demotischen Teil der Inschrift von Rosette habilitierte er sich 1869 an der Heidelberger Universität, und ihrem Lehrkörper hat er bis zu seinem Tode angehört. 1872 erhielt er den Charakter als außerordentlicher Professor, 1885 wurde er zum Honorar-Professor ernannt. — Außer der Ägyptologie beschäftigte ihn auch das Studium der semitischen Sprachen. Unter seinen Vorlesungen erscheinen nicht nur alle Gebiete der ägyptischen Altertumskunde, sondern daneben auch Hebräisch, Phönizisch, Arabisch und Babylonisch.

In den Jahren 1869 und 1870 machte Eisenlohr im Auftrage des Großherzogs von Baden eine Forschungsreise nach Ägypten, die ihn bis zum zweiten Katarakt geführt hat. Er brachte — damals noch eine Seltenheit — photographische Aufnahmen von Tempeln und Inschriften mit und verwertete die hierbei gemachten praktischen Erfahrungen in photographischen Übungen für Archäologen, die er an der Universität abhielt. — In Alexandrien fand Eisenlohr, in englischem Privatbesitz, den berühmt gewordenen „Großen Papyrus Harris", die umfangreichste aller aus dem ägyptischen Altertum erhaltene Papyrusrollen und eine der kulturgeschichtlich interessantesten zugleich. Sie enthält nämlich ein bis ins kleinste detailliertes Verzeichnis aller Stiftungen, die König Ramses III. (um 1150 v. Chr.) während seiner einunddreißigjährigen Regierung den verschiedenen großen und kleinen Heiligtümern in Ägypten gemacht hat. Leider waren Eisenlohrs wiederholte Versuche, für diesen Papyrus in Deutschland einen Käufer zu finden, erfolglos, und so bleibt es sein Verdienst, daß er 1872 seinen An-

kauf durch das Britische Museum vermittelt und dadurch dieses einzigartige Dokument für die Wissenschaft gerettet hat. — In den Annalen der Ägyptologie ist Eisenlohrs Name dauernd mit einem anderen Papyrus verbunden, der ebenfalls im Britischen Museum aufbewahrt wird, dem „Papyrus Rhind", den er im Jahre 1877 unter dem Titel „Ein mathematisches Handbuch der alten Ägypter" mit Übersetzung und ausführlichem Kommentar veröffentlicht hat. Dieser merkwürdige und in seinem guten Erhaltungszustand ebenfalls einzigartige Papyrus, bei dessen Auslegung Eisenlohr durch seinen Kollegen, den Mathematiker Cantor, unterstützt wurde, enthält eine Art Lehrbuch der Mathematik, mit arithmetischen, geometrischen und stereometrischen Aufgaben, die freilich stets ein praktisches Interesse zum Hintergrund haben. — Auch Eisenlohrs kleinere Aufsätze, die über zahlreiche Fachzeitschriften verstreut sind, beschäftigen sich neben dem Papyrus Harris mit Vorliebe mit mathematischen, astronomischen und chronologischen Fragen auf ägyptischem und babylonischem Gebiet. In weiteren Kreisen bekannt war seine 1891 erschienene Bearbeitung von Bädekers „Oberägypten", für die er auf einer zweiten ägyptischen Reise die notwendigen Studien gemacht hatte. — Ungünstige gesundheitliche Verhältnisse hinderten Eisenlohr an größerer publizistischer Tätigkeit, und in seinen letzten Jahren mußte er auch die Vorlesungen an der Universität aufgeben. Er starb nach schwerem Leiden am 24. Februar 1902.

Eisenlohr war zuerst mit Pauline André verheiratet, die nach kurzer, kinderloser Ehe starb. Seiner zweiten Ehe mit Sophie, geborenen Schreiber, entstammen zwei Söhne, von denen der eine Professor der physikalischen Chemie an der Universität Königsberg ist, während der zweite sich dem Konsulatsdienst gewidmet hat. — Seiner politischen Überzeugung nach gehörte Eisenlohr der Nationalliberalen Partei an, die er nach Kräften förderte. — Er war einer der ersten Heidelberger, die sich auf der Nordseite des Neckars ein Haus bauten, und hat Jahre hindurch das damals noch nicht eingemeindete Neuenheim im Heidelberger Stadtrat vertreten. Unter seiner energischen Leitung ist, dem Widerstand der Neuenheimer Bauern zum Trotz, dort Wasserleitung und Gasbeleuchtung eingerichtet worden. Sein Hauptinteresse aber lag nicht auf praktischem Gebiet. Er war eine Gelehrtennatur, die sich im stillen

Studierzimmer, unter Büchern und Altertümern, am wohlsten fühlte. Doch nahm er mehrfach an Orientalistenkongressen teil und war dann ein lebendiges und anregendes Mitglied. Von einem seiner Freunde wird er als „sehr sympathisch, ehrlich, aufrichtig und zuverlässig, gelegentlich etwas derb", kurz „als ein echter Süddeutscher" geschildert. H. Ranke.

Hermann Strauch

der nahezu vierzig Jahre (1865—1904) an der juristischen Fakultät Heidelberg gelehrt hat, stammte aus Frankfurt a. M., wo er als Sohn des Bürgers und Handelsmanns Strauch am 4. Dezember 1838 geboren wurde. Seine Schulzeit fiel in die bewegten vierziger und fünfziger Jahre; 1848 kam er aufs Gymnasium, das er 1857 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Er studierte in Bonn, Heidelberg und Wien. In Heidelberg war er Zuhörer in Vangerows Pandekten, Zöpfls Rechtsgeschichte, Renauds Privatrecht und Zivilprozeß, Roßhirts Kirchenrecht und hörte auch bei Rau Nationalökonomie und Völkerrecht bei dem bald darauf nach Erlangen berufenen Heinrich Marquardsen. In Wien hörte er Haimerl, Stubenrauch, Glaser, Unger, den ausgezeichneten Privatrechtslehrer und späteren Minister. Unger und Glaser, durch den er auf die deutschen Kriminalisten Berner und Mittermaier, die damals als Größen galten, hingewiesen wurde, scheinen ihn besonders gefesselt zu haben. Noch mehr beeinflußte ihn der geistreiche Verwaltungslehrer Lorenz v. Stein und der gerichtliche Mediziner und Kriminalpsychologe Beer. 1861 bestand er die sogenannte judicielle Staatsprüfung und trat als Rechtspraktikant beim k. k. Landgericht Wien ein. Jedoch nicht für lange; denn bald übernahm er eine Stellung bei einem jungen Grafen Schönborn, um diesem bei seinen juristischen Studien nachzuhelfen. Diese Zeit benutzte er, um die vier „Rigorosen" zu machen, auf Grund deren er nach der Disputation im Juli 1862 die Doktorwürde erhielt. Die nächsten Jahre arbeitete er in der Kanzlei des Hof- und Gerichtsadvokaten Franz Schmidt und war zugleich als Mitredakteur der „Allgem. Österreichischen Gerichtszeitung" tätig. Aber er überzeugte sich allmählich, daß in Österreich wenig Aussichten für eine gedeihliche Laufbahn eines Deutschen seien. Es zog ihn zunächst nach Frankfurt, und im Oktober

1865 habilitierte er sich in Heidelberg. 1873 wurde er auf seinen Antrag zum außerordentlichen Professor ernannt. Einem Ruf nach Dorpat war er, aus patriotischen Gründen, zu folgen nicht geneigt. Sein Leben verfloß nun in stiller Gelehrtenarbeit und Dozententätigkeit; in den letzten Jahren befiel ihn eine schwere Krankheit, so daß er schon das Sommersemester 1899 ganz aussetzte. Immerhin konnte er die Verwaltung der Bibliothek des juristischen Seminars, die ihm übertragen war, bis zu seinem Ende führen. Er starb als ein einsamer Mann am 28. September 1904.

Strauchs literarische Leistungen sind gering. Das große Werk „Völkerrecht", das er im Jubiläumsalmanach der Universität Heidelberg 1886 selbst ankündigte, ist nie erschienen. Seine Gewissenhaftigkeit war seiner literarischen Produktion hinderlich, er kam nie zum Abschluß. Seine Hauptschrift ist seine Habilitationsschrift über Ursprung und Natur der Regalien (84 S., 1865), in der er nach geschichtlicher Entwicklung den Begriff „Regal" kritisch untersucht und zu dem Schluß gelangt, daß der Begriff unberechtigt, weil weder als Privatrecht aus der Persönlichkeit, noch als Hoheitsrecht aus der Souveränität sich ergebend. Das ist nun zwar nicht richtig, denn die Finanzgewalt des Staats ist eine Hoheit, die sich eben die Mittel überall beschafft, und ist auch von der Wissenschaft nicht anerkannt, aber hätte ihn jedenfalls für ein Ordinariat befähigt — denn genug Gelehrte haben schon behauptet, daß ein Begriff so sei, wie sie ihn definieren, wenn auch kein Praktiker das darunter versteht und die geschichtliche Entwicklung ganz anders ist. Als zweite Schrift wäre der Aufsatz „Zur Interventionslehre" zu nennen, der in der Festgabe zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum Bluntschlis 1879 erschienen ist. Grundgedanke: der Intervenient darf so wenig Vorteil aus der Intervention ziehen wollen, wie der Richter aus dem Prozeß, den er entscheidet. Im übrigen hat Strauch eine Anzahl von kleineren Artikeln in Zeitschriften, vor allem aber in der kleinen Ausgabe von Bluntschlis Staatswörterbuch veröffentlicht, in diesem besonders den Artikel „Deutsches Staatsrecht", der am meisten Einblick in des Verfassers Anschauungen gewährt.

Strauchs Haupttätigkeit war die des Lehrers: auf seine Vorlesungen hat er die größte Sorgsamkeit verwendet, sie immer wieder

umgestaltet. Die drei großen Vorlesungen, die er regelmäßig hielt und zu denen er auch öfter beauftragt wurde, waren Encyklopädie, woraus nach der Neuordnung des juristischen Studiums die Einführung in die Rechtswissenschaft wurde, Rechtsphilosophie und Völkerrecht. Außerdem hat er (einige Male in Vertretung) Staatsrecht gelesen, hat völkerrechtliche Übungen, mehrfach eine Anleitung zur Benutzung der wichtigsten Rechtsquellen, ferner eine Vorlesung über preußische Verfassungsgeschichte, eine über Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen, sowie eine Vorlesung über die Entwicklung der politischen und sozialen Theorien gehalten. Er bot Gediegenes und wurde gern gehört, obwohl er nicht immer — wie das bei Rechtsphilosophie erklärlich — leicht war und auch aus seiner antisemitischen Gesinnung kein Hehl machte. In der „Einführung" gab er zunächst eine systematische Übersicht der Ideengrundlage des Rechtslebens, dann die Geschichte des Rechts in Deutschland und im letzten Abschnitt die Dogmatik. In seiner Rechtsphilosophie legte er den größten Wert auf den geschichtlichen Teil und die Gegenüberstellung der individualistischen und universalistischen Rechtsphilosophie. Sein Völkerrechtssystem war etwas abweichend von den üblichen, indem er zuerst sehr eingehend die Rechte und Pflichten der Völkergenossenschaftsmitglieder erörterte und dann als besonderen Teil die „Völkerrechtsregeln" in Krieg und Frieden gab.

Die Rechtsphilosophie hat er offenbar am meisten durchgearbeitet. Das Recht ist ihm Erzeugnis der Einheit des menschlichen Willens, es beruht im wesentlichen auf der Gesinnung, für seine Gestaltung ist maßgebend die Gottes-, die Freiheits- und die Gleichheitsidee. Die letzten betont der Engländer und Franzose, indem er fragt: was bedeutet meine Entwicklung für die Welt, für meine Mitmenschen? Der Deutsche fragt: was bedeutet die Weltentwicklung für meine Entwicklung (religiös)? Ist das Recht die vernunftgemäße Gestaltung menschlicher Willensbeziehungen, so kann es, da Mehrheit Unsinn, Vernunft nur bei wenigen, nur durch erlesene Minderheit fortschreiten — insofern war Strauch, wenn auch liberal, im Grunde aristokratischer Anschauung. Die Pflichten, durch deren Erfüllung das Recht verwirklicht wird, ruhen auf dem Vorhandensein eines Durchschnittsminimums selbstloser Gesinnung in der Menschengemeinschaft. Aber dies Minimum

kann nur erhalten werden durch Vorhandensein eines Maximums bei den Hervorragenden. So wird das Recht selbstlose Gestaltung der äußeren Willensbeziehungen: die moralischen und religiösen Ideen sind die Gedankenwurzeln der Rechtsentwicklung. Auch ein Völkerrecht ist nach ihm nur möglich für den, der an das Vorhandensein sittlicher Kräfte im Leben der Menschheit glaubt. Strauch sieht im Kriege eine nicht zu beseitigende Notwendigkeit, die aus der Rolle, die die staatliche Machtentfaltung in unserm Rechtsleben spielt, begriffen werden muß. Die Möglichkeit der Weltherrschaft eines Staats wird durch Aufrichtung einer Völkerrechtsordnung ausgeschlossen: in diesen Himmel kann die Menschheit nur durch das Fegefeuer des Kriegs eingehen; wer die Dinge erfassen will, muß dies als Konsequenz der Menschennatur erkennen. Strauch war ein Patriot, vielleicht ein wenig verbittert im Alter, aber stets begeistert für alles, was des Vaterlandes Größe anging, begeistert für den Flottenverein — er begann sogar einmal ein Kolleg mit den Worten: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" — und zuletzt als Vorstand eifrig wirkend für den Deutschen Schulverein, dem er in Heidelberg den Boden geebnet hat. So wird das Wirken Strauchs, wenn auch sein Leben bescheiden verlief und sein Name nicht zu den ersten gehört, doch auch manch gute Frucht gebracht haben und sein Andenken in Ehren gehalten werden. † A. v. Kirchenheim.

Eugen Askenasy.

Der Botaniker Eugen Askenasy wurde als Sohn eines österreichischen, aus Tarnopol stammenden Arztes, der in preußische Militärdienste trat, am 5. Mai 1845 in Odessa geboren, blieb jedoch wie sein Vater österreichischer Staatsangehöriger, auch nachdem die Familie seit 1853 dauernd nach Deutschland übergesiedelt war. Er besuchte die altberühmte Kreuzschule (Gymnasium) zu Dresden, trat jedoch schon aus der Obertertia aus (1859), um sich für die praktische Landwirtschaft vorzubereiten. Seine landwirtschaftlichen Studien begann er in Durlach, setzte sie dann in Hohenheim bei Stuttgart fort und war auch vorübergehend praktisch tätig, sogar in einer Zuckerfabrik und einer Brauerei. Für die praktische Tätigkeit war er jedoch, schon wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit, in keiner Weise geschaffen, und blieb sein ganzes

Leben lang herzlich unpraktisch; in späteren Jahren war er sogar in wahrer Hinsicht der richtige Typus des zerstreuten Professors. Als er 1863 seine Studien an der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn fortsetzte, entschied sich seine Zukunft, indem er, angeregt durch den Unterricht des berühmten Botanikers Jul. Sachs, ganz zur Wissenschaft und im besonderen der Botanik übertrat. Da er von Hause aus materiell unabhängig war, so konnte er die neue Laufbahn ungehindert einschlagen. Askenasy hat also wie so mancher Naturforscher die Wissenschaft erst auf Umwegen erreicht, obgleich er nach seiner ganzen Veranlagung und Denkart für diese Tätigkeit besonders bestimmt schien. — Seine naturwissenschaftlichen und besonders botanischen Studien betrieb er dann seit 1864 in Heidelberg unter der Führung des hochbegabten W. Hofmeister, der sich ja selbst vom Buchhändler zum Professor der Botanik emporgearbeitet hatte. Seit dieser Zeit blieb Askenasys Leben und Wirken mit Heidelberg und seiner Hochschule dauernd verknüpft; er war sowohl ein getreuer Verehrer und Lobredner der romantischen Neckarstadt und ihrer herrlichen Umgebung, als ein dankbarer Schüler und Lehrer der Ruperto-Carola, der er mit unwandelbarer Liebe und Verehrung anhing. — Im Winter 1866/67 bestand er hier das Doktorexamen Summa cum laude und habilitierte sich 1872 als Privatdozent der Botanik; 1881 wurde er zum außerordentlichen, 1891 zum Honorarprofessor ernannt. Seine wissenschaftliche Arbeit begann schon 1867 und setzte sich ununterbrochen bis zu seinem allzufrühen Tod (1903) fort. Vor allem war es die physiologische Seite der Botanik, die ihn anzog und der auch die Mehrzahl seiner Forschungen angehört. Dennoch hat ihn auch die systematische und morphologische Botanik stets lebhaft interessiert, was sich schon darin kundgab, daß er als Dozent die Bestimmungsübungen und Exkursionen mit besonderer Vorliebe pflegte und zugleich ein vortrefflicher Kenner der Heidelberger Flora war. Eine seiner ersten und umfangreichen Schriften, die schon 1873 erschienenen „Beiträge zur Kritik der Darwinschen Lehre", zeigt jedoch sein wissenschaftliches Arbeiten und Denken auf einem besonderen Gebiet. In diesem Werk, das mit Scharfsinn, ruhigem Urteil und großer Klarheit geschrieben ist, tritt er Darwin als ein Anhänger der Nägelischen Lehre von der „bestimmt gerichteten Variation" der Pflanzen gegenüber und

demgemäß auch für das Gesetz der fortschreitenden Vervollkommnung in der Pflanzenwelt ein. Die natürliche Zuchtwahl spiele daher nur eine sekundäre Rolle bei der Entstehung neuer Arten und Gruppen. Besondere Wichtigkeit legt diese Schrift auf die ganze funktionelle Bedeutung und daher auch Nützlichkeit derjenigen Charaktere, die gerade systematisch für die Unterscheidung größerer Gruppen besonders bedeutsam sind und sich deshalb auch der Erklärung durch natürliche Zuchtwahl entzögen. Zu bedauern ist, daß die Arbeit sich nur auf die Erörterung der Pflanzenwelt beschränkt; denn die Berücksichtigung der Tiere hätte doch ergeben, daß hier vieles in anderem Lichte erscheint und daß sich namentlich ein Gesetz der fortschreitenden Vervollkommnung hier kaum festhalten läßt, da es ebenso oft durch ein solches hochgradiger Rückbildung abgelöst wird.

Askenasys systematische Arbeiten beschäftigen sich, abgesehen von einigen kleineren Notizen, mit den Algen, so 1869 mit der Gattung Ectocarpus und ihren Fortpflanzungsverhältnissen; 1872 mit Rhodopeltis. 1888 bearbeitete er, unterstützt von einigen Spezialforschern, die Algen der Expedition der Gazelle; 1894 australische Meeresalgen, darin die Gattung Pediastrum und ihre Fortpflanzung; 1896 die Algen der Kapverdischen Inseln; von 1873—1883 referierte er über die Algen im Botanischen Jahresbericht. Zur Erweiterung seiner systematischen Erfahrungen trugen auch einige größere Reisen bei; so ein längerer Aufenthalt an der Riviera und namentlich eine mehr wie halbjährige Reise nach Teneriffa, bei welcher Gelegenheit auch die Küstengebiete Marokkos und Spanien besucht wurden.

Wie hervorgehoben, war es jedoch die Pflanzenphysiologie, die ihn besonders fesselte. Schon seine erste Arbeit (1867) war dem Chlorophyll und den ihm verwandten, sowie neben ihm vorkommenden Farbstoffen gewidmet; 1875 beschäftigte er sich ferner mit der Zerstörung des Chlorophylls durch das Licht und untersucht 1876 den Einfluß des Lichts auf die Blütenfarben. Eine weitere Untersuchung (1877) beschäftigte sich mit der Periodizität in der Entwicklung der Knospen (speziell der Kirsche) und ihrer Abhängigkeit von den Temperaturverhältnissen. Mehrere Arbeiten, die seit 1870 erschienen, behandelten das Wachstum der Pflanzen. 1895 und 1896 zog Askenasy ein ebenso wichtiges als schwieriges Pro-

blem in den Kreis seiner Forschungen, nämlich das sogenannte Saftsteigen der Pflanzen; d. h. das Aufsteigen des Saftes in den Gefäßen zu oft ungemeiner Höhe in Bäumen. Seine durch interessante Versuche gestützten Beobachtungen erbrachten den Nachweis, daß ein solches Aufsteigen, auch über die Höhe des Luftdrucks, schon allein möglich erscheint auf Grund der Verdunstung des Wassers am Gipfel (in den Blättern) und seiner Kohäsion in den Gefäßen. Diese Untersuchungen gehören jedenfalls zu den verdienstreichsten und bedeutendsten, die Askenasy veröffentlicht hat. — In seinen besten Lebensjahren wandte er sich einer anderen, gleichfalls für die Lebewelt überhaupt hochwichtigen Frage zu, nämlich dem Problem der Quellung. Leider war es ihm nur vergönnt, eine Vorfrage dieses Problems in exakter Weise zu erledigen, nämlich die öfter und in verschiedener Weise beantwortete Frage, ob ein System dehnbarer feiner Räumchen in einem festen Körper sich beim Eindringen einer adhärierenden Flüssigkeit in diese Räume ausdehne oder kontrahiere. Die Versuche, welche er hierüber anstellte, ergaben, daß beides stattfinden könne: daß nämlich das System zunächst beim Eindringen von wenig Flüssigkeit kontrahiere, um beim Austrocknen der Flüssigkeit das Minimum der Kontraktion zu erfahren; worauf es sich bei erneutem Eindringen von Flüssigkeit wieder ausdehne. Nun schritt er voll Eifer zu ausgedehnten Versuchen über die Quellung selbst. Leider hinterließ er hierüber nur unverständliche Notizen, die keine sichere Entzifferung gestatten.

Askenasy war ein Mann von ausgedehntestem, seltenem Wissen, das er größter Belesenheit, in Verbindung mit einem erstaunlichen Gedächtnis verdankte. Sein Interesse beschränkte sich keineswegs auf die Naturwissenschaften oder gar die Botanik, sondern umfaßte Literatur, Geographie, Geschichte, Mathematik und vieles andere; ja vielleicht nur Allzuvieles, so daß es ihm oft schwer fiel, sich zu konzentrieren. Er war daher auch ein scharfer Beurteiler und Kritiker, da er oft die schwachen Punkte, selbst in den Ansichten von Fachleuten aus anderen Gebieten, rasch erkannte. Künstlerische Begabungen mangelten ihm dagegen in hohem Maße; er war völlig unmusikalisch und besaß auch für Zeichnen nur geringes Talent. Auch war seine rednerische Begabung gering, weshalb ihm das Vortragen keine besondere Freude bereitete, obgleich er im Ge-

spräch ein gewandter Sprecher und wegen seines großen Wissens ein nicht ungefährlicher Gegner war. Sein Charakter war hoch verehrenswert, bescheiden und gerecht, doch nicht ohne berechtigten Stolz auf sein Wissen und Können; er war jederzeit gerne hilfsbereit und wohltätig, wozu ihm die Mittel nicht fehlten, sowie ein treuer Freund seinen Freunden und ein liebevoller Bruder und Onkel. Im Hochgebirge (Ötzthal), das er sehr liebte, trat ganz plötzlich der Tod an ihn heran, nachdem sich schon einige Jahre zuvor Anzeichen von innerer Erkrankung eingestellt hatten. Ein Herzschlag hat ihn am 24. August 1903 schmerzlos dahingerafft.

Eine ausführlichere Biographie, mit genauerer Besprechung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, veröffentlichte 1903 sein ehemaliger Schüler Prof. M. Möbius in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Bd. 21. † O. Bütschli.

Elard Hugo Meyer.

Elard Hugo Meyer, der feinsinnige Erforscher und Darsteller des badischen Volkstums, ist zwar nach Geburt und Art sowie nach der größeren Hälfte seiner Lebensarbeit ein Bremer gewesen, hat aber seinen Lebensabend in Freiburg i. Br. verbracht. Geboren ist er in Bremen am 6. Oktober 1837. Sein Vater war der dortige Rechtsanwalt und Stadtbibliothekar Elard Meyer, seine Mutter († 1897) eine Französin. Nach dem Besuch des Bremer Gymnasiums (1850—1856) studierte der junge Elard Hugo in Bonn, Tübingen und besonders Berlin vornehmlich Philologie und Germanistik, u. a. auch bei Jakob Grimm, Maßmann, Müllenhoff, Mannhardt, und wurde dann Hilfsarbeiter bei dem Hamburger Archivar Lappenberg, dessen Leben er auch dargestellt hat, kehrte aber 1863 nach Bremen zurück, wo er gleich Hilfslehrer wurde an der ordentlichen Lehranstalt und Handelsschule, und wo er sich 1865, seit diesem Jahr auch endgültig angestellt an der Hauptschule, verehelichte mit einer Pfarrerstochter, Elisabeth van Nees (geboren 20. November 1841). Als Lehrer entwickelte er große Fähigkeiten; man bewunderte die Fülle seines Wissens und den Geist seines Vortrags, so daß er bald der Liebling seiner Schüler war. Darum übertrug man ihm 1875, als die Stelle frei wurde, die Leitung seiner Schule. Doch sein Lehramt füllte seine Zeit nicht aus: er beteiligte sich auch eifrig am öffentlichen Leben

seiner Vaterstadt; vor allem im Künstlerverein, im Verein für bremische Geschichte und — neben Ernst Bulle, Kradolfer und andern Pastoren — im Protestantenverein. Beteiligt war er auch an der Gründung des Volksschriftenverlags, und die Bearbeitung von Grimmelshausens Simplizissimus, die er dafür veranstaltete, trug ihm sogar im preußischen Landtag einen heftigen, aber auf einer falschen Annahme beruhenden Angriff des Zentrumsführers Schorlemer-Alst ein. — Dieser vielseitigen Tätigkeit war Meyer leider nicht auf die Dauer gewachsen: ein schweres körperliches Leiden zwang ihn schon nach sieben Jahren seine Direktorstelle aufzugeben und in verschiedenen Städten Süddeutschlands Linderung zu suchen. So kam er schließlich (noch 1882) nach Freiburg, in seine zweite Heimat. Die Ruhe hier und die Herrlichkeit der Landschaft trieben seine Kräfte zu neuer Entfaltung: er arbeitete jetzt auf dem schweren Gebiet der germanischen und der indogermanischen Mythologie und wurde da einer der besten Nachfolger Jakob Grimms, von dessen „Deutscher Mythologie" er noch während seiner Bremer Lehrtätigkeit die letzte Auflage herausgegeben hatte, mit Verwertung der nachgelassenen Papiere des großen Meisters; er schrieb — bald rein wissenschaftlich, bald mehr für einen größeren Kreis — seine „Indogermanischen Mythen" (2 Bde., 1883, 1887), „Homer und die Ilias" (1887), „Völuspa" (1889), „Die eddische Kosmogonie" (1891), „Germanische Mythologie" (1891), „Mythologie der Germanen, gemeinfaßlich dargestellt" (1903), endlich die Neubearbeitung eines bekannten Werkes von Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart" (1900). — Er arbeitete daneben aber mindestens ebenso erfolgreich auf dem Gebiet der Volkskunde: im Verein mit Friedrich Kluge und Friedrich Pfaff veranlaßte er die Sammlung und Aufzeichnung der badischen Volkssitten und Gebräuche und wurde damit einer der Begründer des Vereins für badische Volkskunde, des späteren Vereins „Badische Heimat". In diesem Sinn veröffentlichte er auch zwei ungemein inhaltsreiche Bücher: „Die deutsche Volkskunde" (1898) und sein Hauptwerk, „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert" (1900). Hier in der Volkskunde hat Meyer unbestritten Grundlegendes geleistet, und gerade Baden hat er hier für seine Zeit an die Spitze aller deutschen Landschaften gestellt. — Seit 1887 wirkte Meyer auch an der Freiburger Universität, zunächst als „Privatdozent für indogerma-

nische Mythologie", von 1890 an als Honorarprofessor, und 1907 hat er als ihr geehrtes Glied noch — wider alles Erwarten — nach zwanzigjähriger Tätigkeit sogar seinen 70. Geburtstag feiern können. Aber da war seine Kraft erschöpft: am 11. Februar 1908 ist er — kinderlos — nach dreißigjährigem Kampf mit der Krankheit entschlafen. Er hatte, trotz aller Anhänglichkeit an seine Bremer Heimat und seine Bremer Freunde, auch im badischen Süden Wurzel gefaßt und sich die Achtung und die Liebe seiner alemannischen Umgebung errungen.

L. Sütterlin.

Max Honsell

Großherzoglich badischer Baudirektor und Finanzminister, ist als dritter Sohn des Hofgerichtsrats Honsell am 10. November 1843 zu Konstanz geboren. Eine glückliche Jugend verlebte er teils in seiner Geburtsstadt, teils auf der Insel Reichenau auf dem Gute seiner Eltern, wo die enge Verbindung mit der Natur seine Beobachtungsgabe sich entwickeln ließ, der er einen großen Teil seiner späteren Erfolge auf dem Gebiete des Wasserbauwesens verdankte. Nachdem er das Konstanzer Lyceum bis zur Unterprima mit gutem Erfolg besucht hatte, bezog der Sechzehnjährige, dessen Berufswahl schon mit dem 14. Lebensjahr getroffen war, im Herbst 1859 das Polytechnikum zu Karlsruhe. Das Studium der Ingenieurwissenschaften schloß er 1864 mit einer guten Prüfung ab und trat im Januar 1865, mit 21 Jahren also, in den Dienst der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues ein, wo er in deren Direktor, Geheimrat Bär, einen wohlgesinnten Förderer in seiner Entwicklung gefunden hat. Da Honsell sich vor allem von den Aufgaben des Wasserbaus angezogen fühlte, wurde er der Wasser- und Straßenbauinspektion Mannheim zugewiesen; der Altriper Durchstich, der Ausbau des Friesenheimer Durchstichs und die Verlegung der Neckarmündung neben kleineren Aufgaben sahen Honsell als Bauaufseher, Planbearbeiter und selbständigen Bauleiter unter Anweisung des sehr verständigen Vorgesetzten Dyckerhoff. Eine Studienreise durch Holland und Belgien, vor allem aber ein fünfmonatiger Studienaufenthalt in Frankreich erweiterten seine Kenntnisse und gaben ihm die fruchtbarsten Anregungen für seine spätere wissenschaftliche und praktische Betätigung als Wasser-

bauingenieur. Nach vorübergehender Verwendung bei der Wasser- und Straßenbauinspektion Lörrach siedelte er 1870 wieder nach Mannheim über; der Krieg 1870 machte Honsell eine Zeitlang stellungslos. Anfang 1872 nahm er einen Urlaub zur Bearbeitung des Planes der Verbesserung des Rheins oberhalb seiner Einmündung in den Bodensee (Diepoldsauer Durchstich). Im Mai 1872 berief ihn Bär zunächst als Assessor in die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues; hier fiel ihm die Bearbeitung der Rheinbauangelegenheiten, bald aber des gesamten Wasserbauwesens zu, bis ihm 1899 die Leitung der gesamten Verwaltung der Oberdirektion übertragen wurde, welche er bis zur Übernahme der Leitung des Finanzministeriums im Jahre 1906 inne hatte. In dieser langen Schaffenszeit hat Honsell das badische Wasserbauwesen in vorbildlicher Weise entwickelt.

Honsell empfand das Bedürfnis, den Wasserbau auf systematische, hydrographische und meteorologische Grundlagen zu stellen, welche bis dahin größtenteils gefehlt hatten. Seinen Anregungen wurde nach anfänglicher Ablehnung im Jahre 1883 entsprochen; das erste deutsche Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie wurde in Baden eingerichtet und unter Honsells Leitung gestaltet; es wurde für ähnliche Einrichtungen in anderen Staaten mustergültig, die Meteorologie durch die Verbindung mit der Hydrographie und dem Wasserbauwesen aus der engen Gelehrtenstube herausgeholt und unter bewußter Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens, besonders der Wasserwirtschaft ausgebaut und nutzbar gemacht. Schon im Jahr 1885 erschien eine grundlegende Arbeit über „Die Niederschlagsverhältnisse des Großherzogtums Baden"; bekannt sind die regelmäßigen meteorologischen Veröffentlichungen des Zentralbureaus. Bedeutender sind die Leistungen Honsells in der Hydrographie. Wasserstandsbeobachtungen, Pegelwesen, Wassermessungen sind auf breitester Grundlage und sorgfältig eingerichtet und die Ergebnisse zu praktischer Verwertung veröffentlicht worden. Bis 1906 sind zwölf Veröffentlichungen des Zentralbureaus erschienen, welche eine Fülle hydrographischer Aufgaben behandeln, nicht nur dem badischen Wasserbau eine sichere Grundlage bietend, sondern auch der Wissenschaft neue Wege weisend. Vertiefte wissenschaftliche Behandlung kennzeichnet die Honsellschen Arbeiten. Dies zeigt sich bereits in seiner Untersuchung über die

Tieferlegung der Hochwasserstände des Bodensees (1879), welche im Auftrag der Bodenseeuferstaaten unternommen worden war, und später vor allem in dem noch umfassenderen Werke: „Der Rheinstrom und seine wichtigsten Nebenflüsse von den Quellen bis zum Austritt des Stromes aus dem Deutschen Reich" (1890), welches im Auftrag der Reichskommission zur Untersuchung der Rheinstromverhältnisse verfaßt wurde; dieses Werk wurde vorbildlich für spätere ähnliche Arbeiten über verschiedene deutsche Stromgebiete. Dieselbe Kommission hat denn auch Honsell mit systematischen wissenschaftlichen Untersuchungen über die Hochwassererscheinungen im deutschen Rheingebiet beauftragt, worüber sieben umfangreiche Hefte bis zum Jahre 1908 erschienen. Abgesehen von deren wissenschaftlichem Wert ist darin der Weg zu Hochwasservoraussagen gezeigt und sind Verbesserungen des Hochwasserschutzes, des Hochwassermeldedienstes und der Wasserstandsbeobachtungen angeregt worden.

Unter den praktischen Wasserbauaufgaben, welche ihm sein Amt zuwies, steht voran der Ausbau und die Instandhaltung der großen Tullaschen Rheinkorrektion, ein Werk, dessen wissenschaftliche Begründung Honsell vorbehalten blieb, indem er erstmals den natürlichen Strombau des Oberrheins wissenschaftlich erklärte. Für den Ausbau und die Instandhaltung wurde ein technischer und wirtschaftlicher Plan aufgestellt. Den großen Segen der Stromverbesserung hat er zahlenmäßig nachgewiesen, wie er es nie unterlassen hat, bei all seinen Ingenieurarbeiten auch deren wirtschaftliche Bedeutung zu berücksichtigen. Mit den von ihm eigens eingerichteten Rheinbaubehörden führte Honsell die Rheinkorrektion zu einem glücklichen Ende und sorgte besonders für Vervollkommnung des Hochwasserschutzes. Ebenso war Honsell in der Verbesserung der von Tulla eingeleiteten Korrektion der Schwarzwaldflüsse dessen erfolgreicher Nachfolger. Eine gründliche, auf den inzwischen gemachten Erfahrungen beruhende Umgestaltung der Korrektion der Schwarzwaldflüsse durchzuführen, war ihm mit Rücksicht auf die hohen Kosten eines solchen Unternehmens freilich nicht vergönnt; aber dennoch hat er zur Abwendung der Hochwassergefahren von dem fruchtbaren Gebiet der badischen Binnenflüsse viel geleistet.

Die größten Verdienste um sein Land hat sich Honsell durch die Verbesserung des Wasserverkehrs erworben, dessen Bedeutung

ihm schon in Mannheim, sodann auf seinen Reisen in Belgien und Frankreich deutlich geworden war. Dieser Zweig der Wasserwirtschaft lag ihm besonders am Herzen. Mit auf sein Gutachten hin wurde im Jahre 1878 die Kettenschleppschiffahrt auf dem Neckar eröffnet, im Jahre 1884 wurde die Konzession zum Schleppbetrieb auf dem badisch-bayerischen Main erteilt. Die Hafenanlagen am Bodensee wurden gründlich umgestaltet. Die Rheinhäfen Mannheim, Karlsruhe und Kehl legen Zeugnis ab von Honsells tatkräftiger Förderung des Wasserverkehrs. Sein eigenstes, gegen mächtige Gegner siegreich durchgekämpftes Werk ist die Schiffbarmachung des Oberrheins von Speyer bis Straßburg, woran er von 1888 an rastlos gearbeitet hat. Gegen die vermeintlich abweichenden wirtschaftlichen Belange der linksrheinischen Uferstaaten, die einen Kanal bevorzugten, und gegen die seiner hydrotechnischen Erkenntnis entgegengesetzten Anschauung von Fachgenossen mußte der Plan einer Festlegung der natürlichen schlangenförmig gewundenen Niederwasserrinne innerhalb der vorhandenen Korrektionslinien durch Buhnen, Grundschwellen und Leitwerke förmlich durchgekämpft werden. Erst 1906 wurden die Mittel bewilligt, und dann schritt die Arbeit selbst rascher fort, als die langwierigen Verhandlungen, die einen minder tatkräftigen Ingenieur vielleicht hätten verzagen lassen.

In das Gebiet des Wasserverkehrs und des Wasserschutzes fällt auch Honsells reiche außeramtliche Tätigkeit; wir finden ihn als Förderer der internationalen Binnenschiffahrtskongresse als Obmannstellvertreter, Sektionspräsident und im Organisationsausschuß. Im Jahre 1885 ernannte ihn der Reichskanzler zum Reichskommissär für die Rheinregulierung im Rheingau; in dieser Doppelstellung als Ingenieur und Diplomat hatte er bedeutsamen Anteil an der in den Jahren 1886—1891 erfolgreich durchgeführten Regulierung der Rheingaustrecke. Der Kölner Handelskammer arbeitete er ein Gutachten über die Möglichkeit, den Seeverkehr bis Köln herauf auszudehnen, aus. Für Frankfurt a. M. begutachtete er wiederholt Schiffahrts- und Hafenangelegenheiten, ebenso für Heilbronn eine Hafenanlage. Nach Österreich rief man ihn in der Frage der Regulierung des Donaustrandes bei Linz, der Umwandlung des Wiener Donaukanals in einen Handels- und Winterhafen, ferner zu Begutachtung von Entwürfen zur Korrektion der Gewässer

der Provinz Schlesien. Zur Beschaffung der Grundlagen für ein kantonales Wassergesetz für Zürich und zur Begutachtung des Entwurfs für ein Wassergesetz für den Kanton St. Gallen wurde Honsells Erfahrung in Anspruch genommen. In einer zwischen Österreich und der Schweiz über die Oberrheinregulierung entstandenen technischen Streitfrage hatte er im Jahre 1903 als Schiedsrichter zu entscheiden, und er stellte durch überzeugende Mitwirkung beide Parteien zufrieden.

Ein erhebliches Verdienst hat Honsell sich um die Nutzbarmachung der Großwasserkräfte am Oberrhein erworben. Von Anfang an suchte er in klarer Erkenntnis ihrer wirtschaftlichen Bedeutung diese Kraftquelle dem Lande zu erschließen, was im Beginn nur durch wagemutige Privatunternehmungen geschehen konnte, deren geschäftlicher Eigennutz durch wohlüberlegte Vorschriften zugunsten einer gemeinwirtschaftlichen Ausbeutung der Wasserkräfte in die richtigen Wege geleitet wurde; einer Zersplitterung des Kraftschatzes wurde durch gründliche technische Untersuchungen vorgebeugt. Das Entstehen der großen Kraftwerke Rheinfelden, Augst-Wyhlen und Laufenburg wird mit Honsells Wirken in der Oberdirektion enge verbunden bleiben. Der Entwurf für einen Bewässerungs- und Gewerbekanal in der Rheinebene von Basel bis zum Kaiserstuhl und die Untersuchung über die Anlage von Stauweihern im Wiesegebiet zeigen Honsells lebendiges Interesse an diesen in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund getretenen Aufgaben der Wasserwirtschaft.

Als er 1899 zum Direktor der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues ernannt worden war, gestattete ihm die Vielseitigkeit der technischen und Verwaltungsaufgaben der Behörde zwar nicht mehr, dem selbstgewählten Arbeitsgebiet des Wasserbaues seine ungeteilte Kraft zu widmen, dafür kam Honsells reife Erfahrung und Tatkraft anderen technischen Gebieten und der allgemeinen Verwaltung zu gute. Vor allem wandte er sich der Verbesserung des Straßenwesens zu, wo ihm die planmäßige Einführung der deckenweisen Unterhaltung im Jahr 1900 zu danken ist; mit der Pflasterung verkehrsreicher Straßenstrecken in größerem Umfang hat er gleichfalls begonnen, und unter ihm hat die badische Straßenbauverwaltung als erste bundesstaatliche Straßenbaubehörde mit der Verwendung des Teers zur Staubverminderung ernstlich den

Anfang gemacht. Zahlreiche Verbesserungen von Straßen und Wegen und Brückenbauten, worunter die Rheinbrücke zwischen Kehl und Straßburg und die Friedrichsbrücke über den Neckar in Mannheim, sind unter Honsells Oberleitung geschaffen worden.

Auch den übrigen Zweigen der Verwaltung der Oberdirektion, der Landeskultur und dem Vermessungswesen galt seine unermüdliche Fürsorge. Überall regte er an, stützte seine Mitarbeiter, suchte Lösungen für bisher unentschiedene Fragen von grundsätzlicher Bedeutung, so daß fast die ganze Verwaltung in den sieben Jahren, während deren sie unter Honsells Leitung stand, wo es irgend not tat, gründlich erneuert und mit dem Geiste ihres Leiters durchdrungen ward.

Wohl nur einen Teil seiner Kraft, aber nicht den schlechtesten, hat Honsell an die Heranbildung der jungen Ingenieure gewendet. Von 1887 an hatte er eine ordentliche Professur an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe inne, wo er für fortgeschrittenere Studierende hydrographische und wasserwirtschaftliche Gegenstände in fesselndem Vortrag behandelte und die Liebe zum Beruf in zahlreichen jungen Menschen, welche den Reiz der voll entwickelten Persönlichkeit Honsells zu empfinden vermochten, weckte. Anträge an die Technischen Hochschulen in Wien und München schlug Honsell hauptsächlich aus Liebe zur badischen Heimat aus. Die Ernennung zum außerordentlichen Mitglied der Königlichen Akademie des Bauwesens und die Verleihung der Würde eines Doktor-Ingenieurs durch die Technische Hochschule Karlsruhe entsprachen den Verdiensten des Geehrten um die Wissenschaft. Als langjähriger Vorsitzender der Prüfungskommission für die Staatsprüfung der Ingenieure übte er einen großen Einfluß auf die Vorbildung der Kandidaten aus; seine Anträge wurden bestimmend für die Ausgestaltung des Lehrplans an der Technischen Hochschule, für Berufung tüchtiger akademischer Lehrer und die Gestaltung der praktischen Vorbereitung der Diplom-Ingenieure; er entwarf endlich die landesherrliche Verordnung vom 26. Juni 1906, die Vorbereitung zum höheren öffentlichen Dienst im Ingenieurbaufach betreffend, wodurch erhöhte und weitere Anforderungen an die staatlichen Baubeamten gestellt und das Ansehen des Standes gehoben worden ist.

Die großen Erfolge Honsells, seine reichen Erfahrungen und abgeklärten Lebensanschauungen ließen es seinem Landesherrn,

dem guten Menschenkenner Großherzog Friedrich I., erwünscht erscheinen, den Beamten 1903 in die Erste Kammer der Landstände zu berufen, wo er bald einflußreich wurde. Als Berichterstatter über das Eisenbahnbaubudget legte er freimütig den Finger auf bedenkliche Gepflogenheiten der Regierung und Volksvertretung in bezug auf die Bereitstellung von Mitteln für unwirtschaftliche Anlagen und die Verwendung dieser Mittel ohne Rücksicht auf die Bestimmungen des Etatgesetzes. Er drängte auf Befolgung gesunder privatwirtschaftlicher Grundsätze in der Verwaltung des Eisenbahnwesens. Aufsehen erregte seine Rede über die Beamtenpolitik bei der allgemeinen Budgetbesprechung im Jahre 1906, worin er zwar eine Besserstellung der Beamten forderte, aber auf eine Geschäftsvereinfachung und die Notwendigkeit strenger Pflichterfüllung und straffer Disziplin der Beamten, worin sich eine Lockerung bemerkbar machte, hinwies. Die Unerschrockenheit, mit der Honsell seine von tiefer staatsmännischer Erkenntnis zeugende Auffassung äußerte, lenkte die Aufmerksamkeit des Landesherrn und seiner nächsten Berater auf ihn, als es sich 1906 um die Neubesetzung des Finanzministeriums handelte, dem die Neuordnung des Beamtengesetzes und des Gehalttarifs oblag. Im Alter von 63 Jahren übernahm Honsell dieses Ministerium — ein für ihn schwerer Entschluß. Das von ihm 1908 vorgelegte Beamtengesetz mit Gehaltstarif brachte neben zahlreichen Verbesserungen den badischen Beamten Gehaltsaufbesserungen von durchschnittlich 15 % im Beharrungszustand und legte der Staatskasse einen dauernden jährlichen Mehraufwand von 6,8 Millionen Mark auf. Zu seinem Bedauern fand Honsells Absicht, mit dem reinen Dienstaltssystem zu brechen und die Beamten unter vorzugsweiser Berücksichtigung ihrer Leistungen und Verwendbarkeit aufrücken zu lassen, nur in sehr eingeschränktem Umfang die Zustimmung der Landstände. Die Entschädigung für Reise- und Umzugskosten der Beamten wurden mit dem wirklichen Aufwand mehr als seither in Übereinstimmung gebracht. In allen Zweigen der Staatsverwaltung wurde durch Vereinfachungen eine Verminderung des rasch angewachsenen Personalaufwandes angestrebt und tatkräftig durchgeführt, was freilich heftige Angriffe gegen die „Sparpolitik" des Ministers einbrachte, die er trotz tödlicher und schmerzhafter Krankheit in einer glänzenden Rede — seiner letzten — in der Zweiten badischen Kammer am 10. Januar

1910 zurückwies, worin er in großzügiger Weise seine Beamtenpolitik als lediglich bedingt durch das Gemeinwohl unter beinahe allgemeiner Zustimmung rechtfertigte. Die vielfach gepriesene Anleihewirtschaft lehnte Honsell für den Haushalt des badischen Staates ab, soweit es sich nicht um unmittelbar werbende Staatsunternehmungen handelte, und bei diesen vertrat er die vorsichtige Wirtschaftsführung gutgeleiteter Privatunternehmungen. Seine Abneigung gegen die Schuldenwirtschaft ließ ihn kräftig für die Reichsfinanzreform vom Jahre 1909 eintreten; er bedauerte aber, daß die geplante Reichserbschaftssteuer nicht durchgesetzt werden konnte. In seinem Heimatlande vermochte er die unsoziale Fleischsteuer nicht aufzuheben, weil eine entsprechende Erhöhung der Vermögenssteuer, deren Einführung in seine Amtszeit fällt, von den Landständen nicht gutgeheißen wurde. Dagegen mußte er, um für wichtige Kulturaufgaben Mittel bereitzustellen, eine Erhöhung der Einkommensteuer bewilligen lassen. Die Erhöhung der Landesbiersteuer 1910 war durch die Reichsfinanzreform bedingt.

In einer dreieinhalbjährigen, in der letzten Zeit durch eine schmerzliche und hoffnungslose Krankheit beeinträchtigten Ministertätigkeit hat Honsells kraftvolle Persönlichkeit eine Fülle von Arbeit für Baden geleistet, freilich in manchem nur bedeutsame Anfänge, wie in der Vereinfachung der Verwaltungsorganisation, zu deren planmäßigen Durchführung ein Menschenalter notwendig gewesen wäre. Als ihn am 1. Juli 1910 der Tod von seinen Leiden erlöste, da sprach man überall mit Achtung über den hervorragenden Ingenieur und Staatsmann. Er hatte das Glück gehabt, von einflußreichen Männern, worunter besonders Geheimerat Bär, Minister Schenkel und von dem unvergessenen Großherzog Friedrich I. richtig erkannt und gefördert zu werden. Fleiß und Willenskraft verbanden sich in ihm mit außergewöhnlichen Anlagen des Verstandes und mit dem für den Beamten so wertvollen strengen Pflichtgefühl. Strenge gegen sich selbst, durfte er auch von seinen Untergebenen viel fordern; er war ihnen aber auch, wenn sie dem entsprachen, ein für sie eintretender Vorgesetzter. Persönliche Rücksichten kannte er nicht, wo sie mit dem allgemeinen Belangen nicht vereinbar waren. — Vgl. auch R. Fuchs, Dr.-Ing. Max Honsell, Karlsruhe 1912. R. Fuchs.

Christian Eduard Seyb

wurde am 7. April 1827 als der Sohn eines Kaufmanns in Freiburg i. B. geboren. Nach Besuch der Volksschule zu Offenburg und des Lyceums zu Karlsruhe bis zur Unterquinta kam der Sechzehnjährige zu seiner Fachausbildung an die polytechnische Schule daselbst, welche er in den beiden mathematischen Kursen und den drei Ingenieurkursen durchlief. Der unruhige Gang der Zeitläufe blieb nicht ohne Einfluß auf den jungen Studenten. Im Sommer 1848 leitete er eine öffentliche Kundgebung gegen die Einrichtungen und mißliebige Professoren, weshalb er vorübergehend die Anstalt verlassen mußte. Nach einem ersten, aber vergeblichen Versuche infolge der während der Aufstandsjahre nicht genügenden Vorbereitung legte Seyb im Jahre 1852 die Staatsprüfung mit der Note hinlänglich befähigt ab und wurde von der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues unter die Ingenieurpraktikanten aufgenommen. Die Noten des Zeugnisses, welches er bei Abgang von dem damals noch recht schulmäßig betriebenen Polytechnikum erhielt, stehen in merkwürdigem Widerspruch zu der Beurteilung seiner Dienstvorstände, welche in der Folge durchweg den jungen Ingenieur als tüchtig, gut wissenschaftlich vorgebildet, praktisch veranlagt und fleißig bezeichnen. Da bei der ungünstigen Geldlage des Landes alle öffentlichen Bauten eingestellt waren, mußte Seyb bei seiner ersten Verwendung sich vorübergehend mit der Stelle eines Straßenmeisters bei der Wasser- und Straßenbauinspektion Stockach begnügen, dann fand er bei den Inspektionen Wertheim, Mosbach, Bruchsal und Waldshut u. a. bei Straßen- und Brückenbauten Beschäftigung. Im Jahre 1859 wurde er zur Eisenbahnbauinspektion Waldshut versetzt, um sich für die Folge bei Bahnbauten zu betätigen. Nach Inbetriebnahme der Bahn Waldshut-Turgi, bei welchem Bau seine Tätigkeit von der Oberdirektion unter Zuweisung einer Geldbelohnung anerkannt und ihm vom Großherzog aus dem Fonds für Kunst und Wissenschaften eine Reiseunterstützung von 400 Gulden gewährt worden war, wurde Seyb die selbständige Leitung der Bahnbauten vom Aarbergtunnel bis zur Steina auf Gemarkung Gurtweil und Tiengen mit der eisernen Schlüchtbrücke und der Schlüchtverlegung übertragen. Auch hier wurde ihm das Lob zuteil, daß er durch seine Geschicklichkeit die rechtzeitige Bau-

vollendung erreicht habe. Mit dem Fortgang der Bauten wurde Seyb bei der Eisenbahnbauinspektion Schaffhausen und 1864 als Bezirksingenieurpraktikant bei der Eisenbahnbauinspektion Stockach mit dem Sitz in Radolfzell verwendet, woselbst er einen eigenen Hausstand gründete. Die Zuteilung zur Eisenbahnbauinspektion Triberg mit dem Sitz in Hornberg im Jahr 1868 brachte ihm endlich nach sechzehn Dienstjahren die erste etatmäßige Anstellung als Großherzoglicher Ingenieur mit dem bescheidenen Gehalt von 1000 Gulden. Zugleich gab sie ihm aber auch die Gelegenheit auf verantwortungsvollem Posten seine hervorragende Fähigkeit als Ingenieur auf einer der schwierigsten Baustrecken der Schwarzwaldbahn auf den Gemarkungen Hornberg und Niederwasser mit ihren zahlreichen Kunstbauten beweisen zu können. Eine nicht minder wichtige Aufgabe wurde Seyb gestellt, als er im Jahre 1874 zum Bezirksingenieur ernannt und zuerst als Vorstand der Eisenbahnbauinspektion Stühlingen den Ausbau der Wutachtalbahn zwischen Oberlauchringen und Weizen leitete und dann mit Verlegung des Wohnsitzes nach Donaueschingen den Entwurf für die Fortsetzung der Wutachtalbahn zur Schwarzwaldbahn zu bearbeiten hatte. Nach Abschluß der größeren Bahnbauten trat Seyb im Jahre 1878 zur Straßenbauverwaltung über und wurde der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues als Mitglied zugeteilt. Hier lag ihm die Aufsichtsführung auf den vielseitigen Gebieten des Geschäftskreises der Wasser- und Straßenbauinspektionen ob und er hat sich diesem Amt während 26 Jahren in der zweiten Hälfte seines dienstlichen Lebenswirkens bei gründlicher Sachkenntnis mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue unterzogen wie zur Zeit der Leitung der Bauausführungen bei den Bezirksstellen. Eine ganze Reihe größerer Voruntersuchungen und Entwürfe, insbesondere für Brücken, ist unter seiner Anleitung bearbeitet worden, wobei jeweils die Wirtschaftlichkeit und die schöne Formgestaltung der Anlagen besonders geprüft wurde. Es seien hier nur die Friedrichsbrücke in Mannheim und die nach dem Hochwasser 1896 erstellten eisernen Brücken im Kinzig- und Gutachtal erwähnt. Mit dem gleichen Interesse behandelte er aber auch daneben die nicht weniger wichtigen Fragen der Instandhaltung der Straßen und deren Anpassung an die Verkehrsfortschritte und die gesteigerten Ansprüche der Benützer, welche zur Anwendung der Dampfwalze führten. Im

Verwaltungsgebiet hatte Seyb u. a. bei der Genehmigungserteilung zahlreicher, die öffentlichen Verkehrswege benützender Straßen- und Nebenbahnen mitzuwirken. Im Jahre 1884 wurde er zum Oberbaurat und 1902 zum Geheimen Oberbaurat ernannt und seine Verdienste durch Verleihung des Ordens vom Zähringer Löwen I. Klasse im Jahre 1885, mit Eichenlaub im Jahre 1891 und des Ritterkreuzes vom Orden Berthold des Ersten im Jahre 1899 und 1904 des Kommandeurkreuzes II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet.

Kerngesund, war Seyb den körperlichen Anstrengungen des Berufs vollauf gewachsen, bei unermüdlicher Arbeitskraft seine Dienstzeit nur durch wenig Krankheits- und Urlaubstage unterbrochen. Nie hat er im dienstlichen Verkehr den Vorgesetzten herausgekehrt, die gemeinsamen Bezirksbereisungen mit dem bescheidenen Mann von schlichtem, offenem und freundlichem Wesen und von vornehmer Gesinnungsart waren ein Genuß, wenn er aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen Belehrung und Anregung gab. Den jungen Ingenieuren ist er durch seine wohlwollende Prüfungsweise im Staatsexamen in angenehmer Erinnerung. Der fünfzigste Jahrestag in dem staatlichen Dienst am 13. April 1902 gab seinen Fachgenossen Anlaß zu einer Festfeier, die Inspektionsvorstände widmeten ihm ein Ehrengeschenk. Im Alter von 78 Jahren, im Jahre 1904, nötigte ihn ein leichter Schlaganfall seine Zuruhesetzung nachzusuchen. Dem Altmeister war vergönnt nach dem arbeitsreichen Leben noch einige Jahre eines heiteren Lebensabends im Kreise der Seinen zu genießen und die Glückwünsche zu seinem achtzigsten Geburtstag entgegenzunehmen. Am 8. August 1909 ist er sanft entschlafen. H. Cassinone.

Otto Fieser

hat in Sinsheim a. E. als Sohn des Amtsassessors Melchior Fieser am 9. Juli 1836 das Licht der Welt erblickt. Bei den Versetzungen seines im Verwaltungsdienst verwendeten Vaters wechselte er mehrfach mit dem Aufenthaltsort auch die Lehranstalten. In den Jahren 1845—1847 besuchte er die höhere Bürgerschule in Ettenheim, dann das Lyceum in Konstanz, 1849 das in Karlsruhe und trat aus der unteren Abteilung der sechsten Klasse im Jahr 1854 an

die polytechnische Schule daselbst über. Nach Abschluß seines Fachstudiums wurde Fieser im Oktober 1859 mit der Note „hinlänglich befähigt" unter die Zahl der Ingenieurpraktikanten aufgenommen. Zuerst bei Straßenbauten bei den Wasser- und Straßenbauinspektionen Waldshut und Mosbach beschäftigt, wurde er, da ihm seine Dienstvorstände das Zeugnis eines sehr tüchtigen und geschäftsgewandten Ingenieurs mit praktischem Blick ausstellten, beim Eisenbahnbau verwendet und erhielt nach kurzem Aufenthalt bei der Eisenbahnbauinspektion Wertheim im Jahre 1864 die selbständige Leitung eines Bauloses bei der Inspektion Mosbach mit dem Sitz in Rosenberg übertragen. Hier gründete er, nachdem er in Eberbach die Lebensgefährtin gefunden hatte, einen eigenen Hausstand und kam 1866 als Sektionsingenieur zum Bau der Taubertalbahn wieder nach Wertheim. Im Jahre 1868 zum Bezirksingenieurpraktikanten ernannt, erfolgte im folgenden Jahre seine Versetzung zur Wasser- und Straßenbauinspektion Überlingen. Im Jahre 1870 wurde der junge Ingenieur der Wasser- und Straßenbauinspektion Donaueschingen zur Leitung der wichtigen Sektion Neustadt zugeteilt, wo selbst ihm die Durchführung umfangreicher Bauarbeiten zur Beseitigung einer Reihe von verkehrshindernder Steigen an den Landstraßen im Amtsbezirk Neustadt und Triberg als dankbare Aufgabe zufiel. Nach dreizehnjähriger Dienstzeit erhielt Fieser im Jahr 1872 endlich die erste etatmäßige Anstellung als Großherzoglicher Ingenieur mit 1000 Gulden Gehalt und als provisorischer Vorstand 1874 die Wasser- und Straßenbauinspektion Sinsheim und 1876 die in Überlingen übertragen, bis dann im Jahr 1879 seine Ernennung zum Bezirksingenieur und Vorstand der Inspektion Bruchsal erfolgte. Auf der Vorstandstelle in Lörrach, wohin er 1881 übergesiedelt war, konnte er seine Arbeitskraft in dem ausgedehnten Bezirk bei dem Ausbau des Wieseflusses und der Wiederinstandstellung der Zerstörungen des Hochwassers vom Dezember 1882 betätigen, welchem neben schweren Schäden an Straßen- und Wasserläufen in größerer Zahl Brücken zum Opfer gefallen waren. Seine anerkannte Geschicklichkeit und sein Einrichtungstalent waren Veranlassung, daß Fieser im Jahre 1885 auf vier Wochen beurlaubt wurde, um auf Ansuchen der Regierung des Herzogtums Sachsen-Koburg-Gotha die Verwaltung und Instandhaltung der dortigen Staatsstraßen nach badi-

schem Muster durchzuführen. Im Oktober 1886 wurde er zum Vorstand der Rheinbauinspektion Mannheim ernannt, und daß dieses kein Fehlgriff war, zeigte der große Erfolg, welcher ihm bei Leitung dieser wichtigen Stelle zuteil wurde. Mit der ihm eigenen Tatkraft arbeitete er sich schnell in das ihm vollständig fremde und von seiner bisherigen Beschäftigung weit abliegende Gebiet des Flußbaues und der Schiffahrt am Rhein und Neckar ein. Er wurde zum Rheinschiffahrtsinspektor für den ersten Bezirk untere Strecke ernannt, mit dem Posten des Sekretariats bei der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt betraut und es wurde ihm die Vorstandstelle der Schiffsuntersuchungskommission und des Schiffeichamtes übertragen. In die Zeit seiner Diensttätigkeit fällt die kräftige Entwicklung Mannheims aus einer Handelsstadt zu einer Industriestadt, begünstigt durch den großbetrieblichen Zusammenschluß und den vielseitigen Güterverkehr, den vielseitigsten am ganzen Rhein. Von größeren Bauten kamen die Flutbrücke bei Speyer, die Friedrichsbrücke in Mannheim und die Neckarbrücke bei Eberbach zur Ausführung. Weit wichtiger aber waren die Aufgaben auf dem ausgedehnten Verwaltungsgebiet. Den an ihn herantretenden Forderungen war Fieser bei seiner großzügigen und praktischen Veranlagung vollauf gewachsen, zumal er durch mehrmalige Reisen in die Hafenstädte des Unterrheins, nach Holland und Bremen, und als staatlicher Abgeordneter auf dem zwischenvölkischen Schiffahrtskongresse in Haag im Jahre 1894 seine Fachkenntnisse und seinen Blick für fruchtbringende Anregungen erweitert hatte. Mit dem gleichen Erfolg konnte er in Karlsruhe als Vorstand der Rheinbauinspektion im Jahre 1901 seine Tätigkeit bei Beginn der Hafenbauten daselbst fortsetzen. Sein erfolgreiches Wirken fand die Anerkennung seines Landesherrn und seiner vorgesetzten Behörde. Im Jahre 1884 wurde er zum Oberingenieur, 1894 zum Baurat ernannt und ihm 1887 das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, 1891 das Eichenlaub dazu verliehen, nachdem ihm 1886 das Ritterkreuz I. Klasse des herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens der Treue zuteil geworden war. 1896 erfolgte seine Ernennung zum Oberbaurat, eine Auszeichnung, die einem im Dienst befindlichen Bezirksbeamten nur selten zuteil wurde, und bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst die Verleihung des Ritterkreuzes Berthold des Ersten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Mit klarem Blick und scharfen Verstand hat Fieser mit hervorragendem Pflichtbewußtsein sich mit den an ihn herantretenden Aufgaben befaßt. Er stellte dabei die höchsten Anforderungen an sich selbst, aber auch an seine Untergebene, denen er ein leuchtendes Vorbild in Beispiel hoher Berufsauffassung und gewissenhafter Tätigkeit war und die er durch seine nie ruhende Schaffenskraft anspornte. Er war eine Herrennatur, kurz angebunden und rauh, ungeachtet seines schroffen Auftretens ein gerechter Vorgesetzter. Streng hielt er auf Ordnung in seinem Geschäftskreis. Nach oben besaß er Charakterfestigkeit, männlich und mit Mannesmut vertrat er seine Meinung, unbekümmert darum, ob es auch immer genehm war, sie in dieser Form zu hören, und zielbewußt hielt er an seiner Auffassung fest, die er als zutreffend erkannt hatte. Er hat sich dadurch stets eine ihm gebührende Stellung, besonders in Mannheim, zu schaffen verstanden. Bei den manchmal widerstreitenden Interessen des Handels, der Industrie und der Schiffahrtskreise und den Aufgaben der Staatsaufsichtsbehörden wußte er durch sein Auftreten letzteren Geltung zu verschaffen, und wenn die Beteiligten sich ihnen unbequemen Forderungen, wenn vielleicht widerwillig beugten, so geschah es wohl in der Überzeugung, daß Fieser dabei in erster Linie das allgemeine Wohl im Auge hatte und sie seine Sachkenntnis, sein Ansehen und seinen Einfluß als maßgebend anerkennen mußten. Seine Erfolge verdankte Fieser neben seiner unerschütterlichen Willenstärke und eisernen Kraft seinem umfassenden Wissen und Können, welches er durch Beispiel und Belehrung zu verbreiten versuchte. Darauf ist auf sein Verdienst zurückzuführen, daß er zur Hebung der Bildung der Schiffer in Mannheim und in den beiden Hauptorten der Neckarschiffahrt Eberbach und Hasmersheim Schifferschulen ins Leben rief. Mit unermüdlichem Eifer hat er jahrelang in den Hauptfächern als Lehrer, später als staatlicher Prüfungsbevollmächtigter gewirkt und für den Unterricht einen Leitfaden verfaßt.

Ein so tatkräftiger Mann wie Fieser beschränkte sich selbstverständlich nicht nur auf das Arbeitsgebiet seines Berufs, sondern nahm auch lebhaften Anteil am öffentlichen Leben und den Tagesfragen des engeren und weiten Vaterlands. Er bekannte sich unentwegt zu der Nationalliberalen Partei, in deren Führung sein Bruder Staatsanwalt Fieser eine leitende Stelle einnahm. Nach

schaffensreichem Leben trat Fieser im Jahre 1905 in den Ruhestand, den er nur wenige Jahre genießen konnte. Am 23. Februar 1908 fand sein arbeitsreiches Leben ein Ende.

H. Cassinone.

Adolf Drach

geboren zu Kork am 20. August 1844, Sohn des im Jahre 1879 verstorbenen Revisors Drach bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen, erhielt seine Schulbildung in Heidelberg und Karlsruhe, wo er auch am Polytechnikum die Ingenieurschule besuchte und im Jahre 1865 das Staatsexamen in diesem Fache ablegte. Ursprünglich nicht vorwiegend für die Technik eingenommen, hegte er in seinen jüngeren Jahren die Absicht, sich der Kunst zu widmen, Sänger zu werden. Stimmaterial, musikalische Bildung und feines Verständnis für Poesie — in all diesen Gebieten durch Kammersänger Oberhoffer gefördert — hatten ihn zu hervorragend seelenvollem Vortrag, namentlich von Liedern und Oratoriengesang, befähigt. Zu Rat gezogene Sachverständige glaubten aber bezweifeln zu müssen, daß die Stimme auf die Dauer großen Anstrengungen gewachsen wäre. So zerfiel der Plan, berufsmäßiger Sänger zu werden. Drach widmete sich ganz der Technik, bereitete aber auch noch in späteren Jahren jedem, der ihn singen hörte, mit seiner Kunst Stunden reinen Hochgenusses.

Im Jahre 1866 als Ingenieurpraktikant aufgenommen und zunächst beim Bahnbau in Gengenbach und beim Straßenbau in Waldshut verwendet, ging er im Jahre 1869 zu dem Sonderfach des Kulturingenieurs über. Das Handelsministerium führte damals eine Neuordnung der Einrichtungen zur Förderung der Landeskultur, von technischen Maßnahmen zugunsten der Landwirtschaft durch. Als Arbeitsfeld war den Kulturingenieuren zunächst die Anregung von Verbesserungen im Wiesenbau und in der gesamten Wasserwirtschaft, sowie von Feldbereinigungen zugewiesen. Die Zwecke, welche man bei uns mit der sogenannten Feldbereinigung, das ist der Beseitigung der Mängel in der Einteilung des gesamten landwirtschaftlichen Geländes, verfolgt, sind infolge des intensiven landwirtschaftlichen Betriebs andere, als in manchen Gegenden Norddeutschlands, wo man infolge des extensiven Betriebs mehr

nur auf die Zusammenlegung der vielen einzelnen Parzellen eines Besitzers in wenige große Stücke Wert legt. Während die Arbeiten für solche Zusammenlegungen mehr nur geometrischer Art sind und daher auch von Geometern und Landwirten geleitet werden können, sind die bei uns erstrebten Zwecke nur mit Ingenieurpersonal durchzuführen. Es muß vor allem ein zweckmäßiges Weg- und Grabennetz geschaffen werden, in welches die vorher oft klein zersplitterten, unglaublich verworren ohne Weg- und Abzugsgraben durcheinander liegenden Grundstücke mit guter Form, zweckmäßiger Größe und Richtung so hineingelegt werden, daß jedes Stück eine gut fahrbare Zufahrt erhält und an einem Wasserabzug liegt, wo solcher notwendig ist. Solche Weg- und Grabennetze zu entwerfen und zu bauen, verlangt namentlich bei gebirgigem oder sumpfigem Gelände Kenntnisse im Planen von Wegen, im Bauen von solchen, sowie von Brücken, Schleusen u. dgl. Darum hat man zu diesem Dienst Ingenieure beigezogen. Bald gesellte sich zu diesem Geschäftszweig noch derjenige der Wasserversorgung, insbesondere für Landgemeinden, ferner die Bildung und technische Beaufsichtigung von Wassergenossenschaften zum Zweck der Be- und Entwässerung von Kulturgelände, namentlich aber auch das Zusammenfassen der an natürlich fließenden oder künstlichen Gewässern mit verschiedenartigem Interesse beteiligten Werk- und Wiesenbesitzer in gesetzlich geordnete Genossenschaften, die Anlage von Ortsentwässerungen (Kanalisationen) für kleinere und größere Gemeinden und anderes mehr. Welch außerordentlichen Nutzen für den landwirtschaftlichen Betrieb insbesondere die zuerst erwähnten eigentlichen Landeskulturarbeiten gebracht haben, trat gerade während des Kriegs bei dem großen Mangel an Arbeitskräften reichlich zutage. — Mit vollem Eifer und Erfolg widmete sich Drach diesen Aufgaben. Nachdem er in verschiedenen Landesteilen als Vorstand von Kulturinspektionen tätig gewesen war, zuletzt vom Jahre 1878 ab in Karlsruhe, erfolgte im Jahre 1888 seine Berufung als Kollegialmitglied in die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues als Nachfolger des auf demselben Gebiet so verdienstvoll gewesenen Oberbaurats Sulzer. Hier und an der Technischen Hochschule, wo er schon seit 1884 als Dozent, später als Professor der Kulturtechnik wirkte, war das rechte Feld für seinen rastlosen Fleiß und seine eigenartige Befähigung.

Zu besonderer Aufgabe hatte sich Drach die Organisation und Leitung der Großherzoglichen Wiesenbauschule gesetzt, einer an die Oberdirektion angegliederten technischen Fachschule, in welcher das den Kulturinspektionen beigegebene untere und mittlere Personal ausgebildet wurde. Anfänge von solchen Anstalten bestanden schon in den sechziger Jahren. Aber erst Drach gelang es, durch sein ganz besonderes Lehrtalent diese Sache in die Höhe zu bringen. Er ging von dem Grundsatz aus, daß die Schüler der Wiesenbauschule für ihre künftige eigenartige Betätigung eine ganz gründliche Vorbereitung erhalten müssen, daß dabei aber der Unterrichtsstoff nach oben scharf abgegrenzt bleibt. Die Leute sollten nicht durch zu hoch gesteckte, in das Gebiet des eigentlichen Ingenieurfachs übergreifende Ziele des Unterrichts dazu verleitet werden, die im Beruf ihnen zufallenden, teilweise recht mühsamen Geschäfte — Bearbeitung der Einzelheiten, Beaufsichtigung der Bauausführung, nötigenfalls Eingreifen mit eigener Handarbeit, Aufstellung der Abrechnungen usw. — als der vollen Hingabe eines technisch geschulten Mannes unwürdig anzusehen und möglichst von sich abzuwälzen. Vermöge der klaren Durchführung dieses Programms und durch strenge Siebung des Schülermaterials ist denn auch die Absicht, ein mustergültiges Personal zu erhalten, anerkanntermaßen erreicht worden.

Endlich war Drach auch auf dem Gebiet des Vermessungswesens (der sogenannten Katastervermessung), dessen technische Leitung für das ganze Land der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues zusteht, als Respizient namentlich organisatorisch in seiner gewohnt gründlichen und ersprießlichen Weise tätig; an dem Zustandekommen und der Bearbeitung der heute gültigen neuen Vermessungsanweisung, einem umfangreichen und schwierigen Werke, das allerdings erst nach seinem Ableben (am 1. Februar 1916 unter dem Titel „Anweisung für die Ausführung von Katasterneumessungen und Katasterfortführungsmessungen") herausgegeben worden ist, hat er sich bis in seine letzten Tage in hervorragendem Maße beteiligt.

Literarisch trat Drach weniger in die Öffentlichkeit. Er war Mitarbeiter des von Dr. Otto Lueger in Stuttgart herausgegebenen Lexikons der Gesamten Technik und arbeitete für verschiedene dienstliche Zwecke größere Gutachten und Denkschriften aus — zuletzt

die im Jahre 1909 als XV. Heft der Beiträge zur Hydrographie des Großherzogtums Baden erschienene über einen „Entwurf der Renchkorrektion abwärts Erlach und der Maiwaldkultur", eines für die mittlere badische Rheinebene sehr bedeutungsvollen Kulturunternehmens. — Seine reichen Erfahrungen aber zusammenzufassen und damit größeren Kreisen zugänglich zu machen, dazu fehlte ihm bedauerlicherweise die Zeit. Überarbeitung untergrub frühzeitig seine ursprünglich feste Gesundheit; noch nicht 66 Jahre alt starb er am 5. Februar 1910, tief betrauert von seinen Kollegen und von allen andern, welche sein Wirken beobachten konnten.

Wilhelm Lubberger.

Julius Roßhirt

geboren am 4. August 1854 in Mannheim, war der einzige Sohn des Oberhofgerichtskanzlers Franz Roßhirt (Biogr. 4, 358). Vom Jahre 1863—1871 besuchte er bis Unterprima das Gymnasium seiner Vaterstadt und zu seiner Berufsausbildung das Polytechnikum, die nachmalige technische Hochschule, in Karlsruhe in den Jahren 1872—1878 und vorübergehend auch die Universität Heidelberg. Nach einer in heiterer Lebensauffassung vergnügt verbrachten Studienzeit wurde Roßhirt nach bestandenem Staatsexamen mit der Note „gut befähigt" im Jahre 1880 unter die Zahl der Ingenieurpraktikanten aufgenommen. Die Zeitverhältnisse waren die denkbar ungünstigsten. Bei den beschränkten öffentlichen Mitteln waren alle größeren staatlichen Bauarbeiten eingestellt und den jungen Ingenieuren gekündigt worden. Roßhirt fand daher zuerst nur als unbezahlte Hilfskraft während des Jahres 1881 auf dem Sekretariat der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues Beschäftigung. Nach vorübergehender Verwendung bei der Wasser- und Straßenbauinspektion Überlingen und Konstanz kam er im Jahre 1882 zu der wenige Jahre zuvor errichteten Rheinbauinspektion Mannheim und widmete sich fortan ausschließlich dem Wasserbau. Bei dem naturgemäß ausgedehnten Geschäftsgebiet dieser wichtigen Dienststelle konnte Roßhirt in jahrelanger Verwendung sich nicht allein in ausgiebigem Maße im Flußbau und Hochwasserschutz am Rhein und Neckar, in der Herrichtung und Instandhaltung der Wasserstraße und deren Zubehörden betätigen,

sondern sich auch gründliche Kenntnisse im Schiffahrtsverkehr verschaffen und durch Reisen nach Norddeutschland, Schweden und Norwegen und mehrmaligen Besuch der Hafenanlagen am Niederrhein, Holland und Belgien gesammelte Erfahrungen nutzbringend verwerten. Im Jahre 1887 wurde er zum Ingenieur II. Klasse, 1890 zum Ingenieur I. Klasse ernannt und im Jahre 1896 mit der Verwaltung der Rheinbauinspektion Freiburg betraut. Als Wasserbauinspektor kam er im Jahr 1897 zur Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues, übernahm 1899 unter Beförderung zum Baurat an Stelle des zum Leiter dieser Mittelstelle aufgerückten bisherigen Wasserbaureferenten, Oberbaudirektor Honsell, dessen Arbeitsgebiet im Bereich des Wasserbaues, der Wasserstraßen, Hafen und Landestellen, Schiffbrücken und Fähren, der Schiffahrt und Flößerei am Rhein, Neckar und Main und gehörte, nachdem er im Jahre 1907 zum Oberbaurat ernannt worden war, dieser Behörde bis zu seinem Ableben an. Durch aus eigenen Anschauungen gewonnene, langjährige Erfahrungen war Roßhirt wie kein anderer geeignet, seinen großen Vorgänger zu ersetzen, den von diesem aufgestellten Entwurf für die Schiffbarmachung des Rheins von Maxau nach Straßburg in seinen Einzelheiten zu bearbeiten und im Verein mit den elsässischen und bayerischen Baubehörden durchzuführen, sowie im Zusammenhang damit die Hafenanlage der Stadt Karlsruhe auszubauen. Daneben waren zahlreiche Fragen des Wasserbaues und Wasserstraßenverkehr an den schiffbaren Gewässern des Landes in technischer und verwaltungsrechtlicher Beziehung vielfach im Verkehr mit den mitbeteiligten Nachbarstaaten zu behandeln und zu entscheiden. Mehrfach hat Roßhirt auch an den zwischenvölkischen Binnenschiffahrtskongressen als Mitglied und staatlicher Abgeordneter 1894 in Haag, 1898 in Brüssel, 1902 in Düsseldorf und 1905 in Mailand teilgenommen. Ein klarer Kopf von rascher Entschlußfähigkeit mit guter Allgemeinbildung, von lauterem Charakter, herzlich und frohgemut im Verkehr erfreute Roßhirt sich allgemeiner Beliebtheit und Wertschätzung bei seinen Kollegen und gehörte zu den wenigen Menschen, von denen man mit Recht sagen konnte, daß sie nur Freunde gehabt haben. Ausnehmend fleißig und eifrig und von ausgesprochenem Pflichtgefühl hat er, obschon schwer leidend, an der alle zehn Jahre stattfindenden gemeinsamen Rheinstrombereisung der technischen

Vertreter der Uferstaaten von Basel bis zum Meer teilgenommen und die Niederschriftsverhandlung für die preußische Strecke bearbeitet. Am 5. September 1908, wenige Tage nach Beendigung dieser Reise ist er der tückischen Krankheit zum Opfer gefallen, viel zu früh für die Seinen, denen er ein liebevoller Familienvater gewesen war. H. Cassinone.

Moritz Frey

war am 14. September 1827 in Karlsruhe geboren als zweiter Sohn des Geheimen Referendärs Christian Frey. Im frühen Knabenalter von neun Jahren beider Eltern beraubt, wurde er bei Verwandten erzogen und durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt, welches damals der treffliche Schulmann Ernst Friedr. Kärcher leitete. Im Herbst 1845 bezog er die Universität Heidelberg, um die Rechte zu studieren. Nach beendigten Studien, welche durch die politischen Unruhen der Jahre 1848/49 manche Störung erlitten, wurde er 1850 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen und als solcher in den Jahren 1850—1854 bei den Bezirksämtern Müllheim, Gernsbach, Lörrach und Durlach verwendet. Nach Einführung einer zweiten juristischen Prüfung, der er sich vorschriftsmäßig unterzog, wurde er 1854 zum Referendär ernannt. Nachdem er hierauf längere Zeit beim Landamt Freiburg in der Gerichts- und Verwaltungspraxis beschäftigt worden war, wurde er 1859 in das Sekretariat des Evangelischen Oberkirchenrats einberufen und erhielt 1861 als Sekretär dieser Stelle seine erste Staatsanstellung. Im Dezember des gleichen Jahres zum Amtmann und zweiten Beamten des Stadtamts Freiburg ernannt, fand Frey in den nahezu drei Jahren, die er in der Dreisamstadt zubrachte, vielfache geistige Anregung im Verkehre mit jüngeren Dozenten der Universität, von denen Manz, Treitschke und Weismann genannt seien, die später hervorragende Stellungen in der Gelehrtenwelt einnahmen. 1864 in gleicher Eigenschaft zum Bezirksamt Heidelberg versetzt, erhielt er im März 1865 die Ernennung zum Amtsvorstand in Schwetzingen und wurde im November des gleichen Jahres als Ministerialrat in das Ministerium des Innern berufen, an dessen Spitze damals August Lamey stand und dem Männer, wie der spätere Minister Jolly und Freys Jugendfreunde Nokk und Eisenlohr angehörten.

In seiner amtlichen Tätigkeit eröffnete sich Frey im Ministerium des Innern ein vielseitiger Wirkungskreis. Ihm gehörte von da ab seine ganze Arbeitskraft an, die zu bewähren er unter den Ministern Lamey, Jolly, Stösser, Turban, Eisenlohr reiche Gelegenheit fand. Aus den ihm während achtundzwanzig Jahren übertragenen Respiziaten seien nur jene erwähnt, denen er nach Veranlagung und Sinnesart ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbrachte und die seine Arbeitskraft in hervorragendem Maße in Anspruch nahmen: Erhaltung und Regelung der Landesgrenzen, Staatsbürgerrecht und Staatsangehörigkeit, Reichs- und Landtagswahlen, Militärsachen dritter Instanz, evangelische Kirchen- und Ehesachen, Stiftungssachen, der Fonds für Künste und Wissenschaften, das Generallandesarchiv, die Heil- und Pflegeanstalten, die Blinden- und Taubstummenanstalten, die Stulzische Waisenanstalt, die Armensachen. Wenn allen den mannigfachen und vielseitigen Arbeiten, welche die Verwaltung dieser Respiziate erforderte, seine gründliche Kenntnis der Gesetze, sein scharfes Urteil, seine große Gewissenhaftigkeit in hohem Maße zu gute kamen, so brachte er der Pflege von Kunst und Wissenschaft ein feines Verständnis und eine unbefangene und klare Auffassung der ihrer Förderung gebührenden Verpflichtung des Staates entgegen. Und wo ihm Not und Elend, körperliche und seelische Krankheit gegenüberstand, bot er alles auf, lindernd und helfend mit den Männern zu wetteifern, die auf diesem umfassenden Gebiete sich als wahre Wohltäter der leidenden Menschheit bewährten und sie mit allen Kräften in der Erfüllung ihrer Pflichten und in der Durchführung der von ihnen angestrebten Reformen und Verbesserungen zu unterstützen. Alle Anstalten und Behörden, die von ihm Rat und Hilfe zu erwarten hatten, bewahrten ihm auch über die Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit hinaus aufrichtige Verehrung und Dankbarkeit. Die echte Humanität, die er gerade auf diesem Gebiete seines Wirkens betätigte, veranlaßte wohl auch die Leitung des Badischen Frauenvereins, Frey im Februar 1867 zum Nachfolger des bewährten Beirats des Vereins, Rudolf Dietz (Bad. Biographien 1, 183), zu wählen. Er widmete sich den damals an den Verein herangetretenen umfangreichen Aufgaben der Durchführung der Genfer Konvention, der Errichtung der Vereinsklinik, der Ordnung der Verhältnisse der Vereinswärterinnen usw. mit regem Eifer. Doch sah er sich schon im Mai 1868

aus dienstlichen Rücksichten genötigt dieses Ehrenamt niederzulegen. Im Ministerium des Innern waren ihm im Nebenamt auch noch die Funktionen als Vorsitzender des Verwaltungsrates der Generalbrandkasse, als Mitglied des Verwaltungsrates der Beamten-Witwenkasse übertragen. Er führte ferner den Vorsitz in der Disziplinarkammer für Ärzte, Tierärzte und Apotheker. Längere Zeit gehörte er der Ministerialkommission für die neue Katastrierung der landwirtschaftlichen Gelände und Gebäude als Mitglied an.

Im Jahre 1879 zum Geheimen Referendär, 1889 zum Geheimen Rat II. Klasse ernannt, wurde Frey im Juni 1892 zum Ministerialdirektor im Ministerium des Innern befördert. Aber schon im Herbst 1893 machte sich bei ihm die Befürchtung geltend, daß seine Gesundheitsverhältnisse ihm bei seinem vorgerückten Alter nicht gestatten würden, sich den mit Beginn des Landtages gesteigerten Anforderungen an die Dienstleistung eines Direktors des Ministeriums zu unterziehen. Er erbat und erhielt im Oktober dieses genannten Jahres die Versetzung in den Ruhestand.

Nach seinem Rücktritt von den Staatsgeschäften widmete er sich mit großer Vorliebe der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Werken aus den weiten Gebieten, denen er schon bisher, soweit es die Anspruchnahme durch seine amtlichen Verpflichtungen ihm gestattete, ein lebhaftes und verständnisvolles Interesse entgegengebracht hatte. Am politischen Leben nahm er keinen in die Erscheinung tretenden Anteil, aber sein Standpunkt als unentwegt national, liberal und monarchisch gesinnter Mann blieb von jeder anders gerichteten und etwa aus opportunistischen Rücksichten geduldeten Strömung unberührt. Seit einiger Zeit von den Leiden des Alters nicht verschont, wurde er am 25. Dezember 1904 durch einen plötzlichen Tod aus dem Leben abgerufen. — (v. Weech in Karlsruher Zeitung 1905, Nr. 28.)

Karl Heil

war geboren am 4. September 1848 zu Bühl als Sohn des Amtsassessors und späteren Oberamtsrichters Friedrich Heil. Ende 1855 wurde der Vater nach Engen versetzt, und hier in der kräftigen Luft der Hegauberge und in den einfachen, gesunden Verhältnissen des Elternhauses wuchs der Knabe auf, bis er im Herbst 1861 nach

Konstanz auf das Lyceum überging, das er bis zur Entlassung zur Universität im Herbst 1867 besuchte.

Im Wintersemester 1867/68 begann er zu Freiburg mit dem Studium der Rechtswissenschaft und setzte dieses vom Herbst 1868 an in Heidelberg fort, wo er als einer der letzten Schüler des berühmten Rechtslehrers bei Vangerow Pandekten hörte, begeistert von dessen Unterricht und ehrwürdiger Persönlichkeit. Besonders tiefe Eindrücke empfing er auch von Treitschkes Geschichtsvorlesungen.

Noch vor dem Abschluß seiner Studien rief ihn als Leutnant im 3. Badischen Infanterieregiment der Deutsch-französische Krieg zur Fahne. Über seine Führung und seine Leistungen im Feldzug, für welche der junge Reserveoffizier das Ritterkreuz des Karl Friedrich-Militärverdienstordens erhielt, berichtet der nach seinem Tode von seinem Regiment aufgestellte militärische Lebensgang: „Als erster Offizier des Regiments sollte Leutnant Heil am 16. August während der Belagerung der Festung Straßburg die Feuertaufe erhalten. Mit seinem Zuge auf Feldwache an der Brücke über den Rhein-Rhonekanal bei Illkirch setzte er dem feindlichen, mit weit überlegenen Kräften unternommenen Ausfall den ersten Widerstand entgegen und beteiligte sich demnächst in hervorragender Weise an dem erfolgreichen Gefechte seiner unter Hauptmann Kappler heraneilenden Kompagnie und an der Wegnahme von drei feindlichen Geschützen im Feuer. Mit gleicher Auszeichnung focht er am 6. Oktober bei Etival-Rompatelice; obgleich zweimal verwundet, führte er, nachdem Hauptmann Kappler schwer verwundet und Leutnant von Stipplin gefallen war, die Kompagnie bis zur Beendigung des Gefechtes weiter. Nach Wiederherstellung von seinen Wunden am 21. Dezember 1870 zum Regiment zurückgekehrt, nahm er am 5. Januar teil an dem Gefecht bei Vellefaux und am 10. bei Villersexel. Während der dreitägigen Schlacht an der Lisaine, 15. bis 17. Januar 1871, bei Chagey kämpfend, zeichnete er sich ruhmvoll aus bei Verteidigung der westlich des Dorfes gelegenen Mühle, die er, nachdem der Kompagnieführer, Premierleutnant Seiler, verwundet worden war, selbständig leitete." An den Erinnerungen seiner Militär- und Kriegszeit hielt Heil mit Liebe und Pietät fest und beteiligte sich auch in späteren Jahren gern an vaterländischen Gedächtnisfeiern. Der Lebenslauf schließt

mit den Worten, welche die höchste militärische Ehrung Heils enthalten: „Vorbildlich in allen Soldatentugenden, hat Leutnant Heil durch sein ruhmvoll tapferes Verhalten vor dem Feinde sich selbst ein bleibendes Denkmal in der Geschichte des Regiments gesetzt, durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Herzens sich ein treues Andenken über das Grab hinaus bei allen Kameraden des Regiments gesichert."

Auf den kriegerischen Lorbeeren auszuruhen war aber Heil so wenig gewillt, daß er schon am 16. Mai 1871 an das Ministerium ein Gesuch richtete um Zulassung zur nächsten juristischen Prüfung und um Dispens von dem vorgeschriebenen siebenten Studiensemester. Er bestand die Prüfung als einer der Besten und ebenso ging er im Mai 1874 aus der zweiten Staatsprüfung mit Auszeichnung hervor. Schon vorher hatte er sich für den Eintritt in den Dienst der inneren Verwaltung entschieden, zu dem er nach seinen Anlagen vorzüglich berufen war. Seit der zweiten Prüfung meist im Sekretariat des Ministeriums des Innern beschäftigt, erhielt er in diesem auch die erste feste Anstellung im April 1876 als Ministerialsekretär. Im Januar 1877 wurde er Amtmann beim Bezirksamt Karlsruhe, im April 1879 erfolgte seine Ernennung zum Amtsvorstand in Neustadt.

Damit beginnt der wichtige Zeitabschnitt von nahezu elf Jahren seines Lebens, in dem er als selbständiger Bezirksbeamter seine volle Kraft zum Wohle der ihm übertragenen Bezirke entfalten konnte. Es waren dies die Bezirke Neustadt, Donaueschingen (seit November 1881) und Waldshut (seit Januar 1887). Er war bald als einer der besten unter seinen Kollegen anerkannt, und in wie hohem Maße er Ansehen und Vertrauen, Liebe und Verehrung seiner Bezirksangehörigen besessen hat, das fand noch nach seinem Tode, also viele Jahre, nachdem er aus dem Bezirksdienst ausgeschieden war, den wärmsten Ausdruck. Er verdankte dies nicht blendenden Eigenschaften, die seinem schlichten, ernsten und allem Schein abgewandten Wesen fern lagen; aber er besaß in seinem Geiste und Charakter die Kräfte, welche ihm wahren und dauernden Erfolg sicherten. Neben gründlicher Kenntnis des öffentlichen Rechts brachte er den scharfen, klaren Blick für Menschen, Verhältnisse und Bedürfnisse mit. Dabei war er keine impulsive, leicht zugängliche Natur, sondern seine Art war es, neuen Fragen, Gedanken und

Entwürfen sich zunächst zurückhaltend und vorsichtig prüfend gegenüber zu stellen, dann aber, wenn seine Überzeugung feststand, für sie mit nachhaltiger Energie einzutreten, furchtlos auf den Erfolg vertrauend und in sich sicher vor nachträglichen Schwankungen und Depressionen. Es leuchtet ein, daß ein so gearteter Beamter gerade bei der Bevölkerung alemannischen Stammes, unter die sein Beruf ihn führte, Verständnis finden mußte. Das Beste aber war, daß er nicht nur mit dem Kopfe, sondern mit dem vollen Herzen bei seiner Arbeit war, immer bereit, seine Person und seine ganze Kraft für seine Bezirksangehörigen einzusetzen, mochte es sich um wichtige Interessen einer Gemeinde handeln oder um ein Anliegen des Ärmsten und Geringsten, der bei ihm Rat und Hilfe suchte.

Im Dezember 1889 ward Heil als Ministerialrat in das Ministerium des Innern berufen, und dem unmittelbaren Dienste dieses Ministeriums, seit 1898 zugleich als Landeskommissär und seit 1899 als Ministerialdirektor, war die Arbeit der letzten sechzehn Jahre seines Lebens gewidmet. Er war eine für den Dienst im Ministerium vorzüglich geeignete Kraft, sowohl durch die reichen Erfahrungen, die er im langjährigen Außendienst erworben hatte, als auch durch seine guten wissenschaftlichen Kenntnisse im Gebiet des Verwaltungsrechts und der Volkswirtschaft und durch seinen praktischen Blick, mit dem er das Wesentliche der Dinge und der Menschen richtig zu fassen verstand. Allgemein war er als trefflicher, hilfsbereiter Kollege geschätzt; in den Sitzungen hatte seine Stimme großes Gewicht; auch im Landtag war er als Regierungsvertreter gerne gesehen, dessen Vortrag mit knapper Sachlichkeit und guter Redegabe dahinfloß, und der, auch wo er zurückweisen und bestreiten mußte, durch die Liebenswürdigkeit des Tons versöhnte. Als er Ministerialdirektor geworden war und sämtliche, von Jahr zu Jahr an Zahl und Bedeutung wachsenden Geschäfte des Ministeriums durch seine Hand liefen, ließ es sich der pflichtgetreue und arbeitseifrige Beamte nicht nehmen, daneben immer noch einige wichtige Referate selbst zu besorgen. Seit seinem Eintritt in das Ministerium war ihm eine größere Anzahl wichtiger Gegenstände zur Bearbeitung zugeteilt; zuerst war er Polizeireferent, in welcher Eigenschaft er insbesondere die Verhältnisse der Gendarmerie und Schutzmannschaft mit großer Sachkenntnis und pflichtgetreuer Fürsorge für das Personal behandelte und neben

den wichtigen Zweigen der Sicherheits-, Bau-, Feuerpolizei, auch das Feuerversicherungs- und das Maß- und Gewichtswesen zu bearbeiten hatte. Später erstreckte sich seine Tätigkeit auch auf die wichtigen Gebiete der Gewerbepolizei, der Gewerbeaufsicht und des Arbeiterschutzes und zuletzt auch auf das Wege-, Kleinbahn- und Enteignungswesen. Die ihm zugewiesene Fürsorge für die Weiterentwicklung der Landstraßen und Gemeindewege, sowie seine Stellung als Vorstand der Expropriationskommission brachten es mit sich, daß er nicht stets an den Aktentisch in Karlsruhe gebannt blieb, sondern auch häufig draußen im Lande sich umsehen mußte. Nicht bloß durch seine in mannigfachem Wechsel der Dienstorte zugebrachte Tätigkeit als Referendär, Amtmann und Amtsvorstand und durch das von ihm freilich nur kurze Zeit (1898 und 1899) bekleidete, mit vielerlei Dienstreisen verbundene Amt als Landeskommissär für die Kreise Karlsruhe und Baden, sondern auch durch manche Ferienwanderung, die er als rüstiger Fußgänger und warmer Naturfreund durch Wald und Berg der Heimat zu machen liebte, hatte sich Heil umfassende Kenntnis von Land und Leuten erworben, die ihn in das Aktenwesen hineinbegleitete und ihn vor der Einseitigkeit einer lediglich durch schriftliche Berichte erworbenen Auffassung bewahrten. Das heranwachsende Geschlecht der Verwaltungsbeamten kennen zu lernen, hatte Heil vielseitig Gelegenheit, sowohl durch langjährige Mitwirkung bei den beiden juristischen Prüfungen, als auch insbesondere durch die dem Ministerialdirektor übertragene Aufgabe, die Verwendung der Rechtspraktikanten und Referendäre im Dienste der inneren Verwaltung zu leiten. Auch in seinem schwierigen Personalreferat ist ihm die Anerkennung geworden, daß er seine Aufgabe mit Wohlwollen und Gerechtigkeit und mit seinem Empfinden für die Eigenart der Individualitäten erfüllte. — An der Weiterbildung des badischen Verwaltungsrechts und der Einrichtungen der inneren Verwaltung hat sich Heil während seiner Tätigkeit als Ministerialrat und Ministerialdirektor auf verschiedenen Gebieten eifrig und erfolgreich beteiligt. Namentlich verdankt ihm das badische Ortsstraßengesetz die wichtige Umgestaltung vom Jahre 1896, durch die eine zwangsweise Neueinteilung der noch unbebauten Bauviertel zur Gewinnung zweckmäßiger Bauplätze möglich gemacht wurde. Auch ist die im Zusammenhang mit der Einführung des bürgerlichen Rechts erfolgte Neubearbeitung des

Enteignungsrechts, wie sie in dem Gesetze vom 10. Juni 1899 niedergelegt ist, im wesentlichen sein Werk gewesen.

Neben der Arbeit in seinem Hauptamte und als Mitglied und später als Vorsitzender des Landesversicherungsamts ließ Heils außerordentliche Arbeitskraft ihm noch Zeit zu freiwilliger gemeinnütziger Tätigkeit: als Vorsitzender des Beirats des Karlsruher Gymnasiums und des Verwaltungsrates des Lehrerinnenseminars Prinzessin Wilhelm-Stift und als Beirat im Badischen Frauenverein. Diese letztere Tätigkeit wurde für ihn persönlich von der höchsten Bedeutung, denn bei ihr lernte er die Gefährtin seines weiteren Lebens (seit 1898) kennen, Elisabeth Jolly, die Tochter des von ihm hochverehrten Staatsministers Julius Jolly. Ihre gemeinsame Arbeit galt der Gründung und Förderung des Karlsruher Geschäftsgehilfinnenheims, und den späteren Ehegatten war es eine besondere Freude, daß das Unternehmen, über dem sie sich die Hand gereicht hatten, zu einer blühenden und segensreichen Anstalt gediehen ist.

Während Heil in glücklichem Familienleben und in der Stellung als Ministerialrat, die ihm zwar schwere Geschäftslast, aber auch viele dankbare und interessante Aufgaben brachte, auf der Höhe des Lebens stand, wurden seine Leistungen durch mehrfache Auszeichnungen, insbesondere durch Ernennung zum Geheimen Rat II. Klasse und durch Verleihung hoher Orden, anerkannt. Diese Beweise der Anerkennung und Hochschätzung waren ihm von besonders hohem Werte als Zeichen der Huld seines Landesherrn, dem er in höchster Verehrung und wahrer persönlicher Treue ergeben war.

Heil hatte einen kräftigen, gesunden Körper und war bis in die letzten Jahre ein rüstiger Wanderer und Bergsteiger. Im Jahre 1904 aber befiel ihn eine schleichende Rippenfellentzündung, von der er nicht völlig genesen konnte, und es zeigte sich, daß hinter diesem Leiden noch ein anderes, weit schlimmeres stand, gegen das alle ärztliche Kunst und die liebevollste, sorgfältigste Pflege vergebens ankämpften. Es war schwer, den Mann, der immer für andere gesorgt hat, davon zu überzeugen, daß jetzt er der Gegenstand ernstester Sorge und Pflege sein müsse. Die steigenden Qualen der Krankheit trug er mit stillem Heldenmut, immer leidend ohne zu klagen, immer furchtlos und an der Hoffnung auf Wiedergenesung festhaltend, in seinem Berufe noch

fortarbeitend, solange und soviel es irgend möglich war, dann vom Krankenzimmer aus den Gang der öffentlichen Angelegenheiten mit regstem Interesse weiter verfolgend.

Am 23. Februar 1906 verschied er sanft ohne Todeskampf, erst siebenundfünfzigundeinhalb Jahre alt. Mit ihm ging ein Mann dahin, der vorbildlich war, wie in den Tugenden des Soldaten, so auch in den schönsten, menschlichen Tugenden. Viel hat er in langjähriger, rastloser Arbeit geleistet, und viele und wertvolle Dienste hätte er bei längerem Leben dem Staate noch leisten können. Aber höher noch als der Wert seiner Arbeit war der seiner Persönlichkeit. — (Karlsruher Zeitung 1906, Nr. 187.)

Otto Braun.

Am 6. Oktober 1852 in Konstanz geboren, wurde Otto Braun nach Vollendung seiner juristischen Studien im Dezember 1873 zum Rechtspraktikanten ernannt, trat als Volontär bei dem Amtsgericht Stockach ein, war am Kreisgericht Konstanz und bei der Staatsanwaltschaft daselbst tätig, wie auch bei dem Bezirksamt und Amtsgericht seiner Vaterstadt. Im Jahre 1876 bestand er die zweite juristische Staatsprüfung und fand Verwendung in Mosbach, Karlsruhe, Achern, Schönau, Mannheim und Überlingen. 1878 wurde er zum Amtmann in Pforzheim ernannt, 1884 zum Amtsvorstand und Oberamtmann in Adelsheim. 1885 erfolgte die Versetzung nach Buchen, 1889 nach Karlsruhe. Durch seine Tätigkeit an den zuletzt genannten Orten trat Braun seit Ende der siebziger Jahre in unmittelbare Beziehungen zu den verschiedensten Bevölkerungskreisen. Sein klarer Blick, der rasch erfaßte, seine große Arbeitsfähigkeit und nicht zuletzt sein zuvorkommendes Wesen verschafften ihm die Sympathien aller, mit denen ihn seine amtliche Stellung in Verbindung brachte. Ein größeres Wirkungsgebiet eröffnete sich seinem rastlosen Arbeitsdrang mit seiner im Jahre 1891 erfolgten Berufung als Ministerialrat ins Ministerium des Innern, wo insbesondere die gewerblichen Angelegenheiten seiner Verwaltung unterstellt wurden. Handel und Industrie fanden an ihm einen sachverständigen Förderer, der dieses schwierige Gebiet mit einer außerhalb der eigentlichen Berufskreise selten anzutreffenden Kenntnis, aber auch mit höchst anerkennenswerter Vorurteilslosigkeit beherrschte. Eine

bedeutende Arbeit lag ihm insbesondere bei der Vorbereitung des neuen Zolltarifs und der Handelsverträge ob, und vielfach dankte die badische Industrie seiner nimmerrastenden Ausdauer, daß ihre Wünsche bei der Neugestaltung der auswärtigen Handelsbeziehungen der Erfüllung zugeführt wurden. Seine Tätigkeit als Ausstellungskommissar in Chicago (1893) und Paris (1901) gab ihm erwünschte Gelegenheit, die Früchte badischen Gewerbefleißes und deutscher Arbeitsgeschicklichkeit zu wohlverdienten Ehren zu bringen. Neben dieser dem gewerblichen Leben des Staates gewidmeten angestrengten Tätigkeit, die Braun bis zum Schluß des Jahres 1905 noch als Leiter des Gewerbeschulwesens in Anspruch nahm, versah er in den Jahren 1899 bis 1905 den umfassenden Dienst des Landeskommissärs für die Kreise Karlsruhe und Baden, sowie eine Reihe weiterer amtlicher Stellungen, bis er 1906, an Stelle des Geheimen Rats Heil (vgl. S. 97 ff.) zum Ministerialdirektor im Ministerium des Innern ernannt wurde. Bereits 1898 war seine Ernennung zum Geheimen Oberregierungsrat, 1904 die zum Geheimen Rat II. Klasse erfolgt. Ein schweres Herzleiden, von dem ein längerer Erholungsurlaub nur eine scheinbare Besserung brachte, machte dem Leben des rüstigen und lebhaften Mannes am 11. November 1906 ein Ende. — (Karlsruher Zeitung 1906, Nr. 368 und 371.)

Heinrich Heß

wurde am 19. September 1835 zu Karlsruhe geboren als Sohn des Geheimen Finanzrats Heinrich Heß (geboren 19. Januar 1788 in Hasel, gestorben 21. September 1850 in Broggingen). In Karlsruhe besuchte der Knabe das von Direktor Kärcher geleitete Lyceum; seine Lehrer waren Boeckh, Gockel, Süpfle, Vierordt u. a. Im Herbst 1853 bezog er die Universität Heidelberg, hörte bis Ostern 1855 bei Roßhirt, Zöpfl, Häusser, v. Mohl, v. Vangerow und Jolly, sodann in Berlin bis Herbst 1855 bei Homeyer, Gneist u. a. und dann wieder in Heidelberg bis Herbst 1856 bei Renaud, Rau, Puchelt usw. Im Februar 1858 als Rechtspraktikant aufgenommen, volontierte er nacheinander beim Stadtamtsgericht in Karlsruhe, beim Amtsgericht Oberkirch und beim Amtsgericht Mannheim. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Piemont und Frankreich einer-, Österreich andererseits meldete sich Heß 1859 infolge Aufrufs des

Kriegsministeriums mit vielen anderen zum freiwilligen Eintritt im Heere, wurde in das Kadettenhaus aufgenommen, zum Leutnant auf Kriegsdauer ernannt und marschierte mit dem 2. Infanterieregiment von Mannheim nach Konstanz, erhielt aber auf Ansuchen im Oktober wieder den Abschied, worauf er weiter beim Hofgericht des Mittelrheinkreises in Bruchsal bis September 1860 volontierte. Nach der zweiten Staatsprüfung arbeitete er beim Stadtamtsrevisorat in Karlsruhe, dann bei Rechtsanwalt v. Feder in Offenburg und vertrat zuletzt den Hofgerichtsadvokaten Kusel in Bruchsal. Im Juli 1862 kam er als Gehilfe zum Bezirksamt Donaueschingen, 1863 als Sekretariatspraktikant zu dem 1862 neuerrichteten Oberschulrat, dessen Sekretär damals der spätere Staatsminister W. Nokk war.

Aus Anlaß der neuen Justizorganisation wurde Heß im Oktober 1864 Amtsrichter in Lahr, 1866 Assessor beim Kreisgericht Mosbach und 1868 Kreisgerichtsrat daselbst. 1871 siedelte er als Staatsanwalt nach Karlsruhe über, wurde hier 1872 Kreisgerichtsrat und 1879 mit der neuen Gerichtsverfassung Landgerichtsrat.

Seit dem letzteren Jahre Mitglied des Vorstandes, später Vorsitzender des Aufsichtsrats der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe, leistete er diesem Unternehmen wichtige Dienste, besonders bei der durch das neue Handelsgesetzbuch bedingten Umarbeitung der Statuten und der Verlegung der umfänglichen Fabrik in die Nähe des neuen Rheinhafens. — 1881 wurde er ins Oberlandesgericht und 1886 als Rat ins Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts berufen, wo die große Aufgabe der Vorbereitung des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches und der Überleitung des Landesrechts in die durch dieses gewiesenen neuen Bahnen seiner wartete, die etwa ein volles Jahrzehnt seine nicht geringe Arbeitskraft vorzugsweise in Anspruch nahm und ihm hohe Befriedigung gewährte. In seinen Geschäftskreis fielen Zivilrecht, Handels- und Wechselrecht, Zivilprozeß, Rechtsanwaltschaft, Fiskalprozesse, gewisse Personalien, zeitweise auch Prüfung der Rechtskandidaten; verschiedene Gesetzentwürfe vertrat er als Regierungskommissär in der Ständeversammlung, auch war er Vorsitzender der Badischen Kommission zur Begutachtung des Bürgerlichen Gesetzbuchs. 1899 wurde er Ministerialdirektor und im gleichen Jahre Geheimerat II. Klasse. 1901 erfolgte auf sein Ersuchen infolge seiner angegriffenen Gesund-

heit seine Zuruhesetzung; am 3. August 1906 schied er nach längerem schweren Leiden aus dem Leben. Heß war ein hervorragender Jurist; von eisernem Fleiß, peinlicher Gewissenhaftigkeit, streng, selbst hart, wie gegen sich, so gegen andere, aber stets gerecht, war er doch auch wieder der liebenswürdigste Gesellschafter voll Geist und Witz, von warmem Interesse für Kunst und Wissenschaft, vor allem für Geschichte, auch Kriegswissenschaft und technische Fragen. Voll Wanderfreudigkeit, die sich nicht nur im Hochgebirge, sondern auch im heimischen Schwarzwald betätigte, hat er, früher lange Jahre Vorstand und bis zuletzt Ausschußmitglied der Sektion Karlsruhe des deutschen und österreichischen Alpenvereins, sich um die alpine Sache vielfache Verdienste erworben. — (Karlsruher Zeitung 1906, Nr. 290. — Mitteil. d. deutsch. und österr. Alpenvereins 1906, Nr. 16.)

Ludwig Arnsperger.

Das rasche Anwachsen der Bevölkerung und die Steigerung des Bildungsbedürfnisses in allen Schichten der Gesellschaft hat um die Wende des 19. Jahrhunderts dem Bildungswesen bedeutende Aufgaben gestellt, die rechtzeitig ins Auge gefaßt werden mußten, wenn nicht schwer gut zu machende Versäumnisse entstehen sollten. An diesen Aufgaben mit warmem Interesse und klarem Blick mitgearbeitet zu haben, ist das Verdienst Ludwig Arnspergers. — Am 3. September 1837 zu Karlsruhe als Sohn des Oberforstrats Arnsperger geboren, studierte er seit 1855 neun Semester Rechtswissenschaft an der Universität Heidelberg, wobei er auch die allgemein bildenden Fächer nicht vernachlässigte und seine angeborene Neigung zur musikalischen und bildenden Kunst in so ausgesprochener Weise entwickelte, daß er sein ganzes Leben hindurch in der Pflege edler ästhetischer Genüsse sich betätigte. 1860 bestand er die erste juristische Staatsprüfung, 1864, nachdem er inzwischen am Amtsgericht in Pforzheim und am Hofgericht in Konstanz beschäftigt worden war, die zweite, beide mit bestem Erfolge. Zunächst vorübergehend im Sekretariat des Justizministeriums verwendet, wurde er 1865 unter Ernennung zum Amtmann dem Bezirksamt Heidelberg zugeteilt. Hier vermählte er sich mit Rosa Bischoff-Deurer aus Basel, einer Enkelin des früheren Stadtdirektors Deurer in

Heidelberg. Im Herbst 1871 wurde Arnsperger zum Oberschulrat ernannt. Die Behandlung der dem Rechtsreferenten in dieser Behörde zufallenden Materien befriedigte ihn aber auf die Dauer nicht vollständig. Er meldete sich für den Justizdienst; aber man hielt damals, wo für diesen allzuviel Bewerber vorhanden waren, tüchtige Juristen gern im Verwaltungsdienst fest. So wurde er 1875 zum Oberamtmann ernannt und als Amtsvorstand nach Achern versetzt. Zwei Jahre darauf wurde er als Ministerialrat ins Ministerium des Innern berufen, aus dem er im Frühjahr 1881 infolge der Änderung der Organisation der Ministerien in das neugebildete Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts überging, an dessen Spitze Nokk stand. Hier fiel ihm das Referat für Wissenschaften und Künste zu, das seiner Neigung ganz besonders entsprach; auch mit Kultus und Schulangelegenheiten wurde er befaßt. In dieser Eigenschaft gehörte er auch der Kommission zur Begutachtung von Kunstwerken an, die bei den Erwerbungen für die Großherzogliche Kunsthalle in Frage kamen, und bewährte bei der Wahl der Lehrer für die drei Hochschulen des Landes seinen weiten Gesichtskreis und die geschäftliche und weltmännische Gewandtheit, die diese Aufgabe erfordert. 1895 wurde er unter Verleihung des Titels eines Geheimen Rats II. Klasse zum Direktor des Oberschulrats ernannt. Das Referat der Hochschulen behielt er zunächst bei; aber die Aufgaben der Schulverwaltung waren gegen Ende des Jahrhunderts so umfassend geworden, daß der neue Direktor sich bald auf seine eigentliche Aufgabe beschränken mußte. So verzichtete er auf das Referat der Technischen Hochschule, später auf das der Universität Freiburg und endlich auch auf dasjenige der Universität Heidelberg. Nur ungern trennte er sich von der Fürsorge für die Hochschulen. 1901 schied er ganz aus dem Ministerium aus, um sich mit voller Kraft der Hebung des Volksschulwesens und der Lehrerbildung und der Förderung der äußeren Interessen der Volksschullehrer zu widmen, wobei die bewährte Kraft und Erfahrung des seinem Kollegium angehörenden Oberschulrats Weygoldt ihm erfolgreich zur Seite stand. Den Abschluß fand diese Arbeit in den gesetzlichen Bestimmungen über den Elementarunterricht, die unter dem 19. Juli 1906 erlassen wurden. Die Freude am Erfolge seiner Bemühungen war Arnsperger nicht mehr beschieden. Seit Jahren war er von einem tückischen Herz-

leiden heimgesucht, unter dem im Sommer 1907 seine leibliche Kraft zusammenbrach. Eine Abordnung des Badischen Lehrervereins, die durch Überreichung einer Adresse dem Erkrankten den Dank der badischen Lehrerschaft bekunden wollte, konnte von ihm nicht mehr empfangen werden. Ende Juni wurde seinem Gesuch um Versetzung in den Ruhestand entsprochen, unter gleichzeitiger Ernennung zum Geheimen Rat I. Klasse. Aber die Entbindung vom Dienst brachte ihm die erschütterte Gesundheit nicht wieder. Am 17. Juli 1907 ist er sanft entschlafen. — (E. v. S[alwürck] in der Karlsruher Zeitung 1907, Nr. 214.)

Karl Geiler

wurde am 24. September 1851 in Schopfheim als Sohn des Reallehrers an der höheren Bürgerschule daselbst Karl Geiler geboren. Nach dem Besuch des Lyceums in Rastatt widmete er sich in den Jahren 1869—1873 auf den Universitäten Heidelberg und Freiburg dem Studium der Rechtswissenschaft und legte im Frühjahr 1873 die erste, im Frühjahr 1875 die zweite juristische Staatsprüfung jeweils mit ausgezeichnetem Erfolge ab. Nachdem er die Praktikanten- und Referendärjahre bei Gerichten, Staatsanwaltschaften und Verwaltungsbehörden in Schopfheim, Lörrach, Offenburg, Waldshut und Konstanz verbracht hatte, erhielt er im Jahre 1878 seine erste Anstellung als Amtsrichter in Schönau. Bei der Einführung der Reichsjustizgesetze wurde er 1879 in den staatsanwaltschaftlichen Dienst übernommen und zum Staatsanwalt beim Landgericht Freiburg mit dem Wohnsitz in Lörrach ernannt. Noch in demselben Jahre erfolgte seine Versetzung an das Landgericht Waldshut und 1882 seine Versetzung an das Landgericht Freiburg. 1892 wurde er zum Ersten Staatsanwalt am Landgericht Mannheim befördert und 1899 in gleicher Eigenschaft an das Landgericht Freiburg versetzt. 1902 wurde er unter Verleihung des Titels und Ranges eines Geheimen Oberregierungsrats in die verantwortungsvolle Stellung als Oberstaatsanwalt am Oberlandesgericht in Karlsruhe berufen; zugleich wurden ihm die Funktionen eines Ratsmitgliedes im Justizministerium übertragen. Kaum drei und ein halbes Jahr konnte er sich des so bedeutend erweiterten Wirkungskreises erfreuen, aus dem ihn nach kurzer Krankheit am

4. März 1906 der Tod im fünfundfünfzigsten Lebensjahr hinwegnahm. Vom Beginne seiner amtlichen Tätigkeit hatte er seine ganze Kraft nur seinem Amte gewidmet und durch sein umfassendes juristisches Wissen, durch seine selbstlose und pflichttreue Hingabe an den Dienst, durch seine außerordentliche Arbeitskraft und seine vortrefflichen Charaktereigenschaften sich nicht nur die Anerkennung seiner Vorgesetzten, sondern auch der Gerichte, des Anwaltstandes und der weitesten Öffentlichkeit erworben. Als Staatsanwalt mit einer bedeutenden Rednergabe, Klarheit des Urteils, Unabhängigkeit der Gesinnung und offenem Blick ausgezeichnet, war er in der hohen Auffassung seines verantwortungsvollen Amtes den jüngeren Amtsgenossen stets ein beachtenswertes Vorbild. — (Karlsruher Zeitung 1906, Nr. 77.)

Adrian Bingner

Doktor in utroque jure der Ruperto-Carola, Senatspräsident am Reichsgericht, ist mit zwei wichtigen Perioden unseres Heimatsstaats und des neuen deutschen Reichs in seinem Wirken verbunden. Er gehört zu den bedeutenden Juristen, welche die Justiz-Organisation des Ministers Dr. Stabel in der Epoche 1864 ff. in die Praxis übergeführt, im Deutschen Reich die Justizgesetzgebung, für welche die badische vielfach vorbildlich war, vorbereitet, an der Organisation des höchsten Gerichtshofs mitgearbeitet und in dessen erster Periode Recht gesprochen haben. Wenn das Reich unerschütterlich fest auf der Grundlage einer gesicherten Rechtspflege ruht, so verdankt es der neugeschaffene Staat einer Generation großzügiger Juristen, die ein ehrliches System der Gerechtigkeit geschaffen haben. — Immer wieder untersucht die Geschichte und ihre Philosophie den großen Gang der welthistorischen Begebenheiten und das Wirken der Persönlichkeiten, von denen sie ihren Impuls empfangen, und versucht über ihr gegenseitiges Verhältnis Klarheit zu gewinnen. Ist die allgemeine Geschichte im Grunde nur die Geschichte der großen Menschen? „Bedeutsame Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt", sagt Ranke. In unserer Heimat war es Großherzog Friedrich, sein Idealismus und seine Beharrlichkeit, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem großen Strom der Freiheit folgte und unter dem Prinzip des Liberalismus Staatsmänner, Gelehrte, Künstler

zur Wirksamkeit berufen, Baden auf eine seither nicht übertroffene Kulturstufe gehoben und den Verfassungs- und Rechtsstaat seiner Verwirklichung nahe gebracht hat — diesen durch eine Reihe schöpferischer Juristen, durchaus verschieden in ihrer Individualität, aber einig in ihrem Ziel; unter ihnen Bingner.

Er ist am 26. September 1830 in Karlsruhe geboren und am 8. Mai 1902 in Leipzig gestorben. Seine juristische und seine allgemeine Bildung war umfassend, zielbewußt in unermüdlichem Fleiße hat er sie auf allen Rechtsgebieten erweitert und in Sprachkenntnissen ergänzt, durch Studien in Frankreich bei den Pariser Gerichten und durch Reisen in England, Belgien und Italien vollendet. Die wahren Juristen aller Orte und Zeiten reden dieselbe Sprache. Er meinte von der Jurisprudenz, wie Leibniz, „sie führe bei allen ihren Aufgaben von dem abstrakten Begriff zu dem konkreten Inhalt der Wirklichkeit, so daß der echte Jurist ebenso gut in den andern Wissenschaften, wie in der Geschichte und Politik zu Hause sein müßte". Seine Bestrebungen ruhten nicht, bis all seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet hatten und er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft, ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauen konnte. — Die ersten Etappen des Staatsdienstes hat er rasch durchlaufen; 1861 wurde er Amtsrichter in Heidelberg; 1862 Kollegialmitglied der Direktion der Verkehrsanstalten. Bei der Justiz-Organisation vom Jahre 1864, in welcher Baden den meisten deutschen Staaten voranschreitend die Grundsätze der Öffentlichkeit und Mündlichkeit durchführte, gewann Justizminister Stabel seine ausgezeichnete Kraft wieder für die Justiz, er wurde zum Staatsanwalt bei dem Kreis- und Hofgericht Karlsruhe ernannt. Schon ein Jahr darauf erfolgte die Berufung in das Justizministerium. Seine Begabung und sein Geschick als Gesetzgeber fanden hier ein reiches Feld der Tätigkeit. Die badischen Einführungsgesetze zum Reichsstrafgesetzbuch vom Jahre 1871 und zu den Reichsjustizgesetzen vom Jahre 1879 sind zum großen Teil sein Werk. Bei den Vorarbeiten für die deutsche Strafprozeßordnung und Gerichtsverfassung war er als Mitglied der Bundesratskommission tätig; die Vorarbeiten für das Bürgerliche Gesetzbuch hat er mit scharfsinnigen Vorschlägen begleitet. So gehörte Bingner nach seinen Arbeiten und Studien, nach seinen politischen Überzeugungen zu den Juristen, welche in erster Reihe

dazu berufen waren, als die begeisterten Bestrebungen der Besten nach Rechtseinheit ihre Krönung durch die gewaltige Institution des Reichsgerichts gefunden haben. Auf Vorschlag von Baden wurde er zum Senats-Präsidenten ernannt. Voll edlen Wetteifers entsandten alle deutschen Staaten ihre hervorragendsten Kräfte aus Praxis und Theorie in den höchsten Gerichtshof; sie waren sich seiner hohen Bedeutung als Einheitsfaktor für den kühnen Neubau des Deutschen Reichs und als unzerstörbares fundamentum regnorum bewußt; es galt: „In einer frisch geschaffnen Welt Fried' und Gerechtigkeit vermählen!" — Die Anzahl von Kapazitäten ersten Rangs, welche das Reichsgericht in seiner ersten Periode besaß, war eminent; in großem Stile entwarfen sie die grundlegenden Einrichtungen mit dem Schwunge des Idealismus, der die Schöpfungen der siebziger Jahre auszeichnet, mit vollendeter Wissenschaftlichkeit und gewissenhafter Gründlichkeit sprachen sie Recht unter den schwierigsten Verhältnissen; nach Hunderten von Partikularrechten und mehr als dreißig Prozeßordnungen. Präsident Bingner hat an der Entwicklung des Reichsgerichts vom ersten Augenblick bis zu seinem eigenen letzten sich in hervorragendem Maße beteiligt. Die erste Organisation entstand unter seiner bedeutungsvollen Mitarbeit; verschiedene segenbringende innere Schöpfungen sind seiner Initiative zu danken; seit Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs war er bemüht, die gesetzlich gewonnene Rechtseinheit auch durch Maßregeln der Geschäftsordnung zu sichern und gegen eine geschäftliche Krisis in der Übergangsperiode Vorsorge zu treffen, die leider nicht verhindert worden ist. Als ausgezeichnetem Kenner des französischen Rechts ward ihm der Vorsitz im zweiten Zivilsenat übertragen, welchem alle Sachen des rheinisch-französischen Rechts zugewiesen waren. Dreiundzwanzig Jahre hat er den Senat geleitet, mit stets gleicher unermüdlicher Pflichterfüllung den größten, wie den kleinsten Aufgaben sich widmend; den gewaltigen Geschäftsstoff in stets gleicher Promptheit erledigend. Seine formale Gewandtheit war unübertroffen; er beherrschte die Technik und den Mechanismus des Rechts. Sein scharfer, praktischer Blick drang in alle Lebensverhältnisse, das ganze Rüstzeug wissenschaftlicher Bildung und einer umfassenden Gesetzeskenntnis stand ihm in jedem Augenblick zur Verfügung; mit seltener Leichtigkeit entwirrte er den verwickelsten Prozeßstoff und traf mit Sicherheit den entscheidenden Punkt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Talent und Übung machten ihn zu einem vorbildlichen Leiter der Verhandlung und Diskussion. Er vereinigte all die seltenen Eigenschaften, welche das schwierige Amt des Vorsitzes erfordert. Eine schöne Erscheinung war er in seiner ruhigen, vornehmen Würde das Muster eines Präsidenten. Die Leibnizsche Idee der Harmonie alles Seins und Wirkens verkörperte er in seiner Person. In voller Objektivität wußte er durch eine gewissermaßen unpersönliche Behandlung der Menschen und Dinge, wobei er innerer Wärme und wirklichen Wohlwollens nicht entbehrte, durch liebenswürdige Verbindlichkeit divergierende Meinungen im Dienste des Rechts und der Gerechtigkeit zu einen. — Literarisch hat er mit einer „Übersicht der staatswissenschaftlichen Literatur des Großherzogtums Baden" sich betätigt; zu den badischen Einführungsgesetzen der Jahre 1871 und 1879 sind tüchtige Kommentare von ihm erschienen. Als Politiker ist Bingner nicht hervorgetreten; er huldigte dem Liberalismus, den Baden nach der Reaktionszeit der fünfziger Jahre durch den jugendlichen Enthusiasmus und den unerschütterlichen Idealismus Großherzog Friedrichs in großzügigen Reformen zur Blüte gebracht hat und stand in enger Fühlung mit den Geistern, deren Kraft das Großherzogtum auf eine seither nicht übertroffene Kulturhöhe emporgehoben haben.

Im badischen Frauenverein war Bingner Beirat der Großherzogin Luise; dessen vortreffliche Organisation beruht vielfach auf seinen Gedanken und blieb der Zentralpunkt weiterer Vereinsbildung, welche unter der Führung der geistvollen, edlen und unermüdlich tätigen Herrin des Landes Segen verbreitet haben in Friedens- und Kriegszeiten. — Dem ständigen Haager Schiedsgerichtshof hat er als Mitglied angehört.

Einem solch' verdienstvollen Leben fehlten die äußeren Anerkennungen nicht, die höchsten Auszeichnungen des Kaisers und seines Landesherrn. — Vornehm in seiner Denkungsweise, in seiner Haltung und Lebensführung, taktvoll und korrekt in allen Lebenslagen, ein selten harmonischer Charakter, ein ausgezeichneter Jurist, ein vortrefflicher Richter, hat Bingner seine Kraft zuerst in den Dienst seines Heimatlandes und dann des neuen Deutschen Reichs gestellt und wird mit der Generation, welche den Grundstein zur deutschen Rechtseinheit gelegt und an der ersten Organisation des Reichsgerichts und seiner Rechtsprechung bedeutsamen Anteil

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

genommen hat, unvergessen bleiben. — Vgl. auch v. Weech im Biograph. Jahrbuch 7, 142 f. † H. Dietz.

Karl Friedrich Müller

am 10. Januar 1822 in Wertheim geboren, wurde 1845 als Rechtspraktikant rezipiert, 1852 Amtsassessor in Buchen, 1854 in Mannheim, sodann 1857 Amtsrichter in Rheinbischofsheim, 1859 in Lahr. Im Jahr 1860 erfolgte sein Eintritt in das Kollegialgericht. Er amtierte zunächst als Hofgerichtsassessor in Konstanz, dann seit 1861 als Hofgerichtsrat in Mannheim. Im Jahr 1871 wurde er zum Oberhofgerichtsrat ernannt. Nach Einführung der Reichsjustizgesetze wurde Müller Landgerichtsdirektor in Mannheim; 1889 erfolgte seine Ernennung zum Landgerichtspräsidenten in Mosbach; 1892 folgte er der Berufung als Senatspräsident an das Oberlandesgericht in Karlsruhe; 1899 trat er im Hinblick auf das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches in den Ruhestand. 1902 verlieh der Großherzog dem Achtzigjährigen den Titel und Rang eines Geheimen Rats II. Klasse. — Die dargestellte äußere Laufbahn Müllers bedeutet ein Leben reich an Arbeit und Erfolgen; aber dies allein würde nicht genügen, um sein Lebensbild besonders wertvoll und bedeutsam zu machen. Es ist ein anderes: es ist seine unvergleichliche Pflichttreue, seine außergewöhnliche Hingebung an die Aufgaben und Interessen des Dienstes, welche ihn zu einer markanten Persönlichkeit stempelten. Überall, in allen Stellungen, gegenüber allen Aufgaben seines Berufs war er bestrebt, das Höchste, das Beste, das Vollkommenste zu leisten. Und dieser große und starke Wille beherrschte seine ganze Persönlichkeit, erfüllte sein ganzes Fühlen und Denken. Neben den Aufgaben und Interessen des Dienstes kannte er keine Rücksicht auf persönliche Annehmlichkeiten oder Wünsche. Es ist naheliegend, daß sich bei dieser Geistesrichtung auch eine gewisse Strenge ausbildete, die im kollegialen Verkehr nicht jeden angenehm berührte. Die hohen Anforderungen, die Müller an sich selbst stellte und als etwas Selbstverständliches erfüllte, glaubte er auch bei anderen voraussetzen zu dürfen. So erschien der kleine, schmächtige Mann mit dem starken, eisernen Willen wie eine Verkörperung des kategorischen Imperativs. Er war eine Persönlichkeit, er war ein ganzer Mann, ein abgeschlossener, scharf ausgeprägter Charakter. — Als Jurist war Müller

Zivilist. In der zivilistischen Praxis entwickelte er die reichen Schätze seines Geistes, die Schärfe seines Urteils, die Konsequenz und Sicherheit des richterlichen Judiziums. Infolge dieser Eigenschaften und seiner umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse wurde er vielen jüngeren Juristen ein ausgezeichneter Führer und Lehrmeister auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts. Die Ziviljustiz war ihm auch sympathischer als die Tätigkeit in Strafsachen; bei letzterer machte sich mitunter eine gewisse Einseitigkeit und Schärfe der Auffassung geltend, welche den Einfluß des Milieus auf den Beschuldigten, die Macht der realen Verhältnisse oder die Schwäche der menschlichen Natur nicht genügend berücksichtigte und der Korrektur durch das Kollegium bedurfte. Als juristischer Schriftsteller ist Müller nur wenig hervorgetreten. In der unter dem Vorsitz des damaligen Oberstaatsanwalts und Ministerialdirektors v. Neubronn gebildeten Kommission hat er an der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches in Baden tätigen Anteil genommen. Das Bürgerliche Gesetzbuch selbst als Richter anzuwenden war ihm nicht mehr vergönnt; aber bis zum Ende seiner Tage hat er die Entwicklung unseres Rechts mit größtem Interesse und erstaunlicher geistiger Rüstigkeit verfolgt. Am 23. Januar 1910 ist er hochbetagt in Karlsruhe gestorben. — (Düringer in der Karlsruher Zeitung 1910, Nr. 149.)

Alfred Brauer

war geboren am 17. September 1841 in Pforzheim als Sohn des 1871 verstorbenen Oberhofgerichtsrats Eduard Brauer (Bad. Biographien 1, 124). Nachdem er in Karlsruhe das Gymnasium besucht hatte, widmete er sich in Freiburg, Heidelberg und Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft. 1863 bestand er die erste, 1865 die zweite juristische Staatsprüfung mit Auszeichnung, war dann als Referendär einige Zeit Hilfsarbeiter bei dem Rechtsanwalt Grimm in Mannheim, dem späteren Präsidenten des Justizministeriums, und wurde 1868 zum Amtmann am Bezirksamt Karlsruhe ernannt. Im Jahre 1873 ging er vom Verwaltungsdienst in den Justizdienst über. Er war zunächst in Waldshut als Amtsrichter, später als Oberamtsrichter tätig, kam 1876 in gleicher Eigenschaft nach Lörrach und 1879 als Landgerichtsrat nach Waldshut. 1880 wurde er an das

Landgericht Karlsruhe versetzt, wo er von 1882 auch als Untersuchungsrichter wirkte. 1889 wurde er Oberlandesgerichtsrat, 1900 Landgerichtspräsident in Konstanz und 1904 Senatspräsident am Oberlandesgericht in Karlsruhe. Im Nebenamt war er außerdem von 1896 bis 1900 Mitglied des Kompetenzgerichtshofes und von 1904 bis Frühjahr 1909 richterliches Mitglied des Landesversicherungsamtes. Den Aufgaben seines Berufes widmete er sich mit rastloser Arbeitskraft und vorbildlicher Pflichttreue und Sorgfalt und war allenthalben anerkannt und hochgeschätzt wegen seiner reichen theoretischen und praktischen Kenntnisse, seiner Gerechtigkeitsliebe, seines sichereren, scharfen und doch billigen Urteils und seiner hervorragenden Beherrschung der Sprache, namentlich im schriftlichen Ausdruck. Abhold allem öden doktrinären Formalismus war er stets bestrebt, den wahren Kern der Dinge zu erfassen und dem toten Buchstaben des Gesetzes gegenüber dem lebendigen Gedanken des Rechts zum Sieg zu verhelfen. Auch auf dem Gebiete der juristischen Fachliteratur hat sich Brauer mit Erfolg betätigt. Er war von 1892 bis 1900 ständiger Mitarbeiter von „Puchelts Zeitschrift für französisches Zivilrecht" und lieferte zahlreiche Beiträge für die „Annalen der Großherzoglichen Badischen Gerichte". Im Jahre 1899 gehörte er dem Redaktionsausschuß dieser Zeitschrift an, neben dem langjährigen Vorsitzenden, Senatspräsident Dr. K. v. Stösser und Oberlandesgerichtsrat E. Müller, dem späteren Reichsgerichtsrat.

Trotz alledem ging er nicht einseitig in seinem Berufe auf, vielmehr brachte er den Schönheiten der Natur und Kunst, namentlich der Musik, das regste Interesse entgegen und arbeitete unablässig an der Bereicherung und Vertiefung seiner umfassenden Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, vor allem der Geschichte und Literatur. In der breiteren Öffentlichkeit und besonders im politischen Leben ist er entsprechend seinem einfachen, schlichten und häuslichen Sinn wenig hervorgetreten. Er machte aber nie ein Hehl aus seiner warmen Liebe zum engeren und weiteren Vaterlande. Eine der größten Freuden seines Lebens war die Errichtung des neuen Deutschen Reiches. Als ein pflichttreuer Beamter, als ein guter Mensch und Patriot ist er am 3. November 1909 nach längerer Krankheit aus dem Leben gegangen. — (Karlsruher Zeitung 1909, Nr. 323.)

Friedrich Krausmann.

Zu Heidelberg am 17. August 1851 als Sohn des Oberbürgermeisters und Landtagsabgeordneten Heinrich Krausmann geboren, besuchte Friedrich Krausmann das Lyceum seiner Vaterstadt, um sich alsdann zu Heidelberg und Leipzig dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Im Jahre 1874 bestand er die erste, 1878 die zweite juristische Staatsprüfung, nachdem er zwischenhinein den juristischen Doktorgrad erworben und als Einjährig-Freiwilliger seiner militärischen Dienstpflicht genügt hatte. Seine dienstliche Laufbahn führte ihn zunächst als Referendär nach Schopfheim, Emmendingen, Offenburg und als Sekretär nach Karlsruhe an das Großherzogliche Ministerium des Innern. Am 1. Oktober 1879 wurde er nach seinem Übertritt in die Justiz zum Amtsrichter in Staufen ernannt und im Jahre 1881 von da nach Tauberbischofsheim versetzt. Im Jahre 1886 wurde er zum Oberamtsrichter befördert, 1889 ans Amtsgericht Karlsruhe berufen, wo er bald darauf zum leitenden Richter vorrückte und 1900 den Titel Amtsgerichtsdirektor erhielt. Am 24. Oktober 1904 machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Überall, wo Krausmann tätig war, war es ihm vermöge seines offenen und liebenswürdigen Wesens, seines geraden und gefesteten Charakters, seines reichen juristischen Wissens und seiner praktischen Befähigung rasch geglückt, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen und dadurch sein Wirken zu einem segensreichen zu gestalten. Ein klarer Kopf und scharfer Denker, ein feinsinniger Jurist von natürlicher Veranlagung und gesundem Menschenverstand, theoretisch auf der Höhe der Zeit, ein Feind alles Formelkrams und stets den Kern der Sache erfassend war Krausmann nicht nur als Strafrichter an seinem Platze, sondern hat auch vornehmlich als Zivilrichter eine hervorragend ersprießliche Wirksamkeit ausgeübt. In seiner Stellung als Direktor des umfassenden Amtsgerichts Karlsruhe, dessen Leitung er unter schwierigen Verhältnissen übernommen hatte, hat er bedeutsame organisatorische Eigenschaften entfaltet. Dem rechtsuchenden Publikum war er ein wohlmeinender Berater, dem zahlreichen ihm unterstellten Personale bei aller Strenge, wo solche not tat, ein rücksichtsvoller und warmherziger Vorgesetzter und Förderer, und auch mit seinen Richterkollegen hat er stets die freundlichsten Be-

ziehungen zu pflegen verstanden. Zu großem und dauerndem Danke sind ihm die Einzelrichter des engeren badischen Heimatlandes verbunden; trat er doch allen voran stets als Vorkämpfer für Hebung und Besserung ihrer Stellung tatkräftig ein. Reiche Anerkennung hat sein Wirken und Streben im Dienste bei seinen Vorgeordneten und auch bei seinem Landesfürsten gefunden. Dabei beschränkte sich seine Wirksamkeit keineswegs nur auf seinen Beruf. Wie er in jugendlicher Begeisterung und kaum dem Lyceum entwachsen im großen Jahre 1870/71 dem Vaterlande freudig seinen Tribut zollte, indem er als freiwilliger Krankenpfleger mit ins Feld zog, so hat er in seinem späteren Leben für Kunst und Wissenschaft stets feines Verständnis, für alles Schöne und Gute ein warmes Herz besessen. In politischer Beziehung war er ein Mann von wahrhaft liberaler Gesinnung, die er auch stets öffentlich betätigt hat. — (Karlsruher Zeitung 1904, Nr. 372.)

Heinrich Lepique

entstammt einer Hugenottenfamilie, die infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich verlassen, sich in Alzey und später in Baden, und zwar in Heidelberg und Karlsruhe angesiedelt hatte. An letzterem Orte wurde Lepique am 13. April 1824 geboren. Auf dem Lyceum war er Klassengenosse von Viktor Scheffel, Edmund Kamm und andern später zu Namen und Ruf gelangten Karlsruhern, mit denen er dauernd freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Im Herbst 1843 bezog er die Hochschule zum Studium der Kameralwissenschaften. Zuerst wandte er sich nach Heidelberg, wo ihn während der nächsten zwei Jahre außer mathematischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen namentlich die Vorträge Heinrich Raus über Staatswirtschaftslehre und die Vorlesungen von Ludwig Häußer über deutsche und englische Geschichte fesselten. Ein frischer Geist herrschte bei der damaligen, von der Strömung der Zeit in wissenschaftlichen und öffentlichen Dingen tief ergriffenen akademischen Jugend, und Lepique beteiligte sich im Kreise der Verbindungen, denen er in Heidelberg sowie später in Jena beigetreten war und in denen er auch den später so berühmt gewordenen Mediziner Adolf Kußmaul zum Freunde gewann, an allen Äußerungen des bewegten studentischen Lebens. Nach einjährigem Aufenthalte in Jena kehrte er im Herbst 1846 in die lieb-

gewordenen Heidelberger Verhältnisse zurück. Gegen Ende des Jahres 1847 legte er die Staatsprüfung ab und wurde darauf bei der Domänenverwaltung Stockach und dem Hauptsteueramt Karlsruhe in die amtliche Tätigkeit eingeführt; von 1850 an war er bei der Kriegskosten-Ausgleichungskommission und dem Justizministerium im Rechnungsdienste beschäftigt, bis er 1852 auf seinen Wunsch zur Zollverwaltung übertrat, der er von nun an dauernd treu blieb. Von den verschiedenen Verwendungen, die er in diesem Verwaltungszweige fand, sind die als Grenzkontrolleur in Säckingen (1853—1855) und als Oberzollinspektor in Randegg (1860—1862) hervorzuheben; gerade dieser Tätigkeit im äußern und Bezirksdienste, die bei den damaligen Verkehrsverhältnissen der Selbstbetätigung des tüchtigen Beamten einen ziemlich großen Spielraum gewährte, hat Lepique immer mit besonderer Befriedigung gedacht. Nachdem er das Hauptsteueramt Randegg drei Jahre lang in mustergültiger Weise geleitet hatte, wurde er nach Karlsruhe zurückberufen, wo er von da an ununterbrochen weilte, von 1862 an als Finanzrat und Geheimer Finanzrat bei der Zolldirektion, von 1874 bis 1882 als Ministerialrat und Geheimer Referendär im Finanzministerium, von 1882 an als Zolldirektor, seit 1891 mit dem Titel eines Geheimen Rats. Auf Neujahr 1897 wurde ihm nach einer nahezu fünfzigjährigen Tätigkeit im Staatsdienste die erbetene Versetzung in den Ruhestand in ehrenvollster Weise bewilligt. — Es war eine für Lepique hocherfreuliche Tätigkeit gewesen, der er sich in dieser langen Zeit auf dem von ihm gewählten Arbeitsgebiete hatte widmen können. Fallen doch in diesen Zeitabschnitt nicht bloß die wichtigsten politischen Veränderungen, sondern auch die grundlegende Umgestaltung des deutschen Zollwesens und der gemeinschaftlichen Verbrauchsabgaben und Steuern. Schon als Mitglied der Zolldirektion hatte er Baden wiederholt bei den Generalkonferenzen in Zollvereinsangelegenheiten zu vertreten. Später, nach 1866, fand er Gelegenheit, seine Leistungsfähigkeit und seine gründlichen Fachkenntnisse bei den Verhandlungen über Neuordnung der Salz- und Tabakbesteuerung, bei der Überführung des Elsaß-Lothringischen Steuerwesens in die deutsche Verwaltung, bei den Arbeiten des Bundesrats in Berlin, dem er von 1872 bis 1882 als stellvertretender Bevollmächtigter angehörte, und bei ähnlichen Anlässen zu verwerten. Im Bundesrat waren ihm wiederholt

Berichterstattungen über Zoll- und Münzangelegenheiten übertragen. Als Zolldirektor wurde er 1891 beauftragt, in Berlin an den Vorberatungen über den Inhalt der neuen Handelsverträge und in Wien an den Verhandlungen über den mit der Schweiz abzuschließenden Handelsvertrag teilzunehmen, eine Aufgabe, die ihn umso mehr befriedigte, als die Richtung der deutschen Zollpolitik seinen eigenen Ansichten von den Erfordernissen der damaligen Lage vollkommen entsprach. In diesen vielseitigen Verwendungen bewährte sich sein scharfer Verstand, sein klarer und praktischer Blick, seine umfassende allgemeine Bildung. Stets kam ihm in besonderem Maße der Umstand zustatten, daß er eine reichlich bemessene Anzahl von Jahren im Bezirksdienste als Zollabfertigungs- und Aufsichtsbeamter und als Dienstvorstand zugebracht und dabei gerade die Einzelheiten des Dienstbetriebs, nicht minder aber auch das Leben und die Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungs- und Erwerbskreise durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte. Die andauernde Kleinarbeit zur fortschreitenden Vervollkommnung des Zoll- und Abgabewesens lag ihm ebenso sehr am Herzen, wie die Mitwirkung bei der Erweiterung des alten Zollvereins zu einer der bedeutungsvollsten Grundlagen des neuen deutschen Gemeinwesens und die ihm vorübergehend gebotene Beteiligung an der Lösung der großen Fragen der Handels- und Wirtschaftspolitik. An die größten wie die kleinsten Aufgaben trat er mit der gleichen Liebe und mit dem gleichen Erfolge heran. Durch eifriges, stets von neuem aufgenommenes Studium und durch sorgfältige, unbefangene Beobachtung hatte sich Lepique eine geschlossene und gefestigte Anschauung von den Gesetzen und Bedürfnissen des wirtschaftlichen Lebens seiner Zeit erworben. Diese Überzeugung, die er unberührt durch die mancherlei Wandlungen der Tagesmeinung festhielt, machten es ihm zeitweise schwer, sich mit den Bestrebungen zu befreunden, die seit Ende der achtzehnhundertundsiebziger Jahre auf die Behandlung wirtschaftlicher Angelegenheiten Einfluß erlangten, und bei aller seiner amtlichen Stellung schuldigen Zurückhaltung hat er gelegentlich kein Hehl aus den Befürchtungen gemacht, die ihm das, was er die Betonung einer einseitigen Vertretung rein materieller Interessen zu nennen pflegte, für die Zukunft des wirtschaftlichen und namentlich des politischen Lebens des deutschen Volkes einflößte. Von Jugend an bis zuletzt war ihm, was die

Beurteilung allgemeiner politischer und religiöser Fragen betrifft, die freimütige Bekennung liberaler Weltanschauung zu eigen geblieben, wenn er auch sehr wenig Neigung hatte, in der Öffentlichkeit besonders hervorzutreten. Das Bedürfnis nach äußerer Geltendmachung seiner eigenen Persönlichkeit war ihm überhaupt fremd. Im täglichen Betriebe der Berufsübung war es ihm zur andern Natur geworden, alle Fragen seines Geschäftskreises ruhig und gründlich zu bearbeiten; seine Vorträge und Gutachten waren, was die tatsächlichen Unterlagen anbelangt, von nie versagender Zuverlässigkeit, und wer mit ihm in dienstliche Berührung kam, lernte in ihm einen ehrenfesten Mann kennen, mit dessen Ansicht man vielleicht einmal nicht einverstanden war, an dessen lauterer, von jeder Art von Voreingenommenheit freier Gesinnung aber kein Zweifel bestehen konnte. Dieser vornehme Zug seines Wesens trat auch darin zu Tag, daß er die persönlichen Angelegenheiten der zahlreichen Beamten seines Dienstbereiches stets rein sachlich, gleichmäßig und mit einem gegen alle gerechten Wohlwollen behandelte.

Alle die schönen Seiten in Lepiques Charakter, zu denen sich noch ein aus wahrer Herzensgüte hervorquellender liebenswürdiger Humor gesellte, entfalteten sich am reichsten in seinem eigenen Heim. Er führte ein schönes, herzliches Familienleben. Im Kreise der Gattin und der ihm verbliebenen Kinder war es ihm vergönnt auch im Ruhestande noch schöne, nur selten von den Beschwerden des Alters getrübte Jahre zu verleben. Sanft und schmerzlos verschied er am 22. März 1902 — das Muster eines geraden zuverlässigen Charakters, eines hervorragend tüchtigen, im Denken und Handeln frischen, dabei bescheidenen und schlichten Mannes. — (Karlsruher Zeitung 1902, Nr. 142.)

Friedrich Nicolai.

Geheimer Oberfinanzrat Dr. phil. Friedrich Nicolai, Kollegialmitglied im Finanzministerium, ein hervorragender Mitarbeiter dieser Behörde und einer der tüchtigsten Beamten des badischen Staates, der durch seine dienstliche Tätigkeit in den weitesten Kreisen bekannt geworden war und sich wegen seiner umfassenden Kenntnisse und seines liebenswürdigen, offenen und geraden Wesens besonderer Beliebtheit und Wertschätzung erfreute, war am 3. April 1861 als Sohn des späteren Geheimen Rats und Vorsitzenden Rats

im Finanzministerium August Nicolai (Bad. Biogr. 4, 277) in Karlsruhe geboren. Er hat eine glänzende Laufbahn durchlaufen. Schon im dritten Jahre nach bestandener Staatsprüfung wurde er zum Ministerialsekretär beim Finanzministerium ernannt. Nach kurzer Verwendung im Bezirksfinanzdienst als Obereinnehmer und Domänenverwalter in Bretten wurde er, kaum dreißig Jahre alt, im Jahre 1891 in das Kollegium der Zolldirektion berufen, dem er zunächst als Finanzassessor und seit 1893 als Finanzrat bis zum Jahre 1897 angehörte. In diesem Jahre wurde er zum Kollegialmitglied im Finanzministerium, im Jahre 1898 zum Ministerialrat und im Jahre 1905 zum Geheimen Oberfinanzrat bei diesem Ministerium ernannt. Die umfassendsten Kenntnisse nicht nur auf dem Gebiete des gesamten Finanzwesens, sondern auch auf allen Gebieten der übrigen staatlichen Verwaltung, gepaart mit einer hervorragenden Rednergabe, ließen ihn für seine Tätigkeit im Finanzministerium als Referent für Budgetsachen ganz besonders geeignet erscheinen. Auf dem Gebiete des Beamtenrechts galt er als einer der besten Kenner, und es war deshalb kein Zufall, daß gerade ihm die Aufgabe übertragen wurde, die auf dem Landtage 1907/08 verabschiedeten beamtengesetzlichen Vorlagen zu bearbeiten, an deren Zustandekommen er einen ganz hervorragenden Anteil hatte. Mit unermüdlichem Fleiße, seltener Ausdauer, Selbstaufopferung und Pflichttreue hat er, schon den Keim zu einem schweren Leiden in sich tragend, sich dieser seiner letzten größeren und verantwortungsvollen Aufgabe gewidmet, und es sich nicht nehmen lassen, die von ihm bearbeiteten Gesetzesvorlagen unter Aufbietung seiner letzten Kräfte auch in den Kommissionen des Landtages zu vertreten und einem befriedigenden Abschlusse entgegenzuführen, obwohl sein Leiden ihn vorher genötigt hatte, dem Dienste längere Zeit fern zu bleiben. Voll zuversichtlicher Hoffnung, daß er seinem verdienstvollen Werke durch die Bearbeitung der Vollzugsbestimmungen auch noch den Schlußstein einfügen könne, hatte er nach der Annahme der Beamtenvorlagen in den beiden Kammern der Landstände einen längeren Erholungsurlaub angetreten, von dem in den Dienst zurückzukehren ihm nicht mehr beschieden sein sollte. — Aber nicht nur in seinem engeren Berufe fand er Gelegenheit, seine unermüdliche Arbeitskraft zu entfalten und seine reichen Kenntnisse zu verwerten. Als ständiges Mit-

glied des Landesversicherungsamts, als Mitglied der Verwaltungskommission der Militärwitwenkasse, als Finanzrespizient des badischen Frauenvereins und als Präsidialmitglied des badischen Militärvereinsverbandes hat er sich auch außerhalb seiner beruflichen Tätigkeit bedeutsame Verdienste erworben, für die ihm, ebenso wie für seine hervorragenden Verdienste im Finanzministerium, äußere Anerkennungen im reichsten Maße zuteil wurden. Allzu früh hat der Tod den verdienstvollen Beamten in der Blüte seiner Jahre am 21. Oktober 1908 dahingerafft. — (Karlsruher Zeitung 1908, Nr. 334. — Vgl. auch O. Ellstätter im Biogr. Jahrbuch XIII (1908), 15—20.)

Adolf Fuchs

einer alten Pfälzer Familie entstammend, wurde am 8. April 1833 in Karlsruhe geboren, wo sein Vater damals Ministerialrat war. Nach Beendigung des Hochschulstudiums in Heidelberg, Berlin und Freiburg und nach den üblichen praktischen Vorbildungsstadien führte ihn die Laufbahn im staatlichen Dienste zunächst in die Bezirksverwaltung als Amtmann und Oberamtmann, im besonderen als Amtsvorstand seit 1867 nach Meßkirch, Villingen, Müllheim und Tauberbischofsheim. Am längsten weilte er im Markgräflerland (1872—1877), wo seine energische Tätigkeit bleibende Wirkungen hinterließ. Die Berufung in den Zentraldienst, 1877 zum Verwaltungsgerichtshof, 1883 zur Oberrechnungskammer, in der er zuletzt die Stelle des Vorsitzenden Rates bekleidete und 1902 zum Geheimen Rat II. Klasse ernannt wurde, stellte wohl eine auszeichnende Beförderung dar und ergab neue Arbeitsfelder, aber das unmittelbare Schaffen aus sich selbst heraus ist eine anders geartete Wirksamkeit als die kollegiale Beurteilung abgeschlossener Vorgänge. Von da an entfaltete Fuchs neben der Amtserfüllung seine Kraft und seinen Gemeinsinn in Werken der öffentlichen Wohlfahrt. Insbesondere leitete er seit 1879 als Beirat des Badischen Frauenvereins während acht Jahren dessen Abteilung für Armenpflege. Am engsten aber verwuchs er mit derjenigen Schöpfung, mit welcher er noch in seinem Sterbejahr die fünfundzwanzigjährige Verbindung feierte, mit der „Zentralleitung der Badischen Schutzvereine". Als das Justizministerium 1883 diese Organisation geschaffen, hatte es Fuchs ersucht den Vorsitz zu übernehmen; fünf Lustren hat er den-

selben bekleidet und was diese Stelle sozialer Wohlfahrt — das wichtigste Glied in der Kette der Landeseinrichtungen für Verbrechensprophylaxe — in diesem Zeitraum geleistet, muß vorwiegend als das Werk seiner Einsicht und Mühen bezeichnet werden. Die nächste Aufgabe war, neben der sicheren Erhaltung des erneuerten Netzes der Bezirksvereine, die Belebung der Schutzfürsorge für entlassene Sträflinge. Allmählich erfolgte eine Ausdehnung nach der andern auf verwandte Gebiete: die Fürsorge für Untersuchungsgefangene, für Familien Inhaftierter, der Jugendschutz in verschiedenen Hinsichten, die Beteiligung am Kampf gegen den Mädchenhandel. Der Gesichtspunkt der Prophylaxe gegen den Rückfall wurde allmählich durch den weiteren der Verbrechensprävention überhaupt ersetzt. Nicht nur beteiligte sich die Zentralleitung geldlich bei verwandten Schöpfungen (Arbeiterkolonie Ankenbuck, Asyl Scheibenhardt für weibliche Strafentlassene), sondern nahm auch selbst Anstaltsgründungen in die Hand. So errichtete Fuchs 1887 in Flehingen eine Zwangserziehungsanstalt für solche verwahrloste Jünglinge, die als besonders schwierig anderwärts keine Aufnahme finden konnten, und gestaltete dieses später vom Staat übernommene Rettungshaus in den Einzelheiten des Betriebs nach seinen Anschauungen, welche strenge Zucht und verständige Milde paarten. Ebenso schuf er, durch den Wunsch der Großherzogin Luise angeregt, 1895 im benachbarten Sickingen eine Anstalt für weibliche Fürsorgezöglinge. Sie war insbesondere gedacht als Nacherziehungshaus für die land- und hauswirtschaftliche Dienstbefähigung aus dem polizeilichen Arbeitshaus entlassener weiblicher Korrigenden, welche für die Aufnahme in Scheibenhardt nach dem Grad ihrer sittlichen Tiefe nicht taugten. — Von allgemeinster Bedeutung für unser Land war Fuchs frühes und nachhaltiges Eintreten für einen geregelten nicht zum Erwerb, sondern aus Gemeinsinn betriebenen Arbeitsnachweis. Die Tätigkeit, welche er zunächst durch eine Stellenvermittlung in Karlsruhe entfalten ließ, wurde der Ausgangspunkt für einen durch ganz Baden an die Hauptorte lokal und kommunal angegliederten, zugleich aber zentralisierten und so zu großer Wirksamkeit gelangenden gemeinnützigen Arbeitsnachweis. — Die führende Stellung, welche schon längst Baden vielfach in kriminalpolitischen Fachkreisen zukam, fand in dem Ansehen, das sich Fuchs auch außerhalb des Landes schnell erwarb, eine neue

Ausprägung und gab ihm die Basis, seine Ziele auch in einem geographisch erweiterten Rahmen zu pflegen. Dem größten Ortsverein in Deutschland, demjenigen in Berlin zur Besserung Strafgefangener, den Vereinen in Hamburg und Basel stand er nahe. 1892 brachte er in Eisenach den „Verband der deutschen Schutzvereine" zusammen, an dessen Spitze er fünfzehn Jahre hindurch stand. Die Verbandsversammlungen in Braunschweig (1894), München (1898), Kassel (1901), Halle (1904) und Mannheim (1907) knüpften das Band enger. Auch mit auswärtigen Staaten wurden Verständigungen über das „repatriement des détenus libérés" von ihm herbeigeführt; ein internationaler Schutzvereinskongreß fand 1895 unter seiner Beteiligung in Antwerpen statt. Zahlreich sind die Gutachten über Einzelfragen, welche Fuchs für Tagungen von Kriminalisten und Philanthropen verfaßt hat. Von zusammenfassenden Arbeiten von ihm sind zu nennen: der Artikel „Schutzwesen", Buch XI, Abschnitt 1, in dem Handbuch des Gefängniswesens von F. v. Holtzendorff und E. v. Jagemann (1885), „Die Vereinsfürsorge zum Schutz für entlassene Gefangene in ihrer geschichtlichen Entwicklung" (1888), wovon 1889 eine französische Übersetzung erschien, „Die Gefangenenschutztätigkeit und die Verbrechensprophylaxe" (1898). Für seine wissenschaftliche Tätigkeit verlieh die Universität Heidelberg Fuchs 1908 die Würde eines doctor juris h. c. Auch sonst fehlte es nicht an Zeichen äußerer Anerkennung. Insbesondere am Jubiläumstage 1908 wurden ihm zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen zuteil. Er hat diesen Tag nicht lange überlebt. Am 17. Oktober 1908 schied er in Karlsruhe aus dem Leben. Das Besondere seines Lebensganges hatte in der ungewöhnlichen Verbindung des Verwaltungstalents und des Verwaltungseifers mit einer philanthropischen Aufgabe gelegen, in der Hinausführung der letzteren vom Engen ins Weite und der dadurch bedingten ausgreifenden Wirkung. — (E. v. Jagemann in der Karlsruher Zeitung 1908, Nr. 388 und Blätter für Gefängniskunde 43 (1909), S. 712—718.)

Friedrich Krutina.

Als Sohn des nachmaligen Bezirksförsters Krutina in Wiesenbach am 19. Juni 1829 in Waldwimmersbach geboren, besuchte Friedrich Krutina das Lyceum in Heidelberg und dann 1847 bis 1850

die Polytechnische Schule zu Karlsruhe, auf der er sich dem Studium der Forstwissenschaft widmete. Nach bestandener Staatsprüfung wurde er 1852 unter die Zahl der Forstpraktikanten aufgenommen. Bei der damals im Forstfach herrschenden Überfüllung mußte er eine Wartezeit von zehn Jahren zurücklegen, bis seine Ernennung zum Bezirksförster erfolgte; seine erste Stelle war die des Vorstandes des Forstamts Wolfsboden in St. Blasien. 1865 wurde er als Assessor in das Kollegium der Domänendirektion berufen, wo ihm das Referat über das Forsteinrichtungswesen übertragen wurde. Auf diesem Gebiete entfaltete Krutina in der Folge seine Haupttätigkeit, die sich zunächst in der Herausgabe einer neuen Dienstanweisung für Forsteinrichtung äußerte (1869). 1866 wurde er Forstrat, 1883 Oberforstrat, 1892 Geheimer Rat und 1896 Vorsitzender Rat der forstlichen Abteilung der nunmehrigen Forst- und Domänendirektion; als solcher ist er am 1. November 1904 nach kurzem Krankenlager im Alter von über fünfundsiebzig Jahren in Karlsruhe gestorben. — In der Verwaltung und Bewirtschaftung der badischen Domänen- und Gemeindewaldungen vollzog sich in den letzten vierzig Jahren des 19. Jahrhunderts ein bedeutsamer Fortschritt. Durch Steigerung der Nutzholzproduktion, durch Verbesserung des Durchforstungsbetriebs, durch einen systematisch geleiteten und hochentwickelten Waldwegbau wurden in dem genannten Zeitraum steigende Waldreinerträge erzielt und damit die Bedeutung der Forstverwaltung für Staat und Gemeinde wesentlich gehoben. Auch gewann der Waldbesitz des Domänenärars erheblich an Ausdehnung; bei allen Erwerbungen wurde indes an dem Grundsatz festgehalten, daß es sich nicht allein um Vergrößerung und Abrundung des ärarischen Besitzes handle, sondern auch um Förderung des allgemeinen Staatsinteresses. An dieser ganzen Entwicklung der badischen Forstverwaltung nahm Krutina in hervorragendem Maße teil. Als eifriger Vertreter des seit 1868 in Baden bestehenden Oberförstersystems war er weiterhin mit Erfolg bemüht, der selbständigen, individuellen Arbeit der einzelnen Forstbeamten den weitgehendsten Spielraum zu sichern, was er bei deren Vorbildung für unbedenklich hielt, während er andererseits von diesem System eine Steigerung der Berufsfreudigkeit, die Voraussetzung eines ersprießlichen Wirkens, erwartete. Durch seinen unermüdlichen Fleiß und seine seltene Tatkraft wirkte er selbst vorbildlich

für die Beamten der Forstverwaltung, für die sein außerordentliches Wohlwollen zu betätigen er in seiner Eigenschaft als Personalreferent der Forst- und Domänendirektion weitgehende Gelegenheit fand. — Mit den außerbadischen Forstverwaltungen hat Krutina stets gute Beziehungen unterhalten, wozu ihm seine Stellung als Vertreter der badischen Forstverwaltung im Verein deutscher Versuchsanstalten die Möglichkeit bot; er hat hier an allen auf Lösung gemeinsamer Aufgaben gerichteten Bestrebungen der deutschen Forstverwaltungen regen Anteil genommen und dabei sich und der badischen Forstverwaltung Anerkennung weit über die heimatlichen Grenzen hinaus erworben. — Auf literarischem Gebiete hat Krutina neben verschiedenen Aufsätzen in forstlichen Zeitschriften „Die Gemeinde-Forstverwaltung im Großherzogtum Baden" (1874) und „Die badische Forstverwaltung und ihre Ergebnisse in den Jahren 1878—1889" (1891) veröffentlicht, beides wertvolle Darstellungen über die Organisation der badischen Forstverwaltung, die forstlichen Verhältnisse der Domänen- und Gemeindewaldungen und den Stand der Forstgesetzgebung. Auch durch Begründung der badischen Forststatistik, die für andere Staaten vorbildlich wurde, hat sich Krutina bedeutsame Verdienste erworben. Noch sei erwähnt, daß er nach dem Tode des Forstrats Dengler (1866; vgl. Bd. 1, 172) mit einem Lehrauftrag an der forstlichen Abteilung der Polytechnischen Schule beauftragt wurde, bei der Neubesetzung des Lehrstuhles aber auf seinen Wunsch von seiner Person abgesehen wurde, da er seine ganze Kraft dem ihm mehr zusagenden praktischen Dienst der Forstverwaltung widmen wollte. — (Karlsruher Zeitung 1904, Nr. 395. — Siefert in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung 1905, 185—187.)

Anton Klehe.

Am 3. August 1850 in Gaggenau als Sohn des Hammerwerkbesitzers Georg Klehe geboren, besuchte Klehe in der Folge das Gymnasium in Freiburg und seit 1868 das Polytechnikum in Karlsruhe, wo er sich dem Studium des Forstfaches zuwandte. Beim Kriegsausbruche im Jahre 1870 unterbrach er seine Studien, um als Freiwilliger zu den Fahnen zu eilen; im Dragonerregiment Nr. 21 machte er den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach

erfolgreich bestandenem Staatsexamen trat er im Jahre 1872 als Forstpraktikant in die badische Staatsforstverwaltung ein. Im Jahre 1884 wurde er zum Oberförster und Vorstand des Forstamtes Stockach ernannt, das er nur kurz verwaltete, um im Jahre 1885 das Forstamt Bonndorf zu übernehmen. Im Jahre 1893 wurde ihm das Forstamt Kaltenbronn in Gernsbach übertragen, von wo er bereits im Jahre 1894 als Forstrat in das Kollegium der Forst- und Domänendirektion nach Karlsruhe berufen wurde. Eine schwere Erkrankung bestimmte ihn im Jahre 1897 aus der oberen Forstbehörde wieder auszuscheiden und in die Bezirksverwaltung zurückzutreten. Als Vorstand des Forstamtes Wolfsboden in St. Blasien fand er auf dem südlichen Schwarzwald einen neuen und erwünschten Wirkungskreis, dem er bis zu seinem Lebensende treu blieb. — Klehe war ein tüchtiger Forstmann, seinem Berufe mit Leib und Seele ergeben; sowohl auf dem Gebiete des Waldbaues, wo er zu den eifrigsten Vertretern der natürlichen Bestandsverjüngung gehörte, als auch auf dem Gebiete des Waldwegbaues hat er sehr namhafte Erfolge erzielt und sich dauernde Verdienste erworben. Am öffentlichen Leben nahm er tätigen Anteil, sowohl in der Gemeindeverwaltung St. Blasiens wie im Kreisausschusse Waldshut; eifrig beteiligte er sich auch an den Bestrebungen des Kur- und Verschönerungsvereins St. Blasien und des Schwarzwaldvereins, um welche beide er sich große Verdienste erwarb. Als langjähriger Leiter der Bismarckfeiern auf dem Feldberg hat er alljährlich einen stattlichen Kreis gleichgesinnter Männer auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes in vaterländischer Gesinnung um sich versammelt. — Am 28. März 1906 verschied er in Freiburg, wo er vergeblich Heilung suchte, an einer schweren Magenerkrankung. — (Karlsruher Zeitung 1906, Nr. 127.)

Karl Wittmer.

Am 4. November 1854 in Eppingen als Sohn des Posthalters und Landtagsabgeordneten Jakob Wittmer geboren, besuchte Karl Wittmer das Realgymnasium in Mannheim, das er 1874 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um sich auf dem Polytechnikum in Karlsruhe dem Studium der Forstwissenschaft zu widmen. Nachdem er im Jahre 1878 als erster von fünf Kandidaten die forst-

liche Staatsprüfung bestanden, erfolgte seine Verwendung im praktischen Dienste bei verschiedenen Forstämtern sowie bei Geschäften der Forsteinrichtung und Waldwertrechnung. Treueste Pflichterfüllung und reger Eifer haben ihm schon zu Beginn seiner staatlichen Laufbahn das Zeugnis eines sehr tüchtigen und brauchbaren Forstbeamten verschafft. Im Jahre 1887 zum Dienstverweser des Forstamtes Kaltenbronn ernannt, erhielt er im darauffolgenden Jahre unter Ernennung zum Oberförster das Forstamt St. Leon übertragen. In dieser Zeit hat ein außerordentliches Naturereignis seine Umsicht in besonderem Maße in Anspruch genommen; der den Kiefernwaldungen so gefährliche Kiefernspinner — Bombyx pini — drohte eine außergewöhnliche Verbreitung anzunehmen. Wittmers energischem und rechtzeitigem Eingreifen war es zu verdanken, daß dies verhindert wurde und der Schädling auf seinen ursprünglichen Herd beschränkt blieb. Als dann im Jahre 1891 das Forstamt Wolfsboden mit dem Sitze in St. Blasien in Erledigung kam, wurde Wittmer dorthin versetzt. Die Verwaltung dieses damals größten, jetzt in zwei Forstämtern aufgeteilten Forstamtes mit Domänenwaldungen und vielen kleineren Hofgütern gab ihm reichlich Gelegenheit, auch sein ausgesprochenes Verwaltungstalent zu betätigen und seinen Blick der sozialen Fürsorge der zahlreichen Waldarbeiter und Gutspächter zuzuwenden. Angesichts seiner erfolgreichen Tätigkeit im Bezirksdienste erschien seine im Jahre 1897 erfolgte Berufung in das Kollegium der Forst- und Domänendirektion wohl begründet. Hier fand er einen seinen vielseitigen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis, der es ihm ermöglichte, nicht nur in seinem Fache Hervorragendes zu leisten, sondern auch die Interessen seines Standes zu fördern und in der Beurteilung persönlicher Verhältnisse Gerechtigkeit und Wohlwollen walten zu lassen. Noch wollte der Schaffensfreudige so manches zum Segen des heimischen Waldes und seiner Pfleger anregen, als ein unerbittliches Geschick seinem rastlosen Wirken am 7. Juli 1907 ein vorzeitiges Ziel setzte.

Das Bild des trefflichen Mannes wäre unvollständig, wollte man seiner nur als Beamter gedenken. Seiner ganzen Charakter- und Geistesanlage nach war es ihm ein ernstes Bedürfnis, in den spärlichen Mußestunden seine Kräfte auch dem allgemeinen Wohle zu widmen. Bald nachdem er den Forstamtsdienst in St. Blasien

angetreten hatte, wurde er in den Kreisausschuß des Kreises Waldshut gewählt, wo er das Referat über das Straßenwesen bis zu seinem Weggange von St. Blasien besorgte und für seine spätere Tätigkeit bei der Forstdirektion nützliche Erfahrungen sammelte. Zum Landesobmann des Deutschen Forstwirtschaftsrats erwählt, welcher als das Vollzugsorgan des Deutschen Forstvereins die Förderung der Interessen aller deutschen Waldbesitzer wahrnimmt, hatte er sich in den zwei letzten Lebensjahren den ihm hier gestellten Aufgaben mit Eifer unterzogen und zuletzt für die Tagung des Forstwirtschaftsrates im Jahre 1907 die Mitberichterstattung über die zweckmäßigste Ausbildung des Forstschutzpersonals übernommen; mitten in der Vorbereitung zu dieser Arbeit ist er dahin gegangen. Auch den auf die Entwicklung der Forstwirtschaft gerichteten Bestrebungen des Badischen Forstvereins hat er stets rege Teilnahme bezeigt. — (Karlsruher Zeitung 1907, Nr. 193.)

Joseph Schätzle.

Geboren am 30. Mai 1843 in Oberkirnach bei Villingen, besuchte Schätzle das Gymnasium Donaueschingen, sodann die Forstschule Karlsruhe, bestand 1865 die Staatsprüfung und wurde 1872 zum landesherrlichen Bezirksförster in Wolfach ernannt; 1899 erhielt er den Titel Forstmeister. Dreißig Jahre hindurch verwaltete er mit voller Hingebung und Umsicht den ausgedehnten und beschwerlichen Bezirk, dessen ertragreiche und durch die Eigenart ihrer Bewirtschaftung ausgezeichnete Waldungen vielfach zu Studienzwecken von deutschen und fremdländischen Forstmännern besucht wurden und ihn in weiteren forstlichen Kreisen bekannt machten. Ein nicht geringes Verdienst erwarb sich Schätzle auch dadurch, daß er in der bäuerlichen Bevölkerung den Sinn für die Aufforstung der ausgedehnten, geringwertigen Reutberge weckte und diese Arbeiten fortgesetzt durch Belehrung und Anzucht von Pflänzlingen aufs wirksamste förderte.

Neben dieser beruflichen Tätigkeit entwickelte er seit 1888 als Mitglied des Kreisausschusses Offenburg in der Oberleitung der Kreispflegeanstalt Fußbach eine allerseits anerkannte, insbesondere auch von den Pfleglingen dankbar empfundene Tätigkeit. Die auf Hebung der Landwirtschaft gerichteten Bestrebungen fanden in ihm, dem langjährigen Vorstandsmitglied des landwirtschaftlichen Be-

zirksvereins, gleichfalls weitgehende Förderung, und manche Fortschritte sind seiner persönlichen Einwirkung, der schlichten anregenden Art seines Verkehrs mit dem Landvolk zu verdanken. Schätzle starb nach kurzem Krankenlager am 8. Juni 1902 in Wolfach. — (Karlsruher Zeitung 1902, Nr. 175.)

Hugo Schneider.

In Durlach am 7. Dezember 1833 geboren, trat Schneider 1852 als Postaspirant in den badischen Postdienst, wurde 1854 Postpraktikant und außer seiner Entsendung 1857/58 als badisches Mitglied zu einer Postkommission in Frankfurt a. M. bei verschiedenen Verkehrsämtern verwendet. Im Jahre 1861 erfolgte seine Einberufung in das Sekretariat der Generaldirektion der Verkehrsanstalten, welcher 1864 die Anstellung als Sekretär folgte. Schon damals wandte sich Schneiders Interesse dem Eisenbahndienste zu, indem er das Bedürfnis erkannte, die zerstreuten Dienstvorschriften für die verschiedenen Klassen des Eisenbahnpersonals zu sammeln, so daß dieses von 1862 an erstmals gedruckte Dienstinstruktionen in die Hände bekam. Einen über das ganze Großherzogtum sich erstreckenden Wirkungskreis erhielt sodann Schneider 1867 durch seine Beförderung zum Postinspektor; als solcher war er auch 1870 zur badischen Feldetappeninspektion im Elsaß kommandiert. Beim Übergang des badischen Postwesens in die Reichsverwaltung Ende 1871 vor die Wahl zwischen diesem neuen Dienste und dem heimatlichen Staatsdienste gestellt, entschied er sich für das Verbleiben im letzteren und wurde zum Regierungsrat bei der nunmehrigen Großh. Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen ernannt. In dieser neuen Stellung entfaltete er eine erfolgreiche Tätigkeit. Zunächst rief er die Beförderung der nicht postzwangspflichtigen Pakete auf der Eisenbahn als Expreßgut ins Leben, einen neuen Verkehrsdienst, der am 1. April 1875 begonnen, von den anderen deutschen Bahnverwaltungen bald nachgeahmt wurde, allmählich einen ausgedehnten Umfang gewann und 1909 der badischen Eisenbahnkasse eine Einnahme von 1 380 000 Mk. brachte. 1884 befürwortete er die Einführung preisermäßigter Wochenbillete, welche als „Arbeiterwochenkarten" für das Erwerbs- und Wirtschaftsleben der mit mechanischen oder Handarbeiten beschäftigten Bevölkerungsschichten so bedeutsam ge-

worden sind, daß in Baden auf solche Karten im Jahre 1909 rund elfeinhalb Millionen Personen befördert wurden. Daneben wirkte Schneider während einer längeren Reihe von Jahren hervorragend mit am Ausbau der Einrichtung der zusammenstellbaren Rundreisebillete des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, einer Tarifeinrichtung, der inzwischen fast alle Bahnen Mitteleuropas und eine große Zahl von Binnen- und Seeschiffahrtsunternehmungen beigetreten sind. Endlich hatte er führenden Anteil bei den grundlegenden Verhandlungen über die Schaffung einer Betriebs- und Verkehrsgemeinschaft im Bodensee-Dampfschiffahrtsverkehr, die für sämtliche beteiligten Verwaltungen in ihren Grundzügen heute noch besteht. — 1888 zum Vorstand und 1891 zum Direktor der Rechnungsabteilung der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen befördert, gewann Schneider einen neuen, umfangreichen Geschäftskreis, innerhalb dessen er manches schuf, was dem Gedeihen der Eisenbahnverwaltung förderlich war. So legte er, ausgerüstet mit scharfem Blick und hervorragenden Kenntnissen und erfüllt von Diensteifer und nie wankender Pflichttreue, eine erfolgreiche Laufbahn zurück; seine Verdienste wurden 1902 durch Ernennung zum Geheimerat II. Klasse gewürdigt. Nachdem er eine fünfzigjährige Dienstzeit zurückgelegt, von welcher zwanzig Jahre auf den Postdienst und dreißig auf den Eisenbahndienst entfielen, wurde er auf sein Ansuchen am 1. Oktober 1902 in den Ruhestand versetzt. Seine letzten Lebensjahre waren durch zunehmendes körperliches Leiden sehr getrübt, von dem ihn am 10. November 1910 der Tod erlöste. — (Karlsruher Zeitung 1910, Nr. 330.)

Karl Wilhelm Doll

geboren den 10. September 1827 in Riefern, gestorben den 25. Februar 1905 in Achern, der sechste in der Reihe der Prälaten der badischen evangelischen Landeskirche, war in den letzten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einer der hervorragendsten, einflußreichsten und geachtetsten Geistlichen des Landes. Es gibt kaum ein Gebiet des kirchlichen Lebens, auf dem er nicht anregend, fördernd und organisierend gewirkt hat. Er war jeder Aufgabe, die an einen Geistlichen der badischen Landeskirche herantreten kann, durchaus gewachsen, ja mehr, er löste sie glänzend,

gleich vorzüglich in der Predigt, im Unterricht, in der Seelsorge, in der Vereinstätigkeit und in der Kirchenverwaltung. Seine Jugend war die eines Pfarrersohnes auf dem Lande. Mit den Dorfkindern in Elmendingen, wo sein Vater damals Pfarrer war, besuchte er die Volksschule, um dann von dem Vater selbst auf die Mittelschule vorbereitet zu werden. Es folgte die weitere Ausbildung in Ludwigsburg und auf dem Lyceum in Karlsruhe. Mit den besten Zeugnissen verließ der Abiturient im Herbst 1844 die Schule. In Heidelberg und Berlin studierte er Theologie und Philosophie und besuchte dann das Predigerseminar in Heidelberg, dessen Leiter damals Richard Rothe war. In Heidelberg hörte er vor allem Ullmann und Umbreit, in Berlin Vatke, Theremin, Neander und Trendelenburg. Am nachhaltigsten wirkte auf ihn Rothes geistesgewaltige und gemütstiefe Frömmigkeit und Person. Aber so sehr er die Wissenschaft stets schätzte und ihr in der Kirche die freie Bahn nicht verlegt wissen wollte, so war sie ihm nie Selbstzweck. Seine Begabung und sein Gedächtnis machten es ihm leicht, sich wissenschaftlich auf der Höhe zu halten. Aber sein Interesse gehörte doch vorwiegend dem Leben und dem Amt. Damit stimmt sein Abgangszeugnis vom Seminar überein, das vor allem seine Predigten rühmt, die sich „durch Gedankenreichtum, klare Ordnung, Anwendbarkeit, gewandte Darstellung und einen sehr lebendigen, warmen und nachdrücklichen Vortrag" auszeichneten.

Nach bestandenem Kandidatenexamen wurde Doll unter dem 21. Juli 1848 rezipiert. Sein erstes Amt erhielt er als Vikar in Meißenheim, wurde dann schon 1850 Pfarrer in Schmieheim, wo die Nähe Lahrs, des damaligen Pfarrsitzes seines Vaters, ihm eine große Annehmlichkeit bot. In diese Zeit seines ersten Pfarramts fällt seine Vermählung mit Jenny Rupp (27. April 1852), einer Tochter des Pfarrers Rupp in Denzlingen. Seine Ehe war in den fast fünf Jahrzehnten ihrer Dauer eine durchaus innige und glückliche. Auch in dem Hause des späteren Prälaten und den höchsten Kreisen befreundeten Mannes war bei aller Höhe der Bildung immer etwas von der Schlichtheit und Gemütlichkeit des Landpfarrhauses zu spüren, und immer stand es in gerne geübter Gastfreundschaft den Amtsbrüdern von draußen offen. Die auf innerster Harmonie und gegenseitigem Verständnis ruhende Art,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wie beide Gatten zusammenlebten und auf manchem Gebiete, zumal der Vereinstätigkeit, zusammenwirkten, war von viel Segen begleitet, und der Verkehr in ihrem Hause hat den verschiedensten Menschen viel Genuß und Förderung gebracht. Zwei Töchter und ein Sohn wurden dem Bunde geschenkt. Mit dem Beginn des Jahres 1854 siedelte Doll nach Lahr über, wo er das Amt eines Vorstandes der dortigen Töchterschule übernahm. Zwar war ihm dort Gelegenheit gegeben, seine große pädagogische Begabung zu entfalten und, wie auch später, als Lehrer durch die Klarheit seines Unterrichts und durch die Kraft und Würde seines Wesens an der ihm anvertrauten Jugend große Erfolge zu erzielen. Aber er war doch stets noch lieber Pfarrer als Lehrer, so viel Freude ihm auch das Lehren und der Umgang mit der Jugend machten. Darum suchte und fand er auch in Lahr vielfach Gelegenheit zu Predigt und Seelsorge. Doch schon 1858 trat er als Pfarrer in Sand wieder ganz in den pfarramtlichen Beruf ein. Man war aber inzwischen auch an leitender Stelle auf den ungewöhnlich begabten und eifrigen jungen Pfarrer aufmerksam geworden, der mit der vollen Frische und Arbeitskraft der Jugend doch schon eine völlig reife und zuverlässige Festigkeit und Besonnenheit verband. So erging denn im Dezember 1860 die Berufung zum geistlichen Assessor in den evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe an ihn.

Auch auf dem neuen Boden der Tätigkeit lernte man sehr bald seine erstaunliche Leistungsfähigkeit kennen und schätzen, so daß ihm neben seinem Amt im Oberkirchenrat von 1862—1864 die Versehung der damals erledigten Hofpfarrei übertragen wurde. Dadurch lernte ihn nun auch Großherzog Friedrich I. näher kennen und ernannte ihn 1864 zum Hofprediger und Inhaber der Hofpfarrei. Die Seelsorge des Großherzoglichen Hauses blieb bei dem Prälaten Holtzmann. Aus dem Oberkirchenrat schied Doll nun aus. Während voller vier Jahrzehnte blieb er von da ab im Dienst eines Hofgeistlichen. Erst sein Tod löste die Beziehungen zu seinem Fürstenhaus, die mit der Zahl der Jahre nur immer inniger wurden. Sie ruhten auf gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Dankbarkeit. Mit größtem Takt wußte sich der mit seltenen Gunstbezeugungen aller Art ausgezeichnete Geistliche vor jedem Mißbrauch seiner Vertrauensstellung zu hüten. Und mit ab-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

soluter Sicherheit verstand er die Schwierigkeiten seiner Stellung zu überwinden. Seine große Verehrung und Anhänglichkeit gegenüber seinem Fürstenhaus machte es ihm zu etwas Selbstverständlichem, diesen Gefühlen zur gegebenen Stunde schlichten Ausdruck zu geben und gerne allen Wünschen und Aufträgen, die von jener Seite an ihn herantraten, zu entsprechen, wo immer es ihm innerlich und äußerlich möglich war. Seine feste und würdige Art bewahrte ihn anderseits davor, daß ihm je in seinem Hofdienst oder sonst etwas zugemutet wurde, was ihn hätte nötigen können, sich untreu zu werden. Überall wußte man, daß man dabei auf Fels stoßen würde. Freude und Leid hat er mit der Großherzoglichen Familie nicht nur miterlebt, sondern von Herzen geteilt. In der Prinzenschule nahm er an der Erziehung der fürstlichen Kinder Anteil. Die beiden jüngeren wurden von ihm eingesegnet und dazu vorbereitet. Ihm fiel die Trauung der Prinzessin und die Einsegnung des großherzoglichen Jubelpaares zu. Aber auch in dem Trauerjahr 1888 trat er seinem Fürstenhaus als ein treuer Seelsorger zur Seite. Oft weilte er auf Schloß Mainau oder Schloß Baden, zumal auch bei Anwesenheit des greisen Heldenkaisers oder sonstiger fürstlicher Gäste. Im Kriegsjahr 1870 auf 71 war er der Großherzogin Berater und Helfer bei den Werken der Samariterliebe, und davon ausgehend auch je und je auf dem weiten Arbeitsgebiet des Badischen Frauenvereins. Kein Wunder, daß er eine Vertrauensstellung einnahm, wie sie der Seelsorger eines Fürstenhauses sich nicht schöner und wirkungsreicher wünschen kann. Im Jahre 1874 verlieh ihm der Großherzog Rang und Titel eines Oberhofpredigers, und als er 1877 zum Prälaten ernannt wurde, erfolgte zugleich seine Ernennung zum Hofdekan und Seelsorger des Großherzoglichen Hauses. Auch nach seiner sonstigen Zuruhesetzung behielt er diese Würde bis an sein Lebensende.

Mit der Übernahme der Hofpfarrei verband sich eine stets wachsende Gemeindearbeit. Zwar war die Gemeinde Karlsruhe in Pfarrbezirke eingeteilt, aber jedes Gemeindeglied hatte ohne weitere Formalitäten jederzeit die Wahl unter den Pfarrern der Stadt. In Wirklichkeit waren daher die Gemeinden durchaus Personalgemeinden der Geistlichen. Diejenige Dolls wuchs fortwährend. Sie setzte sich zusammen aus den Hofangestellten aller Art und einem großen Teil der obersten Stände auf der einen

und einer großen Schar aus der ärmsten Bevölkerung auf der andern Seite. Doll verstand beiden Teilen zu geben, was sie erwarteten und ihnen not tat. Den Armen war er nicht nur Seelsorger, sondern auch treubesorgter Wohltäter. Die Gebildeten fühlten sich zu ihm vor allem durch seine Predigten hingezogen, obwohl er nie sie besonders für diese Kreise einrichtete oder Geistreichheit und Pathos suchte. Seine feste, würdige und doch wieder gütige Art gewann ihm alle, die zu ihm hielten. Er hatte stets eine ungemein glückliche Art, den Menschen sowohl Respekt, als auch Vertrauen einzuflößen. Seine vermittelnde, von allen theologischen Streitfragen absichtlich sich zurückhaltende Predigtweise rückte ihn freilich den hochkonservativen wie den hochliberalen Kreisen ferner. Sie lehnten ihn aber nie eigentlich ab, da sie seinen religiösen und sittlichen Ernst doch auch herausfühlten. Doll war ein treuer Seelsorger, unermüdlich in Kranken- und Hausbesuchen. Seine Predigten waren glänzend besucht. Dazu trug auch seine äußere Erscheinung und sein sehr volltönendes und kraftvolles Organ bei, in dessen Gebrauch er Meister war, ohne affektiert zu werden. Er verstand es, auch den einfachsten Sätzen einen Nachdruck zu geben und eine persönliche Klangfarbe zu verleihen, die sie mächtiger wirken ließen, als die gleichen Worte im Munde vieler gewirkt hätten. Der Aufbau seiner Predigten war einfach und klar. Thema und Teile pflegte er anzugeben und die Einteilung auch in der Predigt selbst kenntlich zu machen. Seine Predigten waren kurz. Seine Sätze meist wuchtig und knapp. Die Sprache war schlicht, ohne unedel zu werden. Auf Dogmatik gingen sie nicht ein. Sie bewegten sich in der biblischen Gedankenwelt und suchten dieselbe dem Geist und Gemüt des Menschen nahe zu bringen und auf das Leben anzuwenden. Erbauliche Trivialitäten gab es in seiner Predigt nicht. Jede prunkende Rhetorik und jede Kanzelphraseologie lagen ihm fern. Er wollte für alle sprechen. Der Ungebildete konnte ihm folgen und der Gebildete langweilte sich nicht. Nicht immer gingen seine Predigten in die Tiefe. Menschen, die religiöse und philosophische Probleme wälzten, kamen bei ihm wenig auf ihre Rechnung. Parteimenschen von hüben und drüben bekamen nicht ihre geliebten Schlagwörter zu hören. Es war nur schwer möglich, aus den Predigten eine bestimmte theologische Richtung ihres Verfassers herauszuhören. Man hat

ihm das manchmal als diplomatische Klugheit ausgelegt. Und doch entsprach es nur seiner Individualität und dem Ziel, das ihm als Prediger vorschwebte. Er fühlte sich der ganzen Gemeinde verpflichtet und nicht nur einer Richtung. Und er schied zwischen Religion und Dogmatik. Polemik auf der Kanzel, z. B. für oder gegen Wunder usw., würde er für ein Unrecht und einen Schaden gehalten haben. Doll hat seine Predigten meist nur in Entwürfen und Skizzen niedergelegt. Auch konnte er sich nur in Ausnahmefällen zu einer Veröffentlichung gedruckter Predigten oder Reden entschließen. In den früheren Jahren seiner Karlsruher Predigttätigkeit veröffentlichte er ein Bändchen „Eine Osterfeier". Aus seinem Nachlaß wurden eine Anzahl von Predigten und Reden, anläßlich bedeutungsvoller Ereignisse zumal im Fürstenhaus gehalten, herausgegeben. Da und dort finden sich in den Jahresberichten kirchlicher Vereine von ihm gehaltene Festpredigten. Seinen Konfirmanden hat er einen gedruckten Leitfaden in die Hand gegeben. An einem von Großherzogin Luise veranlaßten „Andachtsbuch für Konfirmanden" hat er mitgewirkt und im Auftrag der Fürstin eine Sammlung geeigneter Stücke „Zur Jahreswende" veranstaltet. Die Schwestern des Badischen Frauenvereins verdankten ihm ein für ihre Bedürfnisse eingerichtetes Gebet- und Erbauungsbüchlein. Doch war nicht das geschriebene, sondern das gesprochene Wort seine Hauptstärke. Er wollte nicht Schriftsteller, sondern Pfarrer und Seelsorger sein.

Gerne stellte Doll seine enorme Arbeitskraft auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens seiner Gemeinde zur Verfügung. So war er der erste Pfarrer in Karlsruhe, der einen Kindergottesdienst einrichtete. In den Versuchen, die Pfarrbezirke zu etwas Lebendigem zu gestalten, ging er voran. Als Vorsitzender des örtlichen Kirchengemeinderats und als Dekan der Diözese zeigte er jene Umsicht und Fähigkeit zu leiten, verbunden mit einer peinlichsorgfältigen Geschäftsführung, die ihn später in der Kirchenregierung so auszeichneten. Daneben gingen eine Menge von Arbeiten für den Badischen Frauenverein her, namentlich in dessen Schulwesen und bei dessen Schwesternschaft. Aber auch zum Unterricht und Teilnahme an der Leitung der Prinzenschule (Friedrichsschule), zur Mitarbeit im Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins und der Lutherstiftung, zur Vorstandschaft im badischen wissen-

schaftlichen Predigerverein und für eine Fülle von humanitären Vereinigungen und Stiftungen fand Doll noch Zeit. Eine Erholungsbedürftigkeit kannte er nicht. Mit dem frühesten war er auf. Eine scheinbar nicht zu erschütternde Gesundheit und eine völlige Freiheit von jeder Nervosität, verbunden mit eisernem Arbeitswillen und Beherrschung des Temperaments ließ ihn Lasten tragen, unter denen die Mehrzahl zusammengebrochen wäre. So war er nicht nur der hervorragendste und gesuchteste Geistliche der Gemeinde Karlsruhe, sondern auch eine der geachtetsten und bekanntesten Persönlichkeiten der Residenz.

Ungern sah ihn die Gemeinde aus ihrem Dienste scheiden, als er im Jahre 1877 dem ausgesprochenen Wunsche des Großherzogs nachgab und in den Oberkirchenrat als Prälat der Landeskirche eintrat. Und ungern riß er sich von der ihm liebgewordenen Tätigkeit los, die so zu sagen fast sein ganzes Leben bedeutete. Bezeichnend ist es für ihn, daß er auch als Prälat es sich ausbedingte, etwa monatlich einmal in seiner vertrauten Schloßkirche zu predigen und auch dann und wann der Aufforderung entsprach, in der früheren Gemeinde eine geistliche Amtshandlung zu vollziehen. So blieb er seiner Gemeinde immer noch innerlich und äußerlich verbunden. Als Doll Prälat wurde, feierte ihn der Kirchenälteste, Minister Turban, zum Abschied mit den Worten: „Er wird auch auf seinem neuen Berufsweg, wie wir es an ihm gewöhnt sind, frei und klar über seiner Aufgabe stehen und in der Mannigfaltigkeit der Meinungen, welchen das Kirchenregiment begegnet, seinen Leitstern in dem finden, was fest und unwandelbar außer dem Streit liegt, im aufrichtigen Gottesglauben, in der treuen Liebe zu seinem und zu unserm Herrn und Meister, Jesus Christus, und in der lautern Hingebung für das Seelenwohl der Menschheit". Das war der Eindruck, den er bei seiner Gemeinde und ihrer Vertretung hinterließ. Das war zugleich das Programm für den nunmehrigen Prälaten, dem er treu blieb bis ans Ende.

Die Wahl des Großherzogs und seiner Berater erwies sich als eine weise und glückliche. Damals überwog in der Landeskirche die liberale Richtung bei weitem. In schweren Kämpfen hatte sie sich ihre Stellung errungen. Aber die Zeichen der Zeit deuteten auf neue Stürme. Eine neue Agende war eben eingeführt worden, ein neues Gesangbuch und ein neuer Katechismus waren in Vor-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

bereitung. Da lag eine doppelte Gefahr nahe. Die liberale Richtung konnte ihre Macht gebrauchen, um dem Kirchentum eine Gestalt zu geben, bei welcher auf die konservative Richtung keinerlei Rücksicht genommen würde. Und die letztere konnte den Versuch machen, die verloren gegangene Übermacht wieder zu gewinnen, sich in scharfen Gegensatz auch zu der Kirchenregierung stellen oder gar die Befriedigung ihrer Bedürfnisse außerhalb der Landeskirche suchen, wenn sie sich in ihrem Gewissen dazu gezwungen fühlen würde. Dieser doppelten Gefahr konnte nur ein Mann begegnen, dem es das Natürliche und eine Gewissenssache war, die Rücksicht auf das Ganze grundsätzlich über jede Parteimeinung zu stellen, und der ehrlich ausgleichen und abwägen konnte, klug und gerecht zugleich, weil ihm selbst Religion und Dogma nicht das gleiche war; der aber auch als in der badischen Landeskirche geboren und groß geworden, die Geschichte derselben genau kannte und mit der badischen Eigenart vertraut war, um zu wissen, wie wirklich das badische Volk auch im Religiösen und Kirchlichen denkt und empfindet und was dagegen nur ihm von hüben oder drüben jeweils suggeriert wird; entschlossen, den Richtungen nebeneinander Licht und Luft zu lassen, aber Ärgernissen persönlicher Entgleisungen zu wehren und einzugreifen, wo man terrorisieren wollte oder den Rahmen der gemeinsamen Kirche zu zersprengen drohte. Eben dazu aber war Doll der gegebene Mann. Denn das entsprach seiner Herkunft, Art und Überzeugung. Nach diesen Grundsätzen hat er die badische Landeskirche siebzehn Jahre lang im Segen geleitet. Dabei konnte er mild und nachgiebig, aber auch stahlhart sein. Im kirchenpolitischen Kampf zeigte er gerne dem Gegner volles Verständnis, aber oft schlug er ihn auch mit unerbittlicher Logik und einem überlegenen Sarkasmus, immer auf der Höhe der Situation, immer ein treuer Hüter der landeskirchlichen Einheit. Am liebsten leitete er nicht vom grünen Tisch aus, sondern durch den Einfluß von Person zu Person. Liebenswürdig und kollegial gegen den jüngsten Vikar, aber stets unter Wahrung seiner Würde. Vertraulichkeiten liebte er nicht. Schranken blieben. Nie entschlüpften ihm Urteile oder Mitteilungen, von denen er wünschen mußte, daß sie nicht bekannt würden. Wie er denn überhaupt nicht leicht sein Innerstes aufschloß und Dritte im Verkehr nicht gerne in seine Gefühlswelt schauen ließ. Da er außerdem zwar nie kalt,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

aber auch nie leidenschaftlich war, konnte er auf manche den Eindruck eines Verstandesmenschen und Diplomaten machen. Und doch war er beides nicht. Noch weniger, bei aller Genauigkeit in den Geschäften, ein Bürokrat. Da man wohl wußte, daß er in der Behörde die ausschlaggebende Persönlichkeit war und seine unbedingte Zuverlässigkeit kannte, so war er der Mann des Vertrauens für die ganze Geistlichkeit. Immer blieb er mit ihr in lebendiger Fühlung. Indem er den Geistlichen ihre persönliche Freiheit so wenig als möglich antastete und entgegenkam, so weit es die Rücksicht auf höhere Gesichtspunkte gestattete, leitete er sie vielfach, ohne daß sie es fühlten. Als er zu Beginn des Jahres 1895 seine Prälatur niederlegte, bezeugten ihm 438 Geistliche, daß sie „mit Vertrauen und freudiger Ehrerbietung" zu ihm aufschauten, weil er mit der Liebe, die aus der Liebe Christi quillet und mit der Liebe zu unserm heimatlichen Kirchentum und dessen Eigenart, mit tiefinnerer Treue und gewissenhafter Fürsorge, mit Hingebung und Mannhaftigkeit und stillem, starkem Fleiß als der erste Geistliche der Landeskirche gewirkt habe. Aber auch ihre Liebe habe er erworben, weil er mit herzlichem Wohlwollen als ein persönlicher Freund des Pfarrstandes in echter Amtsbrüderlichkeit für denselben stets ein offenes Ohr und freudige Hilfsbereitschaft gezeigt habe. „Wir fanden in unserm Prälaten auch immer wieder den schlichten Pfarrer, der für die Genossen seines Amtes ein warmes, treues Herz hatte."

Als Prälat gehörte Doll auch der Generalsynode an. Er war in ihr bei der Übernahme der Prälatur kein Neuling. Schon 1867 vertrat er in ihr die Diözese Rheinbischofsheim, später Karlsruhe-Stadt und von 1876—94 war er ihr Vizepräsident. „Oft bereitete er mit seinen tief empfundenen Eröffnungs-Predigten den Geist der Synode zu ersprießlicher Arbeit vor und seine glänzende Beredsamkeit hat oft in bedeutsamen Verhandlungen für den Kampf der Meinungen den Ausschlag gegeben." So beurteilte der erfahrene Präsident 1909 in einem schönen Nachruf seine Bedeutung auf diesem Felde kirchlicher Arbeit. Mit zu dem Wichtigsten, was er für die Generalsynode geleistet hat, war die Vorbereitung, Ausarbeitung und Vertretung des Katechismus von 1882. Er war gegen den Wunsch der kirchlich-konservativen Kreise (doch gab es auch Ausnahmen) auf Beschluß der vorhergehenden Synode aus-

gearbeitet worden. Diese Kreise hätten am liebsten den Katechismus von 1855 wesentlich aus Richtungsgründen beibehalten. Der neue Vorschlag schien ihnen weit von dem Bekenntnis der Kirche abzurücken. Andererseits waren manche liberalen Kreise mit dem Entwurf des neuen Lehrbuchs nicht einverstanden, weil es ihnen nicht entschieden genug ihren Standpunkt vertrat. Zudem hatte eine verfassungsmäßige Überarbeitung des Buches durch eine gemischte Kommission stattgefunden, nicht zur Förderung der Einheitlichkeit desselben. Doll war auf sachliche und persönliche Angriffe gefaßt. Aber eben darum — so führte er aus — hielt er es für seine Pflicht als Prälat, dem die Verfassung des Buches zukam, auch das Odium des Verfassers allein zu tragen und nicht auf jene Kommission abzuwälzen. Man hatte ihm in der Hitze des Kampfes den Vorwurf der Zerstörung des Glaubens der Kirche und sogar der bewußten Fälschung der Glaubenssätze Luthers gemacht. Bezeichnend für den ganzen Mann ist die Art seiner Verteidigung: „Wenn man davon spricht, mein Entwurf bedrohe das Bekenntnis und den Bestand der Landeskirche, er erreiche nicht einmal, was man als ihren Durchschnittsglauben betrachten müsse usw., so liegt darin entweder ein Mißtrauen in die gute Absicht oder in die Fähigkeit des Verfassers. Was das Letztere betrifft, so muß ich das Urteil darüber unbedingt jedermann freistellen. Sollte aber das ablehnende Urteil bedeuten, daß der Verfasser des Entwurfs mit Absichtlichkeit, mit Bewußtsein irgend etwas habe abschwächen, etwas verschleiern oder umdeuten wollen, was zu den für den Religionsunterricht erforderlichen Grundlagen des evangelischen Glaubens gehört, dann würde ich mit dem vollen Gefühl des ehrlichen Mannes, der seit Jahrzehnten ein Diener des Evangeliums ist, mit aller Demut sich auch als einen evangelisch-gläubigen Christen bekennt, sagen: es ist nicht wahr.“ Mit der gleichen Klarheit und dem gleichen Freimut wies er dann den Vorwurf zurück, daß man deswegen, weil man nicht die kirchlich-konservative Ansicht über einzelne Glaubenslehren teile, kein gläubiger Christ sei oder daß — die Geschichte widerlege es — ein orthodoxer Katechismus ein gesteigertes christlich-religiöses Leben erwecken müsse. Und wiederum bezeichnend für ihn ist der Schluß seiner Verteidigung: „wenn nun einmal ein anderes Kirchenregiment in Baden ans Ruder kommt und ein anderer Prälat an dieser Stelle

steht, dann möge man dem gegenwärtigen den Nachruf gönnen: Ein großer Dogmatiker ist er nicht gewesen, für dogmatische Streitigkeiten hat er auch kein Verständnis gehabt; aber für alles, was dazu gehörte, das eigentlich religiös-sittliche Leben im Volk und in der Schule zu fördern, hat er sein ganzes Herz und seine Kraft eingesetzt und diese seine redlichen Bemühungen sind mit Gottes Hilfe nicht ohne Erfolg geblieben." Nun, dieser Wunsch hat sich reichlich erfüllt! Und richtig ist diese Selbstbeurteilung. Er war kein Systematiker. Im Grunde war seine Gesamtauffassung der Überlieferung die kirchlich-liberale. Aber dabei war er in einzelnen Punkten (z. B. in der Frage der Auferstehung Jesu und des Wunders überhaupt) wieder ein altgläubiger Theologe. In ihm selber war das kein Widerspruch.

Bekanntlich war der badische Prälat Vertreter der evangelischen Landeskirche in der Ersten Kammer. Doll hat auch diesen Posten mit Kraft und Würde ausgefüllt. Auch hier stützte seine Persönlichkeit sein Amt. Doch nahm er an dem politischen Leben nicht mehr Anteil, als ihm für den Prälaten pflichtgemäß erschien. Wo es galt, vertrat er die protestantischen und evangelisch-kirchlichen Interessen mit Nachdruck und Geschick. Besonders lebhaft wurde es ihm von evangelischer Seite verdankt, daß er sich im Mai 1888 gegen die von der Regierung beantragte Zulassung der sogenannten „Missionen" in Baden wandte, wofür das katholische Zentrum sich mit aller Macht einsetzte. Auch er — so führte er aus — rede hier nicht als evangelischer Prälat, sondern als Vertreter des badischen Volkes, das er liebe und hochhalte und an dessen Zukunft er glaube. Auch er sei der Meinung, daß die Kirchen zusammenstehen sollten, zumal gegen die Umsturzbewegungen. Aber das könnten sie eben nur dann, wenn die konfessionellen Schärfen und Zwiespalte möglichst aufgehoben würden. Die Missionen aber würden sie nicht aufheben, sondern nur vermehren. Denn erfahrungsgemäß stellten sie sich ganz auf den Boden der Enzyklika von 1864, welche den Protestantismus als eine christliche Religionsform nicht anerkenne, die Leitung der Schule den Staatsbehörden nicht zuerkenne und in Ehesachen nur das katholische Kirchenrecht wolle gelten lassen. Das aber sei volle Unduldsamkeit. Diese möge zwar in gewissem Sinn zum Wesen einer Kirche gehören, die nur sich allein als Kirche und Heilsmittlerin betrachte. Aber diese Unduldsamkeit

werde in der Praxis von den ansässigen badischen katholischen Geistlichen nur zum kleinem Teile geübt. Durch Ordensgeistliche aber, die prinzipiell auf einem rigoristischen Boden stehen, die von auswärts kommen und weder die badische Tradition noch die badische Pietät gegen das bei uns gewordene Verhältnis der Konfessionen zu einander verstehen, werde das anders werden. Mit Sicherheit sei überdies zu erwarten, daß dem einen Schritt im Nachgeben andere folgten. Und vor allem hätten die Regierung und die Volksvertreter nicht nur um die Zufriedenheit des katholischen Volkes sich zu kümmern, sondern ebenso sehr um die des protestantischen, das mit Grund beunruhigt und besorgt sei. — Von allen Seiten wurden dafür Doll Adressen und sonstige Beweise der Zustimmung zuteil. Unter anderm von 328 aktiven Geistlichen der Landeskirche. Es bedarf keines Wortes darüber, daß zu diesem Auftreten des Prälaten gegen den Antrag der Regierung viel persönlicher Mut gehörte. Denn auch protestantisch-kirchliche Kreise dachten da und dort über diese Sache anders. Man kann also nicht sagen, daß der Prälat damals eben nicht anders habe reden können und Doll also gewissermaßen von seinem Amte der Weg gewiesen gewesen sei.

Ein Verschwinden der politischen Gegensätze hielt er für ebensowenig möglich, wie eines der evangelisch-kirchlichen. Ihre Verwischung erschien ihm nicht ratsam. Jede Majorisierung war ihm zuwider. So schien ihm das Beste, wenn ein duldsames „Nebeneinander" bestehe, bei dem die Prinzipienfragen zurückgestellt werden und tatsächlicher Friede gehalten wird, wobei die Richtungen aufeinander Rücksicht nehmen und durch persönliche Annäherung der Menschen der sachliche Ausgleich und schließlich auch künftige Einheit vorbereitet wird. Nach diesen Grundsätzen leitete er die Landeskirche in Zeiten, wo der Gegensatz der Richtungen ihre Zersprengung drohte. Daher hat er sich auch zu keiner der kirchlichen Parteien bekannt, zumal ihn persönlich manches zu beiden hinzog und manches von beiden abstieß. Darum war er auch noch in seinen letzten Jahren bei der Gründung einer „landeskirchlichen Vereinigung" beteiligt, welche eben die oben beschriebenen Grundsätze sich zu eigen machte und durchzuführen suchte. Dolls Bestreben wurde auch von vielen auf allen kirchenpolitischen Standpunkten anerkannt. Und er stand damit in Übereinstimmung mit dem

Landesbischof und dem Kirchenregiment. Wie von selbst lag nicht zum wenigsten um dieser Stellung willen das Steuer der evangelischen Landeskirche in seiner Hand. Man fühlte, daß sie es klug und stark und in richtigen Bahnen lenkte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß einer solchen Persönlichkeit und Amtsführung Anerkennungen und Ehren aller Art zuteil wurden. Vertrauensstellungen in allen möglichen Vereinen, zumal kirchlicher und humanitärer Art (auch im deutschen evangelischen Kirchenausschuß) wurden ihm übertragen; 1883 ernannte ihn die Heidelberger theologische Fakultät zu ihrem Ehrendoktor. Sein Landesherr verlieh ihm das Großkreuz des Zähringer Löwen. Dazu kamen bei verschiedenen Gelegenheiten preußische, schwedische, hohenzollernsche, weimarische, anhaltische und russische Ordensauszeichnungen.

Aber auch der Lasten waren viele gewesen. Und manchmal war die Arbeit sogar für seine ungewöhnliche Kraft zu viel und zu vielerlei. Verhältnismäßig früh, mit 67 Jahren, mußte er sich von dem größten Teil seiner Tätigkeit zurückziehen (31. Dez. 1894). Nach dem Tode seiner Gattin, der ihn ungemein hart traf (1901), ergriff ihn ein Altersleiden, unter dem seine Körper- und dann auch seine Geisteskräfte stetig abnahmen. Sein Tod am 25. Februar 1905 bedeutete zuletzt ersehnte Erlösung.

Die badische Landeskirche hat an ihm einen ihrer einflußreichsten, hervorragendsten und tätigsten Geistlichen gehabt, eine aus dieser Kirche eigener Art heraus gewordene, charakteristische Persönlichkeit, dessen Leistungen seiner Kirche vielen Segen gebracht haben, der seiner Kirche besten Geist verkörperte und ihr die Bahnen wies, auf denen sie noch für lange Zeiten zu gehen haben wird.

E. Fischer.

Adolf Schmitthenner

geboren den 24. Mai 1854 zu Neckarbischofsheim im Elsenzgau, gestorben am 22. Januar 1907 zu Heidelberg, Pfarrer und Dichter. Als Geistlicher war er der echtbürtige Sproß einer alten Theologenfamilie sowohl von Vater- wie Mutterseite her; als Schriftsteller verleugnet er nie seine Herkunft aus dem Kraichgau und der Pfalz, seine Vorliebe für Kleinstadtwesen und -Menschen und die ge-

schichtliche Vergangenheit des Landstrichs. Dem Prediger merkt man in der Fülle der Bilder und Gedanken wohl den Dichter an; dem Erzähler schaut der Pastor nur ganz selten über die Schulter und eigentlich nur insofern, als er Erfahrungen des Berufs benützt und gestaltend verwertet. Seine erste Geschichte, die er selber eine Silhouette nennt, „Der Handwerksbursch" (geschrieben 1883, erschienen 1887 in „Westermanns Monatsheften", Bd. 62) ist eine solche Frucht seelsorgerischen Wirkens, wie man auch an andern Umständen persönliche Beziehungen merkt. Im Aufbau des Ganzen zeigt sich eine sichere Kunst, die den geborenen Erzähler verrät. Auch die erste umfängliche Novelle „Psyche" (in „Velhagen und Klasings Monatsheften" 1889/90, dann als Buch 1891) geht aufs berufliche Gebiet, auf Erfahrungen der Karlsruher Vikarszeit, wird aber keineswegs schlechthin religiös, sondern streift nur das Pfarrhaus-Milieu, wobei Schmitthenner, hier wie sonst, gegen die Schwäche einzelner Amtsbrüder ein kritisches Auge bewahrt. Im übrigen behandelt „Psyche" das Thema der verfolgten Unschuld mit realistischer Unerbittlichkeit und guter Charakterisierung, wenn auch die Voraussetzungen etwas konstruiert anmuten, daß nämlich ein Schulmädchen als Ballettänzerin am Hoftheater Geld verdient, ohne daß Lehrer und Pfarrer etwas davon wissen; daraus entsteht eine ganze Kette von falschen Verdächtigungen, die das zartfühlende Mädchen in den Tod treiben. — Pfarrhaus, Kirche und Umwelt spielen auch sonst in Schmitthenners Arbeiten eine Rolle, aber niemals eine tendenziöse oder auch nur ausschließliche. Der Gestalter ging eigene künstlerische Wege, der Theologe fand sein Arbeitsfeld daneben noch groß und weit genug, ja so umfänglich, daß es einen andern völlig in Beschlag genommen und ihm kaum Zeit und Kraft zur freien Produktion gelassen hätte. Nur der Leichtigkeit seines Schaffens, dem frischen Quellstrom seiner Phantasie, seiner vielseitigen Bildung wurde es möglich, auf beiden Gebieten Großes zu leisten.

Sein Vater war Joh. Heinrich Aug. Schmitthenner, geboren 1818, gestorben 1893 als evangelischer Kirchenrat in Kirchheim; die Mutter war die Tochter Mathilde Luise des Pfarrers Herbst in Mundingen; die Ehe wurde 1845 geschlossen. Von 1850 bis 1872 lebte das Paar in Neckarbischofsheim, von 1872 bis 1893 in Kirchheim. Von sieben Kindern blieben sechs am Leben, drei Söhne wurden

Pfarrer. Der älteste, Christian Heinrich, geboren 1849, ist bekannt geworden durch sein 1890 erschienenes Buch „Erlebnisse eines freiwilligen badischen Grenadiers 1870/71." (Vgl. auch „Genealogie der Familie Schmitthenner" von Joh. Heinrich Schmitthenner, Heidelberg 1884, und die Schrift „Zum Gedächtnis an Kirchenrat Joh. Hrch. Aug. Schmitthenner", Mannheim 1893, deren biographische Daten von dem jüngsten Bruder des Verstorbenen, von Pfarrer Karl Phil. Schmitthenner in Feudenheim stammen.)

Unser Adolf Schmitthenner besuchte zunächst die Volksschule, dann die lateinische Privatschule in Neckarbischofsheim, wurde 1869 konfirmiert und kam im Herbst dieses Jahres in die Obersekunda des Karlsruher Gymnasiums, das er im August 1872 mit gutem Abgangszeugnis verließ. Die antike Welt hatte ihn mächtig ergriffen, doch gab es nie einen Zweifel für ihn, daß er Pfarrer werden wolle. Direktor Wendt, dem er große Förderung verdankte und dem er 1896 seine „Novellen" widmete, hatte die Jugend gewöhnt, mit Idealen nicht zu spielen. So studierte Adolf Schmitthenner von Oktober 1872 bis Herbst 1874 in Tübingen, dann ein Semester in Leipzig und vom Frühjahr 1875 bis Herbst 1876 in Heidelberg. Er war keines Lehrers spezieller Schüler. Stärker wirkten auf ihn Beck in Tübingen, der in seinen Vorlesungen über Dogmatik und christliche Ethik von fast dramatischer Größe war; Delitzsch in Leipzig, dessen Jesaias-Interpretation durch lyrische Innerlichkeit ergriff, und Schultz in Heidelberg, der bei aller Kritik herzlich fromm blieb. Das evangelische theologische Seminar lobt in Schmitthenners Schlußzeugnis die Wärme und den Gedankenreichtum seiner Predigten, weist aber auf den etwas monotonen Vortrag hin. Diesen Fehler behielt er noch bei, als er nach gut bestandener theologischer Prüfung zunächst Vikar in Brötzingen wurde (1. Dez. 1876 bis 8. Febr. 1878). Er war mit Leib und Seele im Amt, predigte aber etwas allzu bilderreich; daneben gab er Privatstunden in Pforzheim und hielt im Bildungsverein zwei Vorträge: Geschichte der Toleranz; Dichtung der Freiheitskriege. Er las privatim Homer und Shakespeare und bildete seinen Stil an Gust. Freytag und Treitschke. Bis Herbst 1878 war er in Kippenheim als Pfarrverweser tätig. Er nahm dann einen siebenmonatigen Urlaub, den er zum Teil in Berlin verbrachte, wo er bei Steinmeyer Vorlesungen über praktische Theo-

logie hörte, um im April 1879 nach Kopenhagen und von da nach England und Schottland zu Verwandten zu fahren. Zurückgekehrt war er 1879 einige Monate Vikar in Lahr. Hier verlobte er sich mit Aline Wagner, Tochter des verstorbenen Stadtpfarrers Wilhelm Wagner, die er 1880 zu einem glücklichen Ehebund heimführte, aus dem sieben Kinder entsprossen sind. Von Spätjahr 1879 bis Dezember 1881 amtete er als Vikar in Heidelberg, dann in Karlsruhe und kam 1883 ins heimatliche Pfarrhaus nach Neckarbischofsheim, in die Stadt mit dem „fünfeckigen Turm", wie der erste Teil von „Leonie" datiert ist; 1893 wurde er Stadtpfarrer in Heidelberg zuerst an der Heilig-Geist-Kirche, dann 1904 an der Christuskirche; seit 1896 war er überdies am theologischen Seminar tätig. Die Doppelarbeit, zu der noch Vereinsverpflichtungen und die schriftstellerische Tätigkeit traten, griff ihn auf die Dauer stark an. Schon 1886 war er einmal wegen eines Herzleidens schonungsbedürftig gewesen. Ende 1906 mußte er wegen Herzschwäche infolge Überlastung um einen Vikar zur Aushilfe bitten. Aber es war schon zu spät; am 22. Januar 1907 verschied er. Seine Witwe überlebte ihn bis 1922. Im Jahr 1924 wurde zum 70. Geburtstag am Pfarrhaus der Heilig-Geist-Kirche eine Gedenktafel enthüllt, die in erster Linie dem Dichter Schmitthenner gilt. Er war, wenn auch langsam, mit seinen Werken durchgedrungen und in ganz Deutschland als edler Schriftsteller bekannt geworden.

Er hat im ganzen etwa dreißig Erzählungen geschrieben, von denen einige mehrfach gedruckt wurden. Zu größerem Umfang und stärkerem, innerem Gewicht gediehen: „Ein Michelangelo" (1896) (die durch Schuld und Sühne schreitende Entwicklung eines einfachen Steinmetzen zum Künstler); der Ehe-Roman „Leonie" (1899) mit seiner feinen Psychologie und ernsten Problembehandlung (Sehnsucht nach dem Kinde), dem nur die etwas verschachtelte Einkleidung nachteilig wird; und der im Neckartal (Hirschhorn, Zwingenberg, Heilbronn) spielende romantisch-historische Roman aus dem 17. Jahrhundert „Das deutsche Herz", der infolge eines Preisausschreibens zur Bekämpfung der Schundliteratur geschrieben war, dessen Druck der Verfasser leider nicht mehr erlebte (mit Nachruf 1908). In mehreren Novellenbänden sind die kürzeren Geschichten vereinigt, die zum Teil aus dem kleinbürgerlichen Leben

der Gegenwart geschöpft sind, zum Teil mit Glück und echter Einfühlung in die Vergangenheit des Pfälzerlandes tauchen (Friede auf Erden spielt am Ende des Dreißigjährigen Krieges; Die Frühglocke zur Zeit Ottheinrichs von der Pfalz; Tilly, Gleim, die Entdeckung des Heidelberger Schlosses u. a. zeichnen ebenfalls treffliche geschichtliche Bilder). Mit der Bearbeitung von „Das Tagebuch meines Urgroßvaters" (1908) betritt er einmal ausnahmsweise den Boden des Markgräflerlandes, dessen Landschaft er überaus schön schildert. Die historischen Aufzeichnungen gehen auf den Pfarrer Ph. Jak. Herbst zurück, der 1806 zu Steinen im Wiesenthal gestorben ist, und führen in die kriegsbewegte Zeit von 1790 bis 1800. Von besonderem poetischen Reiz ist das Märchen „Die sieben Wochentage" (zuerst Badische Kunst 1904), das später einer Auswahl seiner Erzählungen (1909) den Titel gegeben hat und auch in „Ausgewählte Erzählungen" (1924) steht. Nach seinem Tod sind mehrere solche Sammlungen erschienen, und vieles ist in gute Volksschriften aufgenommen worden (Wiesbadener Volksbücher, Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg, Verein für Verbreitung guter Schriften, Bern), womit ihnen zu breiter Wirkung verholfen wurde.

Von seinen Predigten hat Schmitthenner eine Auswahl „Herr, bist du's" (1906) noch selber veranstaltet (vgl. „Protestantische Monatshefte X. 1906, S. 334). Eine weitere Sammlung „Brunnenrast" hat Rud. Günther aus den Predigten der Heidelberger Jahre 1896—1906 mit Einleitung herausgegeben (1911; 2. Aufl., 1925). Heinrich Bassermann vereinigte die praktischen Auslegungen der „Seligpreisungen unseres Herrn" (als Frucht der akademischen Lehrtätigkeit am theologischen Seminar) mit den Predigten an die Gemeinde über dasselbe Thema (1908), so daß hier Schmitthenner in seiner zwiefachen theologischen Wirksamkeit zur Geltung kommt. — Wie der Dichter zu andern Dichtern stand, erhellt aus zwei Werken: „Schillers Stellung zur Religion" (im Schillerjahr 1905), und in der von Otto Frommel besorgten Sammlung der literarischen Aufsätze „Aus Dichters Werkstatt" (1910), wo er sich mit Dante, Ibsen, Frenssen, Emil Frommel usw. beschäftigt; auch der wertvolle Schiller-Aufsatz ist darin wieder abgedruckt. — Die in „Daheim" und anderen Zeitschriften erschienenen Verse sind nicht gesammelt.

In jeder Zeile des Theologen und Dichters lebt ein feiner Geist, ein sonniger, gütiger Mensch, dem Ernst und Humor sich zu edler Mischung paarten, eine reife, abgeklärte milde Persönlichkeit.

Vgl. über ihn: Rud. Krauß in Beilage zur Allg. Zeitung, 18. August 1900. — Rich. Weitbrecht, Adolf Schmitthenner: Eine Erinnerung (Grenzboten 66, II, 1907). — Alb. Geiger in Biographischen Jahrbuch XII, 1907 und in Die Rheinlande 1907. — Otto Frommel in Protestantische Monatshefte XI, 1907 und Ad. Schmitthenner Gedenkrede 1924. — K. Heßselbacher, Silhouetten (1910), S. 163—173. — Werke: Festrede zum fünfzigjährigen Jubiläum der Kasinogesellschaft Neckarbischofsheim 1889 (vgl. damit den zweiten Teil, Kap. II von „Leonie", und „Unser Cello"). — Psyche 1891; Was wir wollen? Vortrag in der Landeskirchl. Vereinigung 1896; Novellen 1896 (Michelangelo, Kopf und Herz, Der Ad'm, Handwerksbursche, Was der Vetter von seinem Nachbar dem Wittlinger erzählte, Friede auf Erden, Non cras sed hodie); Leonie 1899; Neue Novellen (I. Bei Hl. Geist zu Heidelberg: Ehe-Examen, Wildfang, Tilly in Nöten. — II. In Wetbachhausen [in Neckarbischofsheim heißt ein Graben „Webbach"]: Seehund, Unser Cello, Hilarius Hochwart. — III. Der rote Reisig: Feuer, Bei Frau Holle, Am Ende der Welt); Schillers Stellung zur Religion 1905; Ein Michel Angelo (einzeln) 1906; Herr, bist Du's? Predigten 1906, 3. Aufl., 1911. — Nach dem Tode erschienen: Aus Geschichte und Leben, Erzählungen (Seehund, Frühglocke, Friede auf Erden, Ein Wort, Der Dickkopf und das Peterlein, Am Ende der Welt), herausgegeben von K. Meyer-Frommhold 1907; Das deutsche Herz (mit Nachruf) 1908; Das Tagebuch meines Urgroßvaters 1908; Die Seligpreisungen unseres Herrn, herausgegeben von H. Bassermann 1908; Die sieben Wochentage und andere Erzählungen (Frühglocke, Ein rasches Ende, Pfarrkranz, Der Dickkopf und das Peterlein, Ein Wort, Der Besuch, Helene, Die vier Fichten, Die sieben Wochentage) 1909; Vergessene Kinder, Erzählungen (Der erste Reiter, Bei Gleim, Der Landsmann, Geschenk der Patin, Entdeckung des Heidelberger Schlosses, Vergessene Kinder) 1910; Aus Dichters Werkstatt, 1910; Brunnenrast 1911. — Auswahl in verschiedenen Zusammenstellungen des schon Veröffentlichten: Treuherzige Geschichten 1912; Vier Novellen (darin „Le-

onie" und Einleitung von F. Rösiger) 1913; Die Frühglocke (Einl. von R. Weitbrecht) 1908; Ausgewählte Erzählungen 1924. — Einen Nachruf auf den 1906 verstorbenen Professor der inneren Medizin Oswald Vierordt brachten „Die Grenzboten" 1908 als letzten Aufsatz Schmitthenners. W. C. Oeftering.

Emil Gött.

Er war Dichter, Erfinder und akademischer Bauer. Wer das richtig liest, fühlt instinktiv die Tragik seines Lebens. Er war der Typus eines Idealisten; ein Ideolog, der mit dem Einsatz seines Lebens zahlte. Von Haus aus ohne Geldmittel, war es ihm trotzdem unmöglich, andere im Unglück zu sehen, ohne zu helfen. Er rieb sich in Entbehrungen auf, als Asket seines Grundsatzes: „Das eigene Leben herrisch leben, dem Ganzen dienend untergehn". Er starb am 13. April 1908, erst 44 Jahre alt, zu Freiburg i. B., geboren war er am 13. Mai 1864 zu Jechtingen am Kaiserstuhl. Der Vater war beim Städtischen Grundbuchamt Beamter auf Grund des Zivilversorgungsscheines. Die Mutter, eine fleißige Frau, Alemannin, voll Humor und schriftstellerisch begabt (vgl. über sie: Gartenlaube 1912, S. 505—7). In der Familie lebten allerlei Talente. Emil Gött durfte das Gymnasium besuchen, durfte studieren, konnte sich aber zu keinem festen Beruf entschließen. Der Vater grollte. Doch der dichterische Erstling seines Sohnes, das naturalistisch angehauchte Studentenstück „O Academia" (nicht gedruckt) versöhnte ihn; er starb 1889. Im selben Jahr entstand das Lustspiel „Freund Heißsporn", zu dem die Erzählung „Der ungeduldige Freyer" im Lahrer Hinkenden Boten von 1817 die Anregung gab (vgl. Karlsruher Tagblatt, den 26. Januar 1922). Gött kam damit auf die Bühne; das Stadttheater in Freiburg brachte die Uraufführung am 6. Februar 1890. An vielen Einzelzügen, am Temperament des Helden, am Problem „Mann und Weib" merkt man schon den künftigen Gött.

Sofort begann er ein neues Lustspiel als freie Bearbeitung der „Höhle von Salamanca" des Cervantes; es hieß „Der Adept". Freiburg zeigte sich zur Uraufführung geneigt. Aber Gött hatte gerade mit einer Schrift gegen das Kochsche Tuberkulin unangenehmes Aufsehen erregt — er war unter dem Einfluß seiner Freundschaft mit Emil Strauß Anhänger des Vegetarismus und

der Naturheilmethode geworden — und so unterblieb die Aufführung. Für Gött traten lebensreformerische Probleme in den Vordergrund. Er wurde gewissermaßen ein Vorläufer der deutschen Jugendbewegung, deren Anhänger mit persönlicher Verantwortung gegen sich selbst ihr Leben abseits der ausgetretenen Geleise zu gestalten suchen. Gött wagte das Experiment und wurde Bauer. Auf einer Wanderung nach Italien, Tirol, Steiermark und wieder heim verdiente er sich seinen Unterhalt als Gärtner; 1892/93 bewirtschaftete er mit Emil Strauß das Landgut „Buck" bei Breisach. Damit begann der Kampf mit der nackten Existenz, der ihm zwar viele Erkenntnisse eintrug, viel seelische Befriedigung gewährte, und dem er doch körperlich nicht gewachsen war. Der Dichter kam seltener und oft nur mühsam zu Wort. Des Verdienstes wegen schrieb er Geschichten für den „Lahrer Hinkenden Boten" und verbrauchte das Geld zum Teil für Basteleien und Erfindungen. 1894 führte das Königliche Schauspielhaus den „Adept" auf; der Erfolg, der das Stück auch auf andere Bühnen führte, verschaffte dem Dichter so viel Mittel, daß er ein eigenes Landstück, die Leihalde bei Zähringen kaufen konnte. Er pflanzte und baute und brachte sich kärglich durch. An Heiraten war nicht zu denken. Das Dichten tröpfelte nur. Die Einsamkeit machte ihn zum Grübler. Die Tagebücher füllten sich mit tiefen und eigenwilligen Gedanken über Gott, Ich, Mensch und Welt. Ab und zu schickte er als Zeno ein paar Aphorismen an die „Jugend". Über das Thema „Weib und Mann" schrieb er 1898 seine brausende und ideenreiche dramatische Dichtung „Fortunatas Biß", um sie, nachdem der erste Überschwang verflogen war, im Schreibtisch zu verschließen. Ende 1901 beendet er, nach siebenjährigem Bemühen, nach mehreren Entwürfen und Umarbeitungen, seine reifste, mit Gewittern geladene dramatische Dichtung „Edelwild" nach einer Erzählung aus „1001-Nacht" (vgl. Pyramide 1916, Nr. 44, 45). Fehsenfeld in Freiburg druckte und verlegte sie, aber einer Aufführung am Berliner Lessingtheater 1903 widersetzt sich der Dichter — aus Schamgefühl, weil zu viel Eigenes in dem Werk steckte.

1906 ging er wieder an ein Lustspiel — welch ein Held des Lebens, der trotz Not und Herzkrankheit die Kraft zum Lustspiel findet! — es war „Mauserung" nach einem Stück des Lope de Vega, das er indes völlig umschmolz. 1908 wurde es nach

einigen Umarbeitungen fertig. Wenige Wochen darauf starb der Dichter im Freiburger Krankenhaus, nachdem er in Bad-Nauheim vergebens Heilung gesucht hatte. 1911 gab Roman Woerner in drei schmalen Bänden seine Werke mit biographischer Einleitung heraus; 1914 folgten die Auswahl der Tagebücher und Briefe und die Kalendergeschichten, 1919 die Briefe an einen Freund (Gustav Manz), 1921 eine Darstellung „Emil Gött. Sein Anfang und sein Ende" aus der Feder seiner betagten Mutter Maria Ursula Gött; 1923 „Nachdenkliche Geschichten", herausgegeben von G. Manz.

Damit hat Götts breitere Wirkung in der Öffentlichkeit sich vertieft. Seine Stücke kamen alle da und dort auf die Bühne. Seine Persönlichkeit wurde Gegenstand mannigfacher Untersuchungen; selbst einige seiner Erfindungen wurden ausgebeutet. Daß nach seinen Anregungen aus dem Ginster eine Art Wolle gesponnen wurde, hat er selbst noch erlebt. Das Unterseeboot, das lenkbare Luftschiff, den billigen Trockenbau usw. haben andere und technisch vorgeschultere Köpfe zur Wirklichkeit gemacht. Neidlos hätte sich Gött, der soziale Individualist, darüber gefreut. Der Bauer und der Erfinder haben ihn von seinem eigentlichen Beruf des Dichters abgezogen; aber sie haben ihn mit all ihrer Not in leidvoller Lebensschule als Menschen geläutert. Und sein Menschentum gibt eben auch seinen Werken ihre letzte Weihe und seelische Tiefe.

Der „Freund Heißsporn", 1890 in Freiburg uraufgeführt, gelangte 1921 in Leipzig und Karlsruhe wieder mit Erfolg auf die Bretter. „Der Adept" kam Februar 1894 unter dem von G. Manz stammenden Titel „Verbotene Früchte" in Berlin heraus, wurde vielfach dargestellt, 1905 von Gött verbessert und als „Der Schwarzkünstler" wieder in die Welt geschickt (vgl. Welttheater, München 1924). Die drei übrigen Dramen fanden erst nach des Dichters Tod ihren Weg aufs Theater. Die „Mauserung" im September 1908 in Karlsruhe, später auch in Berlin und an andern Orten; „Fortunatas Biß" ebenfalls in Karlsruhe durch die „Heimatliche Kunstpflege" im Dezember 1912; „Edelwild" 1916 in Leipzig, Karlsruhe, Berlin usw. So ist Emil Gött trotz der verhältnismäßig geringen Zahl seiner Werke der erste vollwertige dramatische Dichter Badens geworden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Literatur bis 1915 siehe in Biogr. Jahrbuch 17, 1912 (Berlin 1915), S. 248—56. Seitdem sind anzufügen: F. Droop, Götts Vermächtnis, 1917. — Oestering, A. Fendrich und E. G. in Lit. Echo 17, 1915; Derselbe, E. G. (Dichter und Bühne 1921); Gust. Peters, E. G. und seine Bühnenwerke (Bühnenführer 1922); Gust. Peters, E. Gs. Dichtungen und ihre Beziehungen zu seinen philos. Gedanken. Diss. München 1922; E. Engelhardt, Nothelfer E. G. 1922; Rheinische Thalia, Mannheim, Gött-Heft, Mai 1922; Jos. Mußler, G., Nietzsche und Tolstoj im Jahrbuch der bad. Lehrer I, 1925 und in Synthese, Heidelberg 1924.

W. E. Oestering.

Karl Joseph Rolfus

der ältere Bruder des katholischen Pädagogen Ludwig Hermann Rolfus (vgl. Bad. Biographien 5, 670), wurde am 24. Januar 1819 zu Freiburg i. Br. geboren. 1842 zum Geistlichen ordiniert, fand er zunächst als Vikar an verschiedenen Orten des Landes Verwendung. Während der Wirren des Jahres 1848 war er Pfarrverweser in Niederwihl und mußte, da er sich durch sein unerschrockenes Eintreten für das angestammte Fürstenhaus den Haß der Republikaner zugezogen hatte, in die Schweiz flüchten. Dort gründete er in Steinenberg im Kanton Schwyz eine klösterliche Niederlassung von Schwestern, mit der er aber schon nach wenigen Monaten nach Otmarsheim im Elsaß übersiedelte, wo dieselbe noch heute als Kloster der Anbetung zu Otmarsheim blüht. Im Jahre 1849 kehrte Rolfus wieder nach Baden zurück und war in den nächsten Jahrzehnten an den verschiedensten Orten und in den verschiedensten Stellungen tätig. 1869 kam er als Pfarrverweser nach Herten, 1871 wurde er dort Pfarrer. In Herten gründete er, bereits sechzig Jahre alt, eine Kretinenanstalt, die 1879 mit drei Pfleglingen eröffnet wurde und für die er die Mittel aus freiwilligen Beiträgen aufgebracht hatte. Seinem unermüdlichen Eifer gelang es alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden und seine Schöpfung in kurzer Zeit bedeutend zu erweitern. Schon in den Jahren 1885—1887 konnten ein großes Anstaltsgebäude erstellt, sowie Werkstätten für Bäckerei, Schreinerei, Schneiderei und Schusterei und ein Ökonomiegebäude errichtet

werden. Im Jahre 1887 wurde ferner der Verein „St. Josephs-Haus in Herten" ins Leben gerufen und auf ihn das Eigentumsrecht der Anstalt übertragen. Rolfus selbst verzichtete 1894 auf seine Pfarrei und siedelte in die Anstalt über, um sich ausschließlich der Fürsorge für seine Pfleglinge zu widmen, deren Zahl mit der Zeit auf über 400 stieg. Über achtundsiebzig Jahre alt schied er, bis in die letzten Tage rastlos tätig, am 7. März 1907 aus dem Leben. — Rolfus hat sich auch schriftstellerisch betätigt; er verfaßte vielgelesene Jugendschriften, Flugschriften, einige Gebetbücher und eine Arbeit über die Salpeterer (1873). — (Freiburger Diözesan-Archiv, N. F. 12, 25. — Badische Fortbildungsschule 21, 81).

*

Theodor Martin

Fürstlich Fürstenbergischer Hofkaplan und Geistlicher Rat, päpstlicher Geheimkämmerer, wurde in Konstanz den 18. Juni 1839 als Sohn eines Schneidermeisters geboren. Von 1851 bis 1859 besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt, studierte dann an der Universität Freiburg Theologie und wurde im August 1863 im Priesterseminar zu St. Peter durch Erzbischof von Vicari zum Priester geweiht. Seinen ersten Posten erhielt er als Vikar in Donaueschingen, wo er durch seine Predigten und sein segensreiches Wirken, wie durch seine vornehmen Umgangsformen bald die Aufmerksamkeit des fürstlichen Hofes auf sich zog. 1867 ernannte ihn Karl Egon III. von Fürstenberg zum Verweser der fürstlichen Hofkaplanei auf Heiligenberg. Die endgültige Übertragung dieser Kaplanei und die Investitur auf dieselbe erfolgte jedoch erst im Juni 1880, da das Ministerium sich bis dahin geweigert hatte, wegen des bestehenden Examensgesetzes seine Zustimmung zur definitiven Übertragung der Pfründe zu geben. Hier in Heiligenberg, auf dem herrlichen, dem Verkehr ziemlich entlegenen Fleckchen Erde, entfaltete Martin eine segensreiche Tätigkeit. Neben seiner Stellung als Hofkaplan verwaltete er mehrmals die Pfarreien Röhrenbach und Bettenbrunn, bis in die letzten Jahre seines Lebens erteilte er den Religionsunterricht an der Schule zu Heiligenberg. Ganz besonders war er gefeiert und gern gehört als Kanzelredner. Seine Vorträge atmeten Geist und zugleich liebevolle Milde, weshalb er auch ein vielbegehrter Festprediger war. Die viele Muße aber,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die ihm sein Amt gewährte, benützte er reichlich zu eifrigem Studium, und da war es besonders die Lokalgeschichte, in der er es zu bedeutendem Wissen brachte. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er zum größten Teil in den „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung" niedergelegt. Hier erschienen u. a. „Aus den Zeiten der Judenverfolgungen am Bodensee um 1348", „Wappensagen und Kaisersprüche" (1882), „Schloß Heiligenberg in Schwaben" (1883), „Die Schloßkapelle in Heiligenberg" (1883), „Trachten am Bodensee (in vorrömischer, römischer und nachrömischer Zeit)" (1891), „Erinnerungen an den Fürsten Karl Egon III. zu Fürstenberg" (1892). Auch sonst hat er sich mehrfach schriftstellerisch betätigt. 1876 erschien zum Gedächtnis des 600jährigen Bestandes des Schlosses Heiligenberg: „Heiligenberg einst und jetzt". 1882 hat er in einer Reisebeschreibung „Im Fluge" die Eindrücke seiner ersten Italienreise niedergelegt und im gleichen Jahre verfaßte er eine Geschichte und Beschreibung der prächtigen Schloßkapelle, die eben erst durch Fürst Karl Egon eine wundervolle Renovation erfahren hatte. Mehrere kleinere Arbeiten, z. B. ein „Führer durch die Schloßkapelle", „Der Krondorn Christi in der Hofkapelle zu Heiligenberg", „Der Rittersaal des Schlosses Heiligenberg" seien außerdem noch erwähnt. — Martins ganzes Wirken war getragen von einer ungewöhnlichen Anhänglichkeit und Treue gegen das Haus Fürstenberg, die ihn veranlaßten, wiederholt von anderer Seite an ihn ergangene verlockende Anträge abzulehnen. Zwischen ihm und der fürstlichen Familie bildete sich im Laufe der Jahre ein förmliches Freundschaftsverhältnis heraus, das u. a. während deren Anwesenheit auf Heiligenberg im täglichen Verkehr mit ihr zum Ausdruck kam. 1899 betraute Fürst Max Egon Martin unter gleichzeiter Verleihung des Titels eines Fürstlichen Geistlichen Rats mit der Bearbeitung der kirchlichen Angelegenheiten, soweit sie die fürstliche Verwaltung berührten, namentlich der Besorgung der Geschäfte hinsichtlich der Besetzung der fürstenbergischen Patronatspfarreien. Die Gemeinde Heiligenberg, mit welcher Martin durch vier Jahrzehnte verwachsen war, gab ihrer Liebe, Verehrung und Dankbarkeit bei verschiedenen Anlässen beredten Ausdruck. In ausgezeichneter Weise verstand er es, die Pflichten des Hofmanns mit denen des Priesters zu vereinbaren; er war ein

großer Wohltäter der Armen, ein eifriger Förderer aller guten und gemeinnützigen Bestrebungen, ein gütiger, liebevoller Freund und Berater seiner geistlichen Mitbrüder. Die letzten Lebensjahre Martins waren durch Krankheit getrübt; ein Herzleiden brachte ihm manche Beschwerden. Am 10. September 1906 ist er ihm erlegen; ein Schlaganfall machte seinem Leben ein Ende. — (J. Rübsamen in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees. 36. Heft (1907), S. V—X).

Hugo Ehrensberger

wurde in Engen am 21. September 1841 als Sohn eines Nagelschmieds geboren. Er ergriff den geistlichen Beruf und wurde nach Vollendung seiner Studien im August 1865 zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung erhielt er im September des gleichen Jahres als Vikar in Haslach im Kinzigtal; 1868 kam er als Pfarrverweser nach Möggingen im Amt Konstanz. Neben seinen theologischen Studien hatte Ehrensberger auf der Universität Freiburg auch philologische Vorlesungen gehört. Um die philologische Ausbildung auf dieser Universität zum Abschluß zu bringen, erhielt er im Dezember 1869 Urlaub, bestand das Staatsexamen und wurde im Jahre 1871 unter die Zahl der Lehramtspraktikanten aufgenommen. 1875 wurde er Professor am Gymnasium in Rastatt, 1879 nach Offenburg, 1881 nach Tauberbischofsheim und 1894 nach Bruchsal versetzt, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Seit langer Zeit hatte sich Ehrensberger mit kirchengeschichtlichen, insbesondere auch mit liturgischen Studien beschäftigt. Im Jahre 1889 trat er mit einer eingehenden und sachkundigen Beschreibung der liturgischen Handschriften der Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe in die Öffentlichkeit (Bibliotheca Liturgica Manuscripta), zu welcher W. Brambach ein das Verdienst der Arbeit würdigendes Vorwort schrieb. Auf Grund dieser auch von der Kritik rühmend anerkannten Leistung und anderer literarischen Arbeiten wurde Ehrensberger 1891 von der theologischen Fakultät der Universität Freiburg zum Doktor Theologiae promoviert und erhielt im gleichen Jahre einen sechsmonatigen Urlaub zum Zweck einer Studienreise nach Rom, der im folgenden Jahre bis zum Ende des Studienjahres 1892/93 verlängert wurde. Ehrensberger benutzte diese Zeit zu einer ein-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gehenden Verzeichnung und wissenschaftlichen Beschreibung der liturgischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek. Das Ergebnis war das 1897 erschienene Werk „Libri Liturgici Bibliothecae Apostolicae Vaticanae Manuscripti". Papst Leo XIII., der die Widmung des Werkes gestattet hatte, ernannte Ehrensberger im gleichen Jahre zum Geheimkämmerer. — Auf dem Gebiete der badischen Landesgeschichte hat sich Ehrensberger mannigfache Verdienste erworben. Vom Jahre 1887 an stellte er seine gründlichen Kenntnisse der Ortsgeschichte in den fränkischen Landesteilen als Pfleger in den Dienst der Badischen Historischen Kommission; für die „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden" übernahm er die Bearbeitung der meisten lokalgeschichtlichen Nachweise des den Kreis Mosbach umfassenden Bandes, die auf genauer Kenntnis der betreffenden Gegend und gründlichen archivalischen Studien beruhen. Eine Reihe kirchengeschichtlicher Arbeiten veröffentlichte er im „Freiburger Diözesan-Archiv". Alle Arbeiten Ehrensbergers zeichnen sich durch große Sorgfalt und Zuverlässigkeit aus und es darf ihnen ein bleibender Wert in der vaterländischen Topographie und Geschichte zuerkannt werden. — Zu Beginn des Jahres schwer erkrankt, starb Ehrensberger am 24. Januar 1904. Er war ein frommer Priester, ein gewissenhafter, bei seinen Schülern sehr geschätzter Lehrer, ein eifriger und gründlicher Gelehrter, als Mensch durch seinen geraden offenen Charakter bei allen, die ihm näher standen, geachtet und beliebt. — (v. Weech in den Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission Nr. 26, 33—36. — Vgl. außerdem J. Mayer im Freiburger Diözesan-Archiv N. F. 5, 437—440 und 7, 55; J. Lauchert im Biographischen Jahrbuch 9, 199 f.).

Karl Pfaff

wurde am 29. Oktober 1856 als Sohn des Seminaroberlehrers Joseph Erasmus Pfaff in Ettlingen geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Heidelberg widmete er sich an der Universität daselbst unter der Leitung der Professoren Ribbeck, Wachsmuth, Fritz Schöll, Uhlig, Gelzer, Osthoff und Stark dem Studium der klassischen Philologie und alten Geschichte. Im September 1881 fand er Verwendung als Lehramtspraktikant an dem gleichen Gymnasium, dem er vordem als Schüler angehört hatte, und wurde

auch an diesem 1887 zum Professor ernannt. Lange Jahre wirkte er erfolgreich an der Anstalt, bis zunehmende Krankheit ihn nötigte 1906 sein Amt niederzulegen. Von seinem Beruf als Lehrer hatte Pfaff eine hohe und ideale Auffassung. Sein Unterricht zielte darauf ab, möglichst allseitig anzuregen; die mannigfachen geistigen Interessen, die ihn erfüllten, und seine eigene Begeisterung für alles Schöne und Erhabene suchte er auch in den Herzen der Schüler zu wecken und zur Betätigung zu bringen. Noch sehr viel später haben viele von denen, die zu seinen Füßen gesessen, dankbar bezeugt, daß sie von diesem Lehrer eine unvergleichliche Anregung empfangen haben; manche derselben traten schon als Schüler zu ihm in ein näheres freundschaftliches Verhältnis, das die Schulzeit überdauerte. Neben seinem Beruf fand Pfaff noch Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten. 1885 und 1889 erschienen in der Sammlung der „Europäischen Wanderbilder" die ersten Ausgaben seiner Schrift über Heidelberg. Die dritte Auflage wurde nach völliger Neubearbeitung stark erweitert unter dem Titel „Heidelberg und seine Umgebung" 1897 in Heidelberg selbst gedruckt und mit einer großen Zahl von Photographien ausgestattet, die Pfaff zumeist persönlich aufgenommen hatte. So wurde der ursprünglich anspruchslose Führer zu einer ausführlichen, gediegenen Monographie. Veranlassung zu einer abermaligen Erweiterung gaben 1901 hauptsächlich die Ausgrabungen, die Pfaff seit dem Jahre 1898 mit städtischen Mitteln veranstaltet hatte und die über die Besiedlung Heidelbergs und seiner Umgebung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit wichtige Aufschlüsse erbrachten. Er war der erste, der hier solche Ausgrabungen in umfassendem Maße nach streng wissenschaftlicher Methode durchführte. Der Nachweis, daß diese Gegend seit vorgeschichtlicher Zeit ununterbrochen besiedelt war, daß eine Kultur die andere ablöste, von der neolithischen Periode bis zur Gegenwart, war das Ergebnis seiner sorgfältigen Forschungen. — Es ist mit Recht gesagt worden, daß der Geschichtschreiber Heidelbergs nicht vorübergehen könne an dem historischen und künstlerischen Mittelpunkt der Landschaft, dem Schloß auf dem Jettenbühl; dies gilt in besonderem Maße für den Historiker, der zugleich Kunstfreund und Kunstkenner ist. Und so war denn auch Pfaff nicht nur auf die Erforschung der Vergangenheit der Burgruine bedacht, sondern auch auf die richtige Würdigung ihres Kunst-

wertes. Als geschätztes Mitglied des engeren Ausschusses des Schloßvereins hat ihn außerdem mit andern namentlich die Frage nach der Zukunft des Schlosses viel beschäftigt: ob das Ruinenbild erhalten oder die Prachtfassade des Otto-Heinrichsbaus durch Wiederherstellung des ganzen Baues geschützt werden solle. Von allem aber, was über das Schloß gesagt oder geschrieben wurde, hat er Kenntnis genommen und es in einem inhaltsreichen Kapitel seines Buches zusammengefaßt. Auch als die immer heftiger auftretende Krankheit Pfaff gezwungen hatte, um seine Pensionierung nachzusuchen, setzte er seine Ausgrabungen fort und begann jetzt, vom Stadtrat zum Konservator der städtischen Sammlungen ernannt, die bis dahin an verschiedenen Orten zerstreuten Kunstschätze und Altertümer Heidelbergs in das zu diesem Zwecke eingerichtete Cheliussche Haus in der Hauptstraße zu übertragen und zu ordnen. Diese schwierige Arbeit war sein letztes Werk. Als die Sammlungen (heute „Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg") im Mai 1908 eingeweiht wurden, konnte Pfaff an der Feier nicht mehr teilnehmen, einige Wochen darauf erlöste ihn der Tod von schwerem Leiden. Am 17. August 1908 ist er dahingegangen. — (Fr. Schmidt in den Südwestdeutschen Schulblättern 1908, S. 378—380.)

Adolf Meuser

ist am 11. Oktober 1844 in Dörsdorf in Nassau geboren. Er stammte aus einer alten Lehrersfamilie, erhielt eine sorgfältige Erziehung im Elternhause und besuchte später das Gymnasium in Gießen. Die Mittel des Vaters reichten nicht aus, um den begabten Sohn der höheren wissenschaftlichen Ausbildung zuzuführen. So sah sich dieser gezwungen, den Beruf eines Volksschullehrers zu wählen. Durch Selbststudium brachte er es soweit, daß er beim Austritt aus dem Lehrerseminar seine Kursgenossen an Kenntnissen weit überragte. Die Hauptwerke der schönen Literatur der meisten Völker waren ihm bekannt; insbesondere fesselte ihn jedoch das Studium der Naturwissenschaften. Die Frucht seines Selbststudiums war die Erlangung des Doktortitels durch die Universität Leipzig, eine für einen Volksschullehrer hervorragende Leistung. Im Jahre 1871 wurde er seiner vorzüglichen Zeugnisse wegen vom Stadtrat in Mannheim an die dortige neuerrichtete erweiterte Volks-

schule mit Ganztagsunterricht berufen. Anfangs sollte er die Neuorganisation des Turnunterrichts übernehmen; er wandte sich jedoch mehr dem eigentlichen Schulunterricht zu und zählte bald zu den tüchtigsten Schulmännern der Stadt. In den 1870er Jahren machte sich im Badischen Lehrerverein das Bedürfnis einer zweiten Fachzeitung geltend, und Meuser beschloß, unterstützt von einigen Freunden, eine solche unter dem Namen „Neue Badische Schulzeitung" zu gründen. Zwölf Jahre lang lag die Leitung dieser Zeitung, die besonders unter der jüngeren Generation der badischen Volksschullehrer ihre Anhänger hatte, in seiner Hand. Er stellte sich auf den Standpunkt der neuzeitlichen Forderungen der fortschrittlich gesinnten Lehrer, und eine seiner Hauptforderungen war die Einführung der konfessionslosen Schule. Daneben unterstützte er mit Tatkraft und Geschick die Bestrebungen der badischen Volksschullehrer nach sozialer Besserstellung. Wegen einiger scharfen gegen die Oberschulbehörde gerichteten Artikel wurde er in eine Disziplinaruntersuchung verwickelt, die mit seiner Entlassung aus dem Dienste endigte. Später wurde wohl das Urteil auf Betreiben einflußreicher Freunde aufgehoben; aber Meuser trat von der Leitung der von ihm gegründeten Zeitung zurück, blieb jedoch noch jahrelang Mitarbeiter derselben. Eine Frucht seiner schriftstellerischen Tätigkeit auf dem Gebiete des Volksschulwesens war eine auf Grund mühsamer Quellenforschung verfaßte „Geschichte der Mannheimer Volksschule". Meuser war Gründer und erster Vorsitzender des Mannheimer Diesterwegvereins, dessen Zweck die Förderung und Pflege der pädagogischen und allgemeinen wissenschaftlichen Weiterbildung der Volksschullehrer ist. Mit den hervorragendsten Männern auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung stand er in lebhaftem Briefwechsel, und kaum ist ein badischer Volksschullehrer über die Grenzen der engeren Heimat hinaus so bekannt geworden wie Adolf Meuser. Infolge seiner geschwächten Gesundheit wurde er 1903 in den Ruhestand versetzt. Er starb am 16. Juni 1906 in Mannheim. † B. Schwarz.

August Grimm

geboren am 18. Juni 1851 in Aglasterhausen, war nach vierzehnjähriger Verwendung als Unterlehrer an verschiedenen Orten von 1882 bis 1904 Hauptlehrer in Achern, wo er am 7. Oktober 1904

starb. Ausgestattet mit hervorragenden Geistesanlagen und reichen Kenntnissen, welche er sich im Gymnasium zu Tauberbischofsheim und im Lehrerseminar Ettlingen erworben, nahm Grimm schon als junger Unterlehrer den regsten Anteil an den Bestrebungen der badischen Lehrerschaft nach einer sozialen Besserstellung. Er wirkte bei der Gründung der verschiedenen Vereinigungen des badischen Volksschullehrerstandes, welche dieses Ziel im Auge hatten, tatkräftig mit. Daher finden wir ihn bald als Führer und Vorsitzenden in den Lehrerkonferenzen des Bezirkes Achern und des Kreises Offenburg, als Vertreter und Vorstandsmitglied der Konfraternitas, eines Vereins badischer Volksschullehrer zu gegenseitiger Unterstützung bei Feuerschaden, des Vereins unständiger Lehrer zu gegenseitiger Unterstützung in Krankheitsfällen, der Aktiengesellschaft Konkordia für Buch- und Lehrmittelverlag. Auch die Krankenfürsorge badischer Lehrer verdankte Grimm ihr Entstehen. In allen diesen Ehrenämtern wußte er oft unter recht schwierigen Verhältnissen seine Ansicht mit Geschick und Tatkraft zur Geltung zu bringen und sich die Achtung seiner Kollegen in hohem Grade zu erwerben. So kam es, daß im Jahre 1898 die badische Lehrerschaft Grimm zu ihrem Führer wählte und ihm als Nachfolger Heyds das Amt eines Obmanns des Badischen Lehrervereins übertrug. Ein scharfer Verstand, eine schnelle Auffassungsgabe, ein treues Gedächtnis und eine ganz ungewöhnliche Gabe der Beredtsamkeit ermöglichten ihm in schwierigen Sachen den Weg zum Ziele zu finden. Grimms tatkräftigem Einschreiten ist die Herausgabe des dritten Bandes, der unter seinem Vorgänger Heyd begonnenen „Geschichte der Entwicklung des badischen Volksschulwesens" zu verdanken. Ein Denkmal auf dem Friedhofe in Achern, dem langjährigen Führer von der badischen Lehrerschaft gewidmet, gibt Zeugnis von deren Wertschätzung über das Grab hinaus. † B. Schwarz.

Eduard Kaiser

der ältere Bruder des Historien- und Schlachtenmalers Friedrich Kaiser (vgl. Bad. Biographien 4, 214), wurde am 19. Januar 1813 in Weisweil im Amt Emmendingen geboren. Seine Jugend verlebte er in Lörrach, wohin der Vater als Landchirurg übergesiedelt war. Im Oktober 1828 bezog der Fünfzehnjährige

die Universität Freiburg, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Er hörte bei Baumgärtner (Biogr. 1, 47) Pathologie und Therapie, bei K. J. Beck (Biogr. 1, 55) Chirurgie, Augenheilkunde, Otiatrik, Verband- und Operationslehre und bei J. Schwörer (Biogr. 2, 293) Geburtshilfe. Nachhaltigen Einfluß gewann auf seine ganze Geistesrichtung der Historiker und Staatsrechtslehrer, vor allem aber der Politiker Karl von Rotteck, in dessen Haus er in Freiburg verkehrte und dem er zeitlebens eine hohe Verehrung bezeigte. Wenig über zwanzig Jahre alt bestand er im September 1833 in Karlsruhe die Staatsprüfung. An dieselbe schloß sich im Jahre 1834 ein halbjähriger Aufenthalt in Paris, welcher die weitere berufliche Ausbildung in den dortigen großen Spitälern zum Zwecke hatte. Briefe und Zusendungen, die Rotteck Kaiser mitgegeben hatte, führten diesen bei dem alten Freiheitskämpfer Lafayette ein, dem er kurz vor dessen noch im gleichen Jahre erfolgten Tode bei wiederholten Besuchen persönlich nähergetreten ist. Nach seiner Rückkehr aus Paris ließ sich Kaiser in Lörrach als praktischer Arzt nieder; dort ist er auch neunzigjährig am 16. Juni 1903 gestorben. — „Vorliebe für Geschichte, Literatur und Philosophie, ein künstlerischer Geschmack und ziemlich analytischer Kopf", wie er selbst sagt, veranlaßten ihn schon früh zu Arbeiten und kleinen Korrespondenzen für Zeitungen. Auf diesem Wege kam er zur Politik, obwohl er seiner ganzen Charakteranlage nach zum praktischen Politiker wenig geeignet war. Von ausgesprochener Eigenart, unabhängigem Sinne und rückhaltloser Offenheit neigte er dazu Opposition nach allen Seiten zu machen, und die Art, wie er, unbekümmert um rechts und links, seine Überzeugung vertrat, erwarb ihm nicht den Beifall der Menge. So konnte es kommen, daß in den Sturmjahren 1848 und 1849 in seiner Heimat Angestellte und Staatsdiener den Verkehr mit ihm mieden, aus Besorgnis für „Volksverräter" gehalten zu werden, und daß auf der anderen Seite die revolutionären Gewalthaber zweimal des berüchtigten Reaktionärs sich bemächtigten und nicht übel Lust zeigten, ein Exempel an demselben zu statuieren. Im Jahre 1850 in die Zweite Kammer gewählt, fühlte er sich aus dem gleichen Grunde in derselben bald vereinsamt und verzichtete bereits im folgenden Jahre auf sein Mandat und gleichzeitig auch endgültig auf eine weitere politische Betätigung in größeren Ver-

hältnissen. Außer gelegentlich einer Interpellation, die er über die Aufhebung des Kriegszustands in Baden einbrachte und begründete, hat er in der Kammer nur noch einmal zu einer längeren Rede das Wort ergriffen, und zwar aus Anlaß des Militärvertrags mit Preußen im November 1850. Persönlich ist seine politische Tätigkeit insofern nicht ohne Bedeutung für ihn geblieben, als sie ihn schon früher mit Karl Mathy in Berührung gebracht hatte, dem er bis zu dessen Tod in Freundschaft verbunden blieb, und durch den er wiederum mit dem Freiherrn von Roggenbach bekannt wurde, dessen durch die Nähe seines Wohnsitzes begünstigter vertrauter Umgang ihm die späteren Jahrzehnte seines Lebens verschönte. Roggenbach war es auch, der Kaiser veranlaßte, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen. Dieselben, in der Mitte der siebziger Jahre niedergeschrieben, gewähren in ihrer Ursprünglichkeit und Treue einen anziehenden Einblick in die Verhältnisse, Stimmungen und Strömungen im badischen Lande in einer uns nunmehr so fern liegenden Zeit und berichten manchen reizvollen Zug aus dem Leben und Wirken mehr oder minder hervorragender Persönlichkeiten, die des Verfassers Lebensweg gekreuzt haben und auf die er offensichtlich eine besondere Anziehungskraft auszuüben wußte. — (Aus alten Tagen. Lebenserinnerungen eines Markgräflers 1815—1875 von Eduard Kaiser, Lörrach (1911). K.

Friedrich Engelhorn

wurde am 17. Juli 1821 in Mannheim geboren. Vierzehnjährig trat er als Goldarbeiter und Uhrmacher in seiner Vaterstadt in die Lehre, ging dann nach dreijähriger Lehrzeit auf die Wanderschaft nach Mainz, Frankfurt, München, Wien, Genf und Lyon und ließ sich 1846 als Goldarbeiter in Mannheim nieder. Schon früh gewann er das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn 1848 zum Major der Bürgerwehr wählten, als deren Kommandant er an dem kritischen 22. Juni 1849 durch tatkräftiges und umsichtiges Eingreifen wesentlich zum unblutigen Gelingen der Gegenrevolution in der Stadt beitrug. Schon im Oktober 1848 hatte Engelhorn in Verbindung mit den Inhabern einer in Mannheim bestehenden Gasapparat-Gesellschaft unter der Firma Engelhorn & Co. eine Kommandit-Aktien-Gesellschaft zur Herstellung von portativem Gas ins Leben gerufen. Der günstige Erfolg des

Unternehmens führte ihn ganz dem Gasfach zu. 1851 übertrug die Stadt Mannheim ihm in Gemeinschaft mit den Karlsruher Gasunternehmern Spreng und Sonntag unter der Firma „Badische Gesellschaft für Gasbeleuchtung" die Errichtung eines Gaswerkes aus städtischen Mitteln. Engelhorn wurde der technische und kaufmännische Leiter der Fabrik, deren Betrieb von der Stadt an das Konsortium verpachtet wurde. 1861 gründete Engelhorn zusammen mit dem schon genannten Sonntag, dem Mannheimer Kaufmann O. Dyckerhoff und Dr. Clemm aus Gießen eine Handelsgesellschaft zur Herstellung von Anilin- und Teerfarben unter der Firma „Chemische Fabrik Dyckerhoff, Clemm & Co." in Mannheim, die Vorläuferin der mit Unterstützung des Chefs des Bankhauses W. H. Ladenburg und Söhne, Seligmann L., 1865 in Ludwigshafen errichteten „Badischen Anilin- und Sodafabrik". Bis zum Jahre 1883 leitete Engelhorn als erster Direktor diese größte aller heute bestehenden, Weltruf genießende chemische Fabrik. Engelhorn war auch Mitbegründer der Rheinischen Kreditbank, der Rheinischen Hypothekenbank, der Mannheimer Gummi-, Gutapercha- und Asbestfabrik, der Alkaliwerke Westeregeln u. a. und gehörte dem Aufsichtsrat einer ganzen Reihe weiterer Unternehmungen an. Mit der baulichen Entwicklung der Stadt Mannheim, namentlich der Erschließung des Baumschulviertels und des Gontardschen Gutes auf dem Lindenhof ist sein Name aufs engste verknüpft. Fr. Engelhorn „war eine Persönlichkeit großen Stils, ein Industriekapitän und Gründer von überragender Bedeutung. Die wirtschaftliche Entwicklung des Industriebezirks Mannheim-Ludwigshafen hat außer den führenden Männern der Familie Ladenburg niemand so stark beeinflußt wie er. Auch in seiner äußeren Gestalt war der hochgewachsene Mann mit dem scharfgeschnittenen Gesicht eine außerordentliche imponierende Erscheinung". Engelhorn erreichte ein Alter von achtzig Jahren und acht Monaten; er starb am 11. März 1902 in Mannheim. — (Fr. Walter, Chronik der Hauptstadt Mannheim für das Jahr 1902, S. 72. — O. Kauffmann in Alte Mannheimer Familien 6, 47—50.)

Karl Ladenburg

war der Enkel Wolf Haium Ladenburgs, des Begründers des Mannheimer Bankhauses W. H. Ladenburg und Söhne, und der

älteste Sohn Seligmann Ladenburgs (vgl. Bad. Biogr. 2, 3 ff.). Am 19. Juni 1827 in Mannheim geboren, trat er nach dreijähriger Ausbildung im Bankfach in London und Paris 1853 in das väterliche Geschäft ein, dem er von 1873 bis zur Umwandlung der Firma in die Süddeutsche Diskonto-Gesellschaft im Jahre 1905 als Seniorchef vorstand. Als solcher entfaltete er eine ungemein umfangreiche kommerzielle Tätigkeit. Sein Name ist unzertrennlich mit dem Ausbau von Mannheims Handel und Industrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verknüpft, der geschäftliche Aufschwung der Stadt in diesem Zeitraum nicht zum kleinsten Teil sein persönliches Werk. Sehr bald entstand kaum ein Unternehmen mehr, das nicht die Mitarbeit des Leiters des Bankhauses M. H. Ladenburg und Söhne sich zu sichern bemüht gewesen wäre. Im Verwaltungsrat der Pfälzischen Eisenbahnen, wie auch in demjenigen der Badischen Anilin- und Sodafabrik war Ladenburg der Nachfolger seines Vaters. Als 1870 unter seiner Teilnahme die „Badische Bank" mit dem Rechte der Banknotenausgabe gegründet worden war, wurde er Präsident des Aufsichtsrates, eine Stellung, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Außerdem führte er den Vorsitz in den Aufsichtsräten der Alkaliwerke Westeregeln, der Rheinischen Elektrizitätsgesellschaft, der Badischen Rück- und Mitversicherungsgesellschaft (heute „Frankona"), der Zellstoffabrik Waldhof, des Vereins deutscher Ölfabriken, der Badischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation Waghäusel, von 1905 bis 1908 auch der aus seinem Bankhaus hervorgegangenen Süddeutschen Diskontogesellschaft und gehörte den Aufsichtsräten der Süddeutschen Jute-Industrie, der Süddeutschen Eisenbahngesellschaft in Darmstadt, der Schuckert-Gesellschaft in Nürnberg, der Badischen Assekuranz-Gesellschaft, der „Vita" (jetzt Hamburg-Mannheimer) Versicherungsgesellschaft, der Mannheimer Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft und einer Reihe weiterer Unternehmungen an. Von 1866 bis 1896 war er Mitglied der Mannheimer Handelskammer, 1868 gehörte er zu den ersten der neu ernannten Handelsrichter. Stets bereit seine Einsicht und seine reichen Erfahrungen, aber auch materielle Mittel und überhaupt seine ganze Persönlichkeit zur Verfügung zu stellen, wenn es galt dem allgemeinen Wohle, dem Vaterland, seiner Heimatstadt zu dienen, von ausgeprägtem Wohltätigkeitssinne, war er dabei eine durchaus schlichte und anspruchslose,

in jedem Sinne bürgerlich einfache Natur. Politisch gehörte er zur nationalliberalen Partei, in der er eine führende Stellung einnahm. Zweimal vertrat er Mannheim im Badischen Landtag, von 1887 bis 1891 und wieder von 1893 bis 1897. Er hatte diese öffentliche Betätigung nicht gesucht, ungewollt war sie ihm geworden. Als Mitglied der Geschäftsordnungskommission und später der Budgetkommission hat er gelegentlich gesprochen, vornehmlich in Budgetangelegenheiten, nicht allzu oft, aber seine Darlegungen zeugten vom Geiste eines erfahrenen Mannes und gründlichen Kenners unseres Wirtschaftslebens. Der Landesfürst ehrte die Verdienste Ladenburgs bei Gelegenheit des hundertjährigen Bestehens der Firma 1885 durch seine Ernennung zum Kommerzienrat und später durch diejenige zum Geheimen Kommerzienrat, seine Vaterstadt durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts (1907). Nachdem es Ladenburg im Mai 1909 noch vergönnt gewesen, die Goldene Hochzeit mit seiner Gattin Ida, geb. Goldschmidt aus Kassel, zu feiern, schied er am 4. Oktober 1909 an den Folgen eines Schlaganfalls aus dem Leben. Die Trauerkundgebungen bei seiner Beisetzung legten Zeugnis ab von dem Ansehen und der Verehrung, die er in weitesten Kreisen genoß. Zur Erinnerung an ihn ist dem Hauptstraßenzug der Villenstadt Neuostheim in Mannheim der Name Karl-Ladenburg-Straße beigelegt worden. — (Fl. Waldeck, Alte Mannheimer Familien 1, 77 ff. — Karl Ladenburg. Sein Leben und Wirken, von seinen Kindern und Enkeln dargestellt, 1907.)

Wilhelm Emelé.

Als Enkel eines französischen Emigranten am 20. Mai 1830 zu Buchen (Baden) geboren, widmete sich Wilhelm Emelé nach Absolvierung des Gymnasiums zu Mannheim der militärischen Laufbahn. Als diese aber infolge der 48er und 49er Wirren ein rasches, freudloses Ende nahm, wandte er sich der von Jugend auf gehegten Neigung zum Zeichnen und Malen zu. Mit 21½ Jahren kam er nach München, wo ein engerer Landsmann, Feodor Dietz aus Neustetten, sich freundschaftlich seiner annahm und ihn in die Anfangsgründe der Kunst einführte. Schon nach 1½jähriger Lehrzeit hatte Emelé im Frühjahr 1853 das Glück, von dem Fürsten zu

Fürstenberg mit einem Gemälde der „Schlacht bei Stockach" (25. März 1799), in der des Fürsten Vater einen schönen Soldatentod gefunden hatte, beauftragt zu werden. Nach einer weiteren zweijährigen Ausbildung zu Antwerpen und Paris, vollendete er im April 1856 das nunmehr in der Donaueschinger Galerie befindliche Bild, das warme Anerkennung fand und trotz einzelner Mängel und Unvollkommenheiten in seinem Schöpfer den späteren Meister in der Darstellung des Pferdes und Schlachtgetümmels erkennen ließ. Noch in demselben Jahre bestellte die Stadt Heidelberg bei ihm eine Skizze des „Heidelberger Brückensturms" (16. Oktober 1799) für ein dem neuvermählten großherzoglichen Paare Badens zugedachtes Album mit Werken einheimischer Künstler. Ein großes Ölbild desselben Gegenstandes erwarb 1858 der Kaiser von Österreich, eine Wiederholung der Graf Albert zu Pappenheim. Der vielverheißende Anfang spornte unsern jungen Künstler zu gesteigerter rastloser Tätigkeit, wobei ihn die malerischen Kostüme der Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts besonders anzogen. Trotzdem wurde er bei den großen Aufträgen, die König Max II. damals für das Nationalmuseum und andere Institute in München vergeben ließ, übergangen.

Emelé malte unverdrossen auf eigene Faust weiter und schuf im Herbst 1858 in dem „Gefecht bei Aldenhoven" (1. März 1793) eine Darstellung der Wiedereroberung der Niederlande durch Erzherzog Karl. Das Bild wurde auf der Ausstellung zu Prag von der Kaiserin Maria Anna für Erzherzog Albrecht, den Sohn Karls, angekauft, der auch Emelés nächste Arbeit, „Ansturm der französischen Kürassiere gegen die österreichischen Karrees in der Schlacht bei Aspern" (21. Mai 1809), erwarb. Von zwei kleineren Bildern aus dieser Zeit (1859/60) verwahrt eines, „Die überfallene Husarenpatrouille", die städtische Sammlung im alten Zeughaus zu München.

Die Erfolge auf den Ausstellungen zu Wien und Prag, sowie die Zurücksetzung in München veranlaßten Emelé 1861 zur Übersiedlung nach Wien, von wo er für die Jahre 1863 und 1864 nach Ungarn gerufen wurde und u. a. im Tolnaer Komitat eine „Jagdgesellschaft" von 28 Reitern, ein farbenreiches, prächtiges Bild von bedeutendem Umfange, malte. Inzwischen hatte er die persönliche Bekanntschaft des Erzherzogs Albrecht gemacht und von ihm

den Auftrag zu jenem Gemälde der „Schlacht bei Würzburg" (3. Sept. 1796) erhalten, das dann in Komposition und Ausführung seine beste Leistung geworden ist. 1867 vollendet, errang es bei der Eröffnungsausstellung des Wiener Künstlerhauses außerordentlichen Beifall. Für denselben Erzherzog malte Emelé seit 1869 an der „Schlacht bei Neerwinden" (18. März 1793) und in anderem Auftrage das jetzt im Waldsteinpalais zu Prag verwahrte „Reitergefecht bei Langenbruck" (24. Juni 1866). Mitten in diese Beschäftigung fiel anfangs Juli 1870 die Kriegserklärung Napoleons III. an Deutschland. Jetzt litt es den durch und durch patriotisch gesinnten Künstler nicht länger in Wien. Er unterbrach die angefangenen Arbeiten und kam mit Hilfe seines alten Freundes Dietz im November zu dem Werderschen Korps nach Dijon. Studienhalber machte er alle Strapazen des Winterfeldzuges mit, war mit auf Vorposten zwischen Dijon und Nuits und bei der dreitägigen Schlacht an der Lisaine und hatte zuletzt die schwere Aufgabe, die Leiche des plötzlich verstorbenen Freundes Dietz in die Heimat (Karlsruhe) zu verbringen. Nach Vollendung seiner Wiener Aufträge verlegte er, einer Einladung des Großherzogs von Baden folgend, Ende Mai 1872 seinen Wohnsitz nach Karlsruhe, wo er seine 70er Kriegserlebnisse in acht größeren Bildern zu verwerten begann. Für die Karlsruher Galerie malte er im Auftrag des Großherzogs die „Schlacht bei Nuits", für den Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg die „Badische Artillerie vor Dijon", für den Generalmajor von Wolff die „Erstürmung des Bahnhofs von Nuits"; außerdem „Das Hauptquartier des XIV. Armeekorps vor Belfort", „Die Verbindungspatrouillen vom VII. und XIV. Armeekorps bei Vésoul" und „Die letzte Attacke der Kürassier-Division Bonnemains gegen Elsaßhausen", die jetzt eine Villa im Rheingau schmückt.

Von Piloty veranlaßt, zog Emelé 1876 zum zweiten Male nach München, hauptsächlich um sich die Fortschritte der modernen Technik anzueignen. Er vollendete hier zunächst einige der in Karlsruhe begonnenen Bilder, fand aber wider Erwarten nicht den gewohnten und verdienten Beifall, vielmehr, besonders von seiten Friedr. Pechts, des bekannten Malers, Zeichners und Kunstschriftstellers, fortgesetzte Anfechtung. Dies erbitterte ihn so, daß er die Lust zum Schlachtenmalen verlor und sich mit jugendlichem

Feuereifer auf das Studium und Malen von Genrebildern der Renaissance- und Rokokozeit verlegte. Nur noch einmal griff er (1880) in die alte liebgewordene Zeit zurück und malte eine Szene aus der „Schlacht bei Dettingen" (28. Juni 1743); im Vordergrunde des Bildes befindet sich König Georg II. von England.

Mit den Genrebildern entstand die zweite Periode seines Schaffens. Noch in München und dann in Berlin, wo er sich 1886 niedergelassen, malte er jene Reihe wertvoller, alsbald in feste Hände übergegangenen Kabinettsstücke aus dem 17. und 18. Jahrhundert, von denen „Lendre" (1880), „Der Morgengruß" (1880), „Der Satteltrunk (Bellingscher Husaren 1770)", „Der erste Reitunterricht" (1883), „Abmarsch schwedischer Reiter aus Rothenburg o./T." (1884), jetzt in der neuen Pinakothek zu München, „Spazierritt", „Idylle" die gelungensten und allgemein bekannt sind. Die Krone von allen war „Der Major du jour" (1889), jetzt in der Galerie zu Karlsruhe.

Ein immer mehr sich verschlimmerndes Augenleiden zwang Emelé 1892 auf die Ausübung der geliebten Kunst fast völlig zu verzichten. Im Oktober d. J. siedelte er zur Pflege seiner alten Tage zunächst nach Karlsruhe und im Sommer 1893 nach Freiburg i. Br. über. Hier war er abwechselnd mit dem Genusse der herrlichen Natur und der Ordnung seines zeichnerischen Besitzes, aus beiläufig 1000 Blättern bestehend, meist Reiterfiguren und Genreszenen, beschäftigt, die Tage im schönen Gleichmaß der abgeklärten Altersarbeit verbringend, die Abende der Geselligkeit widmend, die er zeitlebens gepflegt und die ihm an allen Orten seines Aufenthaltes treue Freunde gebracht hatte. Am 11. Oktober 1905 ist er, ein Nestor der guten alten deutschen Malerkunst, gestorben.

Albert.

Fridolin Dietsche.

Der Bildhauer Fridolin Dietsche ist am 31. Oktober 1861 in Schönau im Wiesental geboren. Seine erste künstlerische Ausbildung empfing er an der Karlsruher Kunstgewerbeschule. Nachdem er diese absolviert hatte, besuchte er die Akademie zu Berlin als Schüler von Fritz Schaper und zu München als Schüler Wilhelm Ruemanns. Nach Abschluß seiner eigentlichen Lehrjahre wurde er an der Karlsruher Kunstgewerbeschule Lehrer für Holzschnitzen und

Modellieren. 1895/96 führte ihn eine einjährige Studienreise nach Paris, Italien und Griechenland; neben der modernen Kunst bekam jetzt die Antike entscheidenden Einfluß auf seine Kunstanschauung. 1898 wurde er Professor an der Karlsruher Kunstgewerbeschule und Leiter der Bildhauerklasse. In die folgenden zehn Jahre bis zu seinem Tod im Jahr 1908 fällt die Hauptzeit seines künstlerischen Schaffens, für die die Reise nach Italien und Griechenland einen entscheidenden Wendepunkt bezeichnet. In seinen früheren Arbeiten hängt er noch unmittelbarer von der Natur ab. Die Bronzefigur eines Sämanns (Kain) ist in der naturalistischen Behandlung der Muskulatur dafür ebenso charakteristisch wie ein Guitarrespieler in der genrehaften Auffassung des Gegenstands. Mit der Zeit aber ringt er sich zum Stil durch. Den Höhepunkt dieser Entwicklung hat er mit dem steinernen Altarkreuz für die 1900 vollendete Karlsruher Christuskirche erreicht. Das Kruzifix bildet mit zwei seitlichen Reliefs: „Geburt Christi" und „Auferstehung" (Auffindung des leeren Grabes) eine einheitliche, die ganze Altarwand umfassende Komposition. Im Gegensatz zu der realistischeren Darstellung des Gekreuzigten, wie sie seit der Spätgotik und Renaissance herkömmlich geworden ist, hat der Künstler seiner Auffassung mehr den strengeren, gebundeneren Typus des romanischen Kruzifixus zugrunde gelegt; dementsprechend zeigt auch der geistige Ausdruck nicht den leidenden, sondern den triumphierenden Erlöser. In der Kraft der psychologischen Wirkung und der Reife der formalen Durchbildung ist der Christus das bedeutendste unter Dietsches vollendeten Werken. — Unter den zahlreichen Aufgaben der Architekturplastik, die Dietsche an Karlsruher und an auswärtigen Bauten ausgeführt hat, sind vor allem die Fassadenfiguren am Neuen Rathaus zu Freiburg zu nennen, die 1901 aufgestellt worden sind; es sind die Bronzestatuen von vier Fürsten, welche den Wechsel der über Freiburg regierenden Herrscherhäuser repräsentieren: Herzog Konrad von Zähringen, Graf Egon I. von Freiburg, Herzog Leopold III. von Österreich und Großherzog Karl Friedrich von Baden. Die Aufgabe, die Fürstenbildnisse aus vier verschiedenen Jahrhunderten, die mit historischer Treue im Kostüm ihrer Zeit wiedergegeben werden mußten, mit der Renaissancearchitektur des Gebäudes stilistisch in Einklang zu

bringen, ist von dem Künstler glücklich gelöst worden. Aus derselben Zeit (1901) stammen auch zwei Brückenstandbilder, Rudolf von Habsburg und Kaiser Maximilian I., die der Künstler für die Freiburger Kaiserbrücke ausgeführt hat. — Die schlichte, männliche Sachlichkeit der Auffassung, welche diese Werke auszeichnet, bewährt Dietsche auch in seiner Porträtplastik. Zu seinen bekanntesten Arbeiten auf diesem Gebiet gehören die Büsten von Hansjakob, Professor Hegar, Staatsminister Nokk, Prinz Max von Baden u. a. Von Hansjakob hat er außerdem eine wegen ihrer lebendigen Charakteristik geschätzte Bronzestatuette geschaffen. Auch das Medaillonbildnis Bismarcks für das Bismarckdenkmal auf dem Feldberg ist von Dietsche modelliert. — In seiner Tätigkeit als Lehrer wie als schaffender Künstler hat Dietsche auch das Kunsthandwerk in seinem nahen Zusammenhang mit der Bildhauerei als Holzschnitzerei, Metallkunst, keramische Plastik usw. bedeutend gefördert. Als Hauptbeispiel seiner Tätigkeit auf diesem Gebiet sei der 1906 ausgeführte keramische Wandbrunnen im Vestibül des Karlsruher Rathauses genannt.

Dietsches Bedeutung liegt weniger in dem Reichtum seines Talents als in dem Ernst und der Reinheit seines künstlerischen Strebens. Was ihm an Leichtigkeit und sinnlicher Fülle der Gestaltungsgabe versagt war, ersetzte er durch die Kraft des Willens und die Selbstzucht seines streng geschulten Kunstverstandes. Durch diese Eigenschaften war er auch in hohem Maße zum Lehrer seiner Kunst berufen. Durch seine Wirksamkeit hat er wesentlich dazu beigetragen, daß die Bildhauerei an der Karlsruher Kunstgewerbeschule einen bedeutenden, der Akademie ebenbürtigen Rang eingenommen hat. Wenn ihm nicht der volle Erfolg seines Strebens vergönnt war, so lag das zu einem großen Teil an äußerm Mißgeschick. Sein Hauptwerk sollte das Denkmal des Gründers von Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm werden, das er im Auftrag Großherzog Friedrichs I. ausführen sollte. Nachdem er jahrelang seine beste Kraft an dieses Werk gesetzt hatte, brach jene Krankheit aus, die ihn an der Vollendung seiner Lebensarbeit verhinderte. Eine Operation, der er sich in Hamburg unterzog, brachte ihm statt der gehofften Heilung am 25. Juni 1908 den Tod.

Karl Widmer.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Emil Fieser.

Emil Fieser war am 8. April 1835 in Sinsheim geboren. Sein Vater, Johann Melchior Fieser, der damals Amtsassessor in Sinsheim war, wurde später nach Konstanz versetzt, dann zum Ministerialrat in Karlsruhe ernannt. Emil Fieser besuchte das Konstanzer und das Karlsruher Gymnasium. Er studierte in Heidelberg und in Freiburg Rechtswissenschaft. Nach Abschluß seiner Studien trat er in den Staatsdienst, wurde 1864 Amtsrichter in Offenburg, 1867 Staatsanwalt in Villingen und 1870 in Konstanz. Im Jahre 1879 kam er als Landgerichtsrat nach Karlsruhe, wurde 1882 erster Staatsanwalt und 1890 Landgerichtsdirektor daselbst, 1898 Landgerichtspräsident in Freiburg. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode. Im Jahre 1873 wurde Fieser zum erstenmal zum Abgeordneten gewählt. Von da an stand er in Baden fast ein Menschenalter hindurch in der vordersten Linie der Parteikämpfe. Er vertrat von 1873 bis 1880 den Wahlkreis Engen, 1881/82 die Stadt Rastatt und 1885 bis 1901 den Wahlkreis Donaueschingen. 1887 bis 1890 war er für Karlsruhe-Bruchsal auch Mitglied des Deutschen Reichstags. Bei den Neuwahlen 1890 bewarb er sich wieder um diesen Reichstagssitz, erlag jedoch in der Stichwahl dem deutsch-freisinnigen Gegenkandidaten. Nach dem vatikanischen Konzil schloß sich Fieser, wie andere Katholiken Badens, der altkatholischen Kirchengemeinschaft an und stand schließlich als Vorsitzender an der Spitze derselben.

Die nationalliberale Fraktion der Zweiten Kammer gewann in Fieser einen Parlamentarier von hoher Bedeutung. In der taktischen Behandlung politischer Fragen übertraf ihn keiner seiner Fraktionsgenossen. Seit den achtziger Jahren teilte er mit seinem Freunde Kiefer die Leitung der Fraktion. Daß ihm nach Kiefers Tod im Jahre 1895 die Führung der Partei innerhalb und außerhalb der Volksvertretung allein zufiel, stieß auf keinen Widerspruch. Als politischer Redner war Fieser stets des größten Eindrucks sicher; die Ursprünglichkeit seines Vortrags zwang die Hörer in seinen Bann; er verstand es vorzüglich, für alle Schichten der Bevölkerung das rechte Wort zu finden. Dabei unterstützte ihn, wenn er vor einem zahlreichen Publikum sprach, seine hohe,

imponierende Gestalt und eine volltönende Stimme, die auch weite Räume durchdrang.

Als Fieser in die badische Kammer gewählt wurde, standen in unserem Lande die kirchenpolitischen Kämpfe im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Die katholische Volkspartei — so hieß sich das Zentrum damals — und die Nationalliberalen befehdeten sich aufs heftigste. Ebenso starke Angriffe richtete jene gegen das Ministerium Jolly. In diesen Streitigkeiten hat Fieser seiner liberalen Anschauung gemäß Stellung genommen. Mit den kirchengeschichtlichen Grundlagen der bestehenden Gegensätze war er vertraut. In seiner ersten größeren Kammerrede am 2. Dezember 1873 führte er zur Verteidigung der Altkatholiken an, daß Gregor der Große den Primat des Papstes verworfen habe, daß der Beschluß des Vatikanums dem Tridentinum widerspreche, daß die Lehren der deutschen Bischöfe vor dem 18. Juli 1870 in schnurgeradem Gegensatz zu dem Vatikanum ständen; zur Verteidigung des Altkatholikengesetzes, das 1874 erlassen worden ist, daß sich die Altkatholiken auf dem Boden unserer Verfassung und unserer Gesetze befänden, denn der Lehre der Unfehlbarkeit sei durch dieses Gesetz und schon durch die Verordnung Jollys im Jahre 1870 in Baden die rechtliche Gültigkeit abgesprochen worden. Wenn sich also die Altkatholiken einer Lehre nicht fügten, die der Staat auch nicht anerkenne, so hätten sie ein Recht darauf, von ihm als Katholiken angesehen und geschützt zu werden. Auch an der Beratung der schärferen Kulturkampfgesetze des Jahres 1874 hat sich Fieser lebhaft beteiligt, sie zu rechtfertigen gesucht und für sie gestimmt. Diese Gesetze verfügten die Aufhebung der Knaben- und Studentenkonvikte, machten nicht bloß die Zulassung zu einem Kirchenamte, wie seit 1867, von der Ablegung einer besonderen Prüfung abhängig, sondern verlangten das „Kulturexamen" auch von den Pfarrverwesern. Außerdem wurde der Mißbrauch des geistlichen Amtes bei Wahlagitationen, sowie die Übertretung der Kirchengesetze des Staates von geistlicher Seite mit Strafe bedroht. Doch das Ministerium, das nach Jollys Rücktritt im Jahre 1876 gebildet worden war, suchte nach dem Willen des Großherzogs in ruhigere Bahnen einzulenken. Das Kulturexamen wurde aufgehoben. Fieser erklärte in der Debatte über die Vorlage, daß er nur zustimme, weil der Standpunkt des Ge-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

setzes von 1874 bereits durch einen Faktor aufgegeben worden sei, auf dessen Entschließung die Kammer gar keine Einwirkung habe. Starke Mißstimmung äußerte sich damals seitens der liberalen Fraktion gegen Stösser, den Präsidenten des Ministeriums des Innern, zu dessen Geschäftsbereich vorzugsweise der amtliche Verkehr mit der Kurie gehörte. Man befürchtete von ihm weitere Zugeständnisse in kirchenpolitischer Beziehung, als die Partei damals zugestehen wollte. Bei der Budgetberatung brachten die Liberalen daher ein Mißtrauensvotum gegen Stösser ein. Fieser stimmte mit dem größten Teile der Fraktion für dasselbe. Es wurde mit 28 gegen 19 Stimmen angenommen. Der Großherzog genehmigte zwar das sofort eingereichte Entlassungsgesuch Stössers nicht, doch trat der Minister nach einigen Monaten zurück.

Dem Landtage 1887/88 legte die Regierung einen Gesetzesentwurf vor, nach dem die Konvikte wieder eröffnet und die strafrechtlichen Bestimmungen von 1874 aufgehoben werden sollten. Soweit fand der Entwurf Annahme und wurde Gesetz. Ein Artikel 4 aber, der die Aushilfe in der Seelsorge durch Mitglieder in Baden nicht zugelassener Orden gestatten sollte, stieß in der Kammer bei den meisten Liberalen auf schweren Widerstand. In der Debatte bestritt Fieser den behaupteten Priestermangel. Wer dem Artikel 4 zustimme, habe die Möglichkeit verloren, sich gegen die Einführung der Klöster zu wehren. Der Artikel wurde in der Fassung des Entwurfs abgelehnt, aber auf Grund des in der Ersten Kammer angeregten Kompromisses, daß in Notfällen die Spendung der Sakramente durch Ordensmitglieder gestattet sei, auch von der Zweiten Kammer angenommen. Das Zentrum verlangte seit den achtziger Jahren fast in jeder Landtagsperiode die Zulassung der Männerorden in Baden. Fieser hat sich jederzeit als grundsätzlichen Gegner derselben bekannt. Er erklärte einmal, er sei von der Überzeugung durchdrungen, daß die Orden den konfessionellen Frieden gefährdeten. Ihren Mitgliedern werde durch die Erziehung der Geist der Unduldsamkeit eingeimpft. 1890 hielt er dem Zentrum entgegen, daß es noch immer auf dem theokratisch-mittelalterlichen Standpunkt stehe, wenn es ein Recht der katholischen Kirche auf Zulassung der Klöster behaupte. Er und seine politischen Freunde stünden auf dem Boden des modernen Staates, der nicht konfessionell, aber von dem christlichen Gedanken durch-

drungen sei. Für sie gebe es kein Recht, daß eine Einrichtung getroffen werde, die den konfessionellen Frieden gefährde. Daß dieses aber der Fall sein würde, wenn man die Klöster zulasse, dafür bürge ihr Charakter, den sie seit der Gründung des Jesuitenordens angenommen hätten, der sie als Kasernen für die Streiter der päpstlichen Macht erscheinen lasse. Bei der Beratung des Kultusbudgets in jenem Jahre rief Fieser der Zentrumspartei zu, daß man recht gut wisse, wohin ihre Wünschen gingen. Man verlange die Orden, dann die konfessionelle Schule und zuletzt fänden die Bestrebungen keine Ruhe, bis sich alle der Herrschaft der Hierarchie unterworfen hätten. Wie könnne man sich da noch mit der Stirne des beleidigten Rechtes beschweren und einem Minister, der die gefährlichen Orden nicht zulasse, sagen: Du mußt von deinem Platze entfernt werden. „Daß an der Seite dieser Rufer" — diese Apostrophe richtete Fieser an die demokratischen Abgeordneten — „Männer sind, deren Ansichten über die katholische Kirche gerade so sind, wie die meinigen, finde ich unbegreiflich. Nun, der Geßlerhut ist aufgepflanzt. Wer darunter durch will, der mag es tun, er mag auch das Urteil der Nachwelt über sich ergehen lassen."

Mochte Fieser die Strömungen, die er wie viele seiner Zeitgenossen als Ultramontanismus bezeichnete, mit dem größten Feuereifer bekämpfen, er dachte doch viel zu hoch von aufrichtig religiöser Überzeugung, um die Bedeutung der Religion und ihren Einfluß auf die Seele des Volkes zu verkennen. Mit der Mahnung, die sozialdemokratische Gefahr nicht zu unterschätzen, sich des Gemeinsamen unter den bürgerlichen Parteien bewußt zu bleiben und bei aller Abwehr klerikaler Machtbestrebungen das religiöse Empfinden der Katholiken nicht zu verletzen, hat er 1898 im engeren Kreise von seinen Karlsruher Freunden Abschied genommen. Übrigens hat er schon 1896 in der Kammer davon gesprochen, daß einmal die Zeit kommen werde, in der die Parteien, die sich jetzt befehdeten, zusammengehen würden, um gegen die wachsende Sozialdemokratie Front zu machen. — Doch hat er sich auch der Sozialdemokratie gegenüber als vorurteilsloser Mann gezeigt, der für alle politischen Strömungen seiner Zeit Verständnis besaß. Allerdings den sozialistischen Zukunftsstaat bezeichnete er als eine Utopie, als eine jeder Vernunft wider-

sprechende Einrichtung. Dagegen sagte er in einem Ausschußbericht, den er auf dem Landtage 1891/92 erstattete, daß die Sozialdemokratie in dem Streben nach Besserstellung der Arbeiterklasse ein berechtigtes Ziel verfolge. Ihrer Disziplin und der Aufopferungsfähigkeit vieler ihrer Glieder zollte er volle Anerkennung. Aber sie stehe als politische Partei doch nicht auf dem Boden des jetzigen Staates und strebe nicht lediglich auf dem gesetzlichen Wege der Erreichung ihres Zieles zu. Sie trete in Formen auf, die die ruhige, organische Entwicklung des Staatslebens ernstlich zu gefährden geeignet seien.

Der hohen Würdigung des religiösen Bewußtseins durch Fieser entsprach es, daß er den Staat für berechtigt und verpflichtet hielt, die Kirche in der Erreichung ihrer Zwecke zu fördern und zu unterstützen. Staat und Kirche hätten es mit denselben Menschen zu tun, vielfach deckten sich ihre Ziele. Sie müßten sich gegenseitig zu vertragen suchen. Aus diesen Anschauungen erklärt es sich, daß Fieser die grundsätzliche Durchführung der Trennung von Staat und Kirche für eine Unmöglichkeit hielt. Die ganze geschichtliche Entwicklung spreche gegen eine solche Trennung. Ein weitgehendes Maß von Selbständigkeit der Kirche war nach Fiesers Meinung mit dieser Auffassung wohl vereinbar. In diesem Sinne äußerte er sich auch 1892 in seinem Berichte über den Gesetzesentwurf, der den Kirchen das Recht der Besteuerung für ihre allgemeinen Bedürfnisse einräumte. Er begrüßte diesen Entwurf, weil er dem in dem Gesetze von 1860 zum Ausdruck gelangten Grundsatz der Autonomie der Kirche entspreche, und weil man annehmen dürfe, daß bei äußerlicher Verselbständigung der Kirche das innere Band, das sie mit dem Staate verknüpfe, nur verstärkt werde. Ein unbegrenztes kirchliches Besteuerungsrecht sei allerdings nicht zu gewähren. Dasselbe könne nur so weit gehen, als die Steuerkraft der Staatsangehörigen nach Erfüllung der staatlichen Zwecke reiche.

Fieser war entschiedener Gegner des Radikalismus. Als treibende Kraft hielt er ihn für notwendig, aber seine Herrschaft habe stets zum Zusammenbruch geführt. Einmal nannte er den Radikalismus den Feind jeder bürgerlichen Freiheit. Auch er hielt daran fest, daß die Lehre von der Volkssouveränität mit der konstitutionell-monarchistischen Staatsverfassung unvereinbar

sei. Der Landesherr vereinige in sich die Summe aller Rechte der Staatsgewalt, die er konstitutionell auszuüben habe. In dem richtigen Verhältnis zwischen der ausführenden und der gesetzgebenden Gewalt liege die Bürgschaft für die gedeihliche Entwicklung des Staates. Das Einkammersystem und eine parlamentarische Regierung wies Fieser ab. Er hat mit der Nationalliberalen Partei zu den Ministerien, die zu seiner Zeit am Ruder waren, im allgemeinen freundliche Beziehungen unterhalten und sie in allen wesentlichen Fragen unterstützt, aber sich die Selbständigkeit der Partei auch der Regierung gegenüber gewahrt. Aus seiner Abneigung gegen den Radikalismus ging auch sein Widerstand gegen das direkte, allgemeine und gleiche Wahlrecht hervor. An dem bestehenden Reichstagswahlrecht wollte er nichts gerüttelt wissen, aber dessen einfache Übertragung auf die Landtagswahlen bekämpfte er. Da die oppositionellen Parteien wiederholt und seit Ende der achtziger Jahre regelmäßig in jeder Sitzungperiode die Einführung des unmittelbaren Landtagswahlrechts beantragten, so hatte Fieser häufig genug Anlaß, dazu Stellung zu nehmen. Die verschiedenen Gedanken, die er über die Frage äußerte, lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: Ein so schrankenloses Stimmrecht, wie es Zentrum und Demokratie verlangten, bestände selbst in England, dem Mutterlande parlamentarischer Einrichtungen, nicht. Wo ein solches herrsche, habe es die schlimmsten Auswüchse gezeitigt. Das Beispiel der Reichstagswahlen ermuntere auch nicht zur Nachahmung. Eine niedrige, vor keiner Verleumdung des Gegners zurückschreckende Demagogie mache sich unter diesem Wahlsystem geltend. Nicht die Einsicht in die wahren Interessen der Nation, sondern die radikalen Schlagworte führten bei diesem schrankenlosen Wahlverfahren die Wähler in vielen Bezirken zur Urne. Dieses Wahlrecht verschaffe der Masse der wirtschaftlich geringen Existenzen vorwiegenden Einfluß. Daher verlangte Fieser mit seinen liberalen Freunden zum Schutze der besser gestellten Minderheiten, die ebenfalls einer angemessenen Vertretung ihrer Interessen bedürften, bei Einführung des direkten Landtagswahlrechts „Kautelen". Er glaubte mit seiner Partei zunächst in dem System der Verhältniswahlen und unter der Voraussetzung einer zeitgemäßen Reform der Ersten Kammer Bürgschaften gegen die Radikalisierung gefunden zu haben. Auf dem folgenden Landtage

jedoch hielt Fieser mit seiner Fraktion die Forderung des Proporzes nicht mehr aufrecht, weil angesichts der Haltung der Regierung eine Verständigung auf dieser Grundlage nicht zu hoffen sei. Man bemühte sich um andere Kautelen. Fieser beantragte namens der Liberalen, daß neben der Mehrheit der direkt zu wählenden Abgeordneten eine kleine Anzahl von Vertretern durch korporative Verbände in die Zweite Kammer zu entsenden seien, und zwar sollten, wie er 1896 vorschlug, die Gemeindevertreter der dreizehn größeren Städte des Landes fünfzehn solcher abordnen, 1898 beschränkte er die Zahl auf elf, die die Kreise und 1900 auf sieben, die die Bürgerausschüsse der fünf größten Städte zu wählen hätten. Die Verteidigung dieser Anträge in der Kommission und im Hause fiel in der Regel in erster Linie Fieser zu, wie er denn wohl auch der Vater der Anträge gewesen sein wird.

Mit derselben Entschiedenheit, mit der Fieser gegen die direkten Landtagswahlen ohne Kautelen auftrat, wies er eine Änderung des bestehenden Gemeindewahlrechts ab. Bei einer Debatte im Jahre 1880 hatte er zugunsten des letzteren auf die wirtschaftlichen Aufgaben der Gemeinde aufmerksam gemacht, 1882 es als Pflicht erachtet, die seßhafte, hochbesteuerte Bürgerschaft in ihren Gemeinderechten gegen die fluktuierende Bevölkerung zu schützen. 1894 kam er auf den Gedanken zurück und bemerkte dazu, daß er es mit dem Wesen der Gemeinde für unvereinbar halte, diejenigen bei den Wahlen mitwirken zu lassen, die sich nur vorübergehend am Orte aufhielten. Daß er die Minderbesitzenden nicht ganz vom Gemeindewahlrecht ausschließen wollte, zeigt seine Äußerung im Landtage 1900. Die gegenwärtige Zusammensetzung des Wahlkörpers, sagte er, entspreche der Natur der Gemeinde. Der Geldbeutel dürfe nicht allein maßgebend sein; auch die Minderbesitzenden sollten ein Stimmrecht besitzen, aber die Gemeindeverwaltung nicht ganz in der Hand haben. Die geltende Klasseneinteilung, die Zwölftelung, wollte Fieser aufrecht erhalten, die Sechstelung wies er zurück.

Fieser hat in seinen zahlreichen Ausschußberichten über das Budget des Kultus- und Unterrichtsministeriums und in seiner Beteiligung an der Aussprache über dasselbe die wichtigsten Fragen des Unterrichtswesens berührt. So betonte er u. a. die Aufrechterhaltung der drei Hochschulen unseres Landes und ihre reich-

liche Ausstattung mit materiellen Mitteln als eine Ehrenpflicht des badischen Staates und wahrte dem Zentrum gegenüber den Charakter der Freiburger Universität. Diese sei keine katholische Anstalt, sondern eine konfessionslose Staatsanstalt wie die beiden anderen Hochschulen. Baden habe für die Freiburger Universität, seitdem sie in seinem Besitze sei, das Fünfzig-, ja Hundertfache im Vergleich zu den früheren Verhältnissen aufgewendet. Bei den Verhandlungen über die Mittelschulen trat Fieser wiederholt für das humanistische Gymnasium ein, zugleich aber auch für eine volle Gleichberechtigung der neunklassigen Realanstalten mit den Gymnasien. Die drei Schulgattungen vermittelten, wie er sich mehrmals ausdrückte, zwar keine gleichartige, aber eine gleichwertige Bildung. Die geistige und materielle Förderung der Volksschule bezeichnete er in seinen Ausführungen als eine der wichtigsten Aufgaben des Staates. Denn die breiten Schichten der Bevölkerung verdankten ihre Ausbildung fast allein der Volksschule. Daher sei es auch Pflicht des Staates, die Berufsfreudigkeit und die Hingabe des Volksschullehrerstandes, der im wesentlichen dazu berufen sei, die Mehrheit der Bewohner zu unterrichten, zu stärken und seine gerechten Ansprüche zu erfüllen. Gemeindeanstalt sollte jedoch die Volksschule bleiben, dafür spräche schon die Gestaltung des Unterrichtswesens in den größeren Städten, die in ihren Leistungen für die Volksschule weit über das vom Staate vorgeschriebene Maß hinausgegangen seien.

Über die Gerichtsorganisation äußerte sich Fieser 1894, daß er auf Grund langjähriger Erfahrung die Geschworenengerichte für eine gute Einrichtung halte; auf ihnen beruhe die Volkstümlichkeit der Rechtsprechung. Dagegen müsse er die Beiziehung der Laien in weiterem Maße, als bisher geschehen sei, für eine Verschlechterung ansehen. Sehr viele Fälle, und gerade solche, die meist der Strafkammer vorbehalten seien, könnten von Laien gar nicht verstanden werden. Die Hoffnung, die man auf die Einführung der Berufung gegen die Urteile der Strafkammer setze, sei trügerisch. — In demselben Jahre 1894 empfahl Fieser die Nachahmung der Steuergesetzgebung Miquels. Dabei hielt er die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf die Descendenten für möglich. 1899, anläßlich der Beratung der vom Ministerium über die Steuerreform den Ständen vorgelegten Denkschrift, kam er auf die

Frage zurück und bezeichnete als Ideal eine richtig durchgeführte Einkommensteuer mit ergänzender Vermögenssteuer. — 1897 erklärte Fieser in der Kammer, daß nie daran gedacht werden dürfe, die Selbständigkeit der badischen Eisenbahnen aufzugeben, da diese zugleich die politische Selbständigkeit des Landes bedinge. Die Erbauung eines linksrheinischen Kanals müsse im Interesse der Städte Kehl und Karlsruhe, aber auch im Interesse des Landes unter allen Umständen verhütet werden. Ein Kanal auf dem linken Ufer des Flusses werde nicht kommen, wenn der Rhein durch die Korrektion genügend schiffbar gemacht sei. Doch hielt Fieser auch eine Verbindung der Residenz mit dem Rheine durch einen Stichkanal für erwägenswert, ohne sich auf einen bestimmten Plan für die Anlage desselben festzulegen.

Anläßlich der Beratung einer Bittschrift des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins über Ermöglichung des Studiums der Medizin und der Eröffnung des wissenschaftlichen Lehrerberufs für das weibliche Geschlecht gehörte Fieser zu den vier Mitgliedern der Zweiten Kammer, die anerkannten, daß den in der Eingabe des Frauenvereins niedergelegten Zielen die Zukunft gehöre, und die die Bittschrift der Regierung zur Kenntnisnahme überweisen wollten. Auf dem Landtage 1895 und später wieder wurde Fieser durch Eingaben an die Kammer veranlaßt, sich über die antisemitische Agitation zu äußern. Er bemerkte u. a., daß diese Agitation gerade für christlich humane Kultur ein Schlag ins Gesicht sei. Er habe nichts dagegen, wenn man gegen jüdischen Wucher und andere Gewinnsuchtsvergehen energisch vorgehe, aber die Gerechtigkeit verlange auszusprechen, daß das Auswüchse seien, die auch in anderen Ländern und in anderen Religionen vorkämen.

Mit Begeisterung sprach Fieser jederzeit von dem Werke des großen Kanzlers. Als Mann praktischen Handelns schätzte er die Bedeutung des Frankfurter Parlamentes, das durch seine theoretischen Erörterungen die beste Zeit für einen greifbaren Erfolg habe verstreichen lassen, recht gering ein. Um so höher stand ihm Bismarck als Schöpfer des Reiches. Jahre und Jahrtausende, so äußerte er sich einmal in der Zweiten Kammer, würden nicht vergessen machen, was Bismarck für Deutschland getan habe. Kaiser Wilhelm I. nannte Fieser den Großen, weil er die richtigen Männer an den richtigen Platz gestellt, er nannte ihn den Großen wegen

der sittlichen Größe, die den Kaiser sein Leben lang begleitet habe. Als 1887 die Mehrheit des Reichstages die Politik Bismarcks zu gefährden schien, war Fieser einer der ersten, der für den Abschluß des Kartells eintrat. Wo er partikularistischen Regungen im Landtage zu begegnen glaubte, trat er ihnen mit Schärfe entgegen. Er verteidigte die Übertragung der badischen Post an das Reich gegen Angriffe einzelner Mitglieder der Opposition, ebenso die Militärkonvention zwischen Baden und Preußen. Die Aufrechterhaltung der Machtstellung des Deutschen Reiches stand ihm hoch über allen Parteifragen, daher sein Eintreten für das Heer und für die Flotte. Ein starkes Heer müßten wir so lange erhalten, bis wir die Sicherheit hätten, daß wir durch die Abschaffung desselben nicht die Beute gieriger Nachbarn würden. Er rechtfertigte die Flottenpolitik Wilhelms II. mit dem Hinweis, daß Deutschland aus der Periode der Nationalwirtschaft in die der Weltwirtschaft hinausgekommen sei. Nur seetüchtige Nationen könnten ihre wirtschaftliche Machtstellung behaupten. Der erwähnten Unterscheidung Fiesers zwischen den berechtigten Zielen der Sozialdemokratie und ihrer die staatliche Ordnung gefährdenden Agitation entsprach es, daß er rückhaltlos für die soziale Gesetzgebung des Reiches eintrat und für die dem Reichstage zu seiner Zeit vorliegende Altersversicherung stimmte, daß er aber auf der anderen Seite in dem Sozialistengesetz eine Notwehr des Staates sah, der eines festen Schutzes gegen die zersetzenden Bestrebungen bedürfe.

Im Reichstage, dem Fieser, wie oben bemerkt wurde, 1887 bis 1890 angehörte, hat er mehrmals das Wort ergriffen. Er sprach für den Bau des Kadettenhauses in Karlsruhe, wobei er einen kleinen Zusammenstoß mit Windthorst hatte, der Freiburg empfahl. Fieser befürwortete die Regierungsvorlage über Einführung der deutschen Strafgesetzgebung in Elsaß-Lothringen, und zwar die Genehmigung ohne Ausschußberatung. Im Namen der nationalliberalen Reichstagsfraktion unterstützte er den Antrag, der das Militärstrafverfahren mit den wesentlichen Formen des bürgerlichen Strafverfahrens umgeben wissen wollte, erklärte sich aber gegen die weitergehende Forderung, die Militärgerichte im Frieden auf Dienstvergehen der Militärpersonen zu beschränken, weil dadurch für die Soldaten zwei Autoritäten geschaffen würden,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

was mit der Manneszucht in der Armee unverträglich sei. Endlich hatte Fieser Gelegenheit, Angriffe des deutsch-freisinnigen Abgeordneten Rickert auf die Handhabung des Preß- und Vereinsrechtes in Baden mit Kraft und Humor zurückzuweisen.

Wenden wir uns noch einmal zur Wirksamkeit Fiesers im badischen Landtage zurück. Er war in dem Jahre 1877/78 Mitglied des Ausschusses, der die Einführung der Reichsjustizgesetze für 1879 vorbereitete. Zu Abschnitt III und IV der Vorlage erstattete er den Bericht an das Haus. Nach zwei Jahrzehnten führte Fieser den Vorsitz in dem Ausschuß, der die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches in Baden zu beraten hatte. Nach Beendigung dieser Tätigkeit erteilte ihm die juristische Fakultät der Universität Heidelberg die Würde eines Dr. iuris h. c.

Die Rücksicht auf seinen schwankenden Gesundheitszustand legte Fieser den Entschluß nahe, 1901 auf einen Sitz im Landtage für die Zukunft zu verzichten. Er wurde in seinem Vorhaben bestärkt, als sich die Nationalliberalen auf ihrem Parteitag dafür entschieden, die Kautelen fallen zu lassen und für Einführung des unmittelbaren Landtagswahlrechts ohne weitere Einschränkung zu stimmen. Fieser mag wohl diese veränderte Haltung der Partei nach der Lage der Dinge für notwendig erachtet haben, aber er selbst glaubte, eine Politik nicht verteidigen zu dürfen, die er bis dahin so nachdrücklich bekämpft hatte. So schied er aus dem politischen Leben aus.

Über dem Politiker soll der Mensch nicht vergessen werden. Wie jede scharf ausgeprägte Natur ertrug Fieser nicht leicht einen Widerspruch. In der Erregung konnte er auch ein hartes Wort gebrauchen. Aber wie er selbst gerne vergaß, so konnte er nicht begreifen, daß man ihm etwas nachtrug. Er war ein opferwilliger Mann, eine warmherzige Natur, mit einem Worte trotz der manchmal hervortretenden rauhen Außenseite ein guter Mensch. Er erfreute sich eines großen Freundeskreises, nicht wenige Freunde zählte er gerade unter seinen politischen Gegnern. Eine Scheidewand zwischen Beamten und Bürger war ihm fremd. Wo er sich wohl fühlte, war er ein lebhafter, anregender Gesellschafter. Ein längeres Leben im politischen Ruhestand war Fieser nicht beschieden. Am 28. Januar 1904 ist er in Freiburg gestorben. Die Bestattung des Entschlafenen gestattete sich zu einer eindrucksvollen Kund-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gebung. Aus dem ganzen Lande, und zwar aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung, waren die Trauergäste zu der Feier nach Freiburg gekommen. Die Städte Karlsruhe und Donaueschingen hatten Abordnungen entsandt. Die Mitglieder der Zweiten Kammer waren nahezu vollzählig erschienen, unter ihnen auch der Führer des Zentrums, mit dem Fieser so manchen rednerischen Kampf auszufechten hatte, der Abgeordnete Wacker, um dem toten Gegner die letzte Ehre zu erweisen. Die ungewöhnlich große Anzahl von Ansprachen, die am Grabe gehalten wurden, und die nicht minder zahlreichen Kränze, die von Korporationen, sowie von Berufsgenossen, von politischen und persönlichen Freunden des Dahingeschiedenen gespendet wurden, legten noch einmal von der hohen Wertschätzung, der sich Fieser durch seine Persönlichkeit und durch sein Wirken im Leben zu erfreuen hatte, beredtes Zeugnis ab.

† R. Goldschmit.

Karl Schnetzler

wurde am 20. November 1846 in Rastatt als Sohn des dortigen Bahnverwalters geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann in Freiburg und Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1871 legte er die erste Staatsprüfung ab, 1873 die zweite. Er war als Rechtspraktikant und Referendär an verschiedenen Amtsgerichten und Bezirksämtern des Landes beschäftigt und wurde 1875 zum ersten Beigeordneten (Bürgermeister) der Stadt Karlsruhe mit 82 von 91 abgegebenen Stimmen gewählt. Bei der Wiederwahl am 24. März 1884 fielen ihm sämtliche Stimmen zu. Nach dem Tode des Oberbürgermeisters Lauter wurde er am 25. April 1892 zu dessen Nachfolger mit 105 von 106 abgegebenen Stimmen gewählt. Im Jahre 1901 erfolgte seine Wiederwahl mit 100 gegen 1 Stimme. In der Rede, mit der er sich am 6. Juli 1875 dem Bürgerausschuß vorgestellt hatte, sagte er einleitend: „Ich bin dem neuen Wirkungskreis nicht ohne einiges Bangen genaht, nicht ohne einigen Zweifel darüber, ob meine Fähigkeiten hinreichen werden, denselben auszufüllen, ob meine Sach- und Menschenkenntnis und meine Erfahrungen groß genug sind, mit Sicherheit und gutem Erfolge darinnen tätig zu sein.“ Er hat durch seine länger als dreißig-

jährige Wirksamkeit in der Karlsruher Gemeindeverwaltung seine Fähigkeit, sowie seine Sach- und Menschenkenntnis durch glänzenden Erfolg bewiesen.

Schnetzler war ein geborenes Verwaltungstalent, überhaupt ein Mann von hervorragender vielseitiger Begabung und festem Willen. Er besaß einen durchdringenden Scharfblick, einen kühnen Unternehmungsgeist, den kühle Überlegung und ein gesundes Verständnis für das Erreichbare vor Überstürzung bewahrte. Seine Arbeitskraft schien unermüdlich zu sein. Er verfügte über ein nie versagendes Gedächtnis und über eine stets schlagfertige Beredsamkeit. Wie treffend verstand er es, bei jedem Anlaß das rechte Wort zu finden, ob er bei einer Feier vaterländischer Gedenktage oder bei Begrüßung fürstlicher Herrschaften einen ernsten gehobenen Ton anzuschlagen, ob er eine politische Rede zu halten oder eine stadträtliche Vorlage vor dem Bürgerausschuß zu vertreten hatte. Dabei kam ihm seine köstliche Gabe zu statten, durch ein rechtzeitig eingestreutes witziges Wort oder, wenn es der Inhalt der Ansprache erlaubte, durch humorvolle Darstellung seine Ausführungen zu beleben und die Hörer zu gewinnen. Bei allen Gelegenheiten aber, im Reden wie im Handeln, wahrte er sich nach jeder Seite, nach oben und, was oft ungleich schwieriger ist, auch nach unten, den Mut seiner Überzeugung. Eine größere Auswahl seiner Reden wurde 1914 in Buchform veröffentlicht. Freilich können sie den Eindruck, den das gesprochene Wort des Mannes machte, nur unvollkommen wiedergeben.

Die Tätigkeit Schnetzlers fiel in die Jahrzehnte eines gewaltigen Aufschwungs deutscher Städte. Karlsruhe entwickelte sich in dieser Zeit aus einer mittleren Residenz- und Beamtenstadt zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Gemeinwesen. Als Schnetzler 1875 in sein Amt eintrat, zählte Karlsruhe 42 895 Einwohner, 1906 114 579. Der Flächeninhalt der Gemarkung stieg in den genannten Jahren durch kleinere und größere Eingemeindungen von 529 ha, 35 a, 19 qm auf 3287 ha, 26 a, 38 qm. In weit höherem Grade jedoch als das äußere Wachstum der Stadt steigerten Aufgaben, die man bis dahin für minder wichtig angesehen oder überhaupt nicht in den Kreis der Gemeindeverwaltung gezogen hatte, die Anforderungen an einen Bürgermeister. In allen diesen bewährte sich die schöpferische Kraft Schnetzlers, nicht bloß in den

Jahren, in denen er Oberbürgermeister war, sondern in der ganzen Zeit seines Wirkens, denn Lauter hatte ihm sehr schnell ein weitgehendes Maß von Selbständigkeit eingeräumt.

Die zahlreichen Ortsstatuten, die während Schnetzlers Amtszeit ergangen sind, tragen nahezu alle seine Unterschrift. Sie zeigen, in welchem Grade er die verschiedenartigen Aufgaben der Verwaltung beherrschte. Von besonderem Interesse zur Beurteilung seiner Stellungnahme gegenüber den wichtigsten Fragen des modernen Lebens sind die grundsätzlichen Äußerungen, die er stadträtlichen Vorlagen an den Bürgerausschuß beigegeben oder bei anderem Anlaß in der Öffentlichkeit gemacht hat. Schnetzler hat die Gemeindeverwaltung nach den Anforderungen einer fortschreitenden Zeit organisiert. Seiner Anregung verdanken die städtischen Beamten die Regelung ihrer Anstellungsverhältnisse, ihres Einkommens, ihrer Ruhegehaltsbezüge und der Fürsorge für ihre Hinterbliebenen. Von einer solchen grundsätzlichen Festsetzung war bis 1889 nicht die Rede, sie wurde auch früher nicht vermißt. Denn die Zahl der im Gemeindedienst beschäftigten Personen war bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gering; noch 1870 waren es im ganzen 60. Nach 25 Jahren hatte sich diese Zahl bereits mehr als vervierfacht. Etwas ganz Neues war die 1898 durch Schnetzler durchgeführte grundsätzliche Regelung der Dienst- und Einkommensverhältnisse der Stadtarbeiter. Außerdem erhielten sie wie die Beamten Anwartschaft auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung, sowie das Recht, zur Vertretung ihrer Interessen Ausschüsse zu wählen. Diese ganze Regelung legt von der sozialen Gesinnung Schnetzlers beredtes Zeugnis ab. Mit tiefem Verständnis und unbeirrt von Schlagworten dieser oder jener Seite, hatte er die Bedeutung der sozialen Frage erfaßt. „Wenn man darunter", so äußerte er sich in einer Rede 1894, „die Frage nach einer staatlichen oder gesellschaftlichen Ordnung versteht, welche sowohl die Überfülle des Besitzes als die Armut beseitigt und alle Menschen in gleicher Weise mit Glücksgütern ausstattet, so glaube ich nicht, daß jemals eine befriedigende Antwort auf diese Frage ersonnen werden kann . . . Man mag es beklagen, aber man wird es nicht bezweifeln können, daß zu allen Zeiten Starke und Schwache, Begabte und Einfältige, Kühne und Zaghafte, Wohlhabende und Arme unter den Menschen sein werden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gegen die unerbittlichen Schrecken dieser ehernen Notwendigkeit anzulaufen, bringt niemanden Gewinn, und ein Verbrechen ist es, vor den verlangenden Blicken der Hilfesuchenden und Hilfsbedürftigen das phantastische Bild allgemeinen Menschenglückes in die Luft zu malen, das trügerische Bild, das noch immer in Blut und Jammer zerflossen ist, so oft der geblendete Sinn gewaltsam danach greifen wollte . . . Aber innerhalb der Schranken des Möglichen läßt sich doch des Guten die Fülle verwirklichen, und es wäre gleich schlimm wie töricht, wenn wir alles unterlassen wollten, weil wir nicht imstande sind, alles zu vollbringen." Mit ähnlichen Worten begrüßte Schnetzler 1900 die Mitglieder des Evangelisch-Sozialen Kongresses in Karlsruhe. Auch bei Regelung der Sonntagsruhe, deren soziale Bedeutung er nicht verkannte, riet er zum Maßhalten und warnte, über bestimmte Grenzen des gesetzlichen Zwanges hinauszugehen. Der Staat habe nur darauf zu sehen, daß niemand durch seine Arbeit die Sonntagsruhe anderer störe und daß die Arbeitgeber ihr Personal der Sonntagsruhe nicht ungebührlich beraubten. Insbesondere das Gebot des Ladenschlusses an Sonntagen halte er „für eine in rechtlicher, sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht gleichermaßen zu verwerfende Freiheitsbeschränkung".

Für die städtischen Schulen hatte Schnetzler wenige Wochen nach seinem Amtsantritt ein umfassendes Programm entworfen. Die damals für die Volksschule getroffenen Einrichtungen wurden im Laufe der Zeit zwar ergänzt und ausgebaut, blieben aber auf Jahrzehnte in ihrer Grundlage unverändert. Zwischen die Volksschule und die höheren Lehranstalten wurden die Bürgerschule und die Töchterschule eingeschoben. Schnetzler hat es weiter durchgesetzt, daß das 1893 als Privatunternehmen gegründete Mädchengymnasium 1898 von der Gemeinde übernommen wurde. Durch seine eifrige Förderung ist das Reformgymnasium zustande gekommen. Über Bildungsfragen hat sich Schnetzler bei verschiedenen Anlässen geäußert. So u. a. 1875: „Die Schule soll für das Leben vorbereiten, wenn aber die künftige Stellung der einzelnen Individuen die verschiedenartigsten unzählbar abgestuften Anforderungen an dieselben stellt, dann hat auch schon die Schule hierauf Rücksicht zu nehmen, und so beklagenswert es sein mag, daß nicht alle Menschen zur gleich geistigen Vollendung berufen sind, so ist doch

der Versuch, dies abzuändern, als ein Versuch des Unmöglichen eine Torheit." 1896 kam er als Mitglied der Zweiten Kammer auf diese Frage zu sprechen und hat dabei den Satz geprägt, daß Bildung für den Menschen nur dann ein Glück sei, wenn er sie in seinem späteren Leben verwenden könne, aber ein Unglück, wenn er dazu nicht in der Lage sei. Fest beharrte Schnetzler auch bei seiner Meinung, daß es ein schwerer Irrtum sei zu glauben, die sozialen Gegensätze könnten durch das Bestehen einer einheitlichen, alle Klassen der Bevölkerung umfassenden Volksschule gemildert werden. Anläßlich der Einweihung des Friedrichs-Schulhauses berührte er den Unterschied zwischen humanistischen und realistischen Lehranstalten. Beiderlei Schulen, sprach er, verfolgten das gleiche Ziel, die geistige und sittliche Ausbildung der Jugend, aber auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenen Mitteln. Wenn man darüber streite, welche Schule den Vorzug verdiene, so sei das ähnlich, „als wollte man die Streitfrage aufwerfen, ob die Musik oder die Malerei geeigneter sei, wahrhafte Künstler hervorzubringen".

Seit 1876 war Schnetzler Vorsitzender des Ortsgesundheitsrates. Ihm verdankt dieser zum größten Teil den Erfolg, den er durch Bekämpfung des schwindelhaften Geheimmittelwesens erzielte.

Das alte Krankenhaus genügte trotz der Veränderungen und Vergrößerungen, die Mitte der achtziger Jahre daran vorgenommen worden waren, nach seiner baulichen Anlage und seiner Beschaffenheit den Anforderungen nicht mehr. Über die Notwendigkeit eines Neubaues herrschte längst keine Meinungsverschiedenheit. Aber Schnetzler hatte mehrjährige verschiedenartige Verhandlungen zu führen, bis man sich über den Platz einigte, auf dem das neue Haus zu erstellen sei. So wurde erst 1903 der Bau in Angriff genommen. Die Eröffnung des Betriebs in dieser nach allen Seiten mustergültigen Anlage hat Schnetzler jedoch nicht mehr erlebt. Über die Errichtung eines Krematoriums schloß Schnetzler mit dem Feuerbestattungsverein ein dahin gehendes Abkommen, daß die Gemeinde den Bau und Betrieb des Krematoriums übernahm, der Verein dagegen das aufgewendete Kapital bis zu dessen Rückzahlung der Stadt verzinst.

Eifrig und erfolgreich unterstützte Schnetzler die Bestrebungen Lauters auf Erweiterung der Karlsruher Gemarkung und setzte

auch als Oberbürgermeister diese Politik fort. Wir nennen hier neben der Einbeziehung verschiedener kleinerer Gelände in die städtische Gemarkung die Eingemeindung der vier größeren Vororte. Auf Grund eines von Schnetzler ausgearbeiteten Entwurfs erfolgte 1886 die Vereinigung mit Mühlburg und kurz vor seinem Ableben die mit Beiertheim, Rintheim und Rüppur.

Unter Schnetzlers Verwaltung wurde das städtische Elektrizitätswerk errichtet. Anregungen dazu gehen bis ins Jahr 1878 zurück. Auf Grund eines sachverständigen Programms und einer von Schnetzler verfaßten Denkschrift beschloß der Bürgerausschuß 1898 die Errichtung des Werkes und dessen Betrieb durch die Gemeinde. Die Eröffnung des Betriebs erfolgte im April 1901.

Eine weitausschauende Tätigkeit widmete Schnetzler auch der Ausgestaltung der Karlsruher Verkehrsmittel. Die Straßenbahn mit Pferdebetrieb war ein Privatunternehmen. Auch die Einführung des elektrischen Betriebs geschah noch durch die private Gesellschaft. Als diese jedoch an Stelle der Akkumulatoren auch im Innern der Stadt die Oberleitung einführen wollte, wozu sie der Zustimmung des Stadtrates bedurfte, hielt Schnetzler den Augenblick für gekommen, die Bahn für die Gemeinde zu erwerben. Grundsätzlich hat er sich über die Kommunalisierung eines solchen Unternehmens 1902 in der Vorlage an den Bürgerausschuß u. a. folgendermaßen ausgesprochen: „Jedenfalls sollte ein Unternehmen, welches das öffentliche Interesse so nahe und so wirksam berührt, wie es bei einer Straßenbahn der Fall ist, nur vom Standpunkt des öffentlichen Interesses aus verwaltet werden; dies ist aber selbstverständlich nur möglich, wenn es in den Händen der Öffentlichkeit sich befindet. Da jeder Privatunternehmer — und zwar mit Recht — nicht den allgemeinen Nutzen, sondern den Privatvorteil als das letzte Ziel seiner wirtschaftlichen Tätigkeit betrachtet. Demnach muß man in dem heutigen Bestreben, das Straßenbahnwesen zu kommunalisieren, der früheren Anschauungen gegenüber einen Fortschritt erkennen." Der Bürgerausschuß genehmigte die Vorlage, und 1903 war der Übergang der Bahn in das Eigentum der Stadt vollzogen.

Die Verhandlungen über Errichtung der beiden Vorortsbahnen mit der Regierung, den betreffenden Gemeinden und den Gesell-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schaften, die den Bau und den Betrieb übernahmen, hat Schnetzler geführt und zum glücklichen Abschluß gebracht. Der vollständige Betrieb der Linie Spöck—Karlsruhe—Durmersheim wurde 1891, der der Linie Karlsruhe—Ettlingen—Herrenalb (Albtalbahn) 1901 eröffnet.

Über die Frage eines Umbaues oder einer Verlegung des Staatsbahnhofes hat Schnetzler, nachdem langjährige Verhandlungen darüber gepflogen, verschiedene Verbesserungen am Bahnhof vorgenommen und die mannigfachsten Vorschläge über die Beseitigung der Mißstände an demselben gemacht worden waren, im Jahre 1898 eine Denkschrift verfaßt. An die Spitze stellte er den Satz: „Die Menschen sind immer stärker in ihrem Wissen, wie man's nicht machen soll, als wie man es machen soll." In der Tat hatte bis dahin keine Veränderung und keiner der zahlreichen Vorschläge allgemeine Anerkennung gefunden. Als nun gar die Verlegung des Bahnhofes ernstlich in Frage kam, spielten entgegengesetzte wirtschaftliche Interessen ganzer Stadtteile und nicht weniger Privaten herein. Dem Stadtrat blieb nichts anderes übrig, als nach dem Antrag Schnetzlers eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Er erklärte, daß die Hochlegung des Bahnhofs an der alten Stelle die vorteilhafteste Lösung sei. Könne man diese nicht erreichen, so zöge man die Anlage einer hochliegenden Durchgangsstation südlich des Lauterbergs sonstigen Entwürfen vor. Zwar ist nun damals die erhoffte Beruhigung der Gemüter nicht eingetreten, aber die Entscheidung konnte doch nicht immer wieder hinausgeschoben werden. Man mußte zu einem Entschluß kommen, und dieser wurde durch das Entgegenkommen des Stadtrates ermöglicht. Das letzte Wort wurde gesprochen, als die Volksvertretung 1902 den Antrag der Regierung auf Verlegung des Bahnhofs genehmigte. Wenige Monate vor Schnetzlers Tod wurde mit den eigentlichen Bauten begonnen, aber die Vollendung auch dieser Anlage hat er nicht mehr erlebt.

Pläne und Entwürfe auf Gewinnung eines schiffbaren Wasserweges für Karlsruhe reichen bis in den Anfang des Jahrhunderts zurück, ohne daß man der Ausführung näher kam. Als sich seit 1871 auch hier Handel und Verkehr rascher und bedeutsamer entwickelten, wurde der Mangel einer Verbindung der Stadt mit dem Rheine besonders schwer empfunden. Von da an hat Lauter, der

schon früher einmal, ehe er hier Oberbürgermeister geworden war, die Errichtung eines Kanals von Karlsruhe nach dem Rheine lebhaft befürwortet hatte, die Frage immer wieder aufgegriffen, aber trotz aller Bemühung keinen Erfolg erzielt. Im Jahre 1894 ist Schnetzler, als die Regulierung des Rheins durch die Uferstaaten gesichert war, auf den Plan zurückgekommen und hat schließlich den Bau von Kanal und Hafen nach dem von Honsell vorgezeichneten Projekt durchgesetzt. Das Ministerium stellte zu den Baukosten, die die Stadtgemeinde zu tragen hatte, einen Staatszuschuß von anderthalb Millionen Mark in Aussicht. Schnetzlers Bemühungen war es hauptsächlich zu danken, daß dieser Zuschuß trotz starker Gegnerschaft in der Zweiten Kammer genehmigt wurde. Er hatte sich 1895 wohl nur deshalb um das durch Kiefers Tod freigewordene Mandat eines Karlsruher Abgeordneten beworben, um persönlich für die Zustimmung der Kammer eintreten und wirken zu können. Er wurde gewählt und gewann die erforderliche Mehrheit für die Anforderung der Regierung. 1901 war die Anlage im wesentlichen fertig gestellt. Die feierliche Einweihung erfolgt am 27. Mai 1902. Hafen und Kanal sind zweifellos die bedeutsamste Schöpfung aus der Zeit der Amtsführung Schnetzlers. Ohne seine unermüdliche Tätigkeit, ohne seinen Wagemut, mit dem er vertrauensvoll in die zukünftige Entwicklung Karlsruhes blickte, wäre die Anlage auch damals nicht zustande gekommen.

Schnetzler war ein Anhänger monarchisch-konstitutioneller Staatsauffassung. Er gehörte der Nationalliberalen Partei an. In der Jugend teilte er allerdings die radikale Anschauung mancher Alters- und Studiengenossen. In einem später abgefaßten Briefe schilderte er selbst, wie sich zuerst unter dem überwältigenden Eindruck einer begeisternden Rede des Abgeordneten Kiefer allmählich eine Wandlung seiner politischen Gesinnung anbahnte. Auf eine Erinnerung an seine studentische Vergangenheit in der Zweiten Kammer hatte er die humorvolle Antwort, manche Leute würden mit den Jahren bloß älter, er sei aber in politischen Dingen auch gescheiter geworden. Seine soziale Gesinnung ist oben erwähnt. Wie er als gereifter Mann politisch dachte, hat er in verschiedenen Reden bei Wahlen und anderen Anlässen, sowie als Mitglied des Landtages bekundet. Er war kein unbedingter Verehrer des direkten und allgemeinen Wahlrechts. Er sagte einmal in der Kammer,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

daß er sich mit der Einführung desselben nur dann befreunden könne, wenn die Schattenseiten dieses Verfahrens beseitigt würden, denn er fürchte, daß das uneingeschränkte Stimmrecht eine Pöbelherrschaft bringen werde. Noch weniger wünschte er dieses Wahlrecht für die Gemeinde. Den „Schritt zum öden und schablonenhaften Radikalismus", bemerkte er einmal, mache er nicht mit. Die Verwaltung der Gemeinde soll nach rein sachlichen, nicht nach parteipolitischen Erwägungen geführt werden. Es sei unrichtig zu behaupten, das für die Gemeinde geltende Wahlrecht habe sich nicht bewährt. Das Gegenteil sei wahr. Die bestehenden Gemeindekollegien hätten die sozialen Aufgaben in glänzender Weise gelöst. Schnetzler wehrte sich auch mit Entschiedenheit gegen die Beseitigung der indirekten Steuern. Er befürchtete, daß die Gemeinde ohne diese Einnahmequelle gerade den sozialen Aufgaben nicht mehr gerecht werden könne. Er betonte, daß auch der Mindestbesitzende an den Lasten des Staates und der Gemeinde teilnehmen müsse. Er führte das Beispiel der Stadt Karlsruhe an. Ein Mindestbesteuerter zahle 1,80 Mk. Einkommensteuer. Selbst wenn man annehme, daß der Verbraucher die Verbrauchssteuer allein trage, eine Behauptung, die Schnetzler bestritt, so habe jener etwa 18 Mk. an indirekten Steuern zu entrichten. Für jedes schulpflichtige Kind, das die Volksschule besuche, habe aber die Stadt jährlich 60 Mk. aufzubringen, bei drei Kindern somit 180 Mk. Ein solcher Riß bestünde zwischen den Leistungen des einfachen Mannes und denen der Gemeinde. Als in der Zweiten Kammer einmal von militärischer Abrüstung gesprochen wurde, äußerte Schnetzler, daß er die Forderung einer solchen und die Bestellung eines internationalen Schiedsgerichts für „eine Utopie" halte. Der Dienst in der Armee wirke erzieherisch; er bestritt, daß der Militarismus eine kulturfeindliche Macht sei, wie man ihm entgegenhielt. Denselben Gedanken hat Schnetzler 1900 und 1903 anläßlich der Jubiläen zweier Karlsruher Regimenter weiter ausgeführt.

Bis 1905 waltete Schnetzler scheinbar in ungebrochener Kraft und Gesundheit seines Amtes. Um so schmerzlicher war die Überraschung, als bekannt gegeben wurde, daß er sich am 16. Mai des genannten Jahres einer schweren Operation hatte unterziehen müssen. Er konnte zwar am 15. August 1905 seinen Dienst wieder

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

aufnehmen, es war jedoch nicht zu verkennen, daß eine tückische Krankheit an seiner Lebenskraft zehrte. Mit bewundernswerter Willensstärke hielt er sich während der Jubiläumstage des Großherzogspaares aufrecht, um bei den Feierlichkeiten seine Pflicht als Oberhaupt der Residenz zu erfüllen. Noch begrüßte er in längerer Rede, so schwer es ihm körperlich wurde, am 19. September 1906 das fürstliche Jubelpaar, aber kurz nach den Festlichkeiten brach er zusammen. Bei Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres am 20. November konnte er die Glückwünsche des Stadtrats nicht mehr persönlich entgegennehmen. Am 6. Dezember 1906 in der Morgenstunde um ½5 Uhr entschlief er. Um ihn trauerte seine Gemahlin, Ida, geborene Laiber, zwei Söhne und zwei Töchter; aber auch die ganze Stadt empfand den schweren Verlust, den sie durch den Heimgang ihres Oberhaupts erlitten hatte.

Waren schon anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums Schnetzlers im Jahre 1900 seine hohen Verdienste um die Entwicklung der Stadt rückhaltlos, ohne Unterschied der Stände und politischen Parteien, anerkannt und gewürdigt worden, die Trauerfeier bei seiner Beisetzung am 9. Dezember gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung. Eine unabsehbare Zahl von Trauergästen aus Karlsruhe und von außerhalb fanden sich im Friedhof ein, der Stadtrat und die Stadtverordneten von hier, die Oberbürgermeister sämtlicher badischen Städte der Städteordnung, der Bürgermeister von Straßburg und viele Bürgermeister aus verschiedenen Gemeinden unseres Landes, Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden sowie der Karlsruher Garnison, Vertreter verschiedener Vereine und persönliche Freunde des Entschlafenen. Auch der Großherzog und die Großherzogin erschienen trotz ihres hohen Alters und ungeachtet des naßkalten Wintertages zur Feier in der Friedhofkapelle, um dem verewigten Stadtoberhaupt die letzte Ehre zu erweisen. Die Stadt Karlsruhe hat ihrem verstorbenen Oberbürgermeister ein Denkmal errichtet, das die körperlichen Züge des Mannes der Nachwelt erhalten soll. Aber dauernder als Stein und Erz wird die Erinnerung an das Schaffen und Wirken Schnetzlers im Gedächtnis dankbarer Geschlechter fortleben.

† R. Goldschmit.

Otto Beck

wurde am 19. Mai 1846 in Krautheim, einem Dorfe des Bezirksamtes Tauberbischofsheim, als Sohn des katholischen Hauptlehrers J. Georg Beck geboren. Nach dem Besuch der Gymnasien in Tauberbischofsheim und Konstanz studierte er an der Universität Heidelberg die Rechtswissenschaft. 1871 bestand er als Fünfundzwanzigjähriger die erste, 1873 die zweite juristische Staatsprüfung. 1875 wurde er Amtmann in Baden-Baden, 1878 Amtsvorstand in Bonndorf, 1880 Oberamtmann in Wolfach, 1884 in Waldkirch, 1889 in Rastatt, wo er bis 1891 tätig war. Er verheiratete sich 1879 in Baden-Baden mit Amalie, geborene v. Raouloff. Aus dieser Ehe entstammen zwei Söhne und zwei Töchter. Am 16. Oktober 1891 wurde er zum Oberbürgermeister der Stadt Mannheim gewählt; am 5. November 1891 trat er seinen Dienst an. Nach Ablauf seiner ersten Amtsperiode wurde er am 11. Juni 1900 einstimmig auf weitere neun Jahre wieder gewählt. Die Ehrungen bei der Feier seines sechzigsten Geburtstages und bei der Feier des dreihundertjährigen Stadtjubiläums 1907 waren der Höhepunkt seines Wirkens. Am 30. März 1908 bereitete ein Herzschlag seinem Leben ein plötzliches und vorzeitiges Ende.

Mitten aus der Arbeit, aus weitschauenden Plänen rief ihn der Tod ab. Er ereilte ihn, den Unermüdlichen, der sich keine Ruhe gönnte, am Arbeitstische, nachdem die Anstrengungen und Aufregungen der ungeheuren Arbeitslast seines Berufes schon seit einigen Jahren seine Gesundheit schwer erschüttert hatten. Der Tod rief ihn ab auf der Höhe seines Lebens, auf dem Gipfel der Erfolge. Nahezu siebzehn Jahre lang hat Otto Beck seine eminente Arbeitskraft, seine rastlose Initiative, seine vielseitige Erfahrung in den Dienst der Stadt Mannheim gestellt, der er aus bescheidener Enge den Weg zur Großstadt bahnte. Der Spruch, den er 1907 in der Jubiläumsschrift der Neuen Badischen Landeszeitung als seine Lebenserfahrung niederschrieb: „Wer der Gemeinde dient, hat einen schlimmen Herrn", gedachte der vielen Kämpfe und Anfeindungen, die er in seiner kommunalen Laufbahn durchzumachen hatte, der täglich neuen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, all der hundertfältigen Aufgaben, die sich an ihn herandrängten. Aber im Grunde entsprach eine so pessimistische

Auffassung keineswegs seinem Wesen. Seine Vertrauten haben es bezeugt, daß Beck, wenn er sein Leben noch einmal hätte beginnen können, doch wieder Oberbürgermeister einer Großstadt geworden wäre. Alle die Möglichkeiten des Formens und Gestaltens, die in der Leitung eines großen, aufstrebenden Gemeinwesens liegen, reizten seine Schaffenslust, sein Organisationstalent, seine Führernatur immer aufs neue. Mannheims Ehre und Blüte war seine Lebensaufgabe. Mannheims Aufschwung war in erster Reihe sein Werk. Das erfüllte ihn mit stolzem, freudigem Selbstbewußtsein.

Als sein Vorgänger Eduard Moll nach Jahren allzu vorsichtigen Zurückhaltens hochbetagt sein Amt niederlegte, war ein tatkräftiger und wagemutiger Führer notwendig, ein kluger Kopf, ein vielbewanderter Verwaltungsmann. Den hatte die Stadt Mannheim in entscheidender Stunde, wo ein Fehlgriff in der Wahl des Kapitäns verhängnisvoll werden konnte, in dem bisherigen Oberamtmann Otto Beck zu finden das Glück. Mit ihm setzte für das Gemeinwesen eine Zeit machtvollen Vorwärtsdrängens ein. Die Ära Beck wurde für Mannheim eine Periode raschen Erblühens, kräftiger Entfaltung. Mit staunenswerter Schnelligkeit arbeitete er sich in sein neues Tätigkeitsgebiet ein, das er verwaltungsmäßig erst neu aufbauen mußte.

Beck war eine Persönlichkeit von unbeugsam starkem Willen, der, wenn es im Interesse seiner Pläne lag, auch selbstherrlich und rücksichtslos vorging. Sein stürmischer Tatendrang wollte viel und setzte viel durch. Seine Sachkenntnis erzeugte Vertrauen. Er war eine Arbeits- und Kampfnatur, ein Mann von großzügiger, nie erlahmender Initiative, ein schöpferischer Organisator ersten Ranges. Rasche Auffassungsgabe, Redegewandtheit, Schlagfertigkeit und Menschenkenntnis waren die Grundlagen seines außerordentlichen Verhandlungsgeschickes. Auch in den schwierigsten Debatten stand er über der Situation. Er war ein Redner von Autorität und Temperament, der im richtigen Augenblick auch die Gabe wirksamen Humors besaß. Seine Volkstümlichkeit gipfelte darin, daß er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für das Gemeinwohl einsetzte und aufopferte, daß er an allem, was die Stadt in Freud und Leid bewegte, persönlich Anteil nahm, daß er bei Budgetkämpfen im Bürgerausschuß ebenso seinen Mann stellte,

wie als humoristischer Redner bei Vereinsfestlichkeiten oder als glänzender Gesellschafter von bezwingender Liebenswürdigkeit. Er verstand die Kunst, den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen, zur Durchführung seiner Absichten die erforderlichen beamteten und ehrenamtlichen Helfer um sich zu scharen, aus seinen Mitarbeitern das letzte herauszuholen und seine Mitbürger zu großen Stiftungen und Schenkungen heranzuziehen.

Nach dem wirtschaftlichen Aufschwung der siebziger und achtziger Jahre reckte und streckte sich Mannheim, um in größere Verhältnisse hineinzuwachsen. Diesen machtvoll einsetzenden Übergang zur modernen Großstadt mit kluger Nutzung aller Kräfte in die richtigen Gleise zu lenken, war Becks Aufgabe, die er mit klarer Folgerichtigkeit und weitblickendem Wagemut erfaßte. Im 18. Jahrhundert verdankte Mannheim seine Blüte einem kunstsinnigen, prachtliebenden Kurfürstenhofe, nach dessen Verlust es hilflos zusammenbrach. Aus dem kümmerlichen Dasein einer stillen Landstadt vermochte es sich erst wieder aufzuraffen, als ihm seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts der Umschwung von Handel und Verkehr gestattete, die Vorteile seiner günstigen geographischen Lage wirtschaftlich auszunützen. Dann aber erwuchsen der vorherrschenden Stellung Mannheims als des oberrheinischen Handels- und Umschlagszentrums aus mancherlei Umwälzungen des Handels- und Verkehrslebens ernste Gefahren, denen geschickt zu begegnen eine der wichtigsten Aufgaben der Amtstätigkeit Becks war. Mit der ganzen Energie seiner Persönlichkeit setzte er sich dafür ein, Mannheims Übergang zur Industriestadt zum sicheren Ziele zu führen. Er schuf im engsten Zusammengehen mit der Handelskammer als Grundlage der industriellen Zukunft Mannheims den aus städtischen Mitteln erbauten gewaltigen Industriehafen, der als notwendige Ergänzung der staatlichen Handelshäfen der Industrie die erforderlichen Bauflächen zur Niederlassung in unmittelbarster Nähe der rheinischen Wasserstraße und des Bahnverkehrs darbietet.

In dem 1907 auf seine Veranlassung von der Stadt zur Feier ihres dreihundertjährigen Stadtjubiläums herausgegebenen dreibändigen Werk über Mannheims Vergangenheit und Gegenwart hat Beck selbst folgende vier Hauptziele seiner Gemeindepolitik hervorgehoben: Die Umwandlung des bisherigen Handels-

platzes in ein Zentrum der Industrie, eine den wachsenden Anforderungen entsprechende Finanzpolitik, die Sanierung und Verschönerung der Stadt, die Förderung der geistigen Interessen der Einwohnerschaft.

Die Umwandlung zur Industriestadt hatte zahlreiche weitere schwerwiegende Aufgaben im Gefolge: Die Fürsorge für die Industriearbeiterschaft und die Minderbemittelten überhaupt, der er als sozial empfindendes Stadtoberhaupt besondere Aufmerksamkeit widmete, die Eingemeindung wichtiger Nachbarorte, deren Gemarkungen der werdenden Industriestadt unentbehrlich waren, im Zusammenhang damit eine groß angelegte Vorortbahnpolitik, die Verbesserung des Wohnungswesens, die Förderung der gemeinnützigen Bautätigkeit, die Erschließung neuen Baugeländes, die Modernisierung und Ausgestaltung des Verkehrswesens überhaupt (Einführung der elektrischen Straßenbahn, Errichtung eines städtischen Elektrizitätswerks, Bau der Lindenhofüberführung, welche die Verbindung der Altstadt mit dem neu sich entwickelnden Stadtteil Lindenhof ermöglichte), ferner in Verbindung mit Maßnahmen für das gesundheitliche Wohl der Einwohnerschaft die Durchführung der Schwemmkanalisation, die Erweiterung der öffentlichen Parks und Anlagen u. a. m.

Die vorausgegangene Periode der städtischen Verwaltung Mannheims — so Verdienstvolles sie auch im einzelnen geleistet hatte — war charakterisiert durch eine vorsichtige, sparsame Scheu vor der Übernahme neuer kostspieliger Aufgaben, eine gewisse Abneigung gegen wirtschaftliche Unternehmungen in städtischem Regiebetrieb, überhaupt durch die Beschränkung auf unumgänglich Notwendiges. Unter Beck erweiterte sich der Kreis der Aufgaben, welche die Gemeinde als die ihrigen behandelte, in ganz ungeahntem Maße. Er eröffnete eine neue großzügige Finanzpolitik, die sich bei aller vorsichtigen Prüfung der Verhältnisse fern hielt von jener im Kleinbürgerlichen verharrenden Bedachtsamkeit; nur so waren die vielen neuen, großen Ziele zu erreichen. Unter den etwa 70 Millionen Mark, die 1891 bis 1908 aus Anlehens- und Grundstocksmitteln für kommunale Zwecke ausgegeben wurden, befinden sich große Summen für werbende städtische Betriebe, deren Erträgnisse zu einer festen Stütze des städtischen Haushalts geworden sind. Den Anlehensschulden stand am Ende seiner Dienstzeit

ein bedeutend vermehrtes Gemeindevermögen von etwa 140 Millionen Mark gegenüber. Die Summe der Steuerkapitalien Mannheims stieg während Becks Amtstätigkeit von 414 Millionen Mark auf 1011 Millionen Mark, die Einwohnerzahl von 80 000 auf 177 000; damit sind einige statistische Anhaltspunkte für Mannheims Emporblühen in der Ära Beck gegeben.

Unablässig mehrte er den städtischen Grundbesitz. Ein großes Unternehmen war die Erwerbung der ehemals militärfiskalischen Gebäude: Zeughaus, alte Infanteriekaserne und Dragonerkaserne, sowie die Erwerbung des Kaufhauses und dessen Umbau als neues Rathaus. Seine reformierende und organisierende Tätigkeit hatte zur Grundlage die Neubildung eines durchaus zuverlässigen und vermehrten Ansprüchen genügenden kommunalen Verwaltungskörpers, d. h. einer städtischen Beamtenschaft, die ihm für alle Zweige seiner vielumfassenden Wirksamkeit geeignete und tüchtige Mitarbeiter an die Hand gab. Die Zahl der städtischen Beamten, die zu Anfang seiner Dienstzeit gegen 200 betrug, hat sich während derselben versechsfacht (die städtischen Arbeiter nicht mitgerechnet); wichtige städtische Amtsstellen wurden neu geschaffen. Auch die Dienst- und Versorgungsverhältnisse der städtischen Arbeiter wurden neu geregelt. Auf Becks Veranlassung schuf Mannheim als eine der ersten Städte Verwaltungskurse und Prüfungen für die Beamten. Die Einführung gedruckter städtischer Verwaltungsberichte war sein Werk.

Dem Schulwesen, insbesondere auch der Volksschule, galt sein besonderes Augenmerk. „Der Volksschule verdanke ich am meisten", pflegte er zu sagen. Die rasche Vermehrung der Schuljugend erforderte die Errichtung zahlreicher großer Schulgebäude, in denen die neuesten hygienischen und bautechnischen Erfahrungen verwertet wurden. Der Durchführung eines individuellen Schulsystems galt in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern seine ständige Sorge. Daneben bemühte er sich, die Fortbildung der Jugend und die Fachausbildung auf die Höhe moderner Ansprüche emporzuheben. Die lange vernachlässigte gründliche Fachausbildung des jungen Kaufmanns fand an ihm einen tatkräftigen, verständnisvollen Förderer. Seine Denkschrift über die Reform des kaufmännischen Bildungswesens gibt gleich seinen literarischen Studien über die Wohnungsreform außer lokalen

Richtlinien eine Fülle allgemein wertvoller Anregungen. Die Krönung des unter seiner Führung in Mannheim errichteten stattlichen Gebäudes der Handelsschulbildung bildet die Handelshochschule, seine eigenste Schöpfung, bei der er sich Eberhard Gotheins Beihilfe sicherte; die mehrfach verschobene Eröffnungsfeier dieser wirtschaftswissenschaftlichen Hochschule sollte er leider nicht mehr erleben. In enger Verbindung mit der Universität Heidelberg begründete er diese Anstalt, die zugleich ein Sammelpunkt des geistig-wissenschaftlichen Lebens der Handels- und Industriemetropole sein sollte.

Es ist selbstverständlich, daß für ein so fortgeschrittenes Stadtoberhaupt der Kreis der kommunalen Aufgaben — lange bevor dies allgemein anerkannt war — weit hinaus ging über bloße gesetzliche Verpflichtungen, über das nur Nützliche und Lebensnotwendige. Er dehnte die Fürsorge der Gemeinde aus auf „alle einer kulturellen verfeinerten Lebensbetätigung der Einwohner dienlichen Bestrebungen", und es entsprach seinem sozialen Empfinden, daß er sie nicht etwa nur höher stehenden Schichten, sondern der ganzen Bevölkerung zugute kommen lassen wollte. Er war davon überzeugt, daß die Förderung des materiellen und geistigen Wohles der Minderbemittelten in erster Reihe Sache der Gemeinde sei. Gerade von diesem Standpunkt erhöhter sozialer und kultureller Fürsorgepflicht der Gemeinde erschien ihm die Erweiterung der städtischen Finanzquellen durch den Staat als unabweisliche Notwendigkeit.

Mit Eifer ließ er es sich angelegen sein, das geistige Leben der Geschäftsstadt zu fördern und auf mannigfache Weise zu befruchten. Darum erblickte er eine wichtige Aufgabe seiner Kommunalpolitik in der Pflege idealer Bestrebungen, die ein notwendiges Gegengewicht gegen die Mühen und Sorgen des Alltags bilden, in der Anknüpfung an die große künstlerische Vergangenheit, in der kraftvollen Förderung der Leistungen auf dem Gebiete des Theaters, der Musik und der bildenden Künste. So wurde dem in städtischer Verwaltung stehenden Hof- und Nationaltheater unermüdliche Sorgfalt gewidmet. Die Leitung und Verwaltung des Theaters erhielt eine neue Grundlage durch die Einsetzung der Theaterkommission an Stelle des Theaterkomitees (1893). Ein umfassender Bühnenumbau (1901/02) sowie andere

hier nicht einzeln zu nennende Maßnahmen dienten dem Zwecke, die ehrwürdige Schillerbühne mit ihrer ruhmvollen Tradition auf der Höhe moderner Leistungsfähigkeit zu erhalten. Von außerordentlicher Bedeutung für das künstlerische Leben, namentlich für die Musikpflege und für die Betätigung des Vereinslebens, sowie für die Abhaltung von Festlichkeiten und Kongressen, war die Errichtung einer großen städtischen Festhalle, des „Rosengartens" mit seinen prunkvollen Sälen (1903). In Verbindung mit diesem von Bruno Schmitz errichteten Monumentalgebäude wurde die einheitliche Umbauung des Friedrichsplatzes als Hauptschmuckplatz des modernen Mannheims in die Wege geleitet. Zur Aufnahme der städtischen Gemälde- und Skulpturensammlung wurde eine Kunsthalle errichtet, deren galeriemäßige Ausgestaltung allerdings erst der Nach-Beckschen Zeit angehört. Zur Neuorganisation der heimatgeschichtlichen, naturwissenschaftlichen und völkerkundlichen Sammlungen geschahen die ersten vorbereitenden Schritte.

Seinem geschichtlichen Sinn entsprach das lebhafte Interesse für alle auf Pflege des Heimatlichen abzielenden Bestrebungen. Er gründete ein städtisches Archiv, förderte die forschende und sammelnde Tätigkeit des Altertumsvereins und ermöglichte die Begründung eines Stadtgeschichtlichen Museums.

Als die Stadt Mannheim 1906/07 ihr dreihundertjähriges Bestehen feierte, gab sie durch eine Reihe großartiger Veranstaltungen, vor allem durch eine höchsten Zielen nachstrebende Kunst- und Gartenbau-Ausstellung einen Beweis ihrer durch Becks Tätigkeit erstarkten kommunalen Leistungsfähigkeit. Die glanzvoll verlaufene Ausstellung und die übrigen festlichen Veranstaltungen des Jubiläumsjahres, unter denen ungefähr 150 Kongresse zu erwähnen sind, trugen viel dazu bei, veraltete ungünstige Urteile über Mannheim zu beseitigen. Gerade im Hinblick auf die Jubiläumsveranstaltungen erkannte Beck die Notwendigkeit, einen Verkehrsverein ins Leben zu rufen (1906). Um die Hebung des Fremdenverkehrs, um Vermehrung und bessere Geltung der Sehenswürdigkeiten war er während seiner ganzen Amtstätigkeit zielbewußt bemüht.

Das Ausstellungs- und Jubeljahr brachte Mannheim und seinem Oberhaupte vielfältige Ehren und Erfolge. Es war der festliche Höhepunkt in Becks Leben, als ihm bei dem Jubiläums-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

festakt im Rosengarten eine Abordnung des Senats der Universität Heidelberg das Ehrendoktordiplom überreichte und der ehrwürdige Großherzog Friedrich I. von Baden als Rector magnificentissimus der Ruperto-Carola ein Hoch auf den neuen Doktor ausbrachte. Die Stadtverwaltung ehrte ihn durch Verleihung der großen goldenen Jubiläumsmedaille und durch Benennung einer der Hauptverkehrsstraßen der unter ihm angelegten Oststadt nach seinem Namen.

Man kannte Beck außerhalb des badischen Landes von seinem Erscheinen bei manchen wichtigen Beratungen, wo sein Wort schwer in die Wagschale fiel, man kannte ihn von den zahlreichen bedeutsamen Kongressen, die seinem Rufe nach Mannheim folgten, von manchem kenntnisreichen literarischen Werke, das wichtige kommunale Probleme zu klären und zu fördern suchte. Er war Vorstands- und Ausschußmitglied zahlreicher hervorragender Körperschaften und Vereine, wie des Deutschen Städtetages, des Vereins für Sozialpolitik, des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Vereins für Binnenschiffahrt usw. Seinem Verkehr mit vielen bedeutenden Sozialpolitikern entsprang ein lebendiger Austausch von Anregungen und Erkenntnissen. In seinen letzten Lebensjahren gehörte er neben seinem Kollegen, dem Freiburger Oberbürgermeister Winterer, als Vertreter der Städteordnungsstädte der Ersten Kammer der badischen Landstände an, zu deren bemerkenswertesten und sachkundigsten Mitgliedern er zählte. Er legte dieses Mandat nieder, als seine wankende Gesundheit ihn zwang, seine Arbeitskraft ausschließlich auf die amtlichen Geschäfte zu beschränken.

Verschiedentlich ist in Nachrufen die Frage aufgeworfen worden, warum einem Manne von so hervorragenden Gaben nicht ein größerer Wirkungskreis zuteil geworden sei, wo er sie in noch höherem Maße zum Nutzen der Allgemeinheit hätte verwenden können. Wäre ein solcher Ruf an ihn gelangt, der ihn gezwungen hätte, Mannheim und sein Lebenswerk im Stiche zu lassen, so wäre fraglich gewesen, ob er ihm Folge geleistet hätte. Sein Lebensgrundsatz war, den Posten, auf den er sich gestellt sah, mit eisernem Pflichtbewußtsein bis zum letzten Augenblick auszufüllen und auf dem zwar örtlich begrenzten, aber doch außerordentlich umfassenden, verantwortungsvollen und dankbaren Arbeitsgebiet, das ihm zugewiesen war, das Höchste zu leisten. Als der Tod sein Macht-

wort sprach, konnte sein Lebenswerk in den Hauptzügen als vollendet gelten. Aber er war doch allzufrühe seiner gedeihlichen Wirksamkeit entrissen worden, und die Ehren, die man auf sein Grab häufte, bewiesen, wie hoch er allerwärts als eine führende Persönlichkeit unter den deutschen Kommunalpolitikern geschätzt wurde. Die Stadt Mannheim hat ihm auf dem Hauptfriedhof ein Grabmal errichtet, das seine von Johannes Hoffart geschaffene Büste ziert. Sein Andenken lebt in Dankbarkeit und Verehrung fort.

Schriften Otto Becks: Denkschrift betreffend die Erhebung von Verbrauchssteuern in Mannheim. Mannheim 1897. — Die Wohnungsfrage mit besonderer Berücksichtigung der Mannheimer Verhältnisse. Denkschrift an den Stadtrat. Mannheim 1897. — Die Reform des kaufmännischen Bildungswesens. Denkschrift an den Stadtrat. Mannheim 1899. — Die Wohnungsfrage und die Beteiligung der Gemeinden an der Lösung derselben. Berichte und Vorträge anläßlich der Achten Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen zu Stuttgart 15. bis 16. Mai 1899. Berlin 1900. (Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, Heft 17.) — Förderung der gemeinnützigen Bautätigkeit durch die Gemeinden. Leipzig 1901. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 96.) — Die Einverleibung des Rheinaugebietes in die Stadtgemeinde Mannheim. Denkschrift, November 1904. Mannheim 1904. — Die Mannheimer Wohnungsfrage und die Bau- und Bodenpolitik der Stadtgemeinde. Denkschrift an den Stadtrat. Mannheim 1906.

Unter Benützung des Nekrologs in der Kommunalen Rundschau 1908, Nr. 7; siehe auch Felix Hecht im Juniheft 1908 der Süddeutschen Monatshefte, sowie zahlreiche Nachrufe in den Tageszeitungen.

Fr. Walter.

Heinrich Lanz.

Spärlich nur erst rauchten um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Kamine von Maschinenfabriken über deutschen Gauen, und wo Maschinen in der deutschen Landwirtschaft Eingang fanden, da war dieser Erfolg Maschinen des Auslandes beschieden. Als Heinrich Lanz um diese Zeit als jugendlicher Teil-

haber in das Geschäft seines Vaters in Mannheim eintrat, mochte er wohl kaum ahnen, daß er einmal berufen sein werde, nicht nur dem deutschen Landwirt, sondern der Landwirtschaft der ganzen Welt Maschinen zu liefern, die in seiner eigenen Fabrik erbaut waren, daß er selber einmal Dampfmaschinen bauen sollte, welche Fabrikkamine rauchen machen. Denn zunächst hatte es nur den Anschein, als ob er, die Überlieferung der väterlichen Firma fortführend, ein Verfrachter fremder Erzeugnisse, ein Händler mit ausländischen Maschinen zu werden bestimmt sei.

Am 9. März 1838 in dem schwäbischen Städtchen Friedrichshafen am Bodensee geboren, war er aufgewachsen in der Umwelt einer Transportunternehmung mit weiten Speichern und ausgedehnten Lagerräumen, die selbst in unsern Tagen hätte bedeutend genannt werden müssen. Der Vater, Johann Peter Lanz, und schon der Großvater gleichen Namens hatten sich in ihrem Beruf und im öffentlichen Leben der Stadt als tüchtige Männer bewährt und an der wirtschaftlichen Entwicklung Friedrichshafens, welches der aus Eriskirch stammenden Familie zur zweiten Heimat geworden war, den regsten Anteil gehabt. Der umfangreiche Getreidehandel des alten, mehr noch die großen Gütertransporte des jüngeren Johann Peter Lanz erheischten eine freiere Blickweite kaufmännischen Geistes, als sonst wohl innerhalb der Mauern des ehemaligen Reichsstädtchens, des alten Buchhorn, gedeihen mochte. Aus der Schweiz, aus Italien, aus Österreich, aus dem Allgäu bis nach Hamburg und von hier über See gingen in regelmäßiger Reihenfolge die langen Wagenzüge des Vaters, und umgekehrt fanden auf dem gleichen Wege die Güter des Auslandes nach dem Inlande und darüber hinaus sichere Verfrachtung. Mannheim war für diese Sammeltransporte der gegebene Mittelpunkt. Hier errichtete das Friedrichshafener Stammhaus J. P. Lanz & Co. — der Kompagnon war der Schwager des Begründers Johann Peter Lanz — im Jahre 1842 eine Zweigniederlassung, die sich bald zum Hauptgeschäft erweiterte, als mit dem Bau der Eisenbahn nach Friedrichshafen der württembergische Staat die Hand auf die einträglichen Gütertransporte legte und den privaten Verkehrsunternehmungen den Boden entzog. Die Firma in Mannheim wurde Grundbau und Ausgangspforte für Heinrich Lanz. Der vollendeten Schulbildung, welche

der aufgeweckte leichtlernende Knabe der besseren Anstalt wegen auswärts, in Biberach, hatte suchen müssen, war der abschließende Kursus einer Handelsschule in Stuttgart und die strenge kaufmännische Lehre in dem angesehenen Mannheimer Kolonialwarengeschäft von Julius Eglinger & Co. gefolgt. Seine erste Stellung, die ihn ins Ausland, nach Marseille, führte, stärkte und schärfte Blick und Willen des strebsamen Jünglings. Mit einundzwanzig Jahren in die Lanzsche Firma in Mannheim aufgenommen, wurde er der eifrige Förderer und die treibende Kraft des Einfuhrhandels landwirtschaftlicher Maschinen, zu welchem das ursprüngliche Speditionshaus seinen Geschäftskreis ausdehnte. Erinnerungen der Kindheit und Spiele des Knaben hatten schon auf reges Interesse am Maschinenwesen ahnungsvoll hingedeutet. Eine Reise nach England, die einzuführenden Erzeugnisse an der Stätte ihres Ursprungs kennen zu lernen, mochte bereits ein erstes Gefühl seiner künftigen Bestimmung in dem jungen Deutschen aufdämmern lassen. Zunächst indessen sollte er die Aufgabe des vermittelnden Kaufmannes erfüllen, von welchem des Dichters Wort gilt: „Güter zu suchen, geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an." Dieses Gute des von Heinrich Lanz gewählten Berufes war, für den mehr und mehr fehlenden Nachwuchs jugendlicher Arbeitskräfte auf dem Lande, welchen die Stadt anzog, welchen das Ausland lockte, dem deutschen Landwirt die Maschine als Ersatz darzubieten, ihm die Maschine als Helferin an die Seite zu geben in dem Kampfe, der dem deutschen Getreidebau in der übermächtigen Einfuhr ausländischer Brotfrucht sich drohend ankündigte. Unsere Landwirte von der privatwirtschaftlich wie volkswirtschaftlich so großen Bedeutung der Maschinenarbeit zu überzeugen, war zu keiner Zeit eine leichte Aufgabe gewesen. Die in der starren Natur des bäuerlichen Lebens wurzelnde Abwehr alles Neuen, die Scheu vor allem Fremdgearteten mußte selbst dem Bringer des Guten vielfach hemmend sein. Daß trotzdem die englischen landwirtschaftlichen Maschinen sich eines immer besseren Rufes erfreuten, das hatten sie Heinrich Lanz zu verdanken, der die Notwendigkeit der Maschine in der Landwirtschaft und die Vorzüge der eingeführten englischen Maschinen in seinen Geschäftsrundschreiben und Katalogen hervorzuheben und ins rechte Licht zu stellen nicht müde ward. Zur Eigenfabrikation den Schritt

zu wagen, dazu waren noch die Bedingungen nicht gegeben. Noch war die im Jahre 1860 in einem kleinen Gartenhaus in der Schwetzingervorstadt Mannheims mit zwei Schlossern aufgemachte Reparaturwerkstätte zu unbedeutend, noch waren seine deutschen Arbeiter zu wenig geschult, als daß er mit den vortrefflich ausgestatteten englischen Fabriken, mit der erfahrenen englischen Arbeiterschaft aussichtsvoll in Wettstreit hätte treten können. Auch als diese ersten Stufen technischer Entwicklung überschritten, als Reparaturwerkstätten mit Dampfbetrieb in Mannheim und in der früh errichteten bayerischen Filiale zu Regensburg im Gange waren, und ein kleiner Stamm von Arbeitern zu Gebote stand, die von englischen Lehrmeistern oder in England selbst herangezogen oder auch von Heinrich Lanz persönlich in die Arbeitsweise der englischen Maschinen eingeführt worden waren, da bedurfte es noch der staatlichen Stütze in Gestalt der Schutzzölle, die einheimische Industrie zu erstarken und sie dem ausländischen Mitbewerber ebenwüchsig zu machen. Wiederum aber mußte der junge Fabrikant, der so erfolgreich den bäuerlichen Widerstand gegen die Maschine überhaupt gebrochen hatte, mit der Zurückhaltung des Landwirts vor dem Neuen, jetzt die Dampfkraft, ringen. Solange die noch kleine, aus der Reparaturwerkstätte hervorgegangene Fabrik in den erweiterten alten Räumen nur Futterschneider, Göpel und Hand- und Göpeldreschmaschinen herstellte, war das deutsche Erzeugnis vor dem englischen bald bevorzugt worden. Die großen Erfolge der ersten Jahre zeugen dafür. Jetzt aber galt es, der für größere Dreschleistungen allein ausreichend starken Dampfdreschmaschine und ihrer Antriebsmaschine, der Lokomobile, die Bahn zu öffnen. Auch hier war dem Erzeuger der Händler vorausgegangen, und zwanzig arbeitsschwerer Jahre seit seinem Beginn hatte es bedurft, bis Heinrich Lanz die Fabrikation von Dampfdreschsätzen aufzunehmen sich entschloß. Zunächst nur von kleineren Maschinen, deren Absatz dem klugen, besonnenen Kaufmann gesicherter erscheinen mußte als der großen und teuren englischen Maschinen. Stetig indessen wuchsen der Fabrik die Kräfte, wuchsen sie ihm selbst. Konnte doch, und gewiß mit Recht, gesagt werden, daß Heinrich Lanz, als er die Eigenfabrikation aufnahm, auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Maschinenkunde eine Übersicht und Erfahrung be-

saß, wie kein Zweiter in Deutschland und vielleicht überhaupt (Neubaur). Rund zehn Jahre zuvor hatte Heinrich Lanz den Fabrikbetrieb der Firma aus ihren übrigen Unternehmungen losgelöst und für eigene Rechnung und auf den eigenen Namen fortgeführt. Dampfdreschmaschinenbau und Lokomobilfabrikation fanden ihn auf seinem Grund und Boden bereits als Alleinherrscher vor. Der Lokomobilbau, anfangs nur der Dampfdreschmaschinen wegen aufgenommen, entwickelte sich zu immer größerer Bedeutung. Lokomobilen für das Gewerbe und für die Industrie wurden in die Fabrikation einbezogen, und nach weiteren zwei Jahrzehnten dauernden Aufstiegs durfte Heinrich Lanz die Genugtuung erfahren, auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 die damals größte Lokomobile der Welt aus seiner Fabrik aufgebaut, sich selbst zum Preisrichter ernannt und seine Maschinen als höchste Ehrung außer Wettbewerb gesetzt zu sehen. Ein weiter Weg, dichter Hemmnisse und Widerstände voll, an erfreuenden Ausblicken und Fernsichten reich, war zurückgelegt, schien noch vor ihm zu liegen. Als Unternehmen zur Verbreitung verbesserter landwirtschaftlicher Maschinen hatte Heinrich Lanz im Jahre 1859 die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse angekündigt. Er hat diesen Willen zur Vervollkommnung auf seine eigenen Maschinen übernommen, er hat selbst diesem Grundsatz nachgelebt, so als junger Anfänger im Maschinenhandel, so als greiser Beherrscher gewaltiger Fabrikwerke. Noch der Vierundsechzigjährige geht auf Studienreise nach den Vereinigten Staaten, um dort bei dem inzwischen mächtig aufgekommenen amerikanischen Mitbewerber lernbegierig Umschau zu halten. Mit Stolz kann er dem deutschen Landwirt die Ebenbürtigkeit seiner deutschen Maschinen in klaren und überzeugenden Worten darstellen. Nicht Worte aber, nicht eine noch so große Überredungskunst des gewiegten Kaufmannes und selbstbewußten Fabrikanten hätten den Erfolg zu erzwingen vermocht. Der konnte nur kommen aus den hohen Vorzügen seiner Maschinen, die begründet waren in seinem beharrlichen Bestreben, ihre Bauart stetig zu verbessern, die gewährleistet waren durch die tiefe Einsicht, daß die Technik mit der Wissenschaft gehen müsse, und daß nur strenge wissenschaftliche Prüfungsmethoden die Güte des verwendeten Materials zu verbürgen vermöchten. Der Erfolg konnte nur kommen aus der wandellosen Rechtlichkeit seiner

kaufmännischen Grundsätze; die aber waren ein Ausfluß seiner ganzen Persönlichkeit. Der weite Blick, die rasche Entschlußkraft, die nachhaltige Energie waren Erbstücke von Vaterseite gewesen. Von der Mutter, aus der schwäbischen Familie Beckh, welche dem Lande auf verschiedenen Gebieten tüchtige Männer gegeben hat, besaß Heinrich Lanz bei einer guten Gabe für das Praktische das weiche Gemüt und den offenen Sinn für die idealen Güter der Erde. Später mögen die wachsenden Anforderungen, welche die Fabrik an ihren Herrn und Leiter stellte, die zarteren Saiten seines Wesens Außenstehenden nicht immer vernehmbar gemacht haben. Die Vorsicht des erfahrenen Kaufmannes Personen und Sachen gegenüber mochte leicht als Mißtrauen gedeutet; die gleiche genaue Kenntnis aller Einzelheiten seiner Maschinen und seines Betriebes, die er selbst besaß, auch von seinen jüngsten Mitarbeitern zu fordern, als ungerecht empfunden werden; sein eiferndes Drängen und Treiben, wo er Trägheit und Nachlässigkeit zu sehen glaubte, als Härte erscheinen — wer sich zu rechtfertigen wußte, durfte in ihm eines billigen Richters gewärtig sein; wessen Streben er kannte, es ihm nachzutun im Einsatz der besten Kraft für die Fabrik, die ihrer aller Ernährerin war (seine Worte), der durfte auch einen begründeten Einwand und Widerspruch wagen; wer selbstlos abwägend und prüfend Menschen und Dinge betrachtete, seiner unbedingten Wertschätzung sich erfreuen. Genug, der Tüchtige, dessen artgleiche Natur in dem genialen Manne den Führer witterte, fühlte sich von ihm angezogen und dauernd festgehalten. In einem indessen fand er übereinstimmende Beurteilung von allen. Stets blieb sein Ohr geneigt und seine Hand offen dem Ruf der Not. In den Anfangsjahren mit ihrer kleinen Belegschaft mochte Hilfsbedürftigkeit wohl nicht häufig an ihn herantreten. Um so mehr Gelegenheit hatte er zur näheren persönlichen Fühlung mit Beamten und Arbeitern im geschäftlichen Kreise. Da konnte eine Ausstellung, die seinen Maschinen Ehrendiplome und Preise gebracht hatte, ihm Anlaß werden, seine Monteure zu einer Erholungsreise von München an den Starnberger See einzuladen oder sie von Bremen aus in einem eigens gecharterten Dampfer zu einer Fahrt in die Nordsee zu führen. Auch von herzlicher Teilnahme und treuer Fürsorge für die Familien, die Kinder seiner Arbeiter und Beamten wird manch

rührender Zug im dankbaren Gedächtnis der heute noch Lebenden bewahrt. Mit dem wachsenden Betrieb wurde dieses enge, fast väterliche Verhältnis des Unternehmers zu seiner Beamten- und Arbeiterschaft mehr und mehr gelockert, und wenn auch der schon Bejahrte, nie Ermüdende bei seinen täglichen Gängen durch die Fabrik noch dem und jenem der alten Leute mit freundlichem Lächeln zunicken konnte, so mußte diese persönliche Fühlung mit der großen Zahl jüngerer Arbeitskräfte verloren gehen. Jeder Stiftung, so sehr sie die Tat des eigensten Geistes ihres Stifters ist, wird stets durch das Paragraphengerüst ihrer Bestimmungen etwas Sachlich-Nüchternes anhaften; in ihren Wirkungen wird sie immer segensreich sein. Die Heinrich- und Julia-Lanz-Stiftung, die Beamten- und Meister-Pensionskasse, eine Fabriksparkasse, das Heinrich-Lanz-Krankenhaus; die Stiftung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, die Schenkung an die Handelshochschule zu Mannheim, große Schenkungen an die deutsche Landwirtschaft; die außerordentliche Unterstützung des deutschen Luftschiffwesens durch Preisausschreibungen und Spenden und durch den eigenen Bau von Luftschiffen; reiche Zuwendungen an das Mannheimer Nationaltheater und so vieles andere für Wohlfahrt, Wissenschaft, Technik und Kunst, sie alle waren Auswirkungen des gleichen Sinnes der Fürsorge, des Dankes, der Förderung, der Verantwortung. Träger dieses Sinnes nach dem Tode des Gatten und Vaters waren die Gattin und die Kinder, drei Töchter und ein Sohn. Dieser Sohn, Dr. Karl Lanz, der berufene Fortführer der väterlichen Werke, folgte dem Vater bereits 1921 im Tode nach, während seine Mutter, Frau Julia Lanz, eine Tochter des Mannheimer Kaufmannes Faul, als Ehrenbürgerin der Stadt Mannheim, hochbetagt und hochgeehrt, kurz vor Weihnachten des Jahres 1926 zur Gruft getragen wurde. Ehren der mannigfaltigsten Art waren auch Heinrich Lanz beschieden gewesen. Die Gunst seines Fürsten zeichnete ihn aus. Der Handelskammer für den Kreis Mannheim gehörte er seit 1879 an. Zweimal war er zum Stadtverordneten gewählt worden. Und wenn er, der politisch nie hervortrat, auch nicht oft sprach, so fiel das Wort des aufrechten liebenswürdig-verbindlichen Mannes, wenn er sprach, um so schwerer ins Gewicht.

Es war ein reiches Leben, das am 1. Februar 1905

nach nicht ganz vollendeten achtundsechzig Jahren seine Erdenlaufbahn beschloß. Ein Kaufmann war mit ihm dahingegangen, „der jenen glücklichen vorahnenden Blick für die noch latenten, aber sicher bald mächtig hervorbrechenden Bedürfnisse des Konsums besaß" (Behrend); der Vertreter eines Unternehmertums war mit ihm geschieden, „das selten in so hohem Maße frei ist von den häßlichen Schäden reinen Unternehmertums, selten so geschmückt und ausgezeichnet ist durch Kulturbewußtsein und Menschlichkeit" (Hussong). Sein Werk selbst aber konnte mit seinem Tode nicht untergehen. Starke Wurzeln hatte es gesenkt in die dauernde Erde, kräftige Äste und Sprossen hatte es getrieben, so daß es weiter wachsen konnte auch ohne die gleiche pflegende Hand, ohne das gleiche wache Auge seines Begründers. Je mehr aber unsere Zeit sich gewöhnt hat, ihr Genüge im Lärm der Werkleute zu finden, im Emporschießen riesiger Bauten, die über Nacht aufsteigen, allein das erstrebenswerte Ziel ihrer Wünsche zu sehen, um so klarer sei unser ernster Blick auf solche Schöpfungen gerichtet, welche, echt in der Wurzel und im Kerne gesund, gewachsen sind unter Sonne und Regen des Himmels, und an denen unser treues und gutwilliges und ach, immer noch so junges Volk die beiden Tugenden, die ihm heute so sehr fehlen, Geduld und Hoffnung, aufs neue lernen mag. — (Quellen: Gedächtnisschrift zum Tod von Heinrich Lanz 1905. — Jubiläumswerk der Firma: Dr. Paul Neubaur, Fünfzig Jahre des Wirkens in Landwirtschaft und Industrie, 1859—1909. — Schrift zur Erinnerung an das fünfzigjährige Jubiläum der Firma 1910. — Persönliche Mitteilungen aus dem Familienkreise, von Direktoren, Beamten und Arbeitern der Fabrik, sowie eigene Eindrücke des Verfassers.)

Peter Schnellbach.

Adolf Buchenberger.

Als Heimat der Familie Buchenberger ist die Pfalz anzusehen; schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist in Heidelberg der Name nachzuweisen. Der Großvater war Zigarrenfabrikant daselbst, der Vater Arzt in Mosbach, als Adolf Buchenberger als viertes von sechs Geschwistern am 18. Mai 1848 geboren wurde. Die Mutter, eine Tochter des Fürstlich Löwen-

steinischen Forstrats Hofmann, entstammte einer alteingesessenen Wertheimer Beamtenfamilie. Wertheim, wohin die Mutter nach dem frühen Tode des Gatten im Jahre 1859 mit den Kindern zurückkehrte, wurde die eigentliche Heimat des Knaben. Hier besuchte er das Gymnasium; mit zahlreichen Wertheimer Jugendgenossen hat ihn bis an sein Lebensende innige Freundschaft verbunden. 1866 bestand er mit Auszeichnung das Abiturientenexamen; im Spätherbst des gleichen Jahres bezog er zusammen mit seinem um ein Jahr älteren Bruder die Universität Freiburg. Innerer Neigung folgend erwählte er das Kameralfach zum Studium, das, damals und noch auf Jahre hinaus „eine badische Spezialität", volkswirtschaftliche Fächer (Allgemeine oder theoretische und spezielle Nationalökonomie, Volkswirtschaftslehre und -pflege, Finanzwissenschaft), einige juristische Hauptdisziplinen des öffentlichen und des Privatrechts, sowie mathematische Fächer, insbesondere politische Arithmetik, und als Hilfswissenschaften solche aus der Technik und Erdkunde umfaßte. Voll jugendlichen Frohsinns entzog er sich dem studentischen Treiben nicht, gehörte in Freiburg dem Korps Rhenania, in München der Frankonia an und war durch seinen Wagemut und dichterische und rednerische Begabung ein belebendes Element im Kreise gleichalteriger Genossen. Darüber kam aber das Studium nicht zu kurz; mit außergewöhnlichem Fleiße widmete er sich ihm und der Erfolg blieb nicht aus. Schon nach sechs Semestern, von denen er je zwei in Freiburg, München und Heidelberg verbracht hatte, legte er das Staatsexamen ab, das er als erster von sämtlichen Prüflingen bestand.

Im November 1869 fand Buchenberger, einundzwanzig Jahre alt, seine erste Verwendung im staatlichen Dienste als Gehilfe bei der Bezirksdomänen- und Steuerverwaltung in Müllheim und Lörrach. Als solcher hatte er das Hauptbuch zu führen, Gefällbetreibungen zu besorgen, Prozeßregister zu führen, Arbeiten, die dem verwöhnten, erst dem akademischen Leben und der theoretischen Arbeit entrückten Praktikanten nicht gerade verlockend erscheinen mochten; er kämpfte sich aber tapfer durch und wußte seinen Dienst von der interessantesten Seite zu fassen, indem er von anderen kaum beachtete volkswirtschaftliche Probleme aufgriff. So verfaßte er aus eigenem Antriebe eine Denkschrift über den domänenärarischen Parzellenbesitz und seine Schädlichkeit. Sie

ist verloren gegangen. Aber noch nach einer langen Reihe von Jahren, im Juni 1896, hat Buchenberger, damals bereits Finanzminister, gelegentlich eines Ausflugs der Mitglieder der beiden Kammern nach Müllheim und Badenweiler, in einer Rede ausgeführt, wie ihm einstens hier im Markgräflerlande zuerst aufgegangen sei, welche Bedeutung die landwirtschaftliche Berufstätigkeit für das Leben des Volkes habe. In jener Zeit habe die Vorliebe für die Landwirtschaft Wurzeln in seinem Herzen geschlagen. Auf manche seiner damaligen unreifen Gedanken sei er später zurückgekommen; das Gute breche sich immer Bahn. Man erkennt hier leicht die Fäden, die von jener verlorenen Denkschrift zu den im Jahre 1894 unter Buchenbergers Leitung der Staatsfinanzen erlassenen „Normativbestimmungen über den Verkauf und die Verpachtung landwirtschaftlich genutzten domänenärarischen Geländes" hinüberleiten.

Von Müllheim wurde Buchenberger 1871 nach Lörrach versetzt; auf 1. Januar 1872 erfolgte seine Einberufung in das Sekretariat des Handelsministeriums. Die folgenden Jahre verbrachte er teils im Sekretariate dieses Ministeriums (1872 bis 1874), teils bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus, deren Kollegialmitglied mit dem Titel Regierungsassessor er 1874 wurde. Es waren arbeitsreiche Jahre. Gleichwohl fand er noch Zeit, sein volkswirtschaftliches Wissen durch eingehende Studien zu erweitern und zu vertiefen. Als Frucht dieser Studien veröffentlichte er in den Jahren 1874 bis 1878 in der Badischen Landeszeitung eine Reihe von Aufsätzen, in denen volkswirtschaftliche Fragen von zeitgemäßestem Interesse besprochen wurden: „Über den Ankauf der deutschen Eisenbahnen durch das Reich", „Die badische Flußbausteuer", „Zur Eisenbahnfrage", „Zur Frage der Silberentwertung", „Die Erneuerung der Handelsverträge", „Über die gegenwärtige Wirtschaftskrisis", „Eisenbahnliterarisches", „Die Silberkrisis", „Gründerstatistisches", „Über kaufmännische Zahlungsweise", „Volkswirtschaftliches über Frankreich", „Die deutsche Patentgesetzgebung", „Zur Steuerfrage", „Domänenstatistisches". Außerdem brachte er im gleichen Blatte eine Besprechung der Schrift „Vorschläge zur Reform der badischen Steuergesetzgebung von einem Ständemitglied", Auszüge aus dem Jahresberichte des Handelsministeriums für 1875 und eine Darlegung

der Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1875. Nicht alles, was der junge Assessor hier geschrieben hatte, konnte nachmals vor der Kritik des gereiften Politikers Buchenberger bestehen. Namentlich bekunden die Ausführungen über die Erneuerung der Handelsverträge einen einseitig freihändlerischen Standpunkt, den er später nicht mehr zu vertreten vermochte. Andere Arbeiten wieder überraschen durch Selbständigkeit und Reife des Urteils, so wenn der Verfasser die Vorzüge des Reichseisenbahnsystems erörtert, die Bedeutung der Börse würdigt oder der badischen Domänenpolitik Richtungslinien vorzeichnet. Überall erkennen wir eine Vertrautheit mit der volkswirtschaftlichen Literatur, die das bei jungen Beamten übliche Maß weit übersteigt.

Bald nach seinem Eintritt bei der Oberdirektion trat für Buchenberger in seinem persönlichen Leben eine erfreuliche und ihn hochbeglückende Wendung ein: 1874 führte er die Tochter des damaligen Bezirksförsters in Pforzheim, späteren Forstmeisters Hoffmann, Klara, als Gattin heim, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe verbunden blieb.

1878 wurde Buchenberger als Ministerialassessor in das Handelsministerium berufen, nach dessen im Jahre 1881 erfolgter Aufhebung er zum Ministerium des Innern übertrat. Im September 1881 erfolgte seine Ernennung zum Ministerialrat. Bei seinem Eintritte in das Handelsministerium fiel ihm das landwirtschaftliche Respiziat zu, das er auch beibehielt, als mit Aufhebung des Handelsministeriums die Fürsorge für die Landwirtschaft an das Ministerium des Innern überging.

Die volkswirtschaftlichen Anschauungen, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis in die sechziger Jahre hinein in Deutschland die herrschenden waren, begünstigten ein Eingreifen des Staats in das Erwerbsleben des Volkes nicht. Gleichwohl hatte die badische Regierung auf eine positive Agrarpolitik zu keiner Zeit verzichtet, doch blieb es Buchenberger vorbehalten, die schon bisher geübte Landwirtschaftsfürsorge in geradezu vorbildlicher Weise weiter auszubauen. Zu einer größeren Arbeit gaben ihm schon bald nach seinem Eintritt in das Ministerium die Verhandlungen Veranlassung, die wegen Reform der Tabakbesteuerung gepflogen wurden. Das Ziel der Reform war die Gewinnung größerer Einnahmen für das Reich. Zunächst handelte

es sich um Erhebungen über den Tabakbau, die Tabakfabrikation und den Handel mit Tabak, mit deren Vornahme im Sinne des Reichsgesetzes vom 26. Juni 1878 für größere Gebiete gebildete Kommissionen betraut wurden. Auf Baden, das schon damals einen namhaften Tabakbau hatte — von der im Deutschen Reiche mit Tabak bebauten Fläche lag damals etwa der dritte Teil auf badischem Gebiete — entfielen zwei Erhebungskommissionen mit dem Sitze in Lahr und in Mannheim, von welchen die erstere ihre Arbeiten unter der Leitung Buchenbergers erledigte. Der durch Reichhaltigkeit des Materials und Klarheit der Darstellung hervorragende Bericht der Kommission stammt aus der Feder Buchenbergers. Am Schlusse findet sich eine kritische Würdigung der möglichen Formen einer ausgiebigen Tabakbesteuerung, wobei der Berichterstatter zu dem Ergebnis kommt, daß nur eine den Käufer zur Steuerentrichtung verpflichtende Gewichtssteuer ohne „tiefere Eingriffe in die konkreten Verhältnisse" des Erhebungsbezirks möglich sei. Der Bericht hatte die Verhältnisse in Ansehung der Wirkung einer Gewichtssteuer richtig beurteilt. Eine solche wurde kurze Zeit darauf eingeführt; die nachteiligen Wirkungen, die man in weiten Kreisen von ihrer Einführung befürchtet hatte, hat sie in Wahrheit nicht gezeitigt.

Bedeutungsvoller war eine Aufgabe, die im Jahre 1882 an Buchenberger herantrat. Von Ende der fünfziger bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein durfte die Lage der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung des Großherzogtums als günstig bezeichnet werden. Die Kauf- und Pachtpreise des landwirtschaftlichen Geländes zogen an, es herrschte auch in den Dörfern eine rege Baulust, die Technik des landwirtschaftlichen Betriebs hob sich, insbesondere fanden landwirtschaftliche Maschinen und Geräte Eingang, ebenso wurden größere Meliorationen vorgenommen; daß nicht nur der Rohertrag, sondern auch der Reinertrag der landwirtschaftlichen Betriebe sich vorteilhaft gestaltete, durfte aus der Zunahme der Sparkasseneinlagen geschlossen werden. Es war die Zeit einer „nach oben gerichteten Wohlstandsbewegung" (vgl. den Aufsatz Buchenbergers in dem 1884 von dem Verein für Sozialpolitik herausgegebenen Werke „Bäuerliche Zustände in Deutschland"). Die günstige Entwicklung hielt indes nicht stand. Etwa von Mitte der siebziger Jahre an gingen infolge schlechter

Witterungsverhältnisse die Naturalerträgnisse zurück; die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zeigten infolge der transatlantischen und osteuropäischen Konkurrenz eine weichende Tendenz, andererseits stiegen die Produktionskosten. Das mutige, vielleicht allzumutige Vorwärtsstreben der vorausgegangenen Periode machte nun einer starken Entmutigung Platz, die naturgemäß auf die Wohlstandsentwicklung selbst wieder hemmend zurückwirkte. Die so geschaffenen Verhältnisse kamen in den landständischen Verhandlungen des Winters 1881/82 wiederholt zur Erörterung. Sowohl in der Ersten wie in der Zweiten Kammer wurden Klagen vorgebracht über den Rückgang des Volkswohlstandes und insbesondere auch das Bedauern ausgesprochen über das Fehlen einer Statistik über das Maß der Verschuldung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes, die Regierung um Erhebungen in dieser Richtung ersucht. Auch von der Regierung wurde eine Klärung der Lage für wünschenswert erachtet; da aber eine die bäuerliche Bevölkerung des ganzen Landes umfassende Verschuldungsstatistik auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, entschloß man sich, die Erhebung in einer beschränkten Zahl von Gemeinden vorzunehmen, die Erhebungsgemeinden aber so auszuwählen, daß aus den Ergebnissen Rückschlüsse auf den Stand der Verschuldung der landwirtschaftlichen Bevölkerung des ganzen Landes gezogen werden konnten. Bedeutete dies eine Einschränkung des Programms gegenüber den Wünschen der Kammern, so erweiterte man dieses andererseits dadurch, daß man die Erhebungen auf die näheren und ferneren Ursachen der Verschuldung, sowie alle Verhältnisse erstreckte, unter deren Einwirkung sich die Verschuldung entwickelt hatte, also auf die Gesamtlage der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung. Außerdem wurden Erhebungen über die im Jahre 1882 vorgekommenen Zwangsversteigerungen landwirtschaftlicher Anwesen und eine Ergänzung der laufenden Statistik der eingetragenen Vorzugs- und Unterpfandsrechte mit Wirkung vom Jahre 1882 an angeordnet. Der Gedanke der Erhebung der Gesamtlage der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung in einer Anzahl typischer Gemeinden rührte von Buchenberger her, dem auch die Aufgabe zufiel, die Erhebung zu leiten und die Ergebnisse zu verarbeiten. Noch im Jahre 1882 wurde mit den Vorbereitungen begonnen; die Zahl der Erhebungsgemeinden ward auf siebenund-

dreißig festgesetzt. Im Laufe des Frühjahrs und Sommers 1883 liefen die Erhebungsberichte ein, die Buchenberger alsbald zu verarbeiten begann. Im Oktober konnte er sie mit dem zusammenfassenden Bericht dem Ministerium vorlegen und noch im Dezember erfolgte die Vorlage des Werkes an die beiden Kammern. Welche Arbeit Buchenberger hier in der Zeit von einigen Monaten geleistet hatte, erhellt am besten daraus, daß der zusammenfassende Bericht etwa achtzehn Druckbogen in Quart füllte, während zur Wiedergabe der Erhebungsberichte zweihundertundfünfzig auf drei Bände verteilte Druckbogen in gleichem Formate erforderlich waren. Selten hat eine Vorlage der Regierung solches Aufsehen erregt, wie dieses Erhebungswerk. Allgemeine Anerkennung ward ihm zuteil; in einer Reihe anderer Länder fand es Nachahmung. Die Lobeserhebungen, die Buchenberger als Leiter der Erhebung und Verfasser des Berichts gespendet wurden, waren wohl verdient. Nicht nur hat er das Erhebungsprogramm völlig aus Eigenem, ohne Anlehnung an ein Vorbild geschaffen, er hat auch in seinem zusammenfassenden Berichte ein ganz vorzügliches Werk geliefert. Am Schlusse dieses Berichts findet sich ein Hinweis darauf, daß nun der Regierung die weitere und um vieles schwierigere Aufgabe verbleibe, die praktischen Schlußfolgerungen aus den Erhebungsergebnissen zu ziehen, also eine „reifliche Prüfung" anzustellen, mit welchen Mitteln die erkannten Übelstände zu beseitigen seien. Wie umfangreich diese Aufgabe war und wie ernst die Regierung sich ihre Lösung angelegen sein ließ, zeigte der dem Landtage 1885/86 von der Regierung vorgelegte, „das Ergebnis der bis dahin gepflogenen Erörterungen" darlegende Nachweis. Es ist hier bezeichnenderweise nur von Erörterungen die Rede. In Wahrheit enthielt das Erhebungswerk die Keime so vieler Reformen, daß es völlig unmöglich war, nach so kurzer Zeit durchweg von fertigen Maßnahmen zu berichten. Manche Früchte reiften erst im Laufe der folgenden Jahre; ja wir können die Ausstrahlungen des Erhebungswerks bis in die letzte Zeit der Tätigkeit Buchenbergers im landwirtschaftlichen Respiziate verfolgen. Da der erwähnte „Nachweis" nicht in alle Kreise dringen konnte, in welchen man sich für die durch die Erhebung zur Diskussion gestellten Probleme interessierte, entschloß sich Buchenberger, über die Ergebnisse in einem im Jahrbuche für Gesetzgebung, Verwal-

tung und Volkswirtschaft (Jahrgang X, Heft 4, Jahrgang XI, Heft 1) abgedruckten Aufsatze zu berichten. Auf Ersuchen der Zentralstelle des landwirtschaftlichen Vereins veranstaltete die Verlagshandlung einen, den Titel „Zur landwirtschaftlichen Frage der Gegenwart" führenden Sonderabdruck, dem auch der Abdruck eines in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik (Band 35) erschienenen Buchenbergerschen Aufsatzes über den Wucher in den Landgemeinden beigegeben war.

Es dürfte hier der Ort sein, die Stellungnahme Buchenbergers zu einigen agrarpolitischen Fragen von besonderer Bedeutung flüchtig zu skizzieren; zunächst zur Getreidezollfrage. Buchenberger hatte erstmals bei Erstattung des Berichts über die landwirtschaftliche Erhebung Veranlassung, sich über diese Frage auszusprechen. Obgleich schon damals unter den Landwirten des Großherzogtums schutzzöllnerische Tendenzen in beträchtlicher Stärke Platz gegriffen hatten, sprachen sich überraschenderweise von den siebenunddreißig Erhebungsberichten nur neun in schutzzöllnerischem Sinne aus. Entsprechend der geringen Bedeutung, welche die Mehrheit der Erhebungsberichte der Getreidezollfrage beimaß, sind denn auch die dieser Frage im Erhebungsberichte gewidmeten Ausführungen knapp ausgefallen. Daß Buchenberger schon in jener Zeit kein grundsätzlicher Gegner eines Getreideschutzzolles war, ergibt sich u. a. aus einem im Jahre 1884 von ihm auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik gehaltenen Vortrag, in welchem er sich ausdrücklich dagegen verwahrte, jenen zugerechnet zu werden, „die das aus den Reihen der Mittel- und Großbauern immer lauter erschallende Verlangen nach einer auch nur mäßigen Erhöhung der Getreidezölle als ein schlechthin verwerfliches bekämpfen". Spätere Kundgebungen über die Getreidezollfrage enthalten der 1893 erschienene zweite Band seines Handbuchs des Agrarwesens und der Agrarpolitik (S. 587 ff.) und sein 1897 in erster, 1899 in zweiter Auflage erschienenes Buch „Grundzüge der deutschen Agrarpolitik" (S. 217 ff.). In trefflicher Weise erörterte er endlich die Frage des Getreidezolls in zwei Parlamentsreden, von welchen die eine am 14. Januar 1902 namens der Badischen Regierung in der Zweiten Badischen Kammer, die andere am 18. Oktober 1902 namens der Verbündeten Regierungen im Deutschen Reichstage gehalten wurde. In diesen Kund-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gebungen, die in seine reifste Zeit fallen, vertritt er gleichfalls einen zollfreundlichen Standpunkt. Er sieht in dem Getreidebau das Fundament, das Rückgrat der deutschen Landwirtschaft. An seiner Erhaltung seien Millionen landwirtschaftlicher Existenzen beteiligt, welchen die helfende Hand zu bieten Pflicht des modernen, sozialen Staates sei. Der Schutz des Getreidebaues sei nicht nur eine durch die tiefsten Interessen der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung gebotene Notwendigkeit, sie sei eine nationalpolitische Forderung ersten Ranges im Hinblick auf die Gefahr, die es für uns bedeute, wenn wir bezüglich der Versorgung des heimischen Marktes mit Getreide und Mehl völlig abhängig würden von fremden Staaten. Es dürfe nicht ein Zustand herbeigeführt werden, wie in England, wo zur großen Sorge vieler Vaterlandsfreunde höchstens ein Monatsquantum des Jahresbedarfs an Getreide produziert werde. Im Bereiche der Nahrungsmittel habe sich aber die Zollpolitik jedes Staates vor Übertreibungen sorgsam zu hüten. Der Getreidezoll müsse sich in mäßigen Sätzen bewegen. Er habe für die Produzenten als ein Mittel der Aufmunterung und Anspornung zu dienen, dürfe aber nicht zu einem bleibenden Inventarstück der praktischen Agrarpolitik werden, vielmehr müsse er mit der Ursache seiner Einführung wieder verschwinden.

Einen breiten Raum im Erhebungsberichte nahmen die Erörterungen über die Kredit- und Verschuldungsfrage ein, in der Buchenberger alle Fäden des agrarischen Problems zusammenlaufen sah. Später widmete er im zweiten Bande seines Handbuchs (Kap. VI und § 200 „Überblick und Ausschau") der gleichen Frage Ausführungen, die Schäffle mit Recht zum Schönsten zählte, was unsere Literatur hierüber besitzt (Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften, Jahrgang 1894, S. 541 ff.). Das gleiche Lob gebührt der etwas gedrängteren Darstellung in den Grundzügen der deutschen Agrarpolitik. Buchenbergers Standpunkt ist in allen diesen Kundgebungen ebenso frei von der Tendenz der Überspannung staatlicher Bevormundung, wie von „radikalem Geschehenlassen". Der Erkenntnis der Gefahren, die aus der vollen Freiheit des Kreditverkehrs für den bäuerlichen Grundeigentümer erwachsen, verschließt er sich nicht. Er bewahrte aber kühle Ruhe und Besonnenheit, als von Anfang der achtziger Jahre an immer

lauter ein Eingreifen der Gesetzgebung zum Zwecke der Einschränkung eben dieser Freiheit gefordert wurde, und er bewahrte diese Haltung auch dann, als agrarpolitische Schriftsteller vom Range eines Schäffle und eines Lorenz von Stein mit Vorschlägen hervortraten, durch die sie sich jenen Reformbestrebungen anschlossen. So lehnte er ab: die von extrem agrarischer Seite erstrebte, mit gleichzeitiger Schließung der Hypothekenbücher verbundene Ablösung der gesamten Hypothekenschuld durch den Staat, den auf Ausschluß der Kapitalverschuldung abzielenden Vorschlag, ebenso die Inkorporation des Realkredits nach Schäffle, ferner die Schaffung eines Kreditmonopols für staatliche oder von der staatlichen Verwaltung beaufsichtigte Anstalten, die Festsetzung einer Verschuldungsgrenze, das Heimstätterecht, wie es dem Deutschen Reichstag 1890 vorgeschlagen war, endlich den dem Schäffleschen Projekte, wenn auch nur äußerlich verwandten Vorschlag, wie ihn Lorenz von Stein in seinem „Bauerngut und Hufenrecht" formuliert hatte. Buchenberger besaß eben zu viel Wirklichkeitssinn, als daß er hätte verkennen können, welche Bedeutung der Kredit für eine der Vervollkommnung zustrebende Landwirtschaft hat und wie es eine schwere Verantwortung begründet, den Gebrauch dieses Mittels des Emporklimmens tüchtigen Wirkens zu erschweren. Schwamm demnach Buchenberger gegen den Strom, als es sich um Eingriffe in die Freiheit des Kreditverkehrs handelte, so war er doch nicht gewillt, der auch durch die landwirtschaftliche Erhebung erwiesenen Schuldnot gegenüber die Politik des Laissez faire zu empfehlen. Er befürwortete u. a. eine Reform der Zwangsvollstreckungsgesetzgebung unter Festsetzung eines dem Zugriff entzogenen liegenschaftlichen Besitzminimums, tunlichste Ersetzung des Verkehrswertes beim Liegenschaftsumsatz durch den Ertragswert, ebenso Schaffung von Kreditgelegenheiten, von welchen dem kreditbedürftigen ländlichen Grundeigentümer der seinen Verhältnissen allein entsprechende billige, unkündbare, amortisable Kredit gewährt werden kann.

Als die durch die landwirtschaftliche Erhebung zur Diskussion gestellten Fragen im Landtag 1883 auf 1884 beraten wurden, beschloß die Erste Kammer, es möge durch Initiative der Staatsregierung eine öffentliche Leihanstalt für den Immobiliarkredit der bäuerlichen Bevölkerung in Baden eingerichtet werden, während

die Zweite Kammer einen auf Errichtung einer bäuerlichen Kreditanstalt gestellten Antrag ablehnte. Mit Rücksicht auf den Beschluß der Ersten Kammer glaubte das Ministerium in eine nähere Erwägung der Angelegenheit eintreten zu sollen und ließ eine von Buchenberger entworfene Denkschrift hinausgehen, in welcher in klarer, erschöpfender Weise die Vorzüge eines auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage zu errichtenden Kreditinstituts dargelegt wurden. Die hier gemachten Vorschläge fanden im großen und ganzen günstige Aufnahme und Buchenberger arbeitete nun im Sinne der Leitsätze seiner Denkschrift einen Gesetzentwurf aus. Welches das Schicksal dieser Arbeit war, ergibt sich aus der schon erwähnten Schrift „Zur landwirtschaftlichen Frage der Gegenwart". Bevor die Vorlage an die Stände erfolgen konnte, gaben die Petitionen zahlreicher Vereine und Genossenschaften, in welchen um alsbaldige Errichtung einer Landeskreditanstalt gebeten wurde, den beiden Kammern Veranlassung, erneut zu obiger Frage Stellung zu nehmen. Während die Erste Kammer, ihrem zwei Jahre zuvor gefaßtem Beschlusse getreu, auch jetzt wieder die Errichtung einer Landeskreditanstalt als wichtig und dringlich erklärte, beharrte die Zweite Kammer auf ihrem früheren ablehnenden Votum. Damit war das Schicksal des Entwurfs besiegelt; er ist über die ministeriellen Akten nie hinausgedrungen. Buchenberger ließ sich aber nicht entmutigen. Es blieb noch immer der Weg der Errichtung einer der Befriedigung des ländlichen Kreditbedürfnisses dienenden Kreditkasse durch eine der im Lande tätigen Banken übrig. Dieser Weg wurde mit Erfolg beschritten. Es wurde zwischen der Regierung und der Rheinischen Hypothekenbank Ende 1892 ein Abkommen getroffen, wonach eine bei dieser zu errichtende, staatlicher Aufsicht unterstehende Landeskreditanstalt Darlehen an badische Landwirte unter Bedingungen gewährte, wie sie wohl auch die staatliche Kreditanstalt nicht günstiger hätte gewähren können.

Wir haben oben unter den von Buchenberger abgelehnten Reformvorschlägen den der Gründung von Heimstätten erwähnt. Wir kommen hierauf zurück, um auf die ausgezeichneten Berichte hinzuweisen, die Buchenberger als Mitglied des deutschen Landwirtschaftsrat 1891 und 1893 über diese Fragen erstattet hat. Es wohnten hier zwei Seelen in der Brust des Referenten. Der

Gedanke, auf dem Wege der Heimstättegründung dem bäuerlichen Wirte „ein sturmbewehrtes Heim" zu schaffen, zog ihn unverkennbar mächtig an, wie er auch von dem berückenden Klange des Wortes Heimstätte sprach. Aber die Vorschläge, wie sie der dem Deutschen Reichstage 1890 vorgelegte Entwurf eines Heimstättegesetzes enthielt, fügten sich in sein agrarpolitisches Programm nicht ein. Unter anderem hatte er erhebliche Bedenken gegen die Festsetzung einer die individuelle Verschuldungsfähigkeit nicht berücksichtigenden schematischen Verschuldungsgrenze. So gelangte er zu einem ablehnenden Votum, das er in den beiden erwähnten Referaten und den sie ergänzenden mündlichen Ausführungen in erschöpfender Ausführlichkeit begründete.

Wie Buchenberger Eingriffe in die Freiheit des Kreditverkehrs ablehnte, wünschte er auch, daß grundsätzlich an der Freiheit des Güterverkehrs festgehalten werde. Eine Ausnahme schien ihm u. a. da geboten, wo, wie auf dem Schwarzwalde infolge von Klima und Bodenbeschaffenheit der Landwirtschaftsbetrieb an einfache, extensive Betriebsformen gebunden, eine Steigerung der Roh- und Reinerträge demnach über eine gewisse, nicht sehr weit gezogene Grenze ausgeschlossen ist. Etwas weiter zog er die Grenzen der Anwendbarkeit der unter der Bezeichnung Anerbenrecht bekannten Erbrechtsform, die er für zulässig erachtete, wo sie den Rechtsüberzeugungen der Bevölkerung entspricht und den gegebenen örtlichen und zeitlichen Wirtschaftsbedingungen gemäß ist. Von den möglichen Formen des Anerbenrechts gab er dem direkten Intestatanerbenrecht den Vorzug, während er sich von dem indirekten oder fakultativen Anerbenrecht, dem System der Höferolle, eine nennenswerte Wirkung nicht versprach. Daß er nicht blind war für die dem System der naturalen Teilung des Liegenschaftsnachlasses anhaftenden Mängel, zeigen seine Ausführungen auf Seite 93 ff. der „Grundzüge der deutschen Agrarpolitik", erste Auflage.

Schon bei den Erörterungen über die Kredit- und Verschuldungsfrage wies Buchenberger darauf hin, ein wie wichtiges Vorbeugungsmittel gegen Verschuldung in der Lebensversicherung und in der Versicherung gegen die im landwirtschaftlichen Betriebe vorkommenden Schäden gegeben sei. Es verblieb nicht bei der theoretischen Erörterung. Vom Jahre 1883 ab verschwinden namentlich zwei Fragen, die der Rindvieh- und jene der Hagel-

versicherung nicht mehr aus seinem Arbeitsprogramme. Endlich gelang es ihm auf beiden Gebieten bedeutsame Erfolge zu erzielen. Das Gesetz vom 26. Juni 1890 über die Versicherung der Rindviehbestände schuf die Möglichkeit der Bildung von örtlichen Versicherungsanstalten mit dem Charakter als Gemeindeanstalten. Bedeutete es schon einen erheblichen Fortschritt, daß auf diesem Wege auch widerstrebende Viehbesitzer zur Teilnahme an der Versicherungseinrichtung gezwungen werden konnten, so war es weiter wichtig, daß behufs Umlegung von drei Viertel der erwachsenden Schadenssumme die Bildung eines Landesverbandes vorgesehen und daß zur Speisung des Reservefonds dieses Verbandes ein Betrag von 200 000 Mark für die Budgetperiode in das Budget eingestellt war. Der Grundgedanke der neugeschaffenen Organisation, der auf einfache Weise ein lange bestrittenes Problem löste, war das geistige Eigentum Buchenbergers, der bei der Ausgestaltung wirksame Unterstützung bei dem damaligen veterinärtechnischen Referenten des Ministeriums, späteren Geheimen Oberregierungsrat Lydtin fand. Wie sich der Gedanke praktisch bewährte, zeigt am besten die Tatsache, daß auf 1. Januar 1904 281 dem Verbande angegliederte Versicherungsanstalten im Großherzogtum bestanden. Ein anderer Weg wurde bei Organisation der Hagelversicherung beschritten. Es wurde auf Anregung Buchenbergers seitens des Ministeriums eine Vereinbarung mit einer auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaft, der Norddeutschen Hagelversicherungsgesellschaft, abgeschlossen, wonach diese sich zur Erstreckung ihrer Geschäftstätigkeit auf Baden und zur unbedingten Annahme jedes aus dem Lande einkommenden Versicherungsantrags verpflichtete, während andererseits die Aufbringung öffentlicher Mittel zur ganzen oder teilweisen Deckung der von den Landwirten besonders gefürchteten Nachschußprämie zugesagt wurde. Auch hier hatte Buchenberger eine glückliche Hand. Bedeutete es doch für den Kenner ländlicher Verhältnisse schon viel, daß beispielsweise im Jahre 1903 Feldfrüchte im Wertbetrage von rund 33 Millionen Mark bei der oben bezeichneten Gesellschaft versichert waren.

Wir haben früher schon hervorgehoben, daß die badische Regierung zu keiner Zeit auf eine positive Agrarpolitik verzichtet hatte, auch in der Zeit nicht, als die herrschende volkswirtschaft-

liche Lehre staatliche Eingriffe in das Erwerbsleben bekämpfte. Sie bediente sich für einzelne ihrer Fürsorgeakte der Vermittlung des seit 1819 bestehenden landwirtschaftlichen Vereins, der zu diesem Behufe Beiträge von wechselnder Höhe aus staatlichen Mitteln empfing. Allmählich ergaben sich aus dem Nebeneinanderwirken der beiden Organisationen Unzuträglichkeiten, welchen durch eine im Jahre 1891 getroffene Neuregelung gesteuert werden sollte. Diese war ihrem wesentlichen Gedankeninhalte nach das Werk Buchenbergers, der ihre Nützlichkeit in eingehender Denkschrift begründete. Die Erfahrung zeigte, daß der Schöpfer der neuen Organisation auf richtige Erkenntnis der Verhältnisse seine Vorschläge gegründet hatte. Die Scheidung der Arbeitsgebiete bewährte sich. Der um die Entwicklung der Landwirtschaft in Baden sehr verdiente landwirtschaftliche Verein erlitt keinen Schaden, seine Mitgliederzahl stieg in den nächsten zehn Jahren um rund 17 000; der Zentralstelle und dem Zentralausschusse gehörten in der Zeit, in der Buchenberger die Regierung gegenüber dem Verein zu vertreten hatte, hervorragende landwirtschaftliche Sachverständige an.

Wollte man ein erschöpfendes Bild der Tätigkeit Buchenbergers in der landwirtschaftlichen Verwaltung geben, man müßte eine Geschichte dieser Verwaltung selbst schreiben, so sehr durchdrang und beherrschte er das ganze Arbeitsgebiet. Daneben fand er immer noch Zeit zu reger literarischer Tätigkeit. Einzelne seiner Arbeiten aus den achtziger Jahren wurden schon erwähnt. Als im Jahre 1885 das Sammelwerk „Das Großherzogtum Baden" (Karlsruhe, Bielefelds Verlag) herauskam, übernahm Buchenberger die Bearbeitung des Abschnittes „Landwirtschaft und Fischerei". Im Jahre 1887 folgte das Sammelwerk „Das Verwaltungsrecht der Landwirtschaft und die Pflege der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden", das Buchenberger unter Mitwirkung von Fachmännern (Lydtin, Märklin, Pfaff) herausgab. Im Jahre 1891 erschien hierzu ein Ergänzungsband, der u. a. die Bestimmungen über die Rindviehversicherung enthielt. Das Werk behandelt den Stoff in drei großen Gruppen: Befreiung des Grund und Bodens von seinen Lasten, Sicherung des Grund und Bodens (Vermarkung und Vermessung), Landwirtschaftspflege. Es beschränkt sich nicht darauf,

Texte wiederzugeben, vielmehr wird in wertvollen Erläuterungen nicht nur auf die geschichtliche Entwicklung, sondern auch auf den systematischen Zusammenhang der dargestellten Normen hingewiesen. Die Beurteilung des Buches war sehr freundlich; auch heute noch ist es für einen großen Kreis (staatliche und kommunale Verwaltungsbeamte, größere Grundbesitzer) ein fast unentbehrliches Hilfsmittel. — Während seiner Tätigkeit beim Ministerium des Innern gab Buchenberger eine kleinere Schrift, „Fischereirecht und Fischereipflege im Großherzogtum Baden" heraus, welche die auf die Fischerei bezüglichen Gesetze, Verordnungen und Staatsverträge widergibt. Niemand war zur Herausgabe einer solchen Schrift berufener als Buchenberger, der während seiner Tätigkeit beim Ministerium das Respiziat über Fischerei innehatte und an der Fortbildung des auf die Fischerei bezüglichen Rechts, wie auch an den Maßregeln der Fischereipflege in erster Linie beteiligt war. 1902 erschien eine zweite Auflage. Spätere Arbeiten Buchenbergers über Fischerei sind ein Aufsatz über Kanalfischerei in der „Allgemeinen Fischereizeitung" von 1890, der Artikel „Fischerei" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (2. Aufl.), endlich der Abschnitt „Fischerei" in Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie (4. Aufl.).

Alle bisherigen Arbeiten Buchenbergers überragt an Umfang und Bedeutung das zweibändige Werk, das er in den Jahren 1892 und 1893 unter dem Titel „Agrarwesen und Agrarpolitik" herausgab. Die äußere Anregung hatte er von Adolf Wagner empfangen, für dessen im Entstehen begriffenes, groß angelegtes Werk „Lehr- und Handbuch der politischen Ökonomie" er die Bearbeitung des bezeichneten Teiles der „Praktischen Volkswirtschaftslehre" übernommen hatte. Man gewinnt einen interessanten Einblick in die Leichtigkeit, mit der Buchenberger arbeitete, wenn man sich das Datum der Inangriffnahme und jenes der Fertigstellung des Werkes vergegenwärtigt. Die ersten Federzüge fallen in den Monat März 1891. Obgleich die Arbeit die Benützung einer fast unübersehbaren Literatur bedingte und obgleich die Pflichten des staatlichen Amtes in dieser Zeit mit unvermindertem Gewichte auf Buchenbergers Schultern lasteten, konnte er doch schon im Frühjahr 1893 die letzten Blätter seines Manuskripts in die Druckerei senden. Das Buch gibt eine Schilderung und Würdigung

des Bestehenden unter gleichzeitiger Darlegung der geschichtlichen Entwicklung. Aus den programmatischen Forderungen, die es aufstellt, ersehen wir, daß der Verfasser im Gegensatze zur Lehre des ökonomischen Individualismus ein planmäßiges und zielbewußtes Eingreifen des Staates zugunsten der Landwirtschaft fordert. Doch soll dieses Eingreifen ein maßvolles sein. Der Verfasser will von den beiden Extremen, dem Grundsatze der „volkswirtschaftlichen Verwaltungslosigkeit" (L. v. Stein) und der volkswirtschaftlichen Omnipotenz des Staates auf der Grundlage einer eudämonistischen Bevormundung des gesamten wirtschaftlichen Lebens gleich weit entfernt bleiben. Die waltende Tätigkeit des Staates soll da ihre Grenzen finden, wo das Gefühl der wirtschaftlichen Verantwortlichkeit in dem Einzelnen geschwächt oder aufgehoben werden könnte. Wie man sich übrigens zur Richtung des Verfassers stellen mag, man wird das Buch in die erste Reihe nationalökonomischer Lehrbücher stellen müssen. In klarer und durchsichtiger Darstellung wird eine Fülle von praktischer Erfahrung, reichstes theoretisches Wissen dargeboten. Bei aller Reichhaltigkeit des Tatsachenmaterials geht der Verfasser prinzipiellen Auseinandersetzungen nicht aus dem Wege. Die Polemik ist maßvoll; man läßt sich um so bereitwilliger von dem Verfasser durch den „Irrgarten agrarpolitischer Streitfragen" führen, als man ihn in voller Unparteilichkeit seines Lehramtes walten sieht. Dabei verzichtet er keineswegs auf nachdrückliche Vertretung seiner eigenen Meinung. Das Buch erregte großes Aufsehen; im Ausland (England, Italien) nahm man aus Anlaß desselben erstmals von der literarischen Tätigkeit Buchenbergers Kenntnis.

Doch das große Lehrbuch konnte schon seines Umfangs und des schweren wissenschaftlichen Rüstzeugs wegen nicht in weitere Kreise dringen; so entschloß sich Buchenberger, ihm unter dem Titel „Grundzüge der deutschen Agrarpolitik unter besonderer Würdigung der kleinen und großen Mittel" 1897 eine gedrängte, mehr volkstümlich gehaltene Erörterung agrarpolitischer Fragen folgen zu lassen, die, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, gegenüber manchen irreleitenden Ausführungen den dreifachen Nachweis führen sollte, daß angesichts einer unzweifelhaft gegebenen sehr schwierigen Lage des landwirtschaftlichen Gewerbes die landwirtschaftliche Staatsfürsorge zu keiner Zeit kräftiger und plan-

mäßiger ihres Amtes gewaltet habe, als in der Gegenwart; zum andern, daß die neuerdings so sehr verschmähten oder geringschätzig beurteilten kleinen Mittel in ihrer Gesamtheit eine große Heilkraft in sich schließen und solche bewiesen haben; zum dritten, daß mindestens ein Teil jener Vorschläge auf wirtschaftspolitischem Gebiete, die man gemeinhin als große Mittel zu bezeichnen pflegt, entweder überhaupt unerfüllbare Anforderungen an die Staatsgewalt stelle oder, wenn erfüllbar, nur unter starker Schädigung der Interessen anderer Berufsstände zu verwirklichen sei. Auch in dieser Schrift richtet er einen beredten Aufruf zur Selbsthilfe an die deutschen Landwirte. Er erinnert daran, daß jede noch so wirksame Interventionspolitik versagen müsse, wenn nicht der äußere Rahmen des Agrarrechts und der Agrarpflege durch energische Kraftentfaltung der beteiligten Kreise im Wege der Einzel- oder Genossenschaftsselbsthilfe den nötigen Inhalt empfange. Er verweist aber auch darauf, daß neben den landwirtschaftlichen Interessen die Interessen der Großindustrie und der in dieser verwendeten Arbeitermassen Anspruch auf staatlichen Schutz und Fürsorge haben, und daß ohne die Erhaltung einer blühenden Großindustrie und eines kräftig entwickelten Großhandels neben dem Untergrunde einer breit entwickelten Landwirtschaft die Behauptung nationaler Macht und Größe des Deutschen Reiches dauernd nicht denkbar sei. Das Buch will aufklären, sammeln, versöhnen; demgemäß ist es auch von jenen, denen es nicht um Verfolgung extremer Ziele, sondern um Einigung auf einer mittleren Linie zu tun ist, freudig begrüßt worden. Nach kurzer Zeit war die erste Auflage des Buchs vergriffen, und es mußte zur Herausgabe einer neuen geschritten werden, die unter dem kürzeren Titel „Grundzüge der deutschen Agrarpolitik" und mit einigen nicht erheblichen Änderungen 1899 erschien.

Inzwischen war Großherzog Friedrich, der während seiner langjährigen gesegneten Regierung alle Vorgänge des öffentlichen Lebens genaustens verfolgte und bei wichtigen Entscheidungen stets selbst der Politik die Richtung vorgeschrieben hat, längst auf den hervorragend befähigten und erfolgreichen Ministerialbeamten, der sich auf allen Gebieten mit spielender Leichtigkeit zurechtfand, aufmerksam geworden. Im Frühjahr 1893, als der Finanzminister Elstätter aus dem Amte schied, das er fünfundzwanzig

Jahre bekleidet hatte, berief der Großherzog den noch nicht fünfundvierzig Jahre alten Ministerialrat Buchenberger als dessen Nachfolger an die Spitze des Finanzministeriums. Die Wahl fand freudigsten Widerhall im ganzen Lande. Etwas über ein Jahrzehnt, bis zu seinem frühen Tode, war es Buchenberger vergönnt, die leitende Stelle in der badischen Finanzverwaltung einzunehmen, gehoben durch das unerschütterliche Vertrauen seines Landesherrn und beschwingt durch die Verehrung zahlreicher Berufsgenossen, fast der ganzen Beamtenschaft, sowie vieler Parlamentarier aller Parteien. Er hat die hohen Erwartungen, die man auf ihn setzte, nicht enttäuscht.

Als Buchenberger die Leitung der Finanzen übernahm, war eben infolge außerordentlichen Anwachsens des umlaufenden Betriebsfonds eine Ermäßigung der Einkommensteuer und der Ertragssteuern beschlossen worden, die einen Einnahmeausfall von rund fünf Millionen Mark für die Budgetperiode 1892/93 zur Folge hatte. Eine rückgängige Bewegung im Staatshaushalte hatte aber schon im Jahre 1892 eingesetzt. Der Staatsvoranschlag für 1892/93 schloß mit einem Fehlbetrage von rund sechzehn Millionen Mark ab, zu dessen Deckung Mittel des Betriebsfonds herangezogen werden sollten. Eine völlige Einzehrung des letzteren bis auf den für die ordnungsmäßige Fortführung des Staatshaushalts notwendigen eisernen Bestand sah dann der Staatsvoranschlag für 1896/97 vor. Eine Wendung zum Besseren ließ indes nicht lange auf sich warten. Sie trat schon im Jahre 1895 ein; auch die Rechnungsabschlüsse der beiden folgenden Budgetperioden (1896/97 und 1898/99) hatten günstige Ergebnisse. Sie waren das getreue Spiegelbild der damaligen wirtschaftlichen Lage. Infolge des Aufschwungs, dessen sich Baden, wie das gesamte Deutschland in jener Zeit auf dem Gebiete der industriellen und Handelstätigkeit zu erfreuen hatte, war der Wohlstand und damit die Steuerkraft in weiten Kreisen der Bevölkerung gestiegen; auch hatten sich die Einnahmen aus dem Domänenbesitz (Waldungen) ergiebiger erwiesen, als bei Aufstellung der Voranschläge angenommen worden war. Das freundliche Bild trübte sich aber schon bald wieder. Von der zweiten Hälfte des Jahres 1900 an trat eine rückläufige Bewegung auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens ein, die „bei den Ab-

hängigkeitsbeziehungen, wie sie zwischen dem Haushalt eines Staates, der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und den Erwerbsverhältnissen notwendigerweise bestehen", auch die Staatshaushaltsergebnisse nachteilig beeinflussen mußte. Um sich die Mittel zur Deckung der im Budget vorgesehenen Ausgaben zu sichern, mußte für die Budgetperiode 1902/03 um die Ermächtigung zur Aufnahme einer schwebenden Schuld durch Ausgabe von Schatzanweisungen bis zu einer Höhe von fünf Millionen Mark nachgesucht werden, während die Denkschrift für die Budgetperiode 1904/05 eine Vorlage behufs vorübergehender Erhöhung der Einkommen- und Kapitalrentensteuer in Aussicht stellte. Wir entnehmen diese Angaben den Darlegungen, mit welchen Buchenberger die Vorlage des Budgets für die Jahre 1904 und 1905 begleitete. Sie tragen ganz den Stempel Buchenbergerscher Arbeit. Klar und übersichtlich in der Form, reich an Inhalt geben sie wertvolles Material zur Beurteilung des badischen Staatshaushalts und der badischen Finanzpolitik. Von besonderem Interesse ist die Denkschrift für 1898/99, in welcher Buchenberger, darauf hinweisend, daß das zweite Jahr der neuen Budgetperiode an die Schwelle des neuen Jahrhunderts hinreiche, einen Rückblick auf die Gestaltung des Staatshaushalts seit 1820 gab. Die Denkschrift für 1900/01 widmete der Amortisationskasse eine längere Ausführung, jenem Geldinstitute, das nicht nur den Haushaltsbedürfnissen des Staates dienen soll, sondern auch als Wohlfahrtsanstalt für das Land zu wirken berufen ist. Der im Jahre 1897 im richtigen Augenblicke durchgeführten Umwandlung der vierprozentigen Eisenbahnschuldbriefe in dreiundeinhalbprozentige, durch die ein Zinsgewinn von etwas über einer Million erzielt wurde, wird in der Denkschrift 1898/99 gedacht. Endlich seien an den Bemerkungen über die finanziellen Beziehungen Badens zum Reich (Denkschriften für 1894/95, 1896/97, 1904/05) erinnert. Wir erhalten hier, wie in dem 1902 von Buchenberger veröffentlichten Werke „Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogtum Baden in den Jahren 1850 bis 1900" eine eingehende Darstellung der Mißstände, die aus dem System der Matrikularbeiträge und der durch dieses System herbeigeführten innigen Verstrickung von Reichs- und Landesfinanzen für letztere sich ergaben.

In einer im September 1895 anläßlich der Eröffnung der

Kaiserstuhlbahn gehaltenen Rede sagte Buchenberger u. a., er habe auch als Finanzminister nicht aufgehört, Volkswirt zu sein, überhaupt müsse heute auch der Finanzminister mit einem Tropfen sozialpolitischen Öls gesalbt sein. Damit hat er einen Grundzug seiner Finanzpolitik verkündet, dem er auch bei anderen Anlässen, so in seinem schon erwähnten Werke „Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogtum Baden" Ausdruck gegeben hat. Er vertrat keine ängstliche Thesaurierungspolitik; auch in weniger günstigen Zeiten hatte er den Mut, für große Arbeiten Mittel vorzusehen, wie überhaupt die außerordentlichen Ausgaben unter seiner Finanzleitung zu früher nicht gekannter Höhe anwuchsen. Eine Linie aber war für ihn unüberschreitbar. Er lehnte mit Entschiedenheit eine Finanzpolitik ab, vermöge welcher die künftige Generation zugunsten der gegenwärtigen mit Ausgaben für unproduktive Zwecke belastet wird. Bei seinem Scheiden waren denn auch wie bei seinem Dienstantritt Eisenbahnschulden die einzigen, die den badischen Staat belasteten.

Besonderen Dank schuldeten Buchenberger die staatlichen Beamten, zu deren Besserstellung er dreimal (1894, 1900 und 1902) Mittel zur Verfügung stellte, nachdem schon vorher durch das am 1. Januar 1890 in Kraft getretene Beamtengesetz eine nicht unerhebliche Steigerung des persönlichen Aufwands der Staatsverwaltung eingetreten war. Was in den bezeichneten Jahren zur Aufbesserung des Einkommens der Beamten einschließlich der Bezüge der Hinterbliebenen geschah, verursachte der Staatskasse im Beharrungszustande einen Mehraufwand von 6 117 599 Mk. jährlich. Rechnet man hierzu den Betrag, der unter seiner Finanzleitung zugunsten der Volksschullehrer und ihrer Hinterbliebenen bewilligt wurde (im Beharrungszustande 1 096 500 Mk. jährlich), so ergab sich eine Steigerung des persönlichen Aufwands der badischen Staatskasse um über sieben Millionen Mark für das Jahr. Nicht inbegriffen sind in dieser Summe die ansehnlichen Mehraufwendungen für die nicht etatmäßigen Beamten und Lehrer.

Daß Buchenberger auch in seiner neuen Stellung der Landwirtschaft das alte warme Interesse entgegenbrachte, ergeben schon die Zahlen des landwirtschaftlichen Budgets; dasselbe sah für 1904/05 im ordentlichen und außerordentlichen Etat eine Ausgabe von 1 790 780 Mk. vor, während die betreffende Aufwandziffer

zwölf Jahre vorher 1 269 144 Mk. betragen hatte. Einen sehr wertvollen Dienst erwies er der badischen Landwirtschaft, indem er dem Verbande der badischen landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften, bzw. seiner Geldausgleichs- und Geldkreditstelle Kredit zu Lasten der Amortisationskasse anfänglich (1898) bis zu einer Million, seit 1899 bis anderthalb Millionen Mark zur Verfügung stellte. Der Zinsfuß hat zu keiner Zeit zweiundeinhalb Prozent überstiegen. In ähnlicher Weise unterstützte er den Verband der badischen landwirtschaftlichen Konsumvereine, seit 1900 die Zentralkasse der landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsgenossenschaften. Hier stieg der zu Lasten der Amortisationskasse gewährte Kredit von 30 000 Mk. (1898) auf 600 000 Mk. (1902).

Mit der Übernahme des Finanzministeriums wurde Buchenberger auch Chef des Domänenwesens, des Verwaltungszweigs, der dreiundzwanzig Jahre früher dem jungen Praktikanten Gelegenheit gegeben hatte, seine Kraft erstmals an der Lösung eines volkswirtschaftlichen Problems zu versuchen. Obgleich die Denkschrift, in welcher er damals das Ergebnis seiner Beobachtungen niedergelegt hatte, verloren gegangen ist, wissen wir aus späteren Kundgebungen, daß er unter bestimmten Voraussetzungen die Überleitung des domänenärarischen Parzellenbesitzes in den Rückenbesitz als eine den Wohlstand fördernde Maßnahme erachtete. Nachdem schon bei Beratung der Ergebnisse der landwirtschaftlichen Erhebung die gleiche Frage erörtert worden war, kam die Angelegenheit aufs neue in Fluß aus Anlaß eines von Freiherr von Hornstein im Jahre 1892 in der Ersten Kammer gestellten Antrags. Verhandlungen wegen der Neureglung folgten, die im Jahre 1894 unter Buchenbergers tätiger Mithilfe ihren Abschluß durch die von der Domänendirektion erlassenen „Normativbestimmungen über Veräußerung und Verpachtung des domänenärarischen landwirtschaftlich genutzten Grundbesitzes" fanden; durch dieselben wurde die Abstoßung domänenärarischer Parzellen in die Wege geleitet, und namentlich auch den Pächtern die Erwerbung des Eigentums an ihren Pachtlosen wesentlich erleichtert. Wenn die Überleitung der zur Abstoßung bestimmten Parzellen in den freien Verkehr sich nicht so rasch vollzog, als man erwartet hatte, so mochte dies wesentlich darin seinen Grund haben, daß eben durch die neuen Bestimmungen die Stellung der Pächter in einer Weise

unterbaut wurde, daß sie der des Eigentümers ähnelte. — In seinem Buche „Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogtum Baden" widmete Buchenberger der Abstoßungs- wie der Erwerbungspolitik des Domänenärars eine eingehende Darlegung, in welcher er auch mit treffenden Beweisgründen den Vorwurf bekämpfte, das Domänenärar betreibe eine Politik der Entvölkerung. Abstoßungen und Erwerbungen hängen in seinem Sinn eng zusammen. Das Domänenärar sollte nicht nur erwerben, um zu besitzen, es sollte unter bestimmten Voraussetzungen die für den freien Verkehr geeigneten Bestandteile seiner Erwerbungen wieder abstoßen, also als Regulator der Besitzverteilung wirken.

Nicht unerwähnt möge hier bleiben, daß die Regierung unter Buchenbergers Finanzleitung, um „bedeutungsvolle Schöpfungen vergangener kunstsinniger Geschlechter" „in ihrer Schönheit unversehrt der Nachwelt zu überliefern", erhebliche Mittel zur Restaurierung der Schlösser in Mannheim, Heidelberg, Bruchsal und Rastatt aufwendete. Die Vollendung dieser Restaurierungsarbeiten zu erleben, war ihm nicht beschieden.

Am meisten haben Buchenberger in der Zeit seiner Tätigkeit bei der Finanzverwaltung wohl steuerliche Fragen beschäftigt. Schon dem ersten Landtage, dem gegenüber er die Finanzverwaltung zu vertreten hatte, mußte er im Interesse der Herstellung des Gleichgewichts im Budget eine Erhöhung der Einkommensteuer auf den alten Betrag vorschlagen. Auf steuerlichem Gebiete entfaltete dann auch die Gesetzgebung in jener Zeit eine sehr rege Tätigkeit. Wir heben von den unter Buchenbergers Verantwortlichkeit erlassenen Gesetzen hervor: die Novelle zum Einkommensteuer- und Kapitalrentensteuergesetz vom 26. Juni 1894, durch welche u. a. die Strafandrohungen bei Einkommen- und Kapitalrentensteuerhinterziehungen verschärft und eine progressive Steuerskala für die Einkommen über 25 000 Mk. auf die degressive Skala der 1884er Gesetzgebung gepfropft wurde; das Biersteuergesetz vom 30. Juni 1896, das die alte Kesselsteuer beseitigte und durch die Besteuerung des Malzverbrauchs ersetzte; Gesetze über die Besteuerung des Grundstücksverkehrs (vom 6. Mai 1899) und über die Erbschafts- und Schenkungssteuer (vom 14. Juni 1899); ferner die Novelle zum Einkommen-, Gewerbe-, Wandergewerbe- und Kapitalrentensteuergesetz vom 9. August 1900, welche u. a.

bei der Einkommensteuer die Steuerfreigrenze von seitherigen 500 auf 900 Mk. erhöhte. Von überragender Bedeutung ist eine Reformarbeit, die die badische Regierung im Jahre 1895 unter Buchenbergers Finanzleitung zu dem Zwecke unternahm, die sogenannten Ertragsteuern zu einer Vermögenssteuer umzubilden. Dem badischen Steuersystem wurde, nachdem zu den Ertragsteuern als weitere direkte Steuer die Einkommensteuer hinzugetreten war, von berufener Seite das Lob gezollt, daß es klarer und durchsichtiger sei, als die Steuersysteme der meisten anderen größeren deutschen Staaten, und daß es auch elastisch und widerstandsfähig genug sei, um den wachsenden Bedürfnissen des Staatshaushalts zu genügen. Gleichwohl haften dem System Mängel an, angesichts welcher Buchenberger eine Reform mit dem bezeichneten Zielpunkte glaubte in die Wege leiten zu sollen. Soweit für die Vorarbeiten eine gesetzliche Grundlage erforderlich war, gaben diese die Gesetze vom 3. August 1898, die Revision der Klasseneinteilung des landwirtschaftlichen Geländes betreffend, vom 6. August 1900, das Verfahren bei der Veranlagung der direkten Steuern betreffend, und vom 9. August 1900, die Einschätzung der Grundstücke und Gebäude betreffend. Buchenberger griff in die Reformarbeit tätig ein. Drei Denkschriften von 1895, 1896 und 1897, die schon bei ihrem Erscheinen berechtigtes Aufsehen erregten und zu den interessantesten Urkunden der badischen Finanzgeschichte gezählt werden müssen, sind seiner Feder entflossen. Er mußte das Reformwerk unvollendet zurücklassen; während er mit der Redaktion einer weiteren Denkschrift befaßt war, überraschte ihn die Krankheit, der er erliegen sollte.

Auch während der ministeriellen Tätigkeit Buchenbergers ruhte seine literarische Arbeit nicht. Die 1897 in erster, 1899 in zweiter Auflage erschienenen „Grundzüge der deutschen Agrarpolitik" wurden bereits erwähnt, ebenso das 1902 veröffentlichte Werk „Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogtum Baden in den Jahren 1850 bis 1900". Das letztere ist Großherzog Friedrich I. zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum gewidmet; es will „in knappster und übersichtlicher Form einen Beitrag zur Kenntnis dessen liefern, was alles zur Hebung der materiellen, geistigen und sittlichen Zustände des Landes durch die unermüdliche Regierungsfürsorge einer langen gottgesegneten Regenten-

tätigkeit geleistet worden ist". Was der Arbeit besonderen Wert verleiht, ist, daß der Verfasser sich nicht auf eine Darstellung und Kritik des Gewordenen beschränkt, sondern Richtungslinien für die Zukunft gibt, so in dem Abschnitte über die Reform der sogenannten Ertragsteuern und in jenem über die Domänenpolitik. Auch dieses Buch fand ehrende Aufnahme in der Öffentlichkeit. Von weiteren Arbeiten Buchenbergers seien noch genannt der Artikel „Bauernbefreiung in den süddeutschen Staaten" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, ferner eine Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften (Jahrg. 49—57), teils Besprechungen literarischer Erscheinungen auf dem Gebiete des Agrarwesens und der Agrarpolitik, teils Mitteilungen über ländliche Verschuldungsstatistik, Steuerreform, Vermögenssteuer usf. Ein Aufsatz bespricht die Agrarpolitik Österreichs seit der Grundentlastung (Jahrg. 55), ein anderer die Frage der Bodenentschuldung und Verschuldungsgrenze (Jahrg. 57). Die Frage der Steuerreform erörterte dann Buchenberger nochmals in einem 1901 im Finanzarchiv von Schanz veröffentlichten Aufsatze.

Das Bild Buchenbergers würde unvollkommen sein, würde man nicht seiner glänzenden Rednergabe gedenken. Wenn der Mann mit dem feingeschnittenen Kopfe und den durchgeistigten Zügen sich zum Sprechen anschickte, pflegte alles mit Spannung seinen Ausführungen zu harren. Auch wenn man seinen Standpunkt nicht teilte, war man wenigstens eines ästhetischen Genusses sicher. Den ganzen Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit entfaltete er in seinen Tischreden, in welchen er auch der „Dichtung zauberische Hülle" um die Tatsachen zu schlingen wußte. So fein ausgearbeitet die Buchenbergerschen Reden zu sein schienen, sie waren niemals mühsam vorbereitet. Auch wo er ein reiches Material zu besprechen hatte, sprach er frei, lediglich auf eine allgemein gehaltene Disposition sich stützend.

Der Name Buchenbergers war allmählich weit über die Grenzen Badens hinaus bekannt geworden. Man stellte ihn in die erste Reihe der Agrar- und Finanzpolitiker. So war es keine Überraschung, als im Jahre 1897 beim Übertritt des Grafen Posadowsky zum Reichsamt des Innern an ihn der Ruf erging, an die Spitze des Reichsschatzamtes zu treten. Er lehnte ab und hielt

an dieser Ablehnung auch fest, als erneute Versuche, ihn für diesen Posten zu gewinnen, unternommen wurden. Bei seiner sehr entwickelten reichspatriotischen Gesinnung war es ihm nicht leicht, dem Reiche seine Dienste zu versagen. Allein das Gewicht der Gründe gegen die Annahme überwog, und daß unter diesen Gründen auch die Liebe zur badischen Heimat eine Rolle spielte, gestaltete die Ablehnung für Baden nur um so erfreulicher.

An Anerkennung und Ehrungen hat es Buchenberger in seinem Leben nicht gefehlt. Nachdem er im Jahre 1893 als Ministerialpräsident an die Spitze des Finanzministeriums berufen worden war, wurde er im Jahre 1894 zum Staatsrat, 1896 zum Geheimen Rat I. Klasse ernannt. Das Jahr 1899 brachte ihm die Ernennung zum Finanzminister. 1897 erhielt er das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, 1902 die goldene Kette zu demselben. Die philosophische Fakultät der Universität Freiburg ehrte ihn 1893 durch Verleihung der Würde eines Dr. phil. h. c., die juristische der Universität Heidelberg 1897 durch die eines Dr. jur. h. c.

So hohe Ziele der Tätigkeit Buchenbergers in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens gesteckt waren und ein so heller Glanz seinen Namen umwob, er verleugnete in seinem Auftreten nie die angeborene liebenswürdige Natur. Aus seiner Jugendzeit hatte er den regen Natursinn in sein späteres Leben mit herübergenommen. Er ließ kaum einen Urlaub vorübergehen, ohne dem Gebirge zuzustreben, und er scheute dann auch vor mühsamen und gefahrvollen Bergbesteigungen im Hochgebirge nicht zurück. Im Schwarzwald, der seinem Herzen im Laufe der Jahre immer näher gerückt war, nahm er gern an den von forstlicher Seite veranstalteten Exkursionen teil; mit den Organen der Forstverwaltung verband ihn auch das rege jagdliche Interesse, das sich in seinen letzten Lebensjahren bei ihm entwickelt hatte. So arbeitsreich sein Leben war, fand er doch auch immer noch Zeit, für eine edle Geselligkeit. Der Familienkreis hatte sich allmählich durch den Zuwachs von drei Töchtern erweitert, die an den geistigen Interessen der Eltern Anteil nahmen und auch ihrerseits dazu beitrugen, das Familienleben schön und harmonisch zu gestalten.

So war Buchenberger ein von Glück gesegnetes Dasein be-

schieden, als Ende 1903 das Unheil über ihn hereinbrach. Ein schweres Darmleiden stellte sich ein, dem er nach mehrwöchiger Leidenszeit am 20. Februar 1904 erlag. Die badische Heimat hatte einen ihrer besten Söhne verloren. Von dem Ansehen und der Verehrung, die er genossen hatte, legten die großartigen Trauerkundgebungen bei seiner Beisetzung Zeugnis ab.

R. Reinhard in der Karlsruher Zeitung 1904, Nr. 411, und in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 61, 131—158. — Vgl. außerdem Fr. Nicolai im Biograph. Jahrbuch 9, 29 bis 49; E. v. Jagemann in der Deutschen Revue 1904, II, 194—201 und in der Badischen Landeszeitung 1904, Nr. 211 und 212. — Über die Enthüllung des von Freunden und Verehrern gewidmeten Denksteins auf dem Grabe des Karlsruher Friedhofs vgl. Karlsruher Zeitung 1907, Nr. 292.

Anton Hermann Albrecht

geboren am 5. Mai 1835 zu Freiburg, gestorben am 10. Februar 1906 zu Dinglingen, evangelischer Pfarrer und Dichter. Er war der Sohn des Schreiner- und Zunftmeisters Christian Albrecht in Freiburg (dessen Vater Hofbauer auf dem Zastler am Feldberg war) und der Franziska, geborenen Bauer (die von einem Rebbauern zu Ehrenstetten stammte), beide katholisch. Er besuchte Volksschule und Gymnasium seiner Vaterstadt und wandte sich nach bestandenem Abitur 1854 dem Studium der klassischen Philologie und katholischen Theologie ebenfalls in Freiburg zu bis zum Jahr 1858. Er hörte bei Alzog, Ad. Maier, Hirscher und König. „Certe quietiori Musarum cultui me dedidissem, nisi parentum voluntas, ut in hac re me ipsum denegarem, poposcisset", schreibt er in seiner Vita. Als er viel später (1900) seine kleine Hebelbiographie verfaßte, konnte er sich aus eigenem Erleben besonders gut in das Dilemma „ob Kunst oder Altar", in den „Konflikt zwischen dem Poeten und dem Theologen" versetzen. Für ihn kam bald ein viel schwierigerer Geisteskampf hinzu, der sein Gewissen aufwühlte. Er, der Sproß einer Handwerker- und Bauernfamilie, verspürte zwar seit seiner Jugend eine Hinneigung zum Pfarrberuf, sonst hätte er dem Wunsch der Eltern wohl nicht nachgegeben; aber er empfand je länger je mehr

den Druck der Klerikalerziehung, der ihm jede individuelle Entwicklung unmöglich zu machen schien. Er entschloß sich, ihr den Rücken zu kehren, vielleicht um seinen philologisch-klassischen Neigungen, die er nie aufgegeben hat, zu folgen. Er ging zunächst nach Basel. Dort hörte er im Sommersemester 1858 an der protestantisch-theologischen Fakultät Abendmahlslehre bei Riggenbach und vor allem evangelische Glaubenslehre bei Auberlen. Der Eindruck auf sein zweifelndes Gemüt war nachhaltig. Er zog sich zur endgültigen Klärung zu seinem Freund Mager, dem Vorsteher des Hardthauses in Welschneureut, zurück und vertiefte sich in die Heilige Schrift. Eine Krankheit hielt ihn dort länger, als er beabsichtigt hatte; aber sie half die innere Krise überwinden, und am 2. Januar 1859 trat er in der Kirche von Welschneureut zum evangelischen Bekenntnis über, nachdem er sich mit den Unterscheidungslehren beider Kirchen hinlänglich bekannt gemacht hatte.

Damit waren die Fäden zur Vergangenheit zerrissen. Einige vermögende Verwandte zogen sich von ihm zurück, und als er an Ostern 1859 die Universität Heidelberg bezog, um evangelische Theologie zu studieren, mußte er ein Darlehen aufnehmen, das lange Jahre auf ihn drückte. Er besuchte die Vorlesungen von Hundeshagen, Riehm, Schenkel, verließ das evangelische Predigerseminar im März 1861 mit gutem Zeugnis und bestand die Prüfung im Mai 1861 als zweiter von sieben Kandidaten. Nach seiner Ordination in Deutschneureut kam er als Vikar zunächst nach Spoeck zu Henhöfer. Wegen Kränklichkeit mußte er schon im Juli aussetzen. Er erholte sich zunächst im Hardthaus und dann bei Freunden in Ettlingen und Gernsbach; die Mittel zu anderer Kur fehlten. Und diese zwei Dinge ziehen sich nun als grauer Faden durch sein Leben: Dürftigkeit und vielfache Erkrankungen, die seinen schmalen Einkünften Abtrag taten und ihn zwangen, oft zu fremder Hilfe seine Zuflucht zu nehmen. Er wurde zunächst Vikar in Michelbach (Amt Eberbach), von wo aus er auch Schwanheim versorgte. Zur Verbesserung seiner finanziellen Lage gab er täglich drei bis vier Privatstunden und dachte ernstlich daran, die philologische Staatsprüfung noch nachzuholen. Jedenfalls las er neben der pflichtgemäßen theologischen Lektüre privatim Homer, Ovid, Cäsar, auch Terenz und Plautus. „Die

Winterabende in dem hyperboreischen Odenwald wurden dazu angewendet, durch auserlesene Stücke der neueren Literatur die Pfarrfamilie zu unterhalten und ihr neue geistige Anregung zu geben", schreibt er selbst am 10. November 1862. Aber äußere Umstände lasteten auf ihm. Der Vater war nach langer Krankheit gestorben, die Mutter seit zwei Jahren von der Gicht heimgesucht, eine Schwester leidend und die ältere Schwester, die Privatlehrerin war, nun auch erkrankt. Der Wunsch nach einer eigenen Pfarrei, um Mutter und Schwester zu sich zu nehmen, war begreiflich, aber zunächst nicht erfüllbar. Weitere Vikarszeit in Strümpfelbrunn, Schollbrunn und Fahrenbach (Amt Mosbach) folgte (November 1863). Im rauhen Winter holte er sich ein schweres Halsleiden. April 1865 wird er wenigstens Pfarrverweser in Fahrenbach. In der Hoffnung bald Pfarrer zu werden und im Verlangen nach eigenem Hausstand, der ihn aus den mehr wie einfachen Wirtshausverhältnissen erlösen sollte, verheiratet er sich 1865 mit Sophie Karoline Schneider, Tochter des Flaschners Ed. Schneider zu Lahr. Im Oktober 1865 kommt er nach Gölshausen bei Bretten mit einem Gehalt von 581 Gulden. Man braucht sich nicht zu wundern, daß er wiederum an einen Berufswechsel denkt. Aber er bescheidet sich. Im Januar 1868 wird ihm Huchenfeld bei Pforzheim zugewiesen, wo er im Mai Pfarrer wird. Die zerrütteten Gemeindeverhältnisse stellen große Anforderungen an ihn. Er wirkt mit sichtlichem Erfolg. Aber die rauhe Lage des Ortes ruft sein Halsleiden wieder hervor. Er muß 1870 zur Kur nach Herrenalb, 1871, als er einen schlagartigen Anfall erlitten hatte, nach Griesbach; 1872 bedarf er eines Urlaubs von acht Wochen, da sich nun auch trübe Vorstellungen in ihm festsetzten; 1873 ließ er sich in Tübingen an der Universitätsklinik behandeln und im Herbst nach dem milderen Eutingen bei Pforzheim versetzen.

Inzwischen war er schriftstellerisch hervorgetreten: 1868 mit der historischen Darstellung „Der Fall Jerusalems" und 1872 mit der Chronikdichtung „Bruder Ludwig der Wasgauer". Daraufhin bekam er 1874 vom Großherzog ein Stipendium aus dem Fonds für Kunst und Wissenschaft, das ihm im Oktober und November eine Reise nach Italien ermöglichte. Zurückgekehrt, erwog er noch einmal ernstlich den Plan, aus dem Kirchendienst auszutreten und

sich zum Schulfach zu wenden. Aber der Oberkirchenrat hielt ihn, zollte auch seiner poetischen Begabung Anerkennung und gewährte ihm mehrfache Unterstützung, so daß er in Eutingen blieb, bis ihm im Mai 1878 ein Tausch mit Kleinkems gelang.

Damit schien ihm ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen zu sein, denn er war nun im Oberland, aus dem er und seine Frau stammten. Es ging auch zunächst gut, sowohl gesundheitlich als schriftstellerisch. Aber 1884 stellten sich wieder eine Lähmung der Stimmbänder und asthmatische Anfälle ein, die ihn veranlaßten, Wildbad aufzusuchen und dann Montreux, wo er früher schon einmal zur Kur gewesen war. Zwischenhinein fuhr er eines Erbschaftsprozesses wegen nach Paris. Schließlich zwang ihn sein Zustand, zu dem noch Kopfnervenstörungen traten, im März 1885 Urlaub für ein Jahr zu beantragen und nach Freiburg zu ziehen. Er hoffte durch literarische Arbeiten seine Lage bessern und die Erziehung seiner vier Kinder fördern zu können. Im Januar 1888 konnte er wieder eine Pfarrstelle in Laufen bei Müllheim annehmen. Das Asthma trat wieder auf und im November 1893 mußte er endgültig seinen Abschied nehmen. Er zog zunächst nach Lahr, der Heimat seiner Frau, dann 1898 nach Dinglingen, wo er ein Landhäuschen inmitten eines schönen Gartens fand. Hier war er noch weiterhin literarisch tätig, wenn auch ohne nennenswerten äußeren Erfolg. In Buchform erschien keines seiner Werke mehr, mit Ausnahme einer schönen Einleitung zu Hebels Alemannischen Gedichten (Karlsruhe, J. Lang, 1900). Trotzdem erwog er in seinem hohen Alter noch den Plan, an ein literarisches Zentrum wie Stuttgart oder München überzusiedeln. Doch 1905 verstärkte eine Herzwassersucht seine Atemnot, seine Stimmung wurde gereizter, er schrieb zwar noch an einem letzten Roman, starb aber, fast 71 Jahre alt, am 10. Februar 1906 in Dinglingen, wo er auf dem schön gelegenen Friedhof neben der Kapelle bestattet wurde.

Eine gewisse Bitterkeit über das Ausbleiben dichterischen Erfolgs hat ihn nicht verlassen, zumal er durch seine körperlichen Leiden dafür noch empfindlicher war. Um so bewundernswerter ist der Humor, der in seinen reifen Arbeiten zum Durchbruch kommt. Daß seine Dichtungen ihm nur dürftige Lorbeeren eintrugen, daran war außer innern Umständen gewiß auch der

äußere schuld, daß er einen Teil seiner Werke unter dem belanglosen Pseudonym seiner zwei Vornamen „Anton Hermann" erscheinen ließ. — Er begann mit der schon erwähnten geschichtlichen Darstellung von der Zerstörung Jerusalems, die in Gölshausen aus einer Synodalarbeit herauswuchs und 1868 in Heidelberg bei Winter erschien (1883 in einer Titelauflage). Der volkstümliche Erzähler schaut uns auf allen Seiten entgegen, aber gelegentlich auch eine gewisse Tendenz, die zwischen dem jüdischen Jerusalem und dem päpstlichen Rom mit ihrer Betonung des Werkdienstes statt des Glaubens Parallelen zieht. Von Tendenz werden auch die nächsten dichterischen Arbeiten getragen und innerlich zu einer Gruppe vereinigt, die sie von der Gruppe der späteren Prosawerke deutlich abgrenzt. Zunächst hat der Konvertit das Bedürfnis, sich innerlich zu rechtfertigen, und so wählt er verwandte Gestalten als Helden seiner zwei epischen Dichtungen, die äußerlich ganz in der Nachfolge des „Trompeters von Säkkingen" einherziehen: „Bruder Ludwig der Wasgauer" in zwölf Gesängen von Anton Hermann (1872) und „Der Schwedenjunker" (1873). Beide sind in Freiburg lokalisiert und beide behandeln den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus. Im Mittelpunkt der ersten Chronikdichtung steht der Kartäuser Ludwig Oeler, der 1522 nach Straßburg floh und dort protestantischer Pfarrer wurde (vgl. über ihn Allg. dt. Biographie, Bd. 24, und H. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. III, S. 297 ff.). — Die zweite Dichtung spielt im Dreißigjährigen Krieg, preist Gustav Adolf und erzählt eine Liebesgeschichte zwischen dem evangelischen Junker Wolfgang Teufel von Birkensee aus Denzlingen und einem katholischen Breisgauer Fräulein. Die Handlung ist trotz hübscher Episoden dürftig und trotz des Einflechtens der Schicksale des Markgrafen Georg Friedrich, der Hochburg bei Emmendingen usw., nicht recht lebendig. Dagegen sind die eingestreuten Gedichte mit Episoden aus der Kirchengeschichte gut gelungen, wenn auch polemisch und kulturkämpferisch geladen. Die patriotische Tendenz, die sich am neuen Deutschen Reich freut, mag das entschuldigen. Sie kommt im Eingang von „Bruder Ludwig" vom 14. September 1871 und im Vorwort zum „Schwedenjunker" an Freund L(ängin) in K(arlsruhe) ausdrücklich zu Wort.

Das dritte Werk, das in denselben Zusammenhang gehört,

ist das historische Lustspiel „König Eoban" von H. Albrecht (1875). Es ist in Jamben abgefaßt und dreht sich um den Humanisten Eobanus Hessus in Marburg und dessen Berufung nach Straßburg, die aber durch den gnädig gesinnten Landgrafen Philipp vereitelt wird. Daß Albrecht seinen Helden idealisiert, ist sein poetisches Recht; aber seine dramatische Begabung reicht zur Bewältigung des Stoffes nicht aus. — Als Zwischenstück folgte 1878 die Sammlung seiner im Lauf der Jahre entstandenen alemannischen Gedichte „E Maje us em Oberland" vom Anton Hermann (1878). Hier war der Verfasser in seinem Element, hier braucht er nicht zu polemisieren, hier spricht die Liebe zu Land und Volk klar und volltönig; und der Anschluß an Hebel trägt bessere Früchte als der an Scheffel. — Hebel-Boden und Hebel-Odem vereint die drei Erzählungen, die den eigentlichen Ruhm Albrechts als Dichter ausmachen. Im Jahr 1881 und 1882 erschien in Schopfheim das oberrheinische Jahrbuch „s' Gotte-Stübli" (zum Titel vgl. Hebels Gedicht „Riedligers Tochter"), in dem Albrecht mit zwei seiner historischen Erzählungen vor den Leser trat, deren Manuskript er mit Rücksicht auf den Umfang des Jahrbuchs kürzte. Die zweite, „Des Markgrafen Leibmedicus", spielt zur Zeit der Schlacht am Tüllinger Berg (1702) und bringt lebendige Volks- und Kriegsbilder, in deren Mittelpunkt der Türkenlouis, der General Villars und der Erbprinz Karl Wilhelm von Baden (der spätere Gründer von Karlsruhe) stehen; dazu tritt als verknüpfendes Band die idyllische Geschichte, wie der Leibarzt Dr. Erad aus Eutingen zu einer reichen Baslerin kommt. Die Erzählung, deren Stoff ihn schon in Eutingen beschäftigte (die lokalen Beziehungen weisen darauf hin), war zuerst als Lustspiel gedacht gewesen (vgl. das Nachwort von Th. Längin in der Neuausgabe 1922). Seinen Vorsatz „die Geschichte unseres schönen lieben Badnerländleins mundgerecht fürs Volk niederzuschreiben" ist Albrecht hier in jeder Hinsicht gerecht geworden. Mit seiner Meister-Erzählung „Der Präzeptoratsvikari" (im Gotte-Stübli I, Neuausgabe mit Nachwort von Th. Längin, 1910) hat er vollends seinen Stil zur Höhe entwickelt. Auch stofflich ist diese Liebesgeschichte zwischen Hebel und Gustave Fecht mit ihrem Oberländer Hintergrund und ihren weiteren Figuren (Günttert, Hitzig, Liseli usw.) eine reife und schöne Gabe. In Einzelheiten wird sie noch von der „Häfnet-

jungfer" übertroffen, die wie der „Präzeptoratsvikari" die Geschichte einer Verlobung erzählt, die nicht zur Ehe, sondern zur Resignation führt. Der Held ist hier der badische Historiker Joh. Daniel Schöpflin, der in Straßburg (wiederum Straßburg!) Professor wird. Neben ihm steht als Prachtsfigur die stolze Markgräflerin Kunigund. Das Markgräfler Land hat in seinem ganzen Umfang teil an dieser bodenständigen Geschichte (von der Fäden zu Burtes „Wiltfeber" laufen), auch Heitersheim und die Malteser spielen hinein. Aber auch die Gegend um Pforzheim, die Waldenserkolonie Dürrmenz wird zum Schauplatz und bezeugt hier wie überall die Zusammenhänge zwischen Albrechts Leben und Dichten. Die „Häfnetjungfer" ist, da das Gotte-Stübli einging, als selbständiges Buch erschienen (1884, in neuer Ausgabe 1920).

Die in den Vikarsjahren erworbene Kenntnis von Gegend und Leuten des Odenwalds und Neckartales findet ihren Niederschlag in einem zu Ende des 18. Jahrhunderts spielenden Roman „Ins neue Land", der eine Liebesgeschichte J. J. Astors aus Walldorf vor seiner Auswanderung nach Amerika zum Gegenstand hat und in welchem auch der kurpfälzische Kaplan Sambuga vorkommt (gedruckt im Heidelb. Tagebl., Juli—Aug. 1890). Auch diesmal ein geschichtlicher Stoff, teilweise mit konfessionellen Konflikten (Astor gehört zu den Reformierten). Aber auch hier Albrechts humorvolle Art, welche die Gegensätze überbrückt. Seinen früheren polemischen Standpunkt hat er längst überwunden; er schreibt am Schluß dieser als Buch nicht veröffentlichten Astor-Geschichte: „Friedlich schauen heutzutage beiderlei Kirchtürme auf den blinkenden Strom, und friedlich schaffen im Neckartal die Enkel derer, die sich einst gegenüberstanden als feindliche Brüder um des Glaubens willen." — In seiner Hebel-Biographie freut er sich daran, daß der evangelische Prälat Hebel und der katholische Bistumsverweser H. v. Wessenberg zusammen ihr Schöpplein trinken, und daß Hebel mit dem katholischen Pfarrer Jäck in Triberg gute Beziehungen unterhält.

Trotz des Ausbleibens literarischer Erfolge — von der Schillerstiftung hat Albrecht übrigens zweimal Ehrengaben erhalten — ließ er die Feder nicht sinken. Kurz vor dem Tod vollendete er noch die schon seit 1883 geplante, nicht gedruckte Erzählung „Anno sechsundneunzig", die sich dem Zyklus der anderen Ober-

länder Geschichten anschließen sollte. Im Mittelpunkt stehen hier die Heldentaten des Freiburger Landsturms im Gefecht gegen Moreau bei Emmendingen; Albrecht wollte seiner Vaterstadt zur Zeit der josephinischen Periode ein Denkmal setzen. Auch seine beiden Großväter kommen darin vor. Außerdem wollte er zeigen, daß er auf dem katholischen Volksboden ebenso daheim sei wie auf dem markgräfischen und dem protestantischen, und er wollte einmal ein objektives und ansprechendes Bild von jenem wirklich gesunden Volksleben geben, das er in seinen Jugendtagen auch in katholischen Pfarrhäusern hatte kennen lernen. Dabei brauchte er den evangelischen Pastor gar nicht zu verleugnen, zumal er ja die Alleinseligmachung nicht als protestantisches Monopol auffaßte (Brief an Fr. v. Weech vom 7. Dezember 1883 im General-Landesarchiv in Karlsruhe).

Heinr. Vierordt hat Albrecht zu Anfang des „Präzeptoratsvikari" 1900 einen Kernspruch gewidmet, der auch in den „Ruhmesschildern" abgedruckt ist. — In einer Markgräfler-Erzählung von Fr. Geßler „Mars der Kriegsgott regiert" im Badischen Landeskalender 1891 kommt ein Pfarrer vor, zu dem Albrecht als Modell gedient hat. — Außer den genannten Nachworten von Th. Längin vgl. Brümmer, Dichterlexikon, Nachtrag zu II (1877); — Badische Pfarrvereinsblätter XV (1906), S. 62/63; — Badische Fortbildungsschule XX (1906/07), S. 113—115; Badische Landeszeitung, 13. Februar 1906. — Evang. Gemeindebote f. Karlsruhe III (1910), S. 410/11. — Hesselbacher, Silhouetten 1910, S. 35/36. W. E. Oeftering.

Rudolf Epp

gehört im wesentlichen der bayerischen (Münchner) Kunst an. Er ist geboren am 30. Juni 1834 zu Eberbach in Baden und gestorben am 8. August 1910 zu München. Als Sohn eines kinderreichen Dekorationsmalers befaßte er sich von früher Jugend an mit Zeichnen und Malen. Er empfing die ersten künstlerischen Anregungen bei dem Landschaftsmaler Seeger, ging aber bald, militärisch beurlaubt, an die neu errichtete Kunstschule zu Karlsruhe, wo er von 1855 bis 1862 Schüler Schirmers und L. des Coudres' war. Schon während seiner Studienzeit hatte er Gelegenheit, in

der Breisgauer Gegend Landschaftsstudien zu machen, die so glücklich ausfielen, daß er von seinem Landesherrn mit einem Stipendium den Auftrag erhielt, im Schwarzwald weitere Studien zu machen und auch das Münchener Kunstleben kennen zu lernen. Dort fand er in Piloty Anregungen für eine flotte Technik, mit der er seine gemütvollen Genredarstellungen durch Verbindung von Landschaft mit Figuren belebte, wodurch er bald Aufmerksamkeit erregte und Anerkennung fand. Epp hat in seinen Genrebildern Humor und Gemüt sprechen lassen und ist auch durch seine sorgfältige und frische Darstellung in den Farben rasch zu Anerkennung und Erfolg gekommen. Studienreisen nach Oberbayern und Tirol erweiterten sein Darstellungsgebiet nach der volksmäßigen und trachtenkundlichen Seite hin; aber immer wußte er seinen Werken in den Personen eine geist- und gemütvolle Betonung zu sichern. Durch seine vielfachen und wechselreichen Themata sicherte er sich immer neue Freunde. Der größte Teil seiner Werke ging nach Amerika.

Werke: Hafenbinderfamilie (1854), Melkerin (1859), Versteckspiel (1863), Aus dem Schwarzwald (1864), Mittagsschläfchen (1865), Christabend (1866), Heimhausen (1870), Seiltänzerkinder, Hopfenernte, Schuljugend im Winter, Großvaters Geburtstag, Katzenfrühstück (1870), Figur aus Nymphenburg (1874), Fischerhütte am Chiemsee, Fischen im Allgäu, Kirchhof in Rattenberg, Mühle bei Klausen, Villanders, Straßenbilder aus München, Interieurs, Bierholendes Mädchen (1909) in den Galerien zu Bautzen, Bremen, Karlsruhe, Köln, Mannheim usf.

Literatur: Thieme-Becker: Künstlerlexikon X, S. 583. — Auktionskatalog Helbing 1914. — v. Oechelhäuser: Geschichte d. Akademie d. bildenden Künste. — Beringer: Bad. Malerei. — J. A. B.

Karl Ludwig Fahrbach.

Der Landschaftsmaler und Radierer Fahrbach ist am 10. Dezember 1835 zu Heidelberg geboren und studierte von 1857 bis 1862 unter Schirmer an der neubegründeten Kunstschule zu Karlsruhe, ging hierauf nach München, wo er bis 1867 blieb, um dieses dann mit Düsseldorf zu vertauschen. Hier löste er sich von der anfänglich festgehaltenen Art seines Meisters zu freierer natura-

listischerer Kunstweise und bereiste studienhalber die Rheingegenden, Baden, den Schwarzwald und Odenwald, sowie das bayerische Oberland, deren Wald- und Landschaftsmotive er in seinen Bildern darstellte. Seine Landschaften sind von gutem bildmäßigen Ausschnitt und guter sicherer Zeichnung und zeigen bei frischer Lichtführung ein helles, wirkungsvolles Kolorit. Fahrbach erzielte auf der Berliner Akademie-Ausstellung und Großen Berliner Kunstausstellung von 1868 bis 1903 beachtliche Erfolge. Seine Werke wurden auch auf den Ausstellungen zu Wien, München und Dresden gern gesehen und gingen von da meist in öffentlichen und in privaten Besitz über. Er starb am 20. Januar 1902 zu Düsseldorf.

Von seinen größeren Aufträgen seien die vier Wandbilder für Bergisch-Gladbach und die sieben Rheinlandschaften (mit K. Irmer) für das Hotel Dremel in Brüssel (1874) genannt. Von Einzelwerken sind zu erwähnen: Schloß Eberstein (1870), Abendlandschaft im Heidelberger Stadtwald (1874), Der Watzmann bei Berchtesgaden, Aus dem Wiesental (1876), Buchenwald im Herbst (1877), Waldlandschaft bei Karlsruhe (1878), Mondaufgang im Schwarzwald (Düsseldorf), Forellenbach bei Heidelberg (1880), Heidelberger Stadtwald (Karlsruhe), Schloßgraben Heidelberg im Schnee (1888, Malkasten Düsseldorf), Teich bei den Externsteinen (1888), Mühle an der Bergstraße (1889) usf. Auch Aquarelle sind bekannt und geschätzt worden: Edeltanne (Lengnick, Dresden), Aus dem Albtal, Heidelberger Schloß von der Molkenkur aus, Weiden am Rhein bei Godesberg usf. In den Mappen des Vereins Düsseldorfer Künstler Ende 1870 ist Fahrbach mit einer Radierung „Feldweg" vertreten.

Lit.: Schaarschmidt: Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunst, 1902. — Beringer, Bad. Malerei, 1923. — Thieme-Becker: Allg. Künstlerlexikon XI.

J. A. B.

Karl Heilig,

geboren den 25. August 1863 zu Karlsruhe als Sohn eines Staatsbeamten, bildete sich von 1883 bis 1888 auf der Karlsruher Akademie und machte sich von da ab als Maler und Illustrator selbständig. Er brachte es infolge seiner eigentümlichen phantastischen Begabung und seiner angenehmen gesellschaftlichen

Talente beim Publikum und in der Künstlerschaft bald zu Anerkennung und Ansehen, namentlich von der Zeit an, da er als Mitarbeiter an der „Jugend" (Hirth, München) und für die „Meggendorfer-Blätter" (Schreiber, München) mit seinen komischen und satirischen Märchendarstellungen seinen Namen durch die Welt gehen ließ. Das Wesen seiner Kunst bestand in der Umsetzung genreartiger Stoffe in Wald-, Elfen- und Kobold-Märchenformen. Der Gegensatz der mechanisch-technischen Zeit zu der mit gewichtigem Anstrich auftretenden Welt der Gnomen, Wurzelmännchen, Pilzzwerge, der Elfen, Gras- und Blumengeisterchen, die menschlich-bürgerliche Auftritte und Szenen in drollig-täppischen Formen und grotesken Handlungen vorführen, wirkt durch liebenswürdig-drastische Umdichtung in eine Traum- und Phantasiewelt bald komisch, bald tragisch. Heilig schritt wie ein romantischer Dichter durch eine unromantisch gewordene Welt und erregte mit seiner versponnenen Wald- und Feldpoesie infolge des Zwiespalts der Empfindungen zwischen Urheber und Beschauer ein Lächeln verlegener Freude. Sein Kindersinn, der sich sehr wichtig nahm, hat ihm viele Freunde zugeführt und ihn vor seinem am 13. November 1904 erfolgten Tod noch an die Spitze des „Vereins bildender Künstler" gestellt. Seltener als seine meist komischen Elfen- und Gnomenszenen sind seine Landschaften, in denen sich sein besinnliches Wesen innig und offen widerspiegelt.

Lit.: Beringer, Bad. Malerei, 1923.

J. A. B.

Emil Lugo.

Wie seine Zeitgenossen, der Basler A. Böcklin und der Bernauer H. Thoma, ist der Freiburger Maler Emil Karl Alfons Lugo ein Schüler des Organisators der badischen Kunstschule zu Karlsruhe, Joh. Wilh. Schirmer. Geboren am 26. Juni 1840 zu Stockach als ältester Sohn des dortigen Amtsassessors Karl Alfons Lugo und seiner Gattin Maria Ludowika, geborenen Fischer von Diersheim a. Rh., kam Emil schon mit anderthalb Lebensjahren nach Freiburg, wohin sein Vater als Hofgerichtsassessor, später Kreis-(Landgerichts-)Rat, versetzt worden war. Freiburg, die Stammheimat der Lugo, die unter Maria Theresia von Wien nach Vorderösterreich eingewandert waren und als Professoren an

der Universität gewirkt hatten, gab mit seiner landschaftlichen Umgebung dem jungen Lugo die tiefsten Anregungen für sein späteres künstlerisches Wirken. In der alten Juristenfamilie wurde die von früh an ins Auge gefaßte Künstlerlaufbahn Emils ungern gesehen. Aber ein durch Krankheiten geschwächter Körper, der langem Studium und einer entbehrungsvollen Beamtenlaufbahn nicht gewachsen schien, sowie die unverkennbar große Begabung für die Landschaft, entschieden zuletzt zugunsten der Kunst. Emil Lugo kam 1856 an die zwei Jahre vorher von Schirmer begründete Karlsruher Kunstschule, der er, mit Unterbrechungen, bis 1866 angehörte. Es gelang ihm aber nicht, zum Nachfolger des 1863 gestorbenen Schirmer, zu H. Gude, in ein enges künstlerisches Verhältnis zu kommen. Beeinflußt wurde Lugo aber von Hans Canon (v. Straschiripka) und besonders von seinem Landsmann und Freund Hans Thoma, mit dem ihn lebenslänglich enge Freundschaft verband. Im Grunde hat Lugo sich in seiner Kunst nur selbst gebildet und vervollkommnet. Schon auf der Kunstschule galt er als ein hervorragender Zeichner von Bäumen und Pflanzen. In den sechziger Jahren hat Lugo neben eingehendem Studium in der engeren und weiteren Umgebung von Freiburg, auf dem Hochschwarzwald und am Oberrhein, auch das bayerische Voralpengebiet in der Gegend von Kochel studiert, wohin er mit dem früh verstorbenen talentvollen Franken Aug. Geist 1863 gegangen war. 1869 hielt sich Lugo studienhalber in Dresden auf und besuchte auf der Rückreise den von ihm hochverehrten Freund Fr. Preller d. Ä. in Weimar. Der Moseszyklus Lugos ist der Nachklang der bei Preller gesehenen Entwürfe zur Odyssee. Von der Witwe des Thomaskantors Moritz Hauptmann, Susette, einer Tochter des Kasseler Malers Hummel, erhielt Lugo wertvolle Anregungen und Empfehlungen an F. von Rohden und Heinr. Franz-Dreber in Rom. Im Herbst 1871 endlich ging Lugo nach dem lange ersehnten Italien. Hier, vorzugsweise im Studium der römischen Umwelt, vollzog sich Lugos Umwandlung aus dem naturalistisch-mythologischen Schirmerstil in die dichterisch-ethisch verklärte Ausdrucksform epischer Landschaftskunst. Der heroische, vorerst noch dekorative Zug in Lugo gewinnt an Macht und Bedeutung. Raumtiefe, lichtdurchflutete, mit reizvollen Einzelheiten reichlich erfüllte und formal organisch und streng aus-

gebildete Landschaften entstehen in dieser Zeit. Mit reichgefüllten Mappen und Studienheften kehrte 1875 Lugo nach Freiburg zurück, krank durch die Anstrengungen der Arbeit und geschwächt durch das Fieber, das er sich in der Campagna zugezogen hatte. Als später äußerst wertvoll gewordene Bekanntschaft erwies sich noch der Verkehr mit dem als Maler und Kunstgelehrter bekannt gewordenen Heinr. Ludwig, dem Erfinder der Petroleummalerei und Herausgeber des Lionardoschen Buches von der Malerei und anderer kunsttechnischer Schriften.

Was Lugo in angestrengtem Studium zu Rom gewonnen, wo er auch Thoma, Trübner und Steinhausen begrüßt und geführt hatte, das wirkte sich in meist großen Werken in der nachfolgenden Arbeitszeit zu Freiburg aus. Es ist eine Vergeistigung von Landschaftsmotiven ins Erhaben-Stimmungsvolle, ohne daß Lugo bei strengster formaler Durchbildung des Gegenständlichen etwa in einer stilistischen Manier erstarrt wäre. Vor dieser geistig-künstlerischen Einseitigkeit wurde Lugo durch die geistig angeregte und vielseitig interessierte Umgebung bewahrt, die ihm im freundschaftlich vertrauten Hause des Dichters Wilhelm Jensen zuteil wurde, der von 1876 bis 1887 in Freiburg wohnte und schuf. Zu den alten Freunden H. Dimmler und Dr. Thiry traten die mit Jensens bekannten Gelehrten Droysen, Goltz, A. Riehl, Weinhold, die Dichter Geßler, R. Haas, G. v. Vincke und die Freiburger Familien Mez, Risler, Wohlgemuth u. a., von denen aus auch die spätere Anerkennung der Lugoschen Kunst ausging.

Die ganz anderen Wege, die die Kunst nach der nationalen Einigung Deutschlands ging, drängten aber Lugo immer mehr von der Verbindung mit den Freunden der neuen Kunst ab. Lugo ist in dieser Freiburger Zeit mit seiner Kunst vereinsamt. Es war in mehr als einem Sinn Erlösung und Befreiung für ihn, als er Ende 1887 mit Jensen nach München zog und in der alten Pinakothek und im Umgang mit wenigen, aber eigenartigen Künstlern neue Anregungen gewann. Zum Abschied aus der badischen Heimat hat er noch zu Jensens Schwarzwaldwerk gegen fünfzig herrliche Feder- und Tuschzeichnungen geschaffen, die ihn auf der vollen Höhe seiner technisch und stilistisch ausgereiften und beherrschten Kunst zeigen. Kurz darauf nimmt Lugo die Verbindung mit dem Maltheoretiker H. Ludwig

wieder auf, macht sich dessen aus den alten Meistern abgeleitete technische Vorschriften zu eigen, benutzt dessen Petrolfarben und gelangt damit zu einer neuen und höchst verfeinerten Ausdrucksform seiner Bilddichtungen, die bei sparsamstem und zartestem Farbenauftrag doch den stärksten und zugleich poetischsten Ausdruck gewährleisteten. Nun fühlte sich Lugo reif genug, seit seiner Jugend und seit der Kunstschulzeit mit sich herumgetragene Stoffe aus sich herauszuschaffen und die musikalischen Unterströmungen seines Schaffens voll herauszugestalten: Glucks Orpheus und Eurydike und Beethovens Pastoralsymphonie, sowie die wunderbaren Motive vom Schwarzwald, vom Oberrhein, vom Priengrund, wo er sich während des Sommers mit Jensen aufhielt. Die Werke dieser Periode tragen den Charakter harmonischer Ausgeglichenheit in Form, Raum, Farbe, Technik und Ausdruck. Er tritt mit diesen Landschaftswerken den großen Schöpfern neuer idealer Kunst, wie seinem Heimatgenossen Feuerbach, seinen alemannischen Landsleuten Böcklin und Thoma nahe und erreicht mit seinen weihevollen Luft- und Raumdarstellungen, mit ihren ätherischen und pflanzlichen Inhalten Eintritt in die erste Reihe der Landschaftsmeister seiner Zeit. Auch in der Graphik hat er mit den Lithographien ein höchst beachtliches Werk geschaffen. Mit diesen Werken seiner letzten Schaffenszeit gewinnt Lugo auch Erfolge in weitern Kreisen. Seine Kunst tritt außerhalb des Freundeskreises in die Welt.

Eine von 1901 an rasch fortschreitende Arteriosklerose führte am 4. Juni 1902 zum Tode. Er liegt auf der Fraueninsel im Chiemsee an der Seite seines Freundes W. Jensen begraben.

Lugo hat neben Böcklins dramatische Leidenschaft einer urtümlichen Schöpferkraft, neben Thomas unerschöpflich reich quellende, harmonisch ausgeglichene Naturfrömmigkeit seine pantheistisch erhabene Naturseligkeit gestellt und mit seiner Kunst das Bild der romantisch-alemannischen Landschaftskunst um wertvolle und wesentliche Züge erweitert.

Lit.: Beringer, Emil Lugo 1912. — Derselbe, Emil Lugo 1925. — Lugo-Mappe 1905. — Bad. Kunst III, 1905. — Zeitschrift f. bild. Kunst, N. F. XXIX, 1. — Die Kunst 1923, Juniheft.

J. A. B.

Ludwig Schmid-Reutte.

Unter den um die Jahrhundertwende an die Akademie der bildenden Kunst zu Karlsruhe berufenen Lehrern nimmt Professor Ludwig Schmid-Reutte eine besondere, bedeutungsvolle Stelle ein, als Lehrer und als Künstler. Geboren am 13. Januar 1863 zu Aschau, Kirchspiel Reutte am Lech in Tirol, trat der Maurerssohn nach seiner Schulentlassung bei einem Kirchenmaler in die Lehre. Zu seiner weiteren Fortbildung ging er anfangs der achtziger Jahre nach München, bezog die Akademie, wo sein Landsmann Defregger und nachher L. Löfftz seine Lehrer und L. Corinth sein Mitschüler waren. Aus dieser Zeit hat sich ein Bildnis seiner „Mutter" erhalten, das die altmeisterlichen Einflüsse seines Mallehrers erkennen läßt, aber in der Herausbildung der Form schon eigene Wege geht. Die Formstudien nach der menschlichen Gestalt wurden nun nachdrücklichst auch im anatomischen Sezier-saal betrieben. Um 1890 eröffnete er mit seinem Altersgenossen Fr. Fehr eine Malschule und leitete daran den Zeichen- und Akt-Unterricht. Er brachte für sein eigenes Schaffen damals durch ihre Einfachheit Aufsehen erregende Werke, wie das „Wiegen-bild" und „Auf dem Felde" heraus. Ebenso entstanden die liegen-den „Akte" und „Ringergruppen", die den jungen Meister auf eigenen Wegen in der Auffassung der menschlichen Gestalt zeigten und mit Fr. Fehr und L. Dill seine Berufung an die Akademie zu Karlsruhe bewirkten (1899). Hier setzte seine neue konstruktive Periode der Formgestaltung ein, die ihm bei Schülern und Lehrern der Akademie Beifall und Ansehen erwarb. Mit der Rötelzeich-nung „Arbeit" (1909) begann seine Formdarstellung, die sich in den sieben folgenden Jahren immer mehr zu einer Art kristal-lischer Zerlegung oder Zusammensetzung des menschlichen Körpers herausbildete. Die Grundsätze beim Aufbau der menschlichen Figur wendete Schmid-Reutte auch auf die Landschaft und das Bildnis an. In der Landschaft erreichte er eine raumstarke Staffelung der Schichten; im Bildnis ergab sich bei knappstem Ausdruck eine volle Plastik des Kopfes bei größter Ähnlichkeit mit der Erschei-nung. Als 1903 W. Trübner an die Akademie berufen wurde, unterzog Schmid-Reutte auch seine Malerei einer neuen Durch-prüfung, gab die Hell-Dunkelmalerei der Löfftzschule auf und

wandte von nun an im Trübnerschen Sinn die hellfarbige Setzung einheitlicher Farbflächen an. Seine Tafelmalerei bekam dadurch den Charakter einer auf starke Fernwirkung bedachten Freskomalerei, wodurch Schmid-Reutte sich von seinem Vorbild wesentlich unterschied. Bezeichnend hierfür sind seine gezeichneten und gemalten Studienköpfe. Das Hauptgewicht seines Schaffens legte er aber auf Kompositionen mehrfiguriger Gebilde, wie „Kreuzigung", „Scheideweg", „Ruhende Flüchtlinge", „Gruppe von Akten", deren Aufbau seinen Bildern etwas Festes und Großartiges gibt. Wäre Schmid-Reutte durch Krankheit nicht verhindert worden, sein Werk weiter auszubauen, so hätte seine Kunst die Unterlage für eine große gesetzmäßige Monumentalkunst in Deutschland gebildet. Durch ein unheilbares Nervenleiden seit 1907 dienstunfähig, starb er am 9. November 1909 in der Heilanstalt zu Illenau. Sein Werk erreicht mit allen Studien und Schöpfungen kaum die Zahl fünfzig; aber es sind viele Stücke darunter, die seinen Namen und seine Ausdrucksgewalt in ferne Zukunft tragen werden. Schmid-Reutte hatte die zustimmende Bewunderung seiner hervorragenden Münchner, Karlsruher und Stuttgarter Kunstgenossen, wie Stuck und Corinth, Thoma und Schönleber, Fr. Keller und L. Habich, und alle seine Schüler tragen seine Lehre als kostbares Gut in ihrem eigenen Wirken dankbar weiter.

Lit.: L. Schmid-Reutte mit Mappe, Verlag J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart 1913. — L. Schmid-Reutte: Zeitschrift f. bild. Kunst 1918, S. 163 ff. — Ausstellungskataloge der Zeit. — v. Oechelhäuser, A.: Geschichte der Großh. Badischen Akademie der bildenden Künste, Karlsruhe 1903.

J. A. B.

Viktor Weishaupt

geboren am 6. März 1848 zu München als Sohn des Silberschmieds Max Weishaupt, absolvierte das Gymnasium und studierte bei Professor W. Diez an der Kunstakademie dort. Nach dem Ende des Deutsch-französischen Krieges 1870/71, den er als Leutnant im bayerischen Leibregiment mit Auszeichnung mitmachte, mußte er in einem Ruhejahr Erholung von einem erworbenen Herzleiden und rheumatischen Beschwerden suchen und die Ausheilung eines Knieschusses abwarten, ehe er wieder an seine künstlerische

Ausbildung gehen konnte. Nach beendeten Studien schuf er 1879 den „Wilden Stier" (Neue Pinakothek), der ihm mit einem Schlag einen ersten Rang unter den Tiermalern der Zeit, die aus der Münchner Mali-Gebler-Braith-Schule hervorgegangen waren, verschaffte. Ein weiteres in dieser Zeit entstandenes Werk: „Viehherde mit Windmühle" (Dresdener Galerie) machte seinen Namen in Deutschland bekannt. Die sich mehrenden Erfolge erlaubten ihm Reisen nach Italien, der Schweiz und nach Holland, was seine Anschauungswelt erweiterte und seine Schöpferkraft erhöhte, so daß die größeren Galerien Werke seiner Hand erwarben. 1895 wurde er an die durch H. Baischs vorzeitigen Tod erledigte und von H. Zügel nur ein Jahr verwaltete Stelle nach Karlsruhe berufen, wo er zwei berühmt gewordene Bilder in den „Pflügenden Ochsen" (1897) und der „Weidenden Herde" (1899) schuf. Letzteres Werk erwarb auf der internationalen Kunstausstellung zu Paris die goldene Medaille und befindet sich jetzt in der Galerie Düsseldorf. An der Karlsruher Akademie wirkte er befruchtend und anregend und hatte eine große Schar von begeisterten Schülern um sich. Viele seiner Werke sind unfertig geblieben, da ein auftretendes schweres Leiden sein Schaffen hemmte. Am 23. Februar 1905 trat sein Tod ein. Die Karlsruher Kunsthalle besitzt von ihm eine „Viehherde im Wasser". —

Lit.: v. Oechelhäuser, Geschichte der Akademie d. b. K. — Pecht, Geschichte der Münchener Kunst, 1888. — Beringer, Bad. Malerei, 1922.

J. A. B.

Karl Weyßer

(auch Weisser) ist am 7. September 1833 zu Durlach geboren und am 28. März 1904 zu Heidelberg gestorben. Er ist der Sohn des Kaufmanns und Bürgermeisters Friedr. Weyßer zu Durlach und sollte zuerst Mathematik und das Ingenieurfach am Polytechnikum zu Karlsruhe studieren. Nach Errichtung der Kunstschule errang er 1855 endlich die Zustimmung des widerstrebenden Vaters, Künstler werden zu dürfen. Vom Jahre 1855 an besuchte er bis 1864 die Kunstschule zu Karlsruhe und war Schüler von Descoudres und Schirmer. Dann bildete er sich in München

und namentlich auf Reisen aus, die ihn durch die Länder des Niederrheins, Hessen-Nassau, die Pfalz, das Elsaß, Baden und Schwaben führten, während er seinen Wohnsitz in Durlach, Karlsruhe, Baden-Baden und zuletzt in Heidelberg hatte. Von Anfang an hielt er sich an die aus der Vedutenmalerei stammende Architekturmalerei, die er mit eigenem Sinn pflegte. Nicht um Architekturkörper oder -räume handelte es sich bei ihm, sondern um Architekturen mit landschaftlicher Umgebung, um Architekturbilder mit idyllischen und genrehaften Zutaten, gewissermaßen um Milieuschilderungen. Weysser hat in all den malerischen Wandlungen und Strömungen seiner Zeit mit einer in sich festen Glaubensstärke an seiner Kunstauffassung festgehalten. In seinen Werken lebt noch die Schirmersche Romantik ihr Dasein weiter, verklärt durch die schöne Harmonie der Farben und die intime, idyllische Naturdarstellung, die von frischem Morgengrauen durch alle Stimmungen des Tages bis in die blauen Mondnächte gehen konnte und in Weyssers sorgfältig bis ins einzelne durchgeführten Bildern immer einen herzlichen, innigen Ton aufklingen läßt, wenn auch ein Hauch von Resignation oder Schwermut darüber gebreitet ist. Werke, wie Stein a. Rh., Hof in Überlingen, Aus Kaisersberg i. Els., Baden-Baden, Straße in Neustadt a. H., Straße in Durlach, An der Heiliggeistkirche zu Heidelberg, Gemüsemarkt und Schloß in Heidelberg, Windeck a. d. Bergstr., Lutherhaus in Nauenheim, Diez a. d. Lahn usf. bezeichnen etwa den Umfang seines Tätigkeitsgebietes. Ein großer Teil seiner Studien, Skizzen und Zeichnungen wird in den Sammlungen zu Karlsruhe und Heidelberg aufbewahrt.

Beringer, Bad. Malerei, 1923. — Heidelberger Maler der Romantik, 1919. — v. Oechelhäuser, Geschichte der Akademie d. b. K., 1904.

J. A. B.

Graf Wilhelm Douglas.

Wilhelm Ludwig Karl Graf von Douglas wurde am 8. Februar 1849 in Genf geboren als der Älteste von sechs Geschwistern. Das Geschlecht der Douglas zählt zu den ersten Schottlands; durch Fontanes herrliche Ballade von „Archibald Douglas" ist der Name in der deutschen Literatur unsterblich geworden. Schwedische Dienste

im Dreißigjährigen Krieg führten einen Robert Douglas nach Schweden, wo Schloß Stiernorp in Östergotland noch heute der Stammsitz dieser Linie ist. Die Verbindung mit Baden trat ein, als der schwedische Graf Karl, der Vater unseres Wilhelm Douglas, die junge Gräfin Louise von Langenstein heiratete und sich am Bodensee seßhaft machte.

Die Langensteinschen Geschwister Ludwig und Louise besaßen als Kinder des Großherzogs Ludwig I. von Baden, aus dessen Verbindung mit der Gräfin Katharina v. Langenstein, einen für badische Verhältnisse recht stattlichen Grundbesitz. Schloß Langenstein inmitten seiner Wälder, die Nellenburg, die der alten Landgrafschaft ihren Namen gab, Gutenstein im romantischen Donautal, die Mainau im Bodensee, der Mägdeberg im Hegau waren die Hauptpunkte dieser Herrschaft im Oberland; dazu kamen stattliche Höfe in und um Gondelsheim und Sickingen im Unterland. In Karlsruhe besaß Langenstein den „Hirschgarten" an der Stephanienstraße. Die Mainau wurde im Jahre 1853 an Großherzog Friedrich I. verkauft, das Douglassche Ehepaar erwarb dafür das „Helffensteinische Gut" an der Konstanzer Bucht.

Da Graf Langenstein als Junggeselle alterte, war es vorauszusehen, daß der junge Wilhelm Douglas als Erbe seines Oheims berufen sein werde, im badischen Lande eine Rolle zu spielen. Dementsprechend wurde dieser ganz als Deutscher erzogen, und hat sich auch sein Leben lang ausschließlich als solcher gefühlt. Den Siebziger Krieg machte Douglas als junger Offizier beim Leibdragoner-Regiment mit; die Regimentsgeschichte nennt mehrfach lobend seinen Namen als erfolgreicher Patrouillenreiter; mit dem Eisernen Kreuze geschmückt kehrte er in die Heimat zurück.

Im Oktober 1872 wurde er in das Regiment der Gardes du Corps nach Berlin versetzt; fast gleichzeitig hatte er das umfangreiche Erbe der Grafen Langenstein angetreten.

Der Besitz forderte seinen Herrn; so nahm Douglas im Jahre 1878 seinen Abschied und kehrte heim. Im Reserveverhältnis seines Regiments brachte er es noch bis zum Major. Mit dem Tode Langensteins war die badische Standesherrschaft Langenstein erloschen; Douglas hat später aus Langenstein und den umliegenden Gütern ein neues Majorat gestiftet, das nach seinem Tode, in Ermanglung eigener männlicher Nachkommen, auf seinen Neffen, den

Grafen Robert Douglas, übergegangen ist. In Karlsruhe wurde der Hirschgarten verkauft und überbaut. An der Stelle, wo das alte Haus gestanden, errichtete Wilhelm Douglas in den Jahren 1878 bis 1884 das „Douglaspalais", wohl in der Absicht, dort einst seinen Hauptwohnsitz zu nehmen.

Es kam anders. Die Politik zog den Grafen allmählich in ihren Bann. Zehn Jahre lang hat der Wahlkreis Bretten-Sinsheim-Eppingen ihn als seinen Vertreter in den Deutschen Reichstag gesandt (1888—1898). Als solcher gehörte er der konservativen Partei an und hat auch in der badischen Landespolitik für diese gewirkt. Als er in den Reichstag kam, war die Krisenzeit der Caprivipolitik, welche die Landwirtschaft zu einem Kampfe um ihr Dasein zwang. Überzeugungsgemäß schloß sich Douglas an den neugegründeten „Bund der Landwirte" an, die erste große Interessenorganisation der Landwirtschaft, die einen wesentlichen Einfluß auf die Reichspolitik im Sinne der agrarischen Forderungen ausüben sollte. In Baden wurde Douglas Gründer dieser Organisation und Vorsitzender derselben. Er war aber kein einseitiger Agrarier; — die badischen Grundbesitzverhältnisse sind ja auch nicht danach angetan, solche hervorzubringen.

Aus der Reichstagszeit stammen Douglas persönliche Freundschaft und die geschäftlichen Beziehungen zu dem norddeutschen Industriellen Grafen Sholto Douglas. Außer, daß auch dieser Begründer der deutschen Kaliindustrie und seine Familie von den schottischen Douglas stammen, besteht keine weitere verwandtschaftliche Beziehung mit den schwedisch-badischen Douglas. Im Reichstag ging damals das Scherzwort von dem „wahren Grafen" und dem „Kali-Grafen", um das Freundespaar zu unterscheiden. Wilhelm Douglas nahm seinen Anteil an der zunehmenden Industrialisierung, indem er sich, unter anderem, an der Westeregeln-Alkaliwerke-Aktiengesellschaft beteiligte. In Baden gehörte er zu den Begründern der Ramiewerke in Emmendingen und war an der Champagnerflaschenfabrik in Achern stark interessiert.

Um das Jahr 1900 zwang seine immer schwächer werdende Gesundheit den Grafen, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Mit seiner Gattin Valeska, geborenen Weiß, schlug er seinen Wohnsitz in Gondelsheim auf. Das Karlsruher Palais ging in den Besitz des Prinzen Karl von Baden über; dafür wurde das

Haus in Gondelsheim schloßartig erweitert, ohne daß der Besitzer, der vorzeitig zum kranken Mann geworden war, noch viel davon gehabt hätte. Selbst seine Jagdpassion mußte er aufgeben. Als Jäger hatte er nicht nur seine eigenen Jagden immer musterhaft gepflegt, sondern der Sport hatte ihn mehrfach bis nach Schottland geführt, wo er die Verbindung mit den dortigen Douglas wieder aufnahm. Schottische „Klan-Tradition" überdauert die Jahrhunderte. In den letzten Jahren seines Lebens weilte er im Sommer meist in Langenstein, wo ein ausgedehnter Gutsbetrieb die Anwesenheit des Herrn erforderte. Am 22. April 1908 ist Wilhelm Douglas in Gondelsheim gestorben, tief betrauert von allen Kreisen der Bevölkerung, die den gütigen und im besten Sinne vornehmen Mann gekannt und geschätzt hatten.

Karl Frhr. v. Gayling.

Albrecht Freiherr Rüdt v. Collenberg-Bödigheim

wurde geboren zu Bödigheim am 29. November 1845 als ältester Sohn des badischen Kammerherrn Freiherrn Adolf Rüdt, der damals den grundherrlichen Familienbesitz verwaltete. Die ersten Lebensjahre verlebte der Junge in Bödigheim und Würzburg, wohin die Eltern nach den Wirren von 1848 übergesiedelt waren. Vom Jahre 1851 an wohnte er mit seinen Eltern in Karlruhe, wo sein Vater zum Direktor der Landwirtschaftlichen Zentralstelle ernannt worden war. Seine akademischen Studien absolvierte er in Heidelberg, Berlin und Freiburg. Bei Ausbruch des Deutsch-französischen Krieges trat er — obgleich nach damaligen badischen Gesetzen vom Militärdienst befreit — als Kriegsfreiwilliger in das 3. Bad. Dragonerregiment Prinz Karl ein. Für seine an der Lisaine bewiesene Tapferkeit, wo er mit seinem Zuge feuernde feindliche Infanterie attakierte und 30 Gefangene einbrachte, wurde er mit dem Eisernen Kreuz und der bad. Karl-Friedrich-Mil.-Verd.-Medaille ausgezeichnet.

Nach dem Kriege bestand er 1873 das juristische Staatsexamen und begann in Baden-Baden als Referendar seine richterliche Laufbahn. Im gleichen Jahre vermählte er sich mit Mathilde v. Porbeck, einer Tochter des bad. Generallt. v. Porbeck, aus welcher Ehe drei Söhne und eine Tochter entstammen. 1877 wurde er als Amtsrichter nach Überlingen und 1879 nach Offenburg versetzt,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wo er 1883 Oberamtsrichter, im gleichen Jahre bad. Kammerherr und 1886 Landgerichtsrat wurde. In gleicher Eigenschaft kam er 1888 nach Karlsruhe, wurde dort 1897 Vorsitzender der Kammer für Handelssachen, 1899 Landgerichtsdirektor und nahm am 1. Oktober 1908 aus Gesundheitsrücksichten den Abschied.

Er verwandte den Ruhestand aber nur dazu, um sich mit größter Pflichttreue den zahlreichen sonstigen Aufgaben zu widmen, die er im Laufe der Jahre übernommen hatte. Er gehörte seit 1887 als Vertreter des grundherrlichen Adels der Ersten Kammer an. Wiederholt hatte er als Vorsitzender von Kommissionen — insbesondere der Kommission für Justiz und Verwaltung — Gelegenheit, seine umfassenden Kenntnisse und sein sicheres Urteil bei der Beratung von Gesetzentwürfen zu verwerten. So war er u. a. Berichterstatter 1902 über das Gesetz gegen die Zerstückelung landwirtschaftlicher Anwesen, 1908 über Abänderung des Beamten- und des Forstgesetzes, und vor allem 1899 über das Bad. Ausführungsgesetz zum BGB. 1907 wurde er vom Großherzog zum 2. Vizepräsidenten ernannt.

In politischer Hinsicht gehörte er der konservativen Partei an, die ihm 1903 den Vorsitz über den Landesverband übertrug. Es entsprach aber seinem friedfertigen und bescheidenen Wesen nicht, im öffentlichen Kampfe hervorzutreten, und es war daher sein Streben stets auf Vermittlung zwischen den staatsbejahenden Volkskreisen gerichtet. Als sich dann 1907 die politischen Kämpfe zu größerer Schärfe zuspitzten, glaubte er sein Ehrenamt einer entschiedener auf Kampf eingestellten Persönlichkeit abtreten zu sollen, ohne aber je den Glauben an das Erstarken des gesunden, vaterländischen Geistes im Volke zu verlieren.

Er zählte zu den Führern der kirchlich-positiven Richtung in der evangelischen Landeskirche und lebte dem Gedanken, den modernen Rechtsstaat auf christliche Grundlage zu stellen und von christlichem Geiste erfüllt zu sehen. Auch an verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten des Landes arbeitete er bis zu seinem Lebensende mit unermüdlichem Eifer, es seien hier nur das Wöchnerinnenasyl in Karlsruhe, sowie die Anstalten der Inneren Mission in Kork und Ankenbuck erwähnt. — Von Jugend auf hing sein ganzes Herz an den heimatlichen Wäldern. Vom Jahre 1891 hatte er — neben der sonstigen Berufstätigkeit — die Verwaltung

des Bödigheimer Stammgutes übernommen, der er sich mit großer Selbstlosigkeit widmete. Sein auf gerechten Ausgleich eingestellter Charakter war nicht nur auf Stärkung und Erhaltung des Familiensinns bedacht, sondern ermöglichte auch ein gegenseitig vertrauensvolles Zusammenwirken mit der heimatlichen Bevölkerung.

Nach kurzer schwerer Erkrankung starb er am 26. November 1909 an den Folgen einer im Heidelberger Krankenhaus vorgenommenen Operation. Er wurde am 29. November — am Tage seines 65. Geburtstages — in Karlsruhe beigesetzt, wobei eine ungewöhnliche Beteiligung Zeuge der Sympathien und Achtung war, deren er sich in allen Bevölkerungskreisen erfreute. In treffender Weise vermochte der damalige Präsident der Ersten Kammer — Prinz Max v. Baden — seinen auf das Wohl der Mitmenschen eingestellten Sinn zu charakterisieren, als er zu seinem Gedächtnis am 14. Dezember 1909 im Badischen Landtage die Worte sprach:

„. . . Ebenso, wie er als unser Mitarbeiter von hohem Werte war, so war er hoch einzuschätzen als Mensch. Mit Mut und Überzeugungskraft verteidigte er das, was er für recht hielt, ohne ungerecht zu werden gegen Andersdenkende. Seine schlichte, einfache und wahrhaftige Art gewann die Zuneigung, das Vertrauen und die Achtung aller. Sein Gedächtnis wird weiterleben als das eines edeldenkenden, vornehmen Mannes, eines freundlichen, hilfsbereiten Menschen, eines echten, wahren Edelmannes."

Kurt Frhr. Rüdt-Roßhof.

Ludwig Marbe

gehört zu den volkstümlichsten und verdientesten Volksvertretern im badischen Zentrum. Seine politische Tätigkeit fällt in die von schwersten Kämpfen in Reich und Land heimgesuchten Zeiten. Der selbstlose Parlamentarier stand hier stets in der vordersten Reihe.

Als Sohn einer geachteten, kinderreichen, treu katholischen Bürgersfamilie des Gewerbestandes in Freiburg geboren (30. August 1839), nahm er das christliche Erbgut aus dem Elternhaus mit ins Leben und bewahrte es bis zum Tod (20. September 1907). Darum steht auf seinem Grab zu Freiburg eine Rittergestalt mit dem Bekenntnis: „credo". Die Vaterstadt gab ihrem talentvollen Sohne die humanistische Ausbildung, die Hochschulen

zu Freiburg und München die juristische Vorbereitung auf den Lebensberuf. 1862 Rechtspraktikant und 1866 Referendär geworden, ließ sich Ludwig Marbe 1869 in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder. Er wollte sich so in den schwierigen Zeiten seine volle Bewegungsfreiheit sichern. Es waren ja die Jahre gekommen, in denen der Liberalismus bei der Regierung und den Kammern in der Kirchen- und Schulpolitik Wege einschlug, die erneut Abwehrströmungen besonders im hart betroffenen katholischen Volksteil auslösten und zur Bildung einer politisch parlamentarischen Vertretung desselben naturgemäß führen mußten. Noch lebten die Professoren Zell und von Buß, der Freiherr von Andlaw. Sie hatten schon im vormärzlichen Baden gegen das herrschende Staatskirchentum und den kirchlichen Liberalismus gearbeitet. Jakob Lindau, der katholische Volksmann aus Heidelberg, führte die Bewegung entsprechend den neuen Zeitverhältnissen weiter und interessierte mit seiner Kasinobewegung und den Männervereinen, sowie mit der darin geschaffenen Volksaufklärung die katholischen Volksmassen. Zu den von der politischen Tätigkeit Lindaus direkt Erfaßten gehörte auch der 1867 an das Kreisgericht in Baden-Baden versetzte Referendär aus Freiburg. Als Staatsminister Jolly und der Landtag 1868 dem badischen Volk die fakultative Mischschule gebracht hatten und als in den verschiedenen Gemeinden die entsprechende Abstimmung der Eltern über die Einführung der Simultanschule entscheiden sollte, sprach Jakob Lindau auch in der Bäderstadt zur Orientierung der katholischen Bevölkerung über die schwebende Schulfrage. Hier lernte Marbe den feurigen Volksredner und unerschrockenen Parlamentarier kennen. Sein Beispiel entschied. Ludwig Marbe gehörte als Mitkämpfer jetzt erst recht der katholischen Volkspartei an. Bei der damaligen Gründung und Leitung des katholischen Männervereins in Baden war er hervorragend beteiligt. Als junger Rechtsanwalt zu Freiburg trat er in den Kreis führender katholischer Männer ein. Der juristische und politische Anwalt der gekränkten katholischen Sache, der Verteidiger der vom Lindenberg vertriebenen Tertiarerinnen, Otto von Wänker, erhielt in Marbe eine willkommene Hilfe und auch einen Erben seiner politischen Arbeit.

In der Stadt Freiburg gingen damals die Wogen des politischen Lebens besonders hoch. Darum war ein Mann wie Marbe

für den katholischen Volksteil und seine Sache höchst willkommen. Er sprach in so mancher Versammlung und nahm an zahlreichen Besprechungen teil. Im Jahre 1881 berief ihn das Vertrauen seiner Partei in den Stadtrat. Er gehörte diesem Kollegium bis 1887 an. Von 1890 stellte er als Stadtverordneter seine Kräfte in den Dienst seiner Vaterstadt.

Schon 1871 trug ihm der Wahlkreis Staufen-Freiburg-Land die Kandidatur für die katholische Volkspartei in den damals fälligen Landtagswahlen an. Von 128 Wahlmännern stimmten 68 für Marbe und 60 für den nationalliberalen Gegenkandidaten. Vier Jahre hiernach stieg seine Stimmenzahl auf 75. 1879 machte Marbe dem späteren Führer Theodor Wacker Platz. Als die Wirren in der eigenen Partei um die Mitte der achtziger Jahre diesen bestimmten, 1887 jede weitere Kandidatur abzulehnen, sprang der selbstlose Marbe wieder ein und vertrat abermals seinen alten Wahlkreis in der Zweiten Kammer, und zwar bis 1895, wo sein jüngerer Anwaltskollege Dr. Kopf ihn ablöste. In den eben angedeuteten Schwierigkeiten der katholischen Volkspartei stand Marbe auf der Seite des entschiedeneren Flügels unter Wacker. Im Landtag gehörte der Vertreter von Staufen-Freiburg meistens der Petitionskommission an.

Es konnte bei der anerkannten Bewährung Marbes in der Politik der badischen Heimat nicht ausbleiben, daß die Partei ihn bald zu ihrem Bannerträger in den Reichstagswahlen berief. Die damalige Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten mußte des weiteren auf den selbstlosen, stets opferbereiten Führer hinweisen. 1878 Zählkandidat im vierten badischen Reichstagswahlkreis führte er 1884 bei einer Wahlbeteiligung von 76 Prozent seine Fahne im Freiburger Wahlkreis mit 8610 Stimmen oder 50,1 Prozent aller abgegebenen Stimmen zum Sieg. In den Septennatswahlen des Jahres 1887 unterlag Marbe. Der Regierungsapparat hatte Erfolg. Das Wahljahr 1890 korrigierte, wenn auch erst in der Stichwahl, dieses Resultat. Von da blieb Marbe im Besitz seines Reichstagsmandates bis 1906. Der hereingebrochene Lebensabend ließ ihn dort Abschied nehmen vom politischen Schauplatz.

Drei Gebiete lagen dem Parlamentarier Marbe besonders am Herzen, die politischen Probleme, die politischen Kulturfragen und

der soziale Frieden, und hier die Sorge um den Mittelstand und die sozial Schwachen.

Unter den politischen Fragen, die das öffentliche Leben in Baden dazumal beherrschten, stand die Eroberung des direkten Wahlrechtes allen anderen voran. Regierung und liberale Kammermehrheit sträubten sich dagegen; denn der Liberalismus wollte „den Ast nicht absägen, auf dem er saß". Marbe gehörte zu den eifrigsten Befürwortern des direkten Wahlrechts in Volksversammlungen wie auch in der Zweiten Kammer. So begründete er am 2. Juni 1890 diese politische Forderung mit der allgemeinen Schulbildung und der allgemeinen Wehrpflicht; darin liege auch das Recht, daß diese Männer „auch ihre Meinung aussprechen dürften, wo es sich um die Interessen des Landes handle. Es sei eine Forderung der Staatsweisheit bei Regierung und Volksvertretung, zu zeigen, daß sie die Zeit verstünden, und ihr vorzuarbeiten verstünden. Das (bisherige) Wahlsystem lasse die Volksstimme nicht zur Geltung kommen." Erst 1904 wurde das direkte Wahlrecht eingeführt. Eine ähnliche Forderung wie beim Landtagswahlrecht vertrat Marbe mit seiner Partei in der Gemeindeordnung. In der 69. Sitzung des Jahres 1890 führte er dazu folgendes aus:

„Man soll für das öffentliche Leben die Leute nicht nach dem Geldbeutel beurteilen, sondern nach dem wahren Wert des Menschen. Wenn er aber ein armer Teufel ist, und ein geschickter Kerl, so ist er nach der Gesetzgebung doch, wie mit Recht gesagt worden ist, mundtot gemacht. Denn er hat nur einen kleinen Bruchteil hinsichtlich seiner Rechte im Gemeindehaushalt geltend zu machen. Das ist aber ein unsozialer Grundsatz, der sozial die schlimmsten Folgen nach sich ziehen wird. Der Unterschied zwischen Arm und Reich wird auf diese Weise vergrößert. Im großen und ganzen hat für das öffentliche Leben nur der Charakter Bedeutung, nicht das Vermögen!" Das Gemeindewahlrecht wurde in der Folge im Sinne Marbes etwas verbessert. Radikal geändert hat es erst die neue Ära.

Die kirchenpolitischen Fragen, die zur Zeit der parlamentarischen Tätigkeit Marbes debattiert wurden, waren mannigfache. Die Verwaisung des Erzstuhles Freiburg von 1868 bis 1882 führte 1874 sogar zur Sperrung der zuständigen Dotation. Schon in der 23. Sitzung vom genannten Jahr erhob

Marbe dagegen entschiedenen Einspruch. Als er in der 49. Sitzung von 1890 Rückersatz forderte, belief sich die Summe auf 243 682 Mark. Sie wurde schließlich zur Dotierung der Dompfarrei in Freiburg verwendet, die bis dahin vom jüngsten Domherrn im Nebenamt versehen wurde. Ein anderer Teil wurde der Domfabrik in Freiburg zugewiesen. Da dem Bistumsverweser Lothar von Kübel infolge wiederholter Verurteilung wegen Übertretung der Kulturkampfgesetze in mehreren Fällen die Möbel gepfändet und versteigert wurden, erstand sie Ludwig Marbe und ließ eine notarielle Urkunde ausstellen, daß die versteigerten Gegenstände dem Erzbistumsverweser zum Gebrauch überlassen seien. Als man das katholische Volk von dem Oberhirten zu trennen versuchte, führte der katholische Volksmann jene Demonstration der Freiburger Katholiken vom September 1874 und legte in ihrem Namen vor dem Bischof das Gelöbnis ab, daß „die Freiburger Katholiken unter allen Umständen treu bleiben ihrem heiligen, katholischen Glauben, festhalten an dem sichtbaren Oberhaupt ihrer heiligen Kirche und anhängen dem einzig rechtmäßigen Bischof". Diese Tat unter Marbes Führung war mehr wie eine Aktion „von bezahlten Bauern und Dompfäfflein" (Freiburger Zeitung 1874, Nr. 221); es war vielmehr die spontane Abwehr des gekränkten religiösen Volksempfindens unter einem energischen und furchtlosen Führer.

Dem Sperrgesetz, das nach und nach zur Verwaisung der Pastoration führte, die Neupriester des Jahres 1874 in die Gefängnisse brachte und die Konvikte schloß, setzte Marbe den schärfsten parlamentarischen Widerspruch entgegen. Die in § 16a ff. geschaffenen Strafbestimmungen charakterisierte er in der 21. Sitzung das Jahres 1874 „als den Weg der Reaktion", den die Nationalliberalen doch wieder zurückgehen müßten. Bei zahlreichen Prozessen, die damals die Neupriester vor die Schranken der Gerichte führte, trat Marbe als freiwilliger Verteidiger auf. Sein ausgeprägter Sinn für das natürliche Recht und für die hohe Mission der Kirche im Volk waren ihm Leitstern. In dem Altkatholikengesetz sah Marbe „eine schwere Schädigung der Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche, der Gewissensfreiheit der Katholiken und der Rechte ihrer Korporationen" (41. öffentliche Sitzung 1874).

Eine besondere Aufmerksamkeit wandte Marbe jederzeit der Schulfrage in ihren mannigfachen Teilen zu. Die Erhaltung der Universität Freiburg und ihres korporativen Vermögens lag ihm stets am Herzen; wiederholt wies er auf den katholischen Stiftungscharakter derselben hin. Aus dieser Tatsache, wie aus dem Bedürfnis des katholischen Studenten, leitete er die Errichtung einer Professur für christliche Philosophie ab, so in seiner Rede vom 2. Mai 1890. Der entsprechende Lehrstuhl für Geschichte und der andere für christliche Philosophie wurde an der Hochschule zu Freiburg in der Tat auch errichtet, und zwar der erstere 1898 und der andere 1887 in der theologischen und 1901 in der philosophischen Fakultät.

Marbe war ein warmer Anhänger des humanistischen Bildungsideals. Die Beeinträchtigung der bevorzugten Stellung desselben war in seinen Augen kein Fortschritt in der geistigen Entwicklung des deutschen Volkes.

Als das Jahr 1876 auf Drängen der Nationalliberalen die zwangsweise Einführung der gemischten Schule brachte, stand Marbe mit seiner Fraktion aus grundsätzlichen und geschichtlichen Erwägungen in scharfer Abwehrstellung. In der allgemeinen Aussprache über die Vorlage vertraten die Abgg. Förderer und Hennig im Namen der Fraktion diese Haltung. Marbe nahm erst in der Spezialdebatte zweimal das Wort, und zwar am 6. Mai 1876. Er suchte, freilich vergebens, vor allem die Schulen der Ordensfrauen zu Freiburg und Rastatt zu retten, wenn auch nur als „Privatanstalten". Die von den Nationalliberalen ausgegebene Parole lautete aber: „Die Anstalten müssen weg!" Der auch von Marbe unterzeichnete Antrag, wonach „den Kirchen und kirchlichen Vereinen die Errichtung und Leitung von Privatlehr- und Erziehungsanstalten unter staatlicher Aufsicht gewährleistet werden sollte", wurde „verworfen", wie das Landtagsprotokoll vermerkt. Wenn das Mischschulgesetz in der Folge noch einigermaßen ertragen werden konnte, so sah Marbe den Grund dafür in der etwas rücksichtsvolleren Durchführung desselben. Über den Lehrerstand sprach sich Marbe in der 47. Sitzung des Jahres 1890 also aus: „Der Lehrer nimmt eine hohe und bedeutende Stellung in der Gemeinde ein; er soll sich mit voller Freudigkeit seinem Berufe hingeben können, und so auch die entsprechenden Bezüge

bekommen . . . Er hat die Kinder zu Gott zu führen, zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft heranbilden zu helfen, er hat sie zu unterrichten, zu erziehen in Verbindung mit anderen Organen, die vorhanden sind, und ihm gewiß freudig zur Seite stehen. Dafür soll er sein ausreichendes Auskommen haben."

In zahllosen Versammlungen wie im Parlament hat Marbe die christliche Staatsauffassung vertreten. Der davon abweichende Liberalismus forderte ihn dazu heraus. Als in der Sitzung vom 19. Mai 1890 der nationalliberale Abg. Kiefer seinem Kollegen Marbe „grobe Unwissenheit über die Lehre der Kirche" vorwarf, antwortete dieser dem Angreifer: „er halte sich an einen besseren Lehrer, an seinen alten Katechismus". In der Tat lagen die tiefsten Quellen der christlichen Staatsauffassung in dem Mutterboden seiner christlichen Erziehung, und in seinem „alten Katechismus". Hier sind auch die Quellen seiner hervorstechenden christlich sozialen Gesinnung zu suchen.

Dem Sohn eines Mittelständlers lag es gewissermaßen im Blut, für die Erhaltung und das Gedeihen dieser wirtschaftlichen Volksschicht auch im Parlament mit warmer Liebe einzutreten. In seiner Landtagsrede vom 14. Juni 1890 klagt er über die großen Gefahren für den Mittelstand aus dem Großkapital, von diesem „erdrückt und dem Untergang" preisgegeben zu werden. „Er bekannte die feste Überzeugung, daß es in der Tat des Parlaments und der Regierung Aufgabe sei, für die Organisation der Gewerbe und Handwerker in jeder möglichen Weise einzutreten und diesen, so viel man vermag, Vorschub zu leisten." Eine Verbindung der Gewerbekammern mit den Handelskammern lehnte Marbe unter allen Umständen ab; denn dann würde „von vornherein das Großkapital einen solchen Druck auf die Kleineren ausüben, daß diese nicht existieren könnten". Schon die Interpellation über die Einführung gewerblicher Innungen 1877 ließ den Sohn einer gewerbetreibenden Familie und den treuen Freund des Handwerks erkennen. Neben dem Mittelstand war es besonders der Arbeiterstand, dem Marbe seine Sorge zuwandte. Er gehörte im Reichstag zu den Mitgliedern der Zentrumsfraktion, die vor allem die soziale Gesetzgebung vorwärts zu treiben suchten. Sein großes Ziel sah er hier in der vollwertigen Eingliederung des neuen Standes in das wirtschaftliche und politische und kulturelle Leben

unseres Volkes, und damit in dem sozialen Frieden unter den Ständen.

Neben diesen parlamentarischen Arbeiten gingen im Leben des Abgeordneten auch die der stillen Charitas einher. Die jahrelange Sorge für die vom Lindenberg vertriebenen Tertiarierinnen ist dafür ein typisches Beispiel. Unendlich war seine Arbeit und unerschöpflich seine Opferwilligkeit für das Vereinswesen auf allen Gebieten seiner Betätigung, auf dem religiös-charitativen, politischen und wirtschaftlichen Gebiet. Da er ehelos geblieben war, konnte er seine volle Kraft dem Wohle seiner Mitmenschen widmen. In Freiburg gab es im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts fast kein katholisches Unternehmen, an dessen Ausführung der Unermüdliche nicht seinen Anteil hatte. Dutzende von Vereinen zählten ihn zu ihrem Mitglied oder wenigstens Ehrenmitglied, „Gönner und Freund". Heute erinnert die Mitglieder vom katholischen Bürgerverein in Freiburg das Bild des edlen Volksmannes in ihrem Tagungssaal an ihren ehemaligen Führer und Präsidenten.

Seine Erholung suchte der Vielgeplagte in Gottes freier Natur und im Umgang mit dem einfachen schlichten Volk und an seinen religiösen Kultstätten. „Wenn man in einer Sommerfrische sich an Leib und Seele erholen will", so schrieb er selbst 1885, „muß man Gottesplätzchen aufsuchen und daran festhalten. — Es muß der religiöse Hauch über den Orten wohnen, wo wir arme Menschen Erholung und Stärkung suchen. Dann schließen sich die ungetrübten Freuden, die traulichen Stunden, wie von selbst uns auf." (Siehe Dor, Edle Männer, S. 241 ff.)

Der großgewachsene, starke Mann mit dem kurzgeschnittenen Vollbart und dem Demokratenhut auf dem Kopf war eine charakteristische Erscheinung in der Heimatstadt wie im Parlament und in der Volksversammlung. Von ihm galt, was Plutarch von Perikles schreibt (Vita Periclis, cap. 15): „Der Grund für seinen Einfluß lag nicht lediglich in seiner Redegewalt, sondern in der Unbescholtenheit seiner Lebensführung und in dem allgemeinen Vertrauen zu dem Mann, dessen Selbstlosigkeit vor aller Augen lag, der erhaben war über allem materiellen Gewinnstreben." Die Quelle dieser edlen Selbstlosigkeit und der hervorragenden Opferbereitschaft im Dienste seiner Ideale, der unermüdlichen Aus-

dauer bis zuletzt, ist in der echten und tiefen Religiösität des eigenartigen Mannes zu suchen. Dort liegt auch seine Furchtlosigkeit und sein Gottvertrauen begründet. Wenige Monate vor seinem Tode bekannte er in einer Versammlung zu Freiburg: „Seit meinem öffentlichen Auftreten im Anfang der siebenziger Jahre habe ich eine unabhängige Gesinnung nach allen Seiten hin bekundet. Mit Gottesfurcht im Herzen habe ich mich vor keinem Menschen gefürchtet. Mit offenen Augen habe ich ins Leben des Volkes, am liebsten des kleinen Volkes hineingeschaut, seine Bedürfnisse und Nöte, seine guten und schlimmen Seiten kennen gelernt." Jederzeit stand er diesem armen Volke treu zur Seite, für seine Rechte, die politischen, sozialen und religiösen, hat er gelitten und gestritten. Selbstlos hat er die politische Ära betreten, selbstlos sie durchmessen, still hat er sie verlassen, um auf den Lebensfeierabend sich im christlichen Geiste vorzubereiten.

Den Seinen hinterließ er als Erbe das leuchtende Beispiel tiefer Gläubigkeit, echter Gottesfurcht, unverdrossener Arbeit und uneigennütziger Selbstlosigkeit, und damit das Vorbild eines echten Volksmannes und christlichen Politikers.

J. Schofer.

Georg Karl Lauck

gehört im Lande Baden zu den Charakterköpfen im politischen Leben des ausgehenden 19. und anhebenden 20. Jahrhunderts. Geboren den 13. Dezember 1840 zu Karlsruhe als Sohn des Sergeanten und Brigadefuriers Franz Bernhard Lauck im Großh. Badischen Leibinfanterieregiment und der Luise, geborenen Krayl, genoß der mit Talenten ausgezeichnete Knabe im elterlichen Hause eine für das Leben maßgebende wirklich katholische Erziehung, entsprechend der Überlieferung, die der Vater aus dem schlichten Heimatdorf Erlach im Amte Oberkirch mit in die Familie gebracht hatte. Das Gymnasium zu Karlsruhe gab die humanistische Bildung; auf der Hochschule zu Freiburg wählte der Abiturient zuerst die Theologie, der er aber nur zwei Semester treu blieb, um dann in sechs Semestern die Rechtswissenschaft zu absolvieren. 1866 machte er das erste und 1869 das zweite Staatsexamen. Dazwischen schloß er den ehelichen Lebensbund mit Clementine Weiß, der

Tochter des Konditors Weiß in Baden-Baden. Im April 1874 erfolgte die Ernennung zum Amtsrichter in Wiesloch; das Jahr 1877 führte Lauck in gleichen Eigenschaft nach Lörrach. Das Jahr 1889 brachte die Beförderung zum Landgerichtsrat in Freiburg. Von der Dreisamstadt führte 1900 der letzte Aufstieg auf den Posten eines Landgerichtsdirektors in Waldshut. Die gewünschte Rückkehr nach Freiburg blieb ihm versagt. Diese richterliche Laufbahn hat nur insofern etwas Bemerkenswertes, als sie in eine Zeit fiel, in der die Zugehörigkeit zum Zentrum und das offene Eintreten für seine Ideale keine Empfehlung an maßgebender Stelle abzugeben vermochte. Der Richter Lauck vereinigte mit seinem guten juristischen Rüstzeug noch die wertvolle Gabe einer natürlichen Volkspsychologie. Er war ein Volksmann, der das schlichte Volk seiner Heimat verstand. Daher ist das Vertrauen zu erklären, dessen der Richter Lauck sich stets erfreute.

In Freiburg war Lauck in den neunziger Jahren stellvertretender Obmann des Stadtverordnetenvorstandes. Schon lange vorher hatte ihn seine Partei mit einem Landtagsmandat betraut. Es war im Jahre 1879. Damals entsandte die Katholische Volkspartei des 33. badischen Landtagswahlkreises Rastatt-Gernsbach den Amtsrichter Lauck in die Zweite Badische Kammer. Bei dem in jenen Tagen noch bestehenden indirektem Wahlverfahren fielen auf ihn 91 Stimmen, während der nationalliberale Gegenkandidat Klumpp 36 erhielt. Bei der Wahl 1883 war das Stimmenverhältnis 61 zu 74, so daß Lauck vorerst wieder aus dem badischen Parlament ausschied. Im Jahre 1885 kehrte er indes wieder, und zwar als Nachfolger von Betzinger im 29. Wahlkreis Achern-Bühl. Als 1904 die Verfassungsreform das direkte Wahlrecht und eine neue Wahlkreiseinteilung brachte, wurde Lauck im Oktober 1905 im 34. Wahlkreis Bühl-Baden zum letztenmal ins Rondell nach Karlsruhe entsandt. Von den 4186 abgegebenen Stimmen erhielt er 3465 oder 83,3 Prozent. Ihm standen zwei Gegenkandidaten gegenüber, der nationalliberale Oberamtsrichter A. Kaiser aus Karlsruhe, auf den 536 oder 12,9 Prozent der Stimmen fielen, und der sozialdemokratische Apotheker Lutz aus Baden-Baden, der 151 Stimmen oder 3,6 Prozent zählte.

Im Jahre 1890 eroberte Lauck in der Stichwahl den 4. badischen Reichstagswahlkreis Lörrach-Müllheim von den National-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

liberalen. Der Grund des Sieges lag in den damaligen politischen Verhältnissen, aber auch in der Volkstümlichkeit des Zentrumskandidaten. Bei den folgenden Reichstagswahlen fiel der Wahlkreis wieder an die Nationalliberalen zurück.

Im Jahre 1888 fand die Reorganisation der Zentrumspartei in Baden durch den neuen Führer Theodor Wacker statt. Lauck tat alsbald mit. Als zweitstärkste Fraktion im Landtag stellte das Zentrum den ersten Vizepräsidenten (1895). Es entsandte auf den Posten den Abg. Lauck. Seine versöhnliche, friedliche Art, seine reichen Kenntnisse und die persönliche Gewandtheit ließen ihn bei den damaligen Kämpfen für die gestellte Aufgabe als besonders geeignet erscheinen. So kam es, daß ihm das genannte Amt immer wieder bis zu seinem Tode am 1. Februar 1906 anvertraut blieb. Von 1885 bis 1905 gehörte der Abg. Lauck der Budgetkommission an. Der Bericht über die Heil- und Pflegeanstalten war ihm hier anvertraut. Im Jahre 1878 war er Berichterstatter über die Änderung des Polizeigesetzes von 1879 und über das Gesetz, Hofgüterrecht betr. 1897 erstattete er Bericht über die Verkehrs- und Erbschaftssteuer. Das Jahr 1899 legte den Bericht über die Erhaltung der Schönheit der Landschaft bei den Laufenburger Stromschnellen, dann den über die Dotation der Kreisverbände zu sozialen Zwecken und den anderen über die Staatshilfe an die Gemeinden zur Gewinnung von Ärzten in seine Hände.

Hinter diesen trockenen Aufzählungen steckt eine reiche und verantwortungsvolle parlamentarische und politische Arbeit im Dienst des Vaterlandes. Arbeitsfreudigkeit und Gewissenhaftigkeit in Verbindung mit reichen Kenntnissen haben dem Abg. Lauck einen hervorragenden Platz in den Ausschüssen angewiesen. Seine volkstümliche Redegewandtheit und sein goldener Humor sicherten ihm in der Arena der politischen Kämpfe seine Bedeutung; die Kenntnis der Volksseele und die Liebe zur Heimat machten ihn zu dem vom Vertrauen des Volkes getragenen Volksvertreter. Der Landtagspräsident Wilkens konnte deshalb auch 1906 in der 18. Sitzung dem heimgegangenen Abg. Lauck folgenden Nachruf widmen:

„Überall, wo er dienstlich tätig war, schätzte ihn die Bevölkerung als einen tüchtigen, gewissenhaften und humanen Richter,

welcher seines Amtes mit größter Sachkenntnis und Unparteilichkeit waltete und jedermann mit Wohlwollen begegnete. Persönliche Gegner hat Lauck niemals gehabt. Vielmehr war er uns allen wegen der Vorzüge seines Geistes und Charakters, wegen seines freundlichen Wesens und seines köstlichen Humors lieb und wert."

Die kerzengerade, hochgewachsene Gestalt des ehemaligen Soldatenkindes, der Patriarch im wallenden Bart und die treuherzigen, manchmal liebschelmischen Augen fesselten und zogen an, und sicherten so von vorneherein den Einfluß auf andere.

J. Schofer.

Philipp Gerber

entstammte einer Soldatenfamilie. Geboren zu Konstanz am 15. April 1831 als Sohn eines badischen Offiziers, verlebte er seine späteren Jugendjahre in Karlsruhe, wo sein Vater als Generalmajor Kommandant der Bürgerwehr war und in den Revolutionsjahren 1848/49 treu zu seinem Landesfürsten stand. Nach dem Besuch des Gymnasiums wandte sich der junge Gerber an der Universität in Freiburg dem Studium der katholischen Theologie zu und wurde im August 1855 unter Erzbischof Hermann v. Vicari mitten in den anhebenden kirchenpolitischen Kämpfen der fünfziger Jahre zum Priester geweiht. Bis zum Jahre 1866, wo er Pfarrer in Oberwinden wurde, war er als Vikar an verschiedenen Orten, mehrere Jahre auch als Lehrer an der Höheren Bürgerschule in Waldshut tätig. 1873 kam er auf seinen eigenen Wunsch als Pfarrverweser in die Wiehre nach Freiburg. Von 1874 bis 1884 amtete er in Schwarzach, dann bis zu seinem Tode in Friesenheim bei Lahr als Pfarrer. Er starb am 5. August 1902 im Erlenbad bei Achern, wohin er sich zur Erholung begeben hatte.

Was Pfarrer Gerber seinerzeit zu einem der in Baden bekanntesten und geachtetsten Geistlichen machte, war seine charaktervolle und von tiefer Überzeugung getragene aktive Teilnahme am öffentlichen Leben. Mit wieviel Liebe und Treue er sich auch den Obliegenheiten seines seelsorgerlichen Amtes widmete, so führte ihn doch der auf eine kampfesfrohe Natur gegründete Drang, für das als recht Erkannte zu kämpfen, ins politische Leben, wo damals um

die Geltung der von ihm hochgehaltenen Ideale gestritten wurde. Seine stärksten Jugendeindrücke entstammten der Zeit, in der Erzbischof Hermann von Vicari um die Befreiung der katholischen Kirche aus den Fesseln des Staatskirchentums rang. Im Verlauf der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam, angeregt durch die Kämpfe und das Konkordat und die kirchenpolitische Gesetzgebung, eine immer stärker werdende Bewegung unter die badischen Katholiken. Blätter wie der „Badische Beobachter" und der „Freiburger Bote" wurden im Dienste dieser Bewegung gegründet. Seit dem Jahre 1868 wirkte im Badischen Landtag auch die noch kleine aber rührige Fraktion der Katholischen Volkspartei (später Zentrumspartei). Es entsprach den Neigungen Gerbers, wenn wir ihn im Jahre 1873, wo er in der Wiehre als Pfarrverweser lebte, zugleich als Redakteur des „Freiburger Boten" treffen. Auch als Pfarrer von Schwarzach schrieb er noch die Wochenrundschau in das Blatt. Sein frisches Draufgängertum, das dem Sohn eines Offiziers alle Ehre machte, aber öfters die kluge Vorsicht hintansetzte, erklärt es, daß er in der kritischen Zeit des Ministeriums Jolly einmal wegen Pressevergehens fünf Monate im Bruchsaler Gefängnis verbringen mußte. Vom 1. September 1880 bis dahin 1884 leitete er den „Badischen Beobachter" als Chefredakteur neben seinen Pfarrgeschäften in Schwarzach. Sein Rücktritt von der Redaktion soll mitveranlaßt gewesen sein durch die Stellungnahme des Erzbischofs Orbin, der in seiner friedfertigen Gesinnung Vertrauen zur badischen Regierung hatte und daher dem Kampf abhold war. Doch erklärte Gerber selber im „Badischen Beobachter", er scheide nicht „mißvergnügt oder gedrängt", sondern freiwillig von seinem Posten, und er „kehre gerne zurück" zu der ihm so lieben seelsorgerlichen Tätigkeit. Bezeichnend für seinen Charakter ist das weitere Wort in seiner Abschiedserklärung: „Irrtum mag wohl sich zuweilen eingeschlichen haben, aber niemals eine Lüge, niemals wurde ein erkanntes Unrecht hier verteidigt". Im selben Jahr gründete Gerber zusammen mit Direktor Vogel von der A.-G. Badenia den „Katholischen Volksboten", ein bald in 15 000 Exemplaren verbreitetes Wochenblatt, in das er bis zu seinem Tode jeweils die volkstümliche politische Wochenrundschau schrieb. 1887 wurde er als Vertreter des Bezirks Tauberbischofsheim in den Badischen Landtag gewählt, dem

er angehörte, bis ihn 1895 Gesundheitsrücksichten zum Rücktritt zwangen. In dem Parteistreit zwischen den Abgeordneten Lender und Wacker um die Taktik der badischen Zentrumspartei gegenüber der Regierung stand Gerber entsprechend seiner ganzen Veranlagung auf Seite der „schärferen Richtung" Wacker. Dem entsprach auch sein Auftreten im Badischen Landtag. Zweimal kandidierte Gerber auch für den Reichstag: 1884 im Wahlkreis Karlsruhe-Bruchsal, 1887 für Kenzingen-Ettenheim-Lahr-Wolfach. Doch fiel ihm nie ein Mandat zu. Nach der Reichstagsauflösung im Jahre 1893, anläßlich des Quinquennats, wurde er im 8. Reichstagswahlkreis ohne Wissen und gegen den Willen der Zentrumsleitung, aber auch ohne selber gefragt zu sein — allerdings auch ohne zu protestieren —, als Zählkandidat gegen den langjährigen Zentrumsabgeordneten Lender aufgestellt, erhielt jedoch begreiflicherweise keine nennenswerte Stimmenzahl. Am erfolgreichsten arbeitete Gerber auf sozialem Gebiet. Er war zusammen mit dem Seelbacher Hofbauer, Josef Pfaff, der Gründer des Badischen Bauernvereins. Sein idealer Sinn, und der Haß gegen jedes offenbare Unrecht, verbunden mit der Impulsivität, die überhaupt sein Wirken kennzeichnet, veranlaßten ihn dazu, Bauernorganisator zu werden. Die Ungerechtigkeit, mit welcher der Tabakhandel die Tabakbauern behandelte, hatte es ihm angetan, so daß er sich mit Wort und Feder für die Organisation der Bauern einsetzte. Am 12. Juni 1885 war die Gründungsversammlung des Bauernvereins. Gerber übernahm das Amt des Schriftführers, hielt weitherum Werbeversammlungen, leitete das 1887 erscheinende Bauernvereinsblatt zehn Jahre hindurch bis 1897 und war besonders dann bei der Hand, wenn der Bauernverein von Neidern und Konkurrenten nach seiner Überzeugung ungerecht angegriffen wurde. Als Gerber 1902 starb, zählte der Bauernverein etwa 50 000 Mitglieder; heute hat er in über 1000 Ortsverbänden gegen 90 000 Mitglieder und erinnert sich dankbar seines tatkräftigen Mitbegründers. Ein tiefgläubiger christlicher Sinn, Verständnis für die soziale Not seiner Mitmenschen, der Wunsch zu helfen, soweit es seine Kräfte erlaubten, verbunden mit der Freude an einem frischen Kampf, das machte Philipp Gerber zu dem, was er in dem ihm zugeteilten oder von ihm selbst gewählten Wirkungskreis war. — („Bad. Beobachter", Jahrgang 1884,

30. August; 1902, 8. August; „Bauernvereinsblatt", Jahrgang 1902, August; 25 Jahre Bauernverein, Jubiläumsschrift von Direktor Dr. Aengenheister, Verlag Preßverein Freiburg; „Edle Männer unserer Heimat" von Franz Dor. Badenia, Karlsruhe, Seite 273 f.)

J. Theodor Meyer.

Leopold Fischer.

Zu den führenden Persönlichkeiten während der kirchenpolitischen Kämpfe in Baden, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgespielt haben, zählte in Heidelberg neben Roßhirt, Zell, Jakob Lindau u. a. auch der praktische Arzt Dr. Leopold Fischer.

Leopold Fischer wurde am 24. Mai 1831 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater war Oberforstmeister Ernst Anton Fischer; die Familie stammte aus Gissigheim bei Tauberbischofsheim. Nach Absolvierung des Lyzeums seiner Vaterstadt kam Leopold Fischer 1849 nach Heidelberg, um sich dem Studium der Medizin zu widmen, später setzte er seine Studien an den Hochschulen zu Freiburg und Würzburg fort. Bereits im neunten Semester bestand er das Staatsexamen und promovierte im Juli 1854. Zur weiteren praktischen Ausbildung in seinem künftigen Berufe hörte er noch Vorlesungen an den Universitäten zu Prag und Wien. Im Frühjahr 1856 ließ er sich als Arzt in Neudenau an der Jagst nieder, wo er sich bald einer ausgedehnten Praxis erfreute, und vermählte sich hier am 17. Juli 1855 mit einer Tochter des Gutsbesitzers Merkle. Elf Kinder entsproßen diesem glücklichen, nahezu vierzigjährigen Ehebunde. 1860 siedelte er nach Heidelberg über, wo er die Verpflichtung zu Vorlesungen über Psychiatrie übernahm und Assistenzarzt beim Oberamt wurde.

Da begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt. Zu Anfang der sechziger Jahre wurden von den Katholiken in größeren Städten zur politischen Schulung die sogenannten „wandernden Kasinos" gegründet. In Heidelberg kamen die führenden Männer regelmäßig im „Pariser Hof" zusammen. Damals stand die Schulfrage im Vordergrund der politischen Kämpfe. Die Kasinos gaben sich durch Programme und Satzungen eine feste Form. In Heidelberg wurde Jakob Lindau erster und Dr. Leopold

Fischer zweiter Vorstand. Auch bei der Gründung des „Pfälzer Boten" war Fischer 1865 mitbeteiligt. Im Schoße der Regierung hatte man diese politische Mitarbeit mit steigendem Mißfallen verfolgt. Der politisierende Arzt wurde zur Verantwortung gezogen. Mit Würde und Charakterstärke verteidigte er seine kirchenpolitische Tätigkeit. Seine Dienstpflicht litt nie unter seiner Betätigung im öffentlichen Leben.

Während des Krieges von 1866 beteiligte er sich an dem Samariterdienst für Verwundete. Wochenlang wirkte er in Walldürn, um der Choleraepidemie Einhalt zu gebieten. Ebenso war er 1870/71 in dem Lazarett des Katholischen Kasinos zu Heidelberg tätig.

Bitter empfand der Unermüdliche im Jahre 1868 die schmerzliche Mitteilung, daß seine Dienstprobezeit um ein Jahr verlängert sei. Er beschritt den Weg zur Beschwerde, denn seine Dienstleistungen waren allgemein anerkannt worden. Zu dieser Kränkung kam eine Verdächtigung in offener Kammer durch Staatsminister Jolly, der eine falsche Darstellung über das Verhalten Fischers abgegeben hatte. Der zu Unrecht Verdächtigte wandte sich an den damaligen Kammerpräsidenten, fand aber kein Gehör, seine der Petitionkommission eingereichte Beschwerde kam nicht zur Beratung. Auch seine Bitte, man möge ihn vor einen Gerichtshof stellen, um die Wahrheit über sein Verhalten zu ermitteln, blieb unberücksichtigt. Ein eisiges Schweigen zeigte jedem, daß der Minister an dem gewissenhaften Manne ein Unrecht begangen habe.

Fischer trat nun aus dem Staatsdienste aus. Noch mehr als bisher konnte er sich der Politik widmen. Mehrere Male mußte er die schwere und undankbare Aufgabe auf sich nehmen, als Kandidat der Zentrumspartei im Bezirk Heidelberg-Eberbach-Mosbach aufzutreten. Da die Katholiken in diesem Bezirk nur eine Minderheit bildeten, war die Kandidatur von vornherein aussichtslos.

Als Mitbegründer des Katholischen Studentenvereins Palatia hielt Leopold Fischer zahlreiche Vorträge und Ansprachen in diesem Kreise. Im Jahre 1864 wählten die Katholiken Heidelbergs ihn zum Mitglied des katholischen Stiftungsrates. Dieses Amt brachte dem Erkorenen eine Fülle von Bitternissen; wir erinnern nur daran, wie seinerzeit die Heiliggeistkirche am 1. September 1874 den Altkatholiken zur Mitbenutzung übergeben und die St. Annakirche

ebenfalls den Altkatholiken eingeräumt wurde, und wie die Katholiken der Weststadt eine Notkirche bauen mußten. Eine Großtat auf kirchlichem Gebiete leistete Fischer durch sein jahrelanges Kämpfen und Werben für die so dringend notwendige neue Kirche in der Weststadt; er erlebte noch die Freude, daß das neue Gotteshaus, die Bonifatiuskirche, im September 1902 seine Tore öffnen konnte.

1901 wurde ihm der Titel Medizinalrat verliehen, Papst Leo XIII. zeichnete ihn mit dem Ritterkreuz des Gregoriusordens aus.

In den Nachmittagsstunden des 30. Juli 1903 entschlief Fischer sanft. Weiteste Kreise trauerten um den Heimgegangenen, dessen lautere Gesinnung und Selbstlosigkeit von Freunden und Gegnern anerkannt wurde. (Chron. v. Heidelberg 1903, S. 159. — Bad. Beob. 1903, 170—178.) F. Dor.

Albert Gönner

wurde als Sohn des Fürstlich Fürstenbergischen Oberförsters Karl Gönner am 29. März 1838 zu Neufra (Oberamt Riedlingen, Württemberg) geboren. Nach Absolvierung des Lyzeums zu Freiburg i. Br. widmete er sich 1856—1859 an den Hochschulen zu Freiburg, Heidelberg und München dem Studium der Rechte und bestand die badische juristische Staatsprüfung 1859, um dann als junger juristischer Beamter die einzelnen Sparten des staatlichen Dienstes, der zu jener Zeit für Verwaltung und Justiz noch ungetrennt war, in Offenburg, Haslach, Kenzingen und an andern Orten des badischen Landes kennen zu lernen. Im Jahre 1866 erfolgte seine erste etatmäßige Anstellung als zweiter Beamter unter dem Titel „Amtmann" in Überlingen. Schon im Jahre 1868 wurde Gönner nach Heidelberg auf die Stellung eines Polizeiamtmanns, die mit der des akademischen Disziplinarbeamten an der Universität verbunden war, berufen, dann kam er 1871 als Amtsvorstand nach Neustadt i. Schw. Hier konnte nun Gönner in vierjähriger Tätigkeit die Schwierigkeiten des Verwaltungsdienstes in einem Amte kennen lernen, das in der Hauptsache landwirtschaft-

liche Fragen, daneben aber auch industrielle Einzelfälle aus den Gemeinden Neustadt und Lenzkirch zu entscheiden hatte.

Schlecht waren die Erfolge seiner ersten selbständigen Wirksamkeit gewiß nicht. Denn sonst hätte sich die nicht übel beratene Stadt Baden sicher nicht als erste unter den badischen Städten der neuen „Städteordnung" ihr Oberhaupt in Gönner geholt. Die Selbstverwaltung unter besonders tüchtigen, akademisch gebildeten Beamten war hier in den Sattel gesetzt worden. Gönner wurde 1873 der Nachfolger eines hochgeachteten Badener Bürgers, des Kaufmannes Gauß. „Mit klarem Blick hat er", wie sein Nachfolger Fieser an seinem Sarge ausführte, „erkannt, daß die beste Hilfe zu dem Ziele der Selbstverantwortlichkeit der Bürgerschaft die Erziehung des kommunalen Gedankens sei, die Weckung und Förderung der mannigfaltigen in der Bürgerschaft vorhandenen Kräfte und deren Zusammenfassung zu Nutz und Frommen des Ganzen, die Belebung des Gefühls und des Bewußtseins der gemeinderechtlichen Selbständigkeit."

Daß die alte Bäderstadt von Weltruf, die ihre Kundschaft im Westen durch den 1870er Krieg verloren hatte, neue Kreise heranziehe, daß sie neben Erhaltung der internationalen Besucher „das Bad" für Deutschland werde, das mußte geleistet werden. Und Oberbürgermeister Gönner ist es mit Hilfe des Staates, der aus dem Badfonds die drei Musteranstalten Friedrichsbad, Augustabad und Landesbad schuf, und der Organisation der internationalen Rennen unter der Protektion des badischen Hofes gelungen. Die Stadt Baden wurde aus dem Landstädtchen, zu dem sie herabzusinken gedroht hatte, die internationale Sommergroßstadt, mit kurzer Ruhepause in den vier Wintermonaten. Theater und Musik schritten vorwärts. Gönner, der selbst mit einer vorzüglichen Tenorstimme begabt war, förderte, wo er konnte, das musikalische Leben. Die vortrefflichen Konzerte überdauerten auch die Saison, und die Faschingsveranstaltungen in dem einzig schönen Konversationshaus unter persönlicher Obhut des Oberbürgermeisters waren Feste für die ganze Umgebung von Karlsruhe bis Offenburg. Die sieben Städte der damaligen badischen Städteordnung waren eine Macht geworden, die, gehoben durch gemeinsame, sich stets wiederholende Konferenzen, große Werke unternehmen konnten. Es waren für die städtischen Beamten, unter

denen die Mitglieder des Städtischen Orchesters, wirkliche Künstler, einen hervorragenden Platz einnahmen, Gehaltstarife und Pensioneinrichtungen zu schaffen, deren Bestimmungen auch den Lehrern und Lehrerinnen der Volksschule zu statten kamen.

Unter Gönners Dienstführung wuchs das staatliche Gymnasium nicht ohne städtische Opfer zu einer Vollanstalt heran. Die Städtische höhere Mädchenschule wurde auf neue Grundlagen gestellt, ebenso die Gewerbe- und Handelsschule. Daneben kam aus städtischen Mitteln eine Oberrealschule zustande, so daß es den Bürgern ebenso wie den nach Baden gezogenen Fremden möglich war, ihre Kinder im Elternhaus heranzuziehen. Bei Aufbringung und Verteilung der Kosten für alle diese Unternehmungen war es die Persönlichkeit Gönners, die bei seinen Verhandlungen mit den Ministerien in Karlsruhe günstige Verhältnisse für die Stadt zu erzielen wußte. Die Verschönerung der Stadt, die bei der durchaus berechtigten Erhaltung überkommener schöner Anlagen, man denke an die Lichtentaler Allee, nicht stehen blieb, verlieh dem ganzen Oostal mit seinem herrlichen Mittelpunkt eine immer mehr wachsende Anziehungkraft, nicht nur für Kranke und Erholungsbedürftige, sondern auch für die Vergnügungsreisenden und die Wochenendwanderer der umliegenden Städte. Es war also nicht mehr als recht, daß der Stadtrat von Baden gerade an diese Verschönerung bei dem 25jährigen Jubiläum des Oberbürgermeisters im Jahre 1900 die Ehrung seines Oberhauptes anschloß. Als Zeichen der Anerkennung für seine erfolgreiche Tätigkeit wurde dem schönsten der neu geschaffenen Plätze, die hoffentlich für immer bleibende Bezeichnung „Gönneranlage" gegeben. Die Erhaltung und der Ausbau der Kurmittel, mit denen Baden so reich begnadet ist, wußte Gönner als Vorsitzender des Kurkomites im Verein mit dem badischen Minister des Innern zu betreiben. Es kamen, wie schon erwähnt, die vorbildlichen Einrichtungen der drei großen Bäder zustande. Das Konversationshaus wurde vergrößert und mit einer modernen Bühne versehen. Die Einrichtungen für den Aufenthalt der Kurgäste wurden durch den Erwerb eines angrenzenden Palais bereichert. Durch die Mitwirkung bei solchen Fragen wurden Gönners Verdienste und Fähigkeiten auch in weitern Kreisen bekannt und anerkannt durch die Wahl zum Vorsitzenden der Kurorte und Mineralquelleninteressenten Deutschlands, Österreichs und

der Schweiz. Gleich vom Dienstantritt an hatte sich Gönner auch als Beirat des Badischen Frauenvereins betätigt. Neben alledem hat Gönner aber auch die wirtschaftlichen Unternehmungen der Stadt nicht übersehen. Die Gas- und Wasserwerke mußten erneuert, daneben das Elektrizitätswerk erstellt werden. Die städtische Schuld von 2,25 Millionen Mark wurde Mitte der achtziger Jahre aus einer 4½prozentigen in eine 3prozentige umgewandelt. Den Abschluß machte die städtische elektrische Straßenbahn, die gegen mannigfache Vorurteile und entgegenstehende Privatinteressen noch im letzten Jahre der Dienstführung Gönners beschlossen wurde.

Die Stellung des Stadtoberhauptes wurde verstärkt durch die Mitgliedschaft in der zweiten Selbstverwaltungskörperschaft, der Kreisversammlung des Landkreises Baden, deren Vorsitzender Gönner vom Jahre 1878 an war. Hier waren in großzügiger Weise wirtschaftliche Unternehmungen, wie besonders das Straßenwesen, und, im Verein mit dem Kreis Karlsruhe, auch eine bedeutende Pflegeanstalt, zu fördern.

Daß eine Tätigkeit, wie die geschilderte Verwaltungsarbeit Gönners, in ihrem Gipfelpunkt auch zur Beteiligung am Landesparlament führen mußte, bedarf keiner weitern Ausführung. Gönner wurde als Mitglied der Nationalliberalen Partei im Jahre 1883 zum Abgeordneten der Stadt Baden in die Badische Zweite Kammer gewählt und gehörte ihr bis zum Schlusse der Session 1908, also 25 Jahre, an. Alsbald sah man in der Kammer, welche Kraft man in dem ruhigen, sachlichen und gemütvollen Mitglied gewonnen hatte, und man nützte dieselbe, indem man Gönner in die wichtigste Kommission, die Budgetkommission, wählte.

Gönner war auch in der Politik kein Leisetreter, aber er verletzte weder in der öffentlichen Rede, noch in dem Verkehr von Mann zu Mann den Gegner, mit dem er oft in den Mußestunden zusammen saß. Dabei verlor er die trennenden Gesichtspunkte nicht aus den Augen. Er teilte sich im weitern Verlaufe mit Oberbürgermeister Wilkens von Heidelberg in die Leitung der Partei. So war es denn mehr als verständlich, daß beim Ausscheiden August Lameys im Jahre 1893 die Wahl zum Kammerpräsidenten auf Gönner fiel, und wenn er für einen Posten wie geschaffen war, so war es dieser. Er war der wahre Vertreter aller Abgeordneten,

jeden verstehend. Allgemein anerkannt wurde die Unparteilichkeit des Präsidenten, der bei drohenden Konflikten durch ein gemütliches, scherzhaftes Wort die Geister zu beruhigen verstand. Dabei erlahmte er in den längsten Sitzungen nie auf dem Präsidentenstuhl. Die Vizepräsidenten wurden sehr wenig in Anspruch genommen. So hat ihn, der als Altkatholik konfessioneller Gegner war, auch in der Schlußsitzung des Jahres 1902 der Vertreter des Zentrums geschildert. Vom Jahre 1905 an begann die bisher bestandene Majorität der Nationalliberalen Partei schwächer zu werden. Das Zentrum wollte den Präsidenten stellen, weil die Nationalliberalen nicht mehr die relative Mehrheit besaßen. Gönner wurde 1905 noch einmal zum Präsidenten gewählt. Er mußte aber wegen Erkrankung den Sitzungen fern bleiben und nahm, als er genesen war, nur noch den Abgeordnetensitz bis zum Schlusse der Session im Jahre 1908 ein. Seiner dann gegebenen Erklärung, er könne keine Wahl mehr annehmen, konnten seine Parteifreunde einen Widerspruch nicht entgegensetzen. Der Nationalliberale Bezirksverein der Stadt Baden beschloß, ihm eine Dankadresse für sein parlamentarisches Wirken zu überreichen. Bevor es aber dazu kam, entzog ihn der unerbittliche Tod den irdischen Ehrungen.

An Anerkennungen hat es Gönner nicht gefehlt. Wenn wir auch dazu die vielen Orden, die er bei Kuraufenthalten von Fürstlichkeiten erhielt, nicht rechnen dürfen, so sehen wir doch aus der freundlichen Gesinnung des badischen Fürstenhauses, wie sein Rat dort geschätzt wurde und den Tod überdauerte. Großherzogin Luise erschien am Morgen nach seinem Verscheiden bei den Angehörigen, um die Teilnahme der fürstlichen Familie auszudrücken. Die Juristenfakultät der Universität Heidelberg hatte ihm im Jahre 1903 den juristischen Ehrendoktor gegeben, die Stadt Baden bei seinem Ausscheiden aus dem städtischen Dienst (1907) das Ehrenbürgerrecht verliehen.

In der Heidelberger Zeit, 1871, hatte Gönner sich mit Margarete Luitgard Keller, der Tochter eines aus der Schweiz stammenden Großkaufmanns in Heidelberg, verheiratet. Aus der Ehe entsprossen eine Tochter und ein Sohn, Rudolf, der als begabter Landschafter und Vorsitzender des Wirtschaftlichen Verbandes der deutschen Künstlerschaft 1926 zu München starb. Die Gattin, in langer schwerer Krankheit von Gönner mit rührender Fürsorge ge-

hegt und gepflegt, wurde ihm durch frühen Tod 1897 entrissen; er selbst erlag nach kurzer Krankheit am 5. Juli 1909 einem Altersleiden.

Nekrolog von R. Goldschmidt im Biographischen Jahrbuch, Band 14 (1909), S. 267 ff. und private Quellen.

† Alfred Grosch.

Karl Delisle,

geboren zu Konstanz am 12. Februar 1827 als Sohn eines Kaufmanns, besuchte zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt und kam mit 15 Jahren 1842 nach Karlsruhe. Dort trat er in das neu gegründete Polytechnikum zur Ausbildung als Ingenieur ein und beteiligte sich an burschenschaftlichen Bestrebungen, insbesondere der Gründung der später verbotenen und 1857 neu begründeten Burschenschaft Teutonia. Im Jahre 1847 bestand er die Staatsprüfung als Ingenieurkandidat und wanderte im Jahre 1849 nach Nordamerika aus. Dort war er drei Jahre, bis 1852, Kartograph in Washington und von 1852—1854 Eisenbahningenieur in Pennsylvanien. Die Hoffnung seines Vaters, den Sohn durch den Aufenthalt in Amerika den demokratischen Ideen zu entfremden, erwies sich jedoch als irrig. Delisle kehrte als überzeugter Republikaner im Jahre 1854 nach Deutschland zurück und heiratete im Jahre 1855 seine Cousine Berta Rudolf aus Frankfurt. Seine Familie bestimmte ihn, nun in Europa zu bleiben, ein in der Folge sich als verhängnisvoll erweisender Entschluß. Bei seiner hervorragenden Befähigung und der damals beginnenden rapiden Entwicklung des amerikanischen Eisenbahnwesens wäre ihm dort eine große Zukunft beschieden gewesen. Vom Jahre 1855—1859, teils in Ungarn, teils in der Schweiz, baute er insbesondere die Bahn von Chur nach Ragatz. Dann trat er, inzwischen 33 Jahre alt geworden, in den badischen Staatsdienst ein, war zunächst beim Bahnbau praktisch tätig, wurde 1864 in die Generaldirektion versetzt und 1866 Leiter der Karlsruher Eisenbahnhauptwerkstätte. Er erbaute in den folgenden Jahren die „neue" Eisenbahnhauptwerkstätte, einen Shetbau, der damals als ganz modernes Werk galt und bis auf den heutigen Tag mit entsprechenden Erweiterungen im Betrieb ist. Im Jahre 1870 war der Bau eben vollendet, als der Krieg ausbrach, und auf Vorschlag von Delisle

wurde das neue Gebäude sofort von der Militärverwaltung in Benützung genommen. Der innere Ausbau dauerte noch bis zum Jahre 1876, und Delisle, der inzwischen fast 50 Jahre alt und 17 Jahre im Staatsdienst war, hatte als Erbauer und bisheriger Leiter begründete Hoffnung, Vorstand der neuen Hauptwerkstätte zu werden. Um so größer war seine Enttäuschung, als, offenbar infolge von Verdächtigungen an maßgebender Stelle, daß er die ihm unterstellten Arbeiter in demokratischem Sinne beeinflusse, ein anderer vorgezogen wurde. Es war dies eine haltlose und niedrige Verleumdung, denn Delisle, der im übrigen aus seiner demokratischen Gesinnung niemals ein Hehl machte, hatte sich bis dahin niemals politisch öffentlich betätigt, und eine Beeinflussung von Untergebenen lag ihm bei seinem Charakter völlig fern. — In seinem beruflichen Stolz mit Recht gekränkt, bat er um seine Entlassung aus dem Staatsdienst und trat in die Industrie über. Sein Unglück war, daß kurz nach seinem Austritt die schwerste industrielle Krisis ausbrach, die Deutschland bisher gesehen. Er war zunächst in Konstanz, dann bei seinem Freund Gritzner in Durlach, schließlich in Deutz tätig, bis er im Jahre 1883 abermals in den Staatsdienst eintrat, sofort zum Maschineninspektor ernannt und mit der Verwaltung des Hauptmagazins, die einen festen und unbestechlichen Charakter erforderte, betraut wurde.

Als im Jahre 1889 Rechtsanwalt Muser in Offenburg in den Landtag gewählt und kurz darauf die Freisinnige demokratische Partei in Baden gegründet wurde, schloß sich Delisle dem „Freisinnigen Verein" in Karlruhe an und wurde 1893 zum Stadtverordneten gewählt. Am Abend des 1. April 1895 befand er sich, wie häufig, in der dortigen „Bärengesellschaft", die einen völlig unpolitischen Charakter hat. Gleichwohl ließ es sich der Vorsitzende nicht nehmen, an diesem Tage — es war der 80. Geburtstag Bismarcks, und der Reichstag hatte bekanntlich in seiner Mehrheit eine offizielle Beglückwünschung des ehemaligen Reichskanzlers abgelehnt — in einer Rede die Haltung der Reichstagsmehrheit aufs schärfste zu geißeln und diese verletzende Kritik mit einem Hoch auf den Kaiser abzuschließen. Als Mann von Charakter hielt es Delisle unter seiner Würde, in ein unter solchen Umständen ausgebrachtes Hoch einzustimmen. Es fanden sich auch Denunzianten, die diese rein persönliche Angelegenheit an höherer Stelle hinterbrachten.

Delisle, zur Verantwortung aufgefordert, erbat seine Entlassung aus dem Staatsdienst, die ihm auch bewilligt wurde. Als Genugtuung für diese flagrante Kränkung wählte ihn die Stadt Rastatt im Herbst 1895 als Abgeordneten in den Landtag. Dort wirkte er bis 1899 und war wegen seiner großen technischen Erfahrung sehr geschätzt. Insbesondere gab er mit seiner Stimme zugunsten des umstrittenen Staatszuschusses für den Karlsruher Rheinhafen, an dessen Erbauung er tätigsten Anteil nahm, den Ausschlag. In hervorragender Weise machte sich Delisle auch um den Wohnungsbau für die minderbemittelte Bevölkerung verdient. Schon im Jahre 1871, als erstmals eine Wohnungsnot in Karlsruhe auftrat, hat er einen „Verein zur Erbauung billiger Wohnungen" ins Leben gerufen und eine kleine Straße in der Südstadt ausgebaut. Im Jahre 1898 begründete er den Mieter- und Bauverein, eine auf Selbsthilfe beruhende Baugenossenschaft. Seine großen praktischen Erfahrungen kamen ihm dabei zugute, und in uneigennütziger Weise stellte er dieselben und seine Arbeitskraft dem Verein zur Verfügung. — Im Jahre 1900 übersiedelte er nach Durlach und baute sich am Turmberg ein Häuschen. Vorher noch hatte er in Karlsruhe den „Feuerbestattungsverein" begründet, dessen Vorsitz er übernahm und der heute noch in Blüte ist. Ihm ist auch vornehmlich der Bau des Krematoriums auf dem Friedhof zu verdanken. — Noch im Jahre 1905 kandidierte er in der neuen Heimat Durlach für den Landtag und unterlag dem sozialdemokratischen Mitbewerber nur mit einer minimalen Stimmendifferenz. Am 29. Januar 1909 ist er dann sanft entschlafen. — In seinem Familienleben blieb er von schweren Verlusten nicht verschont. Zwei hoffnungsvolle Söhne, ein Schwiegersohn und ein Enkel waren ihm im Tode vorausgegangen. Seine Gattin hat ihn kaum ein Jahr überlebt.

Nach Mitteilungen der Tochter, Frau Alice Trau, und Dienstakten.

Fr. Weill.

August Dreesbach.

Wenn ich diesen Namen niederschreibe, dann steigt mir noch heute, dreiundzwanzig Jahre nach seinem Tode, eine seltsame Wärme ins Herz. Sie gilt wohl dem ersten Erwecker und Führer der Arbeiterschaft unserer größten Industriestadt. Sie regt sich

aber noch mehr im Andenken an den Mann, der den Kraftstrom seines rheinländischen Temperaments auf eine so glückliche Art in das politische Leben Badens einmünden ließ, daß wir Badener, die wir darin empfindlich sind, die fremde Art nur als wirklichen Zuwachs empfanden. Das lag an der Verwandtschaft zwischen der aktiven Jovialität des geborenen Düsseldorfers und der derben Lebensfreudigkeit der pfälzischen Rheinfranken.

Der niederrheinische Tischlergeselle (geboren am 13. August 1844) hatte auf einer langen Wanderschaft mit den damals amtlich vorgeschriebenen Arbeitsaufenthalten durch Baden, Württemberg, Bayern, Tirol und Österreich den Geist der südlichen Lande in sich aufgenommen. Von der Wanderschaft zurückkehrend, schritt der Neunzehnjährige in das große Ereignis seines Lebens. In Düsseldorf sprach an einem Märzabend in einer Riesenversammlung Ferdinand Lassalle. Die Flammengestalt des großen Tribunen riß den jungen Handwerker mit. Noch am gleichen Abend wurde Dreesbach Mitglied des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Er erzählte später oft gerne von jenem Abend und von dem apokalyptischen Geist, der die vorheroischen Tage der sich erhebenden deutschen Arbeiterschaft durchwehte. Der junge kluge Tischler mit der angeborenen Rednergabe konnte nicht lange verborgen bleiben. Die Vereinsleitung schickte ihn nach wenigen Jahren schon als Agitator nach Württemberg und Baden. 1874 ließ er sich dauernd in Mannheim nieder. Er wurde der providentielle Führer der Arbeiterschaft des nach dem gewonnenen Krieg rasch aufsteigenden Industrie- und Handelszentrums. Bei allem Verständnis des hitzigen Pfälzerbluts besaß er die Überlegenheit des Wartenkönnens und einer immer gerade im richtigen, nie übereilten Moment hart zugreifenden Energie. Seine feine Witterung für die großen Zusammenhänge zwischen den Aufgaben einer mächtigen Kommune und einer ebenso mächtigen Arbeiterschaft führte ihn schon 1878 in den Bürgerausschuß. 1884 trat er in den Stadtrat ein. 1890 wurde er als Vertreter des elften badischen Wahlkreises in den Reichstag gewählt, und im Oktober 1891 in die Zweite Kammer des Badischen Landtags.

Sein Erscheinen im Rondellsaal des badischen Parlaments bedeutete etwas Grundstürzendes und Neues. Er war der durch Eigenkraft aus dem Proletariat aufgestiegene Neubürger Badens, der

sich eine neue Gesellschaftsstufe durch den Einfluß seiner Persönlichkeit erobert hatte. Nichts von der eigentümlichen gesellschaftlichen Unsicherheit, die auch heute noch manchen tüchtigen, aus dem Arbeiterstand emporgestiegenen Männern anhaftet, war bei den parlamentarischen Abenden und sonst im persönlichen Verkehr am einstigen Düsseldorfer Tischler zu bemerken. Seine Liebenswürdigkeit war Kultur des Herzens, die aus der Achtung vor der Persönlichkeit jedes andern wirklichen Menschen entsprang, und seine Sicherheit im Auftreten war die Folge jener Herzensgüte, die immer unbefangen und überlegen macht. Wir nannten ihn im engen Kreise den „Dicken". Es ist nicht einzusehen, warum eine solche Charakterisierung vergessen werden soll, wenn die Geschichte den Kaisern des Mittelalters die realistischen Beinamen wie der Kurze, der Dicke oder der Faule verliehen hat. Nur war August Dreesbachs Beleibtheit durch seinen klaren, freudigen Schritt und die geradlinige Modellierung seines massigen Kopfes wie aufgehoben. Es lebte ein grenzenloser Schwung und eine stählerne Biegsamkeit des Geistes in diesem behäbig straffen Körper. Als Landtagsvertreter der oft hochgespannten Erwartungen, die die Stadt Mannheim, vollbewußt ihrer Bedeutung, an den Staat Baden stellte, war Dreesbach vielleicht am stärksten in seinem wahren Element. Der Oberbürgermeister Beck schätzte ihn nicht umsonst als seine rechte Hand. Aber auch unvergessen sind dem, der jene beiden Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende mitgemacht hatte, die Reden, die Dreesbach im „Rondell" als der eine der beiden Partner in dem taktischen Bündnis zwischen Zentrum und Sozialdemokratie gegen den Nationalliberalismus gehalten hat. Wer nur einmal die salbungsvoll gemessene Hochachtung anhören konnte, mit welcher der stets selbstbeherrschte und mit Anerkennungen nie sehr freigiebige andere Partner, der Zentrumsführer und Geistliche Rat Theodor Wacker den Namen des „Herrn Collegen von der Sozialdemokrazie, des Herrn Abgeordneten Dreesbach" aussprach, der war sich über die Bedeutung dieser Waffenbrüderschaft klar. Sie wurde durchgehalten bis zum Sieg über die einstige nationalliberale Landtagsmehrheit.

Die taktische Beweglichkeit Dreesbachs hing mit seiner völlig untheoretischen, aber warmherzigen Natur und seinem nüchternen Wirklichkeitssinn zusammen. Bei theoretischen Streitigkeiten schwieg

er, handelte aber um so nachdrücklicher. Unter Dreesbachs Führung bewilligte die sozialdemokratische Fraktion bei Landtagsschluß 1899 zum erstenmal in Deutschland das Gesamtbudget und stellte sich damit auf den Boden des Staates. In der Reichstagsfraktion stand August Dreesbach auf dem rechten Flügel seiner Partei. Dabei war er dem Aufstieg der Arbeiterschaft nicht im Materiellen allein, sondern auch als einem gestaltenden Kulturfaktor der kommenden Zeiten mit Leib und Seele unverbrüchlich ergeben. Er selbst führte dabei mit einer großen Familie ein sehr bescheidenes Dasein. Unvergeßlich bleibt mir ein Herbsttag um die Jahrhundertwende. Der Freund war endlich aus der engen Wohnung der Altstadt in den dritten Stock eines nüchternen, aber neuen und hellen Vorstadthauses gezogen. Mit rührendem Stolz zeigte er mir „sein Zimmer". Es war das erste Mal im Leben, daß er einen Raum für sich allein besaß. Er war damals fünfundfünfzig Jahre alt geworden. Über dem einfachen Schreibtisch hing ein großer Plan der Stadt Mannheim und an einer Wand das Bildnis Ferdinand Lassalles. Zwischen diesen beiden Tafeln lag sein Lebensweg und sein Lebenswerk.

August Dreesbach ging dem badischen Land zu früh verloren. Er war schon seit der Jahrhundertwende herzleidend, ohne sich dadurch in seinem bewegten Leben als Parlamentarier, Kommunalpolitiker und Geschäftsleiter der Mannheimer „Volksstimme" stören zu lassen. Ein einfallender Abendnebel während eines Spazierganges nach einer Reichstagssitzung in Berlin gebot dem müden Herzen halt. Es war der 25. November 1906. Der rasche Tod war wie ein Geschenk an diesen rastlosen, sympathischen und treuen Menschen und Politiker, dessen staatsmännische Begabung in glücklichen Zeiten nie durch Strebersucht und in schweren Tagen nie durch Verbitterung befleckt wurde.

Anton Fendrich.

Moritz Ellstätter

wurde als Sohn des Möbelhändlers David Ellstätter und seiner Ehefrau Fanny, geborenen Reutlinger, am 11. März 1827 in Karlsruhe geboren. Mit drei älteren Geschwistern und zwei ihm nachfolgenden Brüdern wuchs er auf in den bescheidenen Verhältnissen

seines Elternhauses. Seine Ausbildung begann im Lyzeum in Karlsruhe, dem „Teich", wie seine Insassen, die „Frösche", es damals nannten. Eine Anzahl Mitschüler der beiden obersten Schulklassen vereinigte sich 1843/44 zu dem losen Bunde der „Geniegesellen". Eine von den „Schwelgen", wie die Freunde sich auch nannten, selbst geschriebene und reich illustrierte Chronik berichtet über ihre Erlebnisse, Abenteuer und Streiche. Außer Ellstätter gehörten diesem Kreise u. a. an die beiden Brüder Frey, Wilhelm der Maler und Sänger, und Moritz, der spätere Ministerialdirektor, ferner der in München verstorbene Archäologe Julius Braun, der längst vergessene Maler Friedrich Soder, der Mathematiker und Physiker Adam Eisenlohr und die Dichter Joseph Scheffel und Ludwig Eichrodt, der „Kraftschwelg" Rudolf Kußmaul, ein genialer Mensch und Poet, der nach einem abenteuerlichen Leben als Farmer in Amerika starb, und der „Freischwelg" Karl Blind, der in die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848/49 verwickelt wurde, ins Ausland floh und in London als bekannter Publizist und Germanist wirkte. Manche in dieser Schülerverbindung geschlossene Jugendfreundschaften zogen sich durch das ganze spätere Leben durch, so die zwischen Ellstätter und Moritz Frey.

Weil dem Knaben das Lernen auf dem Lyzeum nicht schwer fiel, ließ man ihn studieren. „Ich sollte", sagt er in seinen im Dezember 1882 niedergeschriebenen biographischen Notizen, „Advokat werden, einem Beruf mich widmen, welcher in den dreißiger und vierziger Jahren den Juden unbedenklich zugänglich und dabei angesehen und einträglich war". An den Hochschulen in Heidelberg und Bonn studierte er die Rechte. Im Januar 1850 bestand Ellstätter die Staatsprüfung und wurde als Rechtspraktikant aufgenommen. Nach dreijährigem praktischem Vorbereitungsdienst, den er größtenteils als Aushilfe im Rechtsreferat beim Finanzministerium ableistete, wurde er im Juli 1854 vom Justizministerium, unter Erlassung der zweiten Prüfung, zum Referendär ernannt. Allein mit der Advokatur sah es bedenklich aus. Dem zeitenweise von liberalen Regungen bewegten Regiment der dreißiger und vierziger Jahre folgte als Reaktion auf die Revolution von 1849 in Baden eine rückläufige Bewegung. Wiederholte Gesuche Ellstätters um „Erteilung des Schriftverfassungsrechts" (Erlaubnis zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft) wurden vom Justiz-

ministerium zurückgewiesen. Die Begründung des Bescheids, wenn eine solche überhaupt gegeben wurde, verhüllte nur notdürftig den Mangel jeglichen guten Willens, dem Gesuch zu entsprechen. Ellstätter beschloß deshalb, sich der Kaufmannschaft zuzuwenden und, wenn möglich, Stellung in einer der damals zahlreich entstehenden Bankunternehmungen zu erhalten. In der Tat gelang es ihm, eine Empfehlung an den als Staatsmann, Schriftsteller und Kaufmann hervorragenden David Hansemann in Berlin zu bekommen, der ihn auch ohne weiteres, zunächst in untergeordneter Stellung, dann als rechtsgelehrten Vertreter — Syndikus — bei der Direktion seiner im Jahr 1851 gegründeten Diskontogesellschaft anstellte. Es war dies im Mai 1856. „Diese Wandlung meines Lebenslaufes", heißt es in den erwähnten selbstbiographischen Notizen weiter, „war für mich nach allen Richtungen entscheidend. Nicht nur, daß mir meine neue Berufstätigkeit wertvolle Einblicke in die große Verkehrsbewegung gestattete, daß der Aufenthalt in Berlin dem Süddeutschen neue Gesichtspunkte eröffnete, Vorurteile zerstreute, ihm die Macht und Bedeutung des preußischen Staates vor Augen treten und überhaupt die Tüchtigkeit norddeutschen Wesens erkennen ließ, — auch in anderer Beziehung war die mehrjährige Berliner Tätigkeit für mich von Bedeutsamkeit. Von der hervorragenden Persönlichkeit David Hansemanns abgesehen, der mich seines freundschaftlichen Wohlwollens würdigte, in seinen Familienkreis zog, und damit die Quelle vieler interessanter, geselliger und persönlich schätzbarer Beziehungen für mich wurde, Beziehungen, die sich in für mich unendlich wertvoller Weise bis heute erhalten haben — abgesehen davon, lernte ich bei meinem Eintritt in die Diskontogesellschaft einen Landsmann, Karl Mathy, kennen, welcher damals ebenfalls in dem genannten Institut als Beamter tätig war. Mathy hatte in jenen Tagen das einzige ihm noch gebliebene Kind, einen hoffnungsvollen Sohn, verloren, und es mag dies mit ein Grund gewesen sein, daß er und seine Frau mit fast elterlicher Freundschaft sich meiner annahmen und ich bald der tägliche Genosse ihrer anmutigen Häuslichkeit wurde. In Mathys Umgang wurde ich bald auch mit vielen politischen und sonst hervorragenden Persönlichkeiten Berlins bekannt, wurde in die politischen Interessen des Tages gezogen und in allen staatspolitischen und wirtschaftlichen Fragen, welche in diesen Kreisen diskutiert wurden, wenn man so

sagen will, praktisch unterwiesen." Im Genuß dieser Vorzüge und über dem interessanten Leben in Berlin, vergaß Ellstätter doch niemals, daß die Rechtsanwaltschaft in Baden sein erwählter Beruf war. In Berlin befand er sich nur mit Urlaub des badischen Justizministeriums. Und als ihm dieses Ministerium im Jahr 1859 endlich die Ausübung der Rechtsanwaltschaft gestattete und ihm dabei Durlach als Wohnsitz anwies, siedelte er freudig aus der Großstadt dorthin über. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß er, nach eigenem wie nach zeitgenössischem Zeugnis, als Rechtsanwalt ohne erhebliche Praxis amtierte. Dies besserte sich auch nicht, als ihm im Jahr 1863 die Erlaubnis erteilt wurde, in Karlsruhe seinen Wohnsitz zu nehmen. Da wurden im Jahr 1864 in Baden Justiz und Verwaltung voneinander getrennt und die Justizbehörden durch eine Gerichtsverfassung neu organisiert. Ellstätter ergriff die ihm jetzt gebotene Möglichkeit des Eintritts in den Staatsdienst. Am 1. Oktober 1864 wurde er Kreisgerichtsassessor, am 1. November 1864 Kreisgerichtsrat in Mannheim.

Inzwischen, am Ende des Jahres 1862, war auch Karl Mathy, der im Jahr 1853 unter Kränkung aus dem badischen Staatsdienst entlassen worden war, als Direktor der Hofdomänenkammer und vorsitzendes Mitglied des Finanzministeriums in die badische Heimat zurückgekehrt. Als der deutsche Krieg von 1866 zugunsten Preußens entschieden war, berief Großherzog Friedrich Mathy, den langjährigen Vorkämpfer der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, zur Leitung der Staatsgeschäfte. Staatsminister Mathy, zugleich Präsident des Finanzministeriums, erwirkte die Ernennung des ihm von Berlin her bekannten Ellstätter zum Ministerialrat im Finanzministerium. Am 1. August trat Ellstätter in das Ministerium ein, in dem er als Rechtsreferent tätig sein sollte. Zunächst sandte Mathy ihn aber nach Berlin, um wegen einer Staatsanleihe zu verhandeln. Dieses Anlehen war unvermeidlich geworden für die leeren Staatskassen und zur Kontribution an Preußen. In einer Denkschrift des Finanzministeriums vom Jahr 1855 wird die Gesamtsumme des Verlustes, den das Großherzogtum durch die Revolution von 1848/49 erlitten hat, auf 756 400 Gulden berechnet. Mit der Summe von 6 Millionen mußte das Großherzogtum dann an dem Ersatz der Preußen und dessen Bundesgenossen erwachsenen Kriegskosten teilnehmen. Dazu kamen die eigenen Kriegskosten des

Landes. Der Abschluß der Anleihe wurde Mathy sowohl wie Ellstätter durch ihre persönlichen Beziehungen zu den norddeutschen Geldmächten, insbesondere zur Diskontogesellschaft, wesentlich erleichtert. Mathy setzte auch bei den Landständen eine beträchtliche Erhöhung fast sämtlicher direkten und indirekten Abgaben durch. Denn schon erwuchsen dem Lande wieder neue Lasten durch die Angleichung der badischen an die preußische Wehrverfassung und Bewaffnung, durch die das Großherzogtum seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund vorbereitete. Noch ehe dieses von ihm heiß ersehnte und nach Kräften geförderte Ziel erreicht war und mitten in der Arbeit an der Verbesserung der Lage der badischen Staatsfinanzen starb Karl Mathy am 3. Februar 1868. Großherzog Friedrich betraute den Präsidenten des Ministeriums des Innern, Dr. Julius Jolly, der gleich Mathy ein überzeugter Anhänger des deutschen Berufs Preußens war, mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Präsident des Finanzministeriums wurde der bisherige Ministerialrat in diesem Ministerium, Moritz Ellstätter. Jolly handelte, indem er Ellstätter zum Präsidenten des Finanzministeriums vorschlug, ganz im Sinne Mathys. Dieser soll sogar sterbend dem Großherzog Ellstätter als seinen Nachfolger empfohlen haben. Nahe liegende Bedenken gegenüber diesem Vorschlag waren zu überwinden. Großherzog Friedrich ließ sie zurücktreten. Bis zu Ellstätters Tode ist er ihm dann ein gütiger Herr geblieben. Auch die seinerzeit in Deutschland üblichen Beweise fürstlicher Huld und Gnade hat er ihm in mannigfacher Form gegeben. Ellstätters Berufung erregte großes Aufsehen im Lande. Was insbesondere Hofgesellschaft und Beamtenschaft dazu sagten, ergibt sich aus der Aufzeichnung eines jüngeren Beamten, der später der vertraute Mitarbeiter Ellstätters wurde und zu den höchsten Staatsämtern aufstieg. Diese Ernennung „versetzte die gesamte Beamtenwelt in das größte Erstaunen, ja, man kann sagen, in eine gewisse Bestürzung, teilweise sogar Entrüstung. Schon die Berufung eines Juristen zum Leiter des Finanzwesens wurde von der kameralistischen Beamtenschaft als schwere Kränkung empfunden, zumal der Berufene erst so kurz (1½ Jahre) dem Finanzministerium angehörte, also kaum in der Lage sein konnte, sich dabei besondere Kenntnisse im Finanzwesen zu erwerben. Er war der jüngste aller Ministerialräte, dazu Jude! . . . Die Hofchargen standen Kopf, die älteren

Ministerialräte und Direktoren desgleichen." Und dann hoffnungsvoller: „Wir jüngeren Beamten nahmen Ellstätters Ernennung überhaupt nicht so tragisch. Wir waren nur gespannt darauf, wie denn Ellstätter die Geschäfte rund kriegen würde bei seinen mangelnden Fachkenntnissen. Nun, er brachte sie sehr rasch rund!"

Es war eine schwierige Aufgabe, die Ellstätter von Mathy hinterlassen war. Denn der Tod hatte diesen daran gehindert, sein Werk zu vollenden und die erschöpften badischen Finanzen auf eine gesunde Grundlage zu stellen.

In der ersten Zeit seiner Amtsführung suchte Präsident Ellstätter die auf einem Gesetz vom Jahr 1858 beruhende, nun schon zehn Jahre hinausgeschleppte neue Einschätzung des landwirtschaftlichen Geländes und der Gebäude tunlichst zu fördern. Es gelang aber erst im Jahr 1874, das mühselige Werk zu Ende zu führen. Allein ein Mehrerträgnis an Steuern war davon zunächst nicht zu erwarten, denn die Regierung hatte wiederholt feierlich erklärt, daß es ihr bei dieser Reform nicht um ein Plus an Steuer, sondern nur um eine gerechtere Verteilung und Veranlagung zu tun sei. Erst nach dem Ende des Krieges von 1870/71, nachdem auch Baden seinen Anteil an den französischen Milliarden erhalten hatte, trat eine bedeutende Verbesserung der Finanzlage ein. Die Kriegskontribution wurde zur Schuldentilgung verwendet, und damit der ordentliche Etat beträchtlich erleichtert, so daß nicht nur nützliche Unternehmungen, sondern auch eine durchgreifende Verbesserung der Gehälter aller Beamten und Angestellten durchgeführt werden konnten. Hand in Hand mit dieser Besserstellung ging das Bestreben, die Behördenorganisation tunlichst zu vereinfachen, das sich z. B. in der Aufhebung und Zusammenlegung kleinerer Bezirksstellen der Finanzverwaltung auswirkte.

Seine Hauptaufgabe sah Ellstätter aber in der Verbesserung des Steuersystems. Zunächst sollten die direkten Steuern gerechter verteilt, aber auch einträglicher gestaltet werden. Denn unter dem eine lange Friedenszeit verheißenden Schutz des Reiches, befruchtet von den Milliarden der französischen Kriegsentschädigung, hatte ein bedeutender Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens eingesetzt. Infolgedessen wuchsen die Anforderungen an den Staat

auf allen Gebieten von Jahr zu Jahr. Die Erträgnisse der direkten Steuern in ihrer damaligen Gestalt hielten aber damit nicht gleichen Schritt. Mit einer im Jahr 1872 aus Mitgliedern des Finanzministeriums und der Steuerdirektion gebildeten Steuerreformkommission beriet Ellstätter verschiedene Steuergesetzentwürfe. Nach einem im Jahr 1873 eingebrachten Gesetzentwurf sollte eine mäßige Einkommensteuer, als Zusatzsteuer zu den bestehenden Ertragssteuern gedacht, zur Herabsetzung der Liegenschaftsakzise dienen und, in Anbetracht ihrer größeren Beweglichkeit, bei einem künftigen, durch Steuererhöhung zu deckenden Mehrbedarf die Mittel liefern. Schließlich wäre die Steuer, auf Einkommen von einer gewissen Höhe beschränkt und mäßig ansteigend, zu einer billigen Ausgleichung für die verhältnismäßig stärkere Belastung der Steuerpflichtigen mit geringem und mäßigem Einkommen durch die Verbrauchssteuern geworden. Der Entwurf fand aber die Billigung der Landstände nicht, denen die zwiefache Belastung mancher Steuerpflichtigen durch Ertragssteuern und Einkommensteuer nicht behagte. Die Gegner nannten das Gesetz verfrüht, eine Reform der ganzen Steuergesetzgebung sollte vorausgehen, besonders das Gewerbesteuergesetz sollte zunächst umgestaltet und die Durchführung der immer noch im Gange befindlichen neuen Katastrierung der Grundstücke und Gebäude abgewartet werden, man dürfe keine neuen Einnahmequellen eröffnen in Zeiten, in welchen der Finanzverwaltung noch flüssige Mittel zur Verfügung stünden. Die Zweite Kammer nahm das Gesetz im Sommer 1874 gleichwohl an, machte aber seine Einführung von einem besonderen Gesetz abhängig und trug auch noch durch einen weiteren Zusatz den Wünschen der Gegner Rechnung. Die Erste Kammer verweigerte aber dem durch die Zusätze der Zweiten Kammer ohnehin seiner unmittelbaren Wirksamkeit beraubten Gesetz ihre Zustimmung. Die Regierung zog daraufhin den Gesetzentwurf wieder zurück. Dagegen wurde die Besteuerung der Leihzinsrenten durch das Kapitalrentensteuergesetz vom 29. Juni 1874 neu geregelt. Diese Besteuerung bestand bis dahin als eine nominelle Kapitalsteuer. Nach dem Gesetz von 1874 wurde sie als Kapitalrentensteuer konstruiert, bei der indessen die Zinsen usw. durch gesetzliche Multiplikationen zu nominellen Steuerkapitalien wie bei den übrigen badischen direkten Steuern umgebildet wurden, um so die gleiche

Grundlage der Besteuerung wie bei den anderen Ertragssteuern zu gewinnen. Abweichend vom Ertragssteuerprinzip war die Befreiung eines Kapitalbetrags von 500 Gulden, ferner, daß der Abzug der faust- und unterpfändlich versicherten Schulden und der auf dem Kapital haftenden Lasten privatrechtlichen Titels gestattet war.

Nach dem Scheitern des ersten Entwurfs des Einkommensteuergesetzes und der Einführung der Kapitalrentensteuer nahm Ellstätter die Umbildung auch der anderen Ertragssteuern in dem Sinn in Angriff, daß die steuerbaren Erträge mehr dem tatsächlichen, anstatt einem mutmaßlichen Ertrag entsprechen sollten. Dabei wurde die Klassensteuer auf die wesentlich persönlichen Berufseinkünfte aus öffentlichen Ämtern und dgl., aus liberalen und sonstigen Berufsdiensten usw. ganz aufgehoben und mit der Gewerbsteuer zu einer gemeinsamen Steuergattung, der Erwerbsteuer, vereinigt. Im Erwerbsteuergesetz vom 25. August 1876 suchte man das Betriebskapital und den mutmaßlichen mittleren Jahresertrag nicht mehr nach äußeren Merkmalen, sondern auf Grund von Fassionen der Steuerpflichtigen zu ermitteln. Die Heranziehung des tatsächlichen Ertrags wurde von den großen Unternehmungen allerdings zunächst höchst unliebsam empfunden und mit lauten Protesten begrüßt. Schuldzinsen durften, um den Charakter der Ertragssteuer festzuhalten, nach wie vor nicht abgezogen werden. Bei der Feststellung des Reinertrags ging man davon aus, den einzelwirtschaftlichen Reinertrag durch Berücksichtigung gewisser Abzugsposten vom Rohertrag zu ermitteln, bereits wie bei einer Einkommensteuer. Die Steuer zerfiel in zwei Abteilungen, für die selbständigen Unternehmer und die übrigen Steuerpflichtigen, darunter die der bisherigen Klassensteuer unterworfenen Personen (Beamte, freie Berufe u. dgl.) und die Gewerbsgehilfen und Arbeiter. Die Unternehmer, welche vom Betriebskapital steuerten, wurden in höherem Maße, wie mit einer Steuer vom fundierten Einkommen, getroffen. Durch die angedeutete schärfere Ausbildung des Personalsteuermoments hat das neue Gesetz, wenn auch unter Festhaltung des Ertragssteuercharakters der Erwerbsteuer, der Einkommensteuer den Boden bereitet. Ferner wurde, im Hinblick auf die immer im Auge behaltene spätere Einführung der Einkommensteuer, das Verfahren bei der

Veranlagung der direkten Steuern wesentlich verbessert. Beträchtliche Mittel wurden in das Budget eingestellt, um besser vorgebildete Beamte für den Dienst der Steuerkommissäre zu gewinnen. Durch die auf ein höheres Niveau gehobenen Steuerkommissäre erfolgte eine bessere Belehrung der Schatzungsräte. Dank der Verbesserung des Veranlagungsverfahrens nahmen nicht nur die Steuererträgnisse fortgesetzt zu, sondern es verbreitete sich auch in allen Schichten der Bevölkerung, die ja durch die Schatzungsräte selbst bei der Veranlagung mitwirkte, die Überzeugung, daß bei der Steuerveranlagung gerecht, d. h. den Gesetzen entsprechend und unter Ausschaltung jeder Willkür und jeder Begünstigung, verfahren werde. Die Verbesserung des Veranlagungsverfahrens ist namentlich der hingebenden Arbeit des Ministerialrats Emil Glockner zu danken, der auch den Entwurf des im Jahr 1883 den Landständen vorgelegten Einkommensteuergesetzes ausgearbeitet hat. Nach diesem Entwurf stellte sich die Einkommersteuer nicht mehr als Zusatzsteuer dar, sondern gleichzeitig mit der Einführung der Einkommensteuer sollten die vorhandenen Ertragssteuern eine Umgestaltung in der Richtung erfahren, daß sie künftighin nur noch das fundierte Einkommen erfaßten, während das unfundierte d. h. nicht auf Vermögensbesitz, sondern im wesentlichen auf Arbeitsverdienst und Berufstätigkeit beruhende Einkommen vom Beizug zu den Ertragssteuern frei bleiben sollte. Die Steuer sollte dazu dienen, Mittel für die Ermäßigung des Steuerfußes der bestehenden direkten Steuern zu schaffen. Also auch in dieser Hinsicht erscheint die Steuer nicht mehr als Zusatzsteuer, sondern als Ausgleichungssteuer. Zehn Jahre nach dem Scheitern des ersten Einkommensteuergesetzentwurfs erreichte Ellstätter sein Ziel durch dieses Gesetz vom 20. Juni 1884 betr. die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer. Das neue Gesetz brachte außer der Besteuerung der physischen Personen die gewisser privatrechtlicher juristischer Personen, den Abzug der einzelwirtschaftlichen Erwerbskosten und der Schuldzinsen zur Berechnung des steuerbaren Einkommens, die beim Entwurf von 1873 noch mancherseits angefochtene gesetzliche Pflicht zur Abgabe einer Steuererklärung und eine Steuerdegression, die dadurch erreicht wurde, daß erst bei einem Einkommen von 30 000 Mark und mehr das volle Einkommen den Steueranschlag bildete, während bis zu dieser

Grenze wachsende Quoten des steigenden Einkommens als Steueranschlag bestimmt wurden. Der Steuerfuß wurde dann in Prozenten vom Steueranschlag im Finanzgesetz bestimmt. Mit der Einführung der Einkommensteuer wurden die Beamten, die freien Berufe, die Arbeiter usw., also die Steuerpflichtigen der zweiten Abteilung des Gesetzes von 1876, aus der Erwerbsteuer ausgeschieden und in die Einkommensteuer versetzt, und so aus dem Rest der Erwerbsteuer wieder eine Gewerbsteuer gemacht, der aber nur noch die Unternehmer mit ihrem Betriebskapital unterworfen wurden. Da die Durchführung der Einkommensteuer erhebliche und mit den Jahren stets wachsende Erträgnisse lieferte, konnten die Füße der vier Ertragssteuern wiederholt herabgesetzt werden. Von dem ganzen Ertrag der direkten Staatssteuern kamen schon anfangs über $^2/_5$ (1887: 42,4 %), später über die Hälfte auf die Einkommensteuer allein, die so immer mehr in die Hauptstelle einrückte. So wurde die Einkommensteuer zur direkten Hauptsteuer und wesentlich zur einzigen direkten Steuer des unfundierten Einkommens und der betreffenden Berufe erhoben, und die verbleibenden, aber ermäßigten Ertragssteuern zu Zusatzsteuern für das fundierte Einkommen und die dasselbe beziehenden Klassen und Berufe herabgedrückt. Damit durfte eine größere Ruhepause in der Entwicklung der direkten Besteuerung eintreten.

Auch die Verbrauchssteuern erfuhren unter Ellstätter eine Weiterbildung. Die zahlreichen Gesetzes- und Verordnungsvorschriften über die Besteuerung des Weines, die zuletzt in der Weinsteuerordnung von 1858 unterschiedslos zusammengeschweißt waren, wurden gesichtet, die verbleibenden zum Teil verbessert und die Vorschriften, die Gesetzeskraft haben sollten, im Weinsteuergesetz vom 19. Mai 1882 kodifiziert, die übrigen als Vollzugsverordnung und Dienstanweisung diesem Gesetz angeschlossen. Dem Weinsteuergesetz folgte später noch ein Gesetz zur Besteuerung der Kunstweinfabrikation vom 27. Juni 1892. Dagegen wurde ein Gesetzentwurf, der die Biersteuer aus der seit 1825 bestehenden Kesselsteuer in eine Malzsteuer nach bayrischem Muster umwandeln sollte, vom Landtag 1884 abgelehnt.

Die dritte Getränkesteuer, die Branntweinsteuer, war bis zu dem Beitritt Badens zur Reichsbranntweinsteuergemeinschaft (1887) wegen der Produktions- wie Konsumtionsverhältnisse des Landes von weit

geringerer finanzieller Bedeutung als die beiden anderen Getränkesteuern. Um diese Einnahmequelle reichlicher fließen zu machen, sondierte Ellstätter schon im Jahr 1875 in Berlin, ob sich der Eintritt Badens in die Reichsbranntweinsteuergemeinschaft nicht ermöglichen lasse. Von der gleichmäßigen Berücksichtigung bei Verteilung des Gesamterträgnisses der Branntweinsteuer versprach er sich einen großen finanziellen Vorteil — rund eine Million Mark Mehreinnahmen im Jahr —, zu dem die dann auch in Baden unvermeidliche Erhöhung der Steuer in gar keinem Verhältnis stand. Denn in Baden stand und steht heute noch Branntweinerzeugung und -Verbrauch weit hinter der norddeutschen Produktion und Konsumtion zurück. Dazu wäre noch der freie Verkehr für Branntwein im ganzen Gebiet der Steuergemeinschaft gekommen, auf den wenigstens der Handelsstand Wert legte. Selbstverständlich sollte die Gemeinschaft für die zahlreichen kleinen Brenner des Reb- und Obstbaues in Baden besondere Vergünstigungen zugestehen. Am 13. Dezember 1875 trug Ellstätter seinen Plan dem Fürsten Bismarck vor. Der Reichskanzler nahm den Vorschlag in der Unterredung, über die Ellstätter eine schriftliche Aufzeichnung hinterlassen hat, günstig auf, denn er erblickte in ihm eine Förderung der Rechtsgemeinschaft im Reiche, und zu dieser sei ihm ein halber Schritt lieber als gar keiner. Als einen halben Schritt bezeichnete der Kanzler den badischen Antrag, weil der badische Minister den gleichzeitigen Eintritt in die norddeutsche Biersteuergemeinschaft ablehnte. Dieser Eintritt konnte Baden aber, wie Bismarck auch zugab, nicht zugemutet werden. Umgekehrt wie beim Branntwein, war beim Bier in Baden Verbrauch und Besteuerung weit stärker als in der Gemeinschaft, und man könne bei Herstellung einer gemeinsamen Gesetzgebung dem Staat, der die höhere Steuer hat, nicht ansinnen, darauf zu verzichten. Gleichwohl scheiterte der badische Vorschlag an diesem Punkt. Denn der preußische Finanzminister Camphausen, mit dem Bismarck wegen dieser Sache nicht in Differenzen kommen wollte, verlangte als Gegenleistung für die von Baden von dessen Eintritt in die Branntweinsteuergemeinschaft zu erwartenden Vorteile seinen Eintritt in die Biersteuergemeinschaft. Der Kanzler vertröstete Ellstätter, während einer späteren Sitzung des Bundesrats, auf die Zukunft, die das Gewünschte wohl bringen werde. Dies

traf auch ein, wenn auch erst im Jahr 1887, wo alle süddeutschen Staaten ohne jede Gegenkonzession in die Branntweinsteuergemeinschaft eintraten. Auch die Fleischsteuer wurde, trotz mancher gerade gegen diese Verbrauchssteuer gerichteten und auf den ersten Blick nicht unberechtigt erscheinenden Einwendungen, durch das Gesetz vom 29. April 1886 auf den bisherigen Grundlagen neu geregelt. Die Verkehrs- und verwandten Steuern wie die Liegenschafts- und Erbschafts- sowie die Schenkungsakzise haben unter Ellstätter keine wesentliche Änderung erfahren.

Mit den unter Ellstätters Finanzleitung getroffenen Maßnahmen, namentlich mit der Einführung der Einkommensteuer und dem Übergang in die Reichsbranntweinsteuergemeinschaft, entsprach die erreichte Steuerverfassung in ihren Erträgen den durch die Finanzlage des Staates bedingten Finanzbedürfnissen. Auch die Verteilung der Steuerlast auf die verschiedenen wirtschaftlichen Berufs- und Besitzerkreise war, nach dem Urteil Adolf Wagners (siehe dessen Finanzwissenschaft, vierter Teil, zweiter Halbband, Seite 277), durch die Einfügung der allgemeinen Einkommensteuer in das System der direkten Besteuerung wesentlich verbessert, die Lasten mehr auf die tragfähigeren Elemente, die Städte, die mehr städtischen Wirtschaftsklassen, die wirtschaftlich stärkeren Personen, den größeren und steuerkräftigeren Besitz und auch das höhere Einkommen daraus (Kapital, Großgewerbe) geschoben worden. Damit war die Hauptaufgabe, die Ellstätter sich bei Übernahme des Finanzministeriums gestellt hatte, erfüllt. Die durch die immer raschere Weiterentwicklung des Wirtschaftslebens bedingte Weiterführung der Reform der direkten Steuern in der Richtung auf Personalbesteuerung, d. i. die Umbildung der bestehenden Realsteuern in eine Vermögensteuer, blieb Ellstätters Nachfolger, Dr. Adolf Buchenberger vorbehalten.

Ellstätter hat zwei wichtige Veränderungen im badischen Staatsministerium mitgemacht. Im Jahr 1876 trat Staatsminister Jolly zurück. Der Präsident des Handelsministeriums, Ludwig Turban, erhielt als Staatsminister den Vorsitz im Staatsministerium. Im Jahr 1881 trat sodann eine Änderung in der Organisation der höchsten Staatsbehörden ein, durch welche die Zahl der Ministerien von fünf auf drei beschränkt wurde. Ellstätter behielt beide Male das Finanzministerium bei. Die politische Grund-

richtung des Staatsministeriums, die als den nationalliberalen Anschauungen nahestehend angesprochen werden konnte, hatte sich ja nicht geändert. Überdies zählte das Finanzministerium nicht zu den politischen Ministerien. Bei der erwähnten Organisationsänderung wurden die Eisenbahnen dem Finanzministerium unterstellt, so daß Ellstätters Amtsbefugnisse den bedeutsamen Zuwachs der Oberleitung des badischen Eisenbahnwesens erhielten. Bei der Verwaltung der Eisenbahnen unterließ es Ellstätter keineswegs, neben dem reinen Ertragsmoment auch volkswirtschaftliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Aber den vielfachen, von den Landtagsabgeordneten oft nur aus Gründen der Kirchturmspolitik befürworteten Wünschen nach dem Bau neuer, wenn auch unrentabler Eisenbahnlinien gegenüber zeigte er sich unnachgiebig. Er verzichtete dabei auf ein Stück Popularität, das ihm sonst zu Teil geworden wäre, hielt aber dadurch die Finanzen des Landes in bestem Zustand. Die Durlach-Eppinger Bahn und die Höllentalbahn waren die einzigen größeren Staatsbahnlinien, die unter seiner Verwaltung gebaut wurden. Der Bau einzelner Nebenbahnen wurde der Privatindustrie überlassen. Ellstätter war auch sonst gegen jeden zu weit gehenden unproduktiven Aufwand im Eisenbahnwesen. Dagegen hielt er darauf, das in allzu raschem Tempo vor sich gehende Anwachsen der Eisenbahnschuld durch Überweisung jährlicher erheblicher Zuschüsse aus Staatsmitteln an die Eisenbahnschuldentilgungskasse zu verlangsamen. Seine Eisenbahnpolitik wurde ihm dadurch erleichtert, daß an die Spitze der Eisenbahnverwaltung, die in Baden einen ausgeschiedenen Verwaltungszweig bildete, der ihm persönlich befreundete und mit seinen Grundsätzen harmonierende frühere Ministerialrat im Finanzministerium Wilhelm Eisenlohr trat.

Der unter der Aufsicht des Finanzministeriums stehenden staatlichen Hochbauverwaltung suchte Ellstätter durch die Berufung des bekannten Architekten und Hochschullehrers Joseph Durm zum Baudirektor neue Anregungen zu vermitteln.

Gesetze über die Errichtung einer Oberrechnungskammer (1876) und über Verwaltung der Staatseinnahmen und -ausgaben (Etatgesetz vom Jahr 1882) gaben der Verwaltung des Staatsvermögens eine gesicherte Grundlage und verstärkten die Kontrollinstanzen.

Das im Jahr 1888 unter führender Mitwirkung des Finanz-

ministeriums zustande gekommene Beamtengesetz nebst der Gehaltsordnung sicherten die Rechtsstellung der Beamten im Staate und verbesserte ihre finanzielle Lage.

Seit dem Jahr 1871 war Ellstätter Bevollmächtigter zum Bundesrat des Deutschen Reiches und hat dort bei den Gesetzen über die Ausprägung von Reichsgoldmünzen und über die Deutsche Münzverfassung als Referent die Ausschußberichte erstattet. An den Konferenzen der deutschen Finanzminister, die im Jahr 1878 in Heidelberg und im Jahr 1879 in Koburg stattfanden, nahm Ellstätter als Vertreter Badens teil. Die Interessen Badens gegenüber dem Reiche wußte er auf dem finanzpolitischen Gebiete zu wahren und gut zu vertreten. Als besondere Ehre schätzte er es, daß er in den 70er Jahren vom Bundesrat wiederholt in das Reichsbankkuratorium gewählt wurde. Über die Sitzung dieses Kuratoriums vom 1. Februar 1877, an der auch Fürst Bismarck teilnahm und sich eingehend über europäische Politik ausließ, hat Ellstätter eine schriftliche Aufzeichnung hinterlassen. (Vergleiche ihre Veröffentlichung durch W. Andreas in Zeitschr. f. Geschichte d. Oberrheins, N. F., Band 43.)

Parteipolitisch ist Finanzminister Ellstätter nicht hervorgetreten. Man darf wohl sagen, er habe an den Anschauungen festgehalten, zu denen sich die Nationalliberale Partei vor der Heidelberger Erklärung (1884) bekannt hat. Aber die Parteien in beiden Häusern des Landtags folgten seinen rein sachlichen, oft fein pointierten Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit und verhalfen nicht nur seinen Budgets, sondern auch den ihm am meisten am Herzen liegenden Gesetzentwürfen mit großer Stimmenmehrheit zur Annahme. Seinem Großherzog hing Ellstätter in dankbarer Verehrung an. Das politische Genie des Fürsten Bismarck bewunderte er uneingeschränkt. Aber er hatte den großen Mann zu sehr aus der Nähe gesehen, um seine menschlichen Schwächen übersehen zu können. Er wußte auch, wie schroff er den Mitgliedern des Bundesrats unter Umständen begegnen und wie hart er seine Mitarbeiter mitunter behandeln konnte, die ihre Arbeitskraft bis aufs äußerste anzuspannen hatten. Daher lockte es ihn auch nicht, den ihm in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts angebotenen Posten eines Staatssekretärs des Reichsschatzamts anzunehmen.

Im Februar 1888 feierte Ellstätter sein zwanzigjähriges Amtsjubiläum als Leiter des Finanzministeriums. Bis dahin nur Präsident des Finanzministeriums wurde er nun zum Finanzminister ernannt, was damals als große Auszeichnung galt. Erst in den folgenden Jahrzehnten wurden die Leiter der badischen Ministerialressorts nicht mehr zu Präsidenten ihrer Ministerien, sondern sofort zu Ministern ernannt. Im Anschluß an dieses Amtsjubiläum promovierte die Universität Heidelberg den Finanzminister Ellstätter zum Ehrendoktor der Rechte.

Fünf Jahre später, also nach einer Amtstätigkeit von fünfundzwanzig Jahren, erbat und erhielt er am 7. März 1893 seine Versetzung in den Ruhestand. Wohl selten hat ein Minister so lange seines Amtes gewaltet. Aber jetzt fühlte er selbst, obwohl geistig und körperlich noch auf der Höhe, daß seine Zeit umlaufen war und daß neue Kräfte nach Entfaltung strebten.

Bei seinem Abgang hatte Ellstätter es erreicht, daß, abgesehen von der Eisenbahnschuld, eine eigentliche Staatsschuld Badens überhaupt nicht mehr bestand und das Budget nicht bloß im Gleichgewicht sich befand, sondern auch ein durchschnittlicher Bedarf für einmalige und außerordentliche Ausgaben wesentlich durch die ordentlichen Staatseinkünfte gedeckt werden konnte. Ein durch vorsichtige Aufstellung des Budgets angesammelter Betriebsfonds ermöglichte es dem Lande, ohne Staatsschulden machen zu müssen, über kritische Zeiten hinwegzukommen. Dabei war im letzten von Ellstätter aufgestellten Staatsvoranschlag für die Jahre 1892 und 1893 sogar die Einkommensteuer (von 2½ auf 2%) ermäßigt worden. Diese Steuerermäßigung blieb allerdings, als die einzige der verschiedenen von Ellstätter bewirkten Herabsetzungen direkter Steuern, wohl auch infolge der neuen, nach ihm im Finanzministerium herrschenden Anschauungen, auf diese einzige Budgetperiode beschränkt.

Nach seiner Zurruhesetzung zog sich Ellstätter vollständig vom öffentlichen Leben wie von der größeren Geselligkeit zurück. Er lebte im kleinen Kreis seiner Familie und weniger Freunde. Von den Dienstgeschäften zurückgedrängte Neigungen lebten wieder auf. Er las wieder belletristische Werke. Namentlich in das Leben und die Werke Goethes vertiefte er sich täglich. Gern besuchte er auch wieder am Abend das Theater. Er war musikalisch gut veranlagt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Von Hause aus ein Verehrer Mozarts und Beethovens, folgte er in seinen alten Tagen auch den Werken Richard Wagners mit gespannter Aufmerksamkeit. Noch als Siebzigjähriger lernte er italienisch, um Italien, das er nur von flüchtigen Besuchen Mailands und der Riviera kannte, mit seiner Gattin zweimal bis nach Neapel zu durchreisen. Während der Dienstzeit hatte er immer nur in Kurorten Heilung oder im Gebirge — im Schwarzwald oder in den Alpen — Erholung suchen müssen. Heilung — von einem langjährigen Leberleiden — und Erholung zugleich brachte ihm die Ausübung der Jagd, der er schon während seiner Dienstzeit und dann auch später, solange es seine Kräfte erlaubten, mit Eifer oblag. Eingehend und fesselnd pflegte er seine Jagderlebnisse zu erzählen. Freude an der Beobachtung des Lebens in der Natur wie am guten Schuß leuchteten aus seinen Erzählungen hervor. Und als er fühlte, daß es mit Pürschgang und Treibjagd zu Ende sei, durchstreifte er als Wanderer die waldigen Höhen des Schwarzwaldes. Oft war sein Freund Wilhelm Eisenlohr dabei sein Begleiter. So durchlebte Ellstätter noch schöne Jahre wohlverdienter Muße, bis ihn im Frühsommer 1905 ein akuter Gelenkrheumatismus ergriff, dem er nach mehrwöchiger Krankheit am 14. Juni erlag. Noch einmal erschien sein Name in den Zeitungen. Dankbar erinnerte man sich seiner erfolgreichen Arbeit im Dienste des Vaterlandes.

Zur Charakterisierung der Persönlichkeit Ellstätters können vor allem die treffenden Worte Gustav Freytags in seinem „Karl Mathy" auf Seite 376 dienen: „Mathy fand in der Seele seines Landsmannes denselben innern reinlichen Abscheu vor Wuchergeschäften und strenge Auffassung von geschäftlicher Ehre". Erweiternd muß man sagen, daß Ellstätter streng wahrheitsliebend jede Lüge oder unreelle Handlungsweise verabscheute. Der Eingangs schon zitierte jüngere Beamte und spätere Mitarbeiter Ellstätters schreibt von ihm: „Er hatte in allem und für alles einen guten Blick und ein äußerst rasches Auffassungsvermögen und wußte (was an leitender Stelle von großem Werte) das Unwesentliche vom Wesentlichen zu unterscheiden. Er verstand es auch, was gleichfalls für einen Mann an oberster Spitze sehr wertvoll, andere für sich arbeiten zu lassen und prüfte deren Arbeiten unbefangen, ohne jede Voreingenommenheit und ohne jede Anwand-

lung von Eigendünkel und Besserwissenwollen. Er richtete dabei seinen Blick stets nur auf den springenden Punkt, alles Nebensächliche berührte ihn nicht. Es war daher sehr gut mit ihm und für ihn zu arbeiten. Auch war gut mit ihm zu verkehren, da er nichts Steifes an sich hatte und auf unnötige Respektsbezeugungen keinen Wert legte. Er schenkte denen, denen er glaubte vertrauen zu dürfen, offen sein Vertrauen und pflegte sich dabei sehr ungeniert auszudrücken." Weiter wird erwähnt sein den Einflüssen der Ministerkollegen und Kammermitglieder gegenüber unnachgiebiges Festhalten an einer geordneten Finanzwirtschaft, und daß er bei seinen Steuerreformen mit Bedacht und ohne jede Überhastung vorging, auch durch Fehlschläge (so beim ersten Entwurf des Einkommensteuergesetzes) sich nicht entmutigen ließ, vielmehr nach einer Beruhigungspause die Entwürfe in verbesserter Form aufs Neue vorlegte.

Ellstätter hat am 21. Januar 1864 Marie, die Tochter des Ökonomen und Bierbrauereibesitzers Adolf Traumann in Schwetzingen, als Gattin heimgeführt. Die Frau ist ganz in den Interessen ihres Mannes aufgegangen, sie bereitete ihm eine schöne Häuslichkeit und schuf sich auch in der Gesellschaft durch sicheren Takt und anmutige Liebenswürdigkeit eine angesehene Stellung. Manchmal hat die gütige und kluge Frau ein Band zwischen ihrem Mann und Freunden oder Kollegen, das seine mitunter schroffe Art zu zerreißen drohte, wieder fester geknüpft. Sie hat den Gatten noch sieben Jahre überlebt.

Ellstätters Leben hat sich auf dem Hintergrund wichtiger politischer Ereignisse abgespielt. Am Ausbau des neu geschaffenen Deutschen Reiches durfte Ellstätter selbst tätigen Anteil nehmen.

Auch auf dem Gebiet der Technik sowie der kulturellen Entwicklung waren während seines Lebens gewaltige Fortschritte zu verzeichnen. In ihren Anfängen konnte sie Ellstätter in den Berliner Lehrjahren von einem Mittelpunkt des kaufmännischen Lebens aus beobachten. Als diese Fortschritte unter dem Schutze des Reiches einen bis dahin unerhörten Aufschwung von Industrie und Handel und damit auch des nationalen Wohlstandes zur Folge hatten, dienten sie auch dazu, Ellstätters Steuerpolitik zu fördern und zum Erfolg zu führen. So war sein Leben in mehr als einer Hinsicht vom Glück begünstigt. Otto Ellstätter.

Friedrich Woerishoffer.

Friedrich Woerishoffer wird als erster badischer „Fabrikinspektor" nicht nur in den Annalen der badischen Verwaltung, sondern auch in der Geschichte der deutschen Sozialpolitik als richtunggebend fortleben. Seine Lebensarbeit hat tiefe Spuren hinterlassen und muß im Rückblick auf die verflossenen Jahrzehnte als überaus segensreich gewertet werden.

Geboren am 16. Mai 1839 in Langenselbold bei Hanau a. M. als Sohn eines kurhessischen Amtmanns war er schon in jungen Jahren eine treue Stütze seiner Eltern, nachdem der Vater frühe beinahe taub geworden war. In seinem 16. Lebensjahr bezog er die Technische Hochschule in Karlsruhe, wo er sich mit großem Fleiß dem Studium der Ingenieurwissenschaften widmete. Nach gut bestandenem Staatsexamen trat er im Jahre 1859 in den badischen Eisenbahndiest ein; im Jahre 1867 wurde er zum Ingenieurpraktikanten, im Jahre 1876 zum Bezirksingenieur ernannt. Vorzugsweise war er bei den Bahnbauten Waldshut—Singen und Radolfzell—Stockach beschäftigt. Seine hervorragenden Eigenschaften als Ingenieur und Mensch fanden bei seinen Vorgesetzten Anerkennung. Schon damals beschäftigten ihn neben seiner technischen Berufsarbeit wirtschaftliche und sozialpolitische Fragen. Im Jahre 1875 schrieb er eine von seiner Behörde besonders anerkannte Arbeit über „Die wirtschaftlichen Gesetze des Eisenbahntransports". Bei seinen technischen Arbeiten beachtete er vor allem auch den arbeitenden Menschen. Er fühlte die Bedeutung des technischen Fortschritts, der Industrie und ihrer Arbeiterschaft und erkannte, wie sehr die Förderung ihres materiellen und geistig-sittlichen Wohles mit dem Kulturfortschritt des ganzen Volkes zusammenhänge.

So war es denn kein Zufall, daß er im Jahre 1879, im Alter von vierzig Jahren, auf Veranlassung des Gewerbereferenten im Handelsministerium, G. v. Stösser, auf den gemäß § 139 b der Reichsgewerbeordnung neu errichteten Posten eines Fabrikinspektors berufen wurde; das Amt trat er am 27. März an; es ist der Geburtstag des heutigen Badischen Gewerbeaufsichtsamts.

Woerishoffer hatte sich für die Erfüllung der schwierigen Aufgaben seines neuen Amtes erst noch vorzubereiten. Es galt,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

das technisch-juristische Rüstzeug zu erwerben; auf sozialpolitischem Gebiet mußte er sich einarbeiten. Die erforderlichen Charaktereigenschaften: Liebe zur neuen Tätigkeit und Interesse an ihrem Objekt, der Arbeiterschaft, Festigkeit des Auftretens bei aller Freundlichkeit brachte er in hohem Ausmaße mit. Dadurch gelang es ihm bald das Amt mit Inhalt zu füllen, die „badische Fabrikinspektion" zu einer in ganz Deutschland und darüber hinaus vorbildlichen Einrichtung zu gestalten, und, was damals nicht leicht war, das volle Vertrauen der Industriearbeiterschaft zu gewinnen. Die Arbeiter, welche zumeist den Glauben an die ausgleichende Gerechtigkeit des Staates verloren hatten, fühlten wieder, daß es doch eine Staatsgewalt gab, die sich ihrer berechtigten Forderungen wirksam annahm, und fingen bald an, die sozialpolitischen Einrichtungen, den gesetzlichen Arbeiterschutz, die soziale Versicherung, ja selbst Wohlfahrtseinrichtungen, denen sie lange Zeit grundsätzlich verbittert und ablehnend gegenüber gestanden hatten, nutzbar zu machen und zu schätzen. So entwickelte sich in der Arbeiterschaft eine Staatsgesinnung, der wir die Überwindung der schweren Gefahren der Kriegs- und Nachkriegszeit mitzuverdanken haben. Woerishoffer und seinem Amt gebührt an dieser Entwicklung ein besonderes Verdienst.

In seinem Wirken als Fabrikinspektor leitete Woerishoffer das Ziel, die Arbeiter physisch, geistig und sittlich zu heben. Deshalb war sein Blick nicht ausschließlich auf Unfallverhütung und Bekämpfung gesundheitsschädlicher Einflüsse oder auf Durchführung bestimmt gegebener Arbeiterschutzvorschriften gerichtet; er befaßte sich ebenso ernst mit der Frage der Weiterbildung der Arbeiterfürsorge auf Grund genauen Studiums der kulturellen Verhältnisse der Arbeiter und ihres Zusammenhangs mit den gesamten gesellschaftlichen Zuständen.

Die Dienstweisung legte dem Fabrikinspektor vorzugsweise die Durchführung der Arbeiterschutzgesetzgebung auf; Schutz gegen Unfälle und Gesundheitsgefährdung, Arbeitszeit-, Sonntagsruhe- und Vertragsschutz waren die hauptsächlichsten Dienstaufgaben. Die Jahresberichte der Badischen Fabrikinspektion bezeugen, was Woerishoffer auf diesen Gebieten geleistet hat. Durch ungewöhnliche Ausdauer verstand er es, den anfänglich vorhandenen Mangel an Verständnis und die teilweise hartnäckige Abneigung bei Arbeit-

gebern und Arbeitnehmern mit der Zeit fast völlig zu überwinden. Die Kämpfe um die Verbesserung der hygienischen Einrichtungen in den Zigarrenfabriken und den Bijouteriebetrieben, um die Durchführung des damals bescheidenen Bäckerschutzes zeigen seine ausdauernde und unerschrockene Wesensart, die sich durchzusetzen verstand. Wenn er in der Durchführung des Arbeiterschutzes größeren Erfolg als die meisten seiner Amtskollegen hatte, so lag dies vor allem an dem verständigen ruhigen Einwirken, unter möglichster Vermeidung sofortiger polizeilicher Maßnahmen; ferner kannte er weises Maßhalten bei ausschließlich sinngemäßer, nicht wörtlicher Anwendung der gesetzlichen Vorschriften. Andererseits hielt er sich durch diese Vorschriften in seiner Tätigkeit nicht begrenzt. Wo immer er z. B. in dem Vollzug der Unfallversicherung oder der Krankenversicherung Mängel beobachtete, griff er in taktvoller Weise ein. Auch scheute er sich nicht, wenn nötig, durch öffentliche Erörterung Mißstände zu beseitigen, wenn gleich der Zustand nicht ausdrücklich einem Gesetz widersprach. So arbeitete er der Entwicklung des Arbeiterschutzes vielfach vor.

In diesem Sinne faßte Woerishoffer auch die jährliche öffentliche Berichterstattung über seine amtliche Tätigkeit auf. Die Jahresberichte der Badischen Fabrikinspektion enthielten regelmäßig eine Fülle von Beobachtungen und eine sozialpolitische Beurteilung derselben, welche sie jedem Sozialpolitiker unentbehrlich machten. Sie sind für die Fortbildung der sozialen Gesetzgebung von erheblicher Bedeutung geworden. Da findet man die Frage nach der absoluten und relativen Höhe der Lebenshaltung beantwortet, die nach der Möglichkeit des sozialen Aufstiegs der unteren Klassen und nach den Umständen, welche ein solches im Interesse der Gesellschaft gelegenes Aufsteigen befördern oder erschweren; ferner werden behandelt die verwickelten Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, besonders der Umfang, in welchem es den Arbeitern gelingt, den von der Gesetzgebung als Grundlage des Arbeitsverhältnisses vorausgesetzten freien Arbeitsvertrag in der Praxis zu verwirklichen. Die Symptome hierfür, z. B. die Veränderungen in den Löhnen und Arbeitszeit, Tätigkeit der Organisationen, Streiks und Aussperrungen treten dem Leser Woerishofferscher Berichte klar und in sicherer Beurteilung vor die Augen. Nicht vergessen werden die Wandlungen in intellektueller

und ethischer Beziehung in der Arbeiterwelt, welche erst ihre wirkliche Bedeutung für die Gesellschaft bestimmen und die sichere Grundlage für eine erhöhte Teilnahme an den Früchten der Kulturfortschritte abgeben. Im Gegensatz zu den meisten Jahresberichten der damaligen Gewerbeaufsichtsbeamten, die eine trockene Materialsammlung waren und sich jeder Beurteilung nach amtlicher Vorschrift enthielten, sind die Berichte Woerishoffers von Leben durchflutet, und sein reifes sozialpolitisches Urteil macht sie wertvoll. Daß die Berichte als zu subjektiv nicht allerwärts befriedigten, erklärt sich aus dem Interessenstandpunkt, von dem aus manche sie lasen. Die mutige Kritik Woerishoffers traf bald Arbeitgeber, bald Arbeitnehmer, Verwaltungen, Gesetzgeber und Gerichte. Sie war freimütig, sachlich und von dem Wunsch zu bessern eingegeben; er war selbst einer solchen Kritik seiner eigenen Tätigkeit durchaus zugänglich.

Mit der vorgeschriebenen sozialen Berichterstattung begnügte Woerishoffer sich keineswegs. Er strebte nach tieferer Kenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Arbeiter, als einzelne Beobachtungen vermitteln konnten. So kam er zu den bekannten umfassenden Erhebungen und Berichten über die soziale Lage der Zigarrenarbeiter (1890) und der Fabrikarbeiter von Mannheim und dessen nächster Umgebung (1891). Diese Untersuchungen waren damals nach Inhalt und Methode neu; sie veranlaßten zahlreiche ähnliche Arbeiten, denen sie als Vorbild dienten; dadurch ist unsere Kenntnis von den Zuständen der Industriearbeiter, manche Illusionen grausam zerstörend, heilsam gefördert worden. Durch die Heranziehung weitester Berufskreise zu den Erhebungen lenkte er deren Blicke auf Verhältnisse, denen sie bisher wenig Beachtung geschenkt hatten. Bei der Darstellung der Lohnverhältnisse vermied er die unbrauchbaren Durchschnittslöhne und ging von den Individuallöhnen aus. Ihm eigen ist, zur lebendigen Veranschaulichung die Gesamtverhältnisse zahlreicher Arbeiterfamilien an Stelle einzelner Typen darzustellen; mit Recht betont er die Unzulänglichkeit der Methode, die für die Gesamtlage der Familien wichtigen Umstände einzeln und losgelöst von ihrem gegenseitigen Zusammenhang zu behandeln. Gelungen ist ihm auch der Versuch, brauchbare Haushaltungsbudgets und genaue Aufstellungen über die Ernährung der Arbeiter zu erhalten. Es

gibt keinen deutschen Gewerbeaufsichtsbeamten, dessen reicher und zuverlässiger Beobachtungsstoff in ähnlich befruchtender Weise auf die Arbeiten der Sozialpolitiker gewirkt hat.

Wie sehr auch Woerishoffer bestrebt war, zu seinen Mitarbeitern die bestausgebildeten Kräfte heranzuziehen, so bewahrte er sich doch die freie Auffassung, daß in Ergänzung akademisch vorgebildeter Beamter Leute, welche aus dem Arbeiterstand hervorgegangen seien, in der Gewerbeaufsicht Wertvolles leisten könnten. Er war der erste, der im Jahre 1896 einen solchen Beamten in den Gewerbeaufsichtsdienst aufnahm; ihm folgte acht Jahre später ein zweiter. Die Einrichtung hat sich bewährt, wurde erweitert und von anderen Ländern ebenfalls aufgenommen. Woerishoffer hat ferner als erster in Deutschland im Jahre 1900 eine akademisch gebildete Gewerbeaufsichtsbeamtin herangezogen, als er die Zeit gekommen glaubte, den Versuch mit Erfolg machen zu können. Er hat dann alles getan, um das Gelingen zu sichern. Auch diese Einrichtung ist heute überall durchgeführt und hat zur Besserung des Arbeiterinnenschutzes wesentlich beigetragen.

Die vortreffliche Durchführung des Arbeiterschutzes in Baden erreichte Woerishoffer durch Heranziehung der Verwaltungsbeamten zu den Aufgaben der Gewerbeaufsicht. Sie wurden dadurch allmählich aus ihrer ursprünglich liberal-manchesterlichen Einstellung losgelöst und zur sozialen Auffassung erzogen. Diese Mitarbeit des gesamten Verwaltungsapparates gestattete ihm mit einem verhältnismäßig kleinen Stab von Mitarbeitern — es waren bei seinem Tode im Jahre 1902 nur sechs Beamte — die umfangreichen Aufgaben zu lösen.

Wie die Verwaltungsbeamten, so hat Woerishoffer auch die Arbeitgeber, unter denen er im Anfang manchem erklärlichen Widerstand begegnete, immer mehr zu sozialer Gesinnung erzogen; sie erkannten seine reine Gesinnung und guten Absichten, und sie anerkannten auch das Verständnis, welches er den Belangen der Industrie entgegenbrachte, wenn zu weitgehende Forderungen erhoben wurden. Sie konnten seine Objektivität auch deutlich wahrnehmen, wenn er ungescheut auch den Arbeitern den Spiegel vorhielt, indem er Kontraktbruch verurteilte, Gehässigkeit gegen die Arbeitgeber tadelte, die Genußsucht geißelte oder auf den Unverstand hinwies, einwandfreie Wohlfahrtseinrichtungen zu verneinen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

anstatt zum Nutzen der Arbeiter auszuwerten. Diese ernsten Mahnungen eines aufrichtigen Arbeiterfreundes sind vielfach beherzigt worden; das konnte von solchen, die viel in Arbeiterkreisen verkehrten, wohl bemerkt werden.

Seine Erfolge beruhten vor allem auf dem Vertrauen, das Woerishoffer bei den Arbeitern sich zu erwerben verstand. Auf einen vertrauensvollen Verkehr mit den Arbeitern legte er den größten Wert; denn nur dadurch konnten die Gewerbeaufsichtsbeamten vollen Einblick in etwa vorhandene Mißstände und in das Geistes- und Seelenleben derjenigen bekommen, für welche sie zu sorgen hatten. Schon früh erkannte er auch die Zweckmäßigkeit, ja Notwendigkeit, mit geordneten Vertretern der Arbeiterschaft organisationsmäßig in Verbindung zu sein. Sein Wunsch zielte auf Schaffung von Arbeiterkammern ab. Als Notbehelf pflegte er den Verkehr mit den Vertretern der Arbeiterorganisationen, was damals vom politischen Standpunkt aus leicht Anstoß erregte; außerdem wurden Sprechstunden, vielfach verbunden mit belehrenden Vorträgen, abgehalten, welche die Arbeiterschaft sehr schätzte. Sein Vorgehen wurde auch in dieser Beziehung vorbildlich.

Daß ein Mann wie Woerishoffer zur Vorbereitung sozialpolitischer Gesetzgebungsarbeiten herangezogen wurde, konnte nicht ausbleiben. Der Bundesrat wählte ihn zum Mitglied der Reichskommission für Arbeiterstatistik, welcher die Enqueten über die Verhältnisse der Arbeiter übertragen waren. Aus diesen Arbeiten erwuchsen u. a. der Bäckerschutz, der Achtuhrladenschluß, die Schutzbestimmungen für die Getreidemüller und das Personal der Gast- und Schankwirtschaften, der Handlungsgehilfenschutz, die Verordnung zum Schutz der Kleider- und Wäschekonfektionsarbeiter. Woerishoffer hat in den Kommissionsverhandlungen seine ganze Persönlichkeit und seinen scharfen Verstand für eine befriedigende Regelung dieser Arbeitsverhältnisse eingesetzt.

Außer der ihm amtlich obliegenden öffentlichen Berichterstattung hat der unermüdlich schaffende Mann eine Reihe wertvoller Aufsätze veröffentlicht, welche auf die Entwicklung der Gesetzgebung und die soziale Denkungsweise fördernden Einfluß geübt haben. Genannt seien: „Die Aufgaben der Reichskommission für Arbeiterstatistik" (1892), „Zur Frage der Lohnstatistik" (1893), „Die Jahresberichte der deutschen Gewerbeaufsichtsbeamten" (1894),

„Zur Frage der Arbeitslosenversicherung" (1895), „Die Reichskommission für Arbeiterstatistik" (1895), „Der Bäckerschutz und die Ladenschlußstunde" (1896), „Worauf beruht die soziale Reform?" (1896), „Die Frauen der höheren Stände und die Arbeiterinnen" (1896).

Woerishoffer hatte das Glück, in seinem vorgesetzten Ministerium den nötigen Rückhalt zu finden; von Stösser, Eisenlohr, Schenkel und Heil müssen in diesem Zusammenhang dankbar erwähnt werden. Im Jahre 1883 wurde der Vorstand der Badischen Fabrikinspektion zum Regierungsrat, im Jahre 1890 zum Oberregierungsrat ernannt; bei seinem Ausscheiden im Jahre 1902 erhielt er den Titel eines Geheimen Oberregierungsrats. Sein Landesherr verlieh ihm im Jahre 1887 das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens, 1894 das Eichenlaub hierzu, 1899 das Ritterkreuz des Ordens Bertold I. Der Kaiser ehrte ihn im Jahre 1902 durch die Verleihung des Roten Adlerordens III. Klasse. Eine besondere Freude bereitete ihm die Ehrendoktorwürde, welche die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg im Jahre 1892 auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen ihm verlieh.

Woerishoffer als Sozialpolitiker hält sich frei von Utopien; das organisch Gewordene muß sich organisch weiterentwickeln. Der Widerspruch der vorhandenen Zustände mit den vom Gewissen geforderten drängt auf Verbesserung hin. Die soziale Reform muß die Früchte der wirtschaftlichen Entwicklung in größerem Umfange den unteren und mittleren Schichten der Gesellschaft zuführen. Sie ist nicht Selbstzweck, sondern soll die menschliche Gesellschaft zu höherer Kultur führen. Die zur Hebung der Kultur der Arbeiter erforderlichen physischen, geistigen und moralischen Kräfte wohnen ihnen inne; sie müssen nur freigemacht werden durch die soziale Reformarbeit, welche nur unter kraftvoller Führung der Staatsgewalt denkbar ist. Neben dem Arbeiterschutz und der sozialen Versicherung als Grundpfeilern der Sozialreform ist die Selbsthilfe der Arbeiter in ihren Organisationen und den Arbeiterkonsumvereinen von besonderer Bedeutung. Daneben können die Wohlfahrtseinrichtungen Nutzen stiften. Von größter Wichtigkeit sind für Woerishoffer die Ernährungs- und Wohnungsfrage sowie die geistige Kost der Bildung, welche dem Arbeiter gereicht werden muß. Er hat daher persönlich und opferbereit an allen Bestrebungen teil-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

genommen, welche dem Fortschritte auf den genannten Gebieten dienten.

Dr. Friedrich Woerishoffer war ein Mann, dessen Herz warm geschlagen hat für die Leiden des vierten Standes. Mit scharfem Verstand erkannte er die Ursachen der Not. Ein fester Wille half seinen Brüdern.

In einem überaus glücklichen Familienleben fand Woerishoffer stets neue Kraft und Erfrischung. Seine heitere und selbstsichere Gattin und seine Tochter haben den Gatten und Vater innig geliebt und verstanden und seine Bestrebungen geteilt. Zu seinem Freundeskreis zählten die bedeutendsten Männer des Landes, darunter Buchenberger, Schenkel und Lewald. Bis in das letzte Lebensjahr erfreute sich Woerishoffer einer guten Gesundheit. Da legte eine Venenentzündung den Keim zur tötlichen Krankheit, der er am 18. Juli 1902, wenige Tage nach dem Ausscheiden aus dem Dienst, erlag.

Lit.: R. Fuchs, Fr. Woerishoffer, Vorstand der Großh. Fabrikinspektion, Karlsruhe, Braun, 1903.

Rudolf Fuchs.

Karl Wilhelm Schupp.

Wilhelm Karl August Schupp kam am 8. Januar 1828 als Sohn des Rentamtmannes Johann Schupp und der Sophie, geb. Vincenz, in Obergimpern zur Welt. Nach dem Schulbesuch in Schwäbisch-Hall und Heidelberg widmete er sich in dieser Stadt ab 1846 dem Studium der Rechte, das, durch einjährigen, mit den Unruhen des Jahres 1849 zusammenhängenden Militärdienst unterbrochen, 1851 mit der Ablegung der ersten Staatsprüfung und Ernennung zum Rechtspraktikanten endete. Der zweiten, 1854 mit der Note „gut befähigt" bestandenen Prüfung folgte 1860 die Ernennung des Referendärs zum Amtsrichter in Villingen. Seinen Anlagen und Neigungen entsprechend trat Schupp indessen 1862 von der Justiz zur Verwaltung über, worin er bis 1872 als Amtsvorstand und später Oberamtmann zu Neckarbischofsheim, Wolfach und Lörrach tätig war. Zwei von ihm verfaßte größere Abhandlungen über das Hofgüterwesen im Amtsbezirk Wolfach und über die Grundsätze einer Ordnung des Sparkassenwesens fanden auch in weiteren Kreisen Beachtung.

In den Jahren 1867—70 vertrat Schupp als Abgeordneter und Mitglied der Nationalliberalen Partei seinen heimatlichen Wahlbezirk Sinsheim in der Zweiten badischen Kammer. 1872 wurde er als Ministerialrat in das Großh. Handelsministerium berufen, wo er zunächst das Referat für Landwirtschaft und den Vorsitz der Ministerialkommission für Feldbereinigung besorgte. Gegen Ende 1874 erhielt er das Eisenbahnreferat, womit die Leitung der Betriebsabteilung bei der Großh. Generaldirektion der Staatsbahnen und die ständige Vertretung des Generaldirektors verknüpft waren. Mit der Ernennung vom 3. Februar 1876 zum Betriebsdirektor trat er ganz zur Eisenbahnverwaltung über, deren Gedeihen sein reiches Wissen und Können in treuester Pflichterfüllung fortan gewidmet blieb. Während bei Beginn seiner Tätigkeit im Eisenbahnfach, 1874, die Betriebslänge der badischen Staatsbahnen 1131 Kilometer, ihr Anlagekapital 322,9 Millionen, die Betriebseinnahmen und -ausgaben 29,9 und 17,4 Millionen Mark betragen hatten, beliefen sich beim Ausscheiden Schupps aus dem Dienste, 1898, diese Zahlen auf 1548 Kilometer, 503,8, 66,6 und 43,8 Millionen Mark Ihr Anwachsen läßt das Maß von Arbeit und Verantwortung erkennen, das für den Leiter des Eisenbahnbetriebs mit ihrer Steigerung verknüpft war. Dieser erfreuliche Aufschwung des badischen Eisenbahnwesens war zu einem erheblichen Teil das Verdienst des damaligen Betriebsdirektors, der sich seinem vielgestaltigen Geschäftskreise mit ebensoviel Hingabe wie Erfolg widmete.

Eine fein und vielseitig gebildete, ungemein liebenswürdige Persönlichkeit erfreute sich Schupp bei Amtsgenossen wie Untergebenen verdienter Anerkennung und Wertschätzung. Auch weit über seinen engeren Berufskreis hinaus, auf den zahlreichen, von ihm besuchten Eisenbahnkonferenzen stand er bei seinen auswärtigen Fachgenossen aus dienstlichen und persönlichen Gründen in wohlbegründeter hoher Geltung.

Durch Ernennung zum Geheimen Rate II. Klasse und hohe Ordensauszeichnungen seitens seines Landesherrn sowie fremder Staaten fanden seine Verdienste auch nach außen gebührende Würdigung.

Im Jahre 1898 zog sich Schupp in den wohlverdienten Ruhestand nach Freiburg i. B. zurück. Bewundernswerte körperliche und geistige Frische erlaubten ihm, die vielen landschaftlichen Schön-

heiten dieser Stadt noch voll zu genießen und daneben seine Mußestunden mit geschichtlichen und literarischen Studien auf verschiedenen Sprachgebieten auszufüllen.

Als er mit nahender Vollendung des achten Jahrzehnts durch ein Leiden in zunehmendem Maße pflegebedürftig wurde, zudem seine treue Lebensgefährtin Luise, geb. Fink, nach neunundvierzig Jahren glücklicher Ehe ihm am 28. Februar 1909 durch den Tod entrissen worden war, sah er sich veranlaßt nach Karlsruhe, dem Wohnsitze zweier seiner vier Kinder, zurückzukehren. Hier wurde am 30. Juli 1909 seinem an innerem Werte und erfolgreichem Wirken gleich reich gewesenen Leben durch ein sanftes Ende das Ziel gesetzt.

A. Courtin.

Adolf Kußmaul

war geboren am 22. Februar 1822 in Graben bei Karlsruhe, wo sein Vater als Assistenzarzt mit dem Titel eines Großh. Stabsarztes damals ansässig war. Auch sein väterlicher Großvater hatte als Chirurg in Söllingen bei Durlach dem ärztlichen Stande angehört. Das Standesmilieu, in dem der Knabe aufwuchs, hat auf seine Entwicklung entscheidend eingewirkt. Es schuf das Interesse für naturwissenschaftliche Dinge, insbesondere für Botanik, und führte ihn selbst der Medizin zu. Die dienstlichen Versetzungen des Vaters, 1823 als Amtschirurg nach Emmendingen, 1829 als Physikus (Bezirksarzt) nach Boxberg und 1834 in gleicher Eigenschaft nach Wiesloch brachten ihn nach absolvierter Volksschule nacheinander in die jeweils nahegelegenen Gymnasien in Wertheim, in Mannheim und zuletzt in Heidelberg.

Mit achtzehn Jahren, im Oktober 1840, bezog Adolf Kußmaul die Universität Heidelberg. Hier verstand er es, neben der ungehemmten Teilnahme an frohem und flottem Studentenleben mit großem Eifer seinen medizinischen Studien obzuliegen. Wie uns Freunde aus jenen Jugendjahren bezeugen, muß Kußmaul schon als Student, wie später sein Leben lang, eine gewinnende, eindrucksvolle Persönlichkeit gewesen sein. In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“[1]) hat Kußmaul jene unruhvolle, gä-

[1]) 1899 bei Adolf Bonz in Stuttgart. Eine Fortsetzung: „Aus meiner Dozentenzeit“ gab sein Schwiegersohn Vincenz Czerny nach Kußmauls Tod und

rende Zeit, die ihn mit einer Menge interessanter und merkwürdiger Menschen in Berührung brachte, in packender Anschaulichkeit geschildert. In denselben Blättern hat er seinen akademischen Lehrern Tiedemann, Puchelt, Pfeufer, Chelius, Henle und dem von ihm besonders verehrten Nägele in objektiver Würdigung den Tribut seiner Dankbarkeit dargebracht. Auch in der Medizin vollzog sich damals eine tiefgreifende Wandlung. Sie wurde aus den verschlammten Untiefen der philosophischen Spekulation in das offene Fahrwasser einer objektiv prüfenden und beobachtenden Naturwissenschaft hinübergeleitet. Kein Wunder, daß helle Köpfe vom Schlage Kußmauls an dieser Bewegung freudigen und begeisterten Anteil nahmen.

Im Jahre 1844 erhielt Kußmaul mit sehr ehrender Anerkennung den Preis für eine von der Medizinischen Fakultät gestellte Aufgabe. Es war sein „ex ungue leonem". Die Preisfrage war der Augenheilkunde entnommen und verlangte „eine anatomisch-physiologische und pathologische Untersuchung der verschiedenen Farben, die unabhängig von den durchsichtigen Medien im Grunde des Auges erscheinen". Das Wesentliche an dieser Arbeit, die später unter dem Titel „Die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges" (Heidelberg, Karl Groos, 1845) erschien und in welcher der von Kußmaul konstruierte Augenspiegel beschrieben ist, stellt die Tatsache dar, daß dieser der Erfindung eines praktisch brauchbaren Augenspiegels, die dann Helmholtz im Jahr 1851 glückte, sehr nahe kam. Es fehlte bei seiner Konstruktion nur ein kleines punctum saliens, nämlich das Loch in der Mitte des Spiegels.

Nachdem Kußmaul im Jahr 1846 vor der Prüfungskommission in Karlsruhe die ärztliche Staatsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, unternahm er zusammen mit seinem Freund Bronner eine Studienreise über München, Tirol und das Salzkammergut nach Wien und Prag. Zuvor noch hatte ihn als Assistenten an der Pfeuferschen medizinischen Klinik ein schwerer Gelenkrheumatismus mit Beteiligung des Herzbeutels auf ein schmerzhaftes und lang-

nach dessen nachgelassenen Aufzeichnungen heraus. Ders. Verlag 1903. Hier im Anhang ein Verzeichnis von Kußmauls sämtlichen wissenschaftlichen Arbeiten sowie von solchen seiner Assistenten und Schüler, die auf seine Anregung und unter seiner Mitbeteiligung verfaßt wurden.

wieriges Krankenlager geworfen. Bei den damaligen Leuchten der Wiener und Prager Hochschulen, bei Rokitansky, bei Skoda, bei Hebra, bei Semmelweis, bei Oppolzer und bei Pitha war viel Neues und Interessantes zu sehen und zu lernen. Doch in Kußmaul steckte damals schon der künftige große Therapeut. Der Skeptizismus und der therapeutische Nihilismus jener jüngeren Wiener Schule befriedigten ihn nicht, ja stießen ihn ab. Ein Spottgedicht in seinen Erinnerungen, „Der Spaziergang", Wien 1847, das auch in seine „Poetischen Jugendsünden" aufgenommen ist, die 1893 unter dem Pseudonym Dr. Oribasius „für seine Freunde gedruckt" wurden, geißelt diese glücklicherweise bald überwundene Richtung.

Im Jahr 1848 in die Heimat zurückgekehrt meldete sich Kußmaul auf Wunsch seines Vaters zum Eintritt in das Heer. Er wurde nacheinander verschiedenen Formationen zugeteilt und fand in den Jahren 1848/49 Verwendung in den Kämpfen mit den Aufständischen und im Schleswig-Holsteinschen Feldzug. Dabei kam er mit kriegerischen Ereignissen sehr wenig, mit Ruhr und Cholera dagegen ausgiebig in Berührung. Im Winter 1848/49 war Kußmaul mit seinem Bataillonsstab in Lörrach und in Kandern im Quartier gelegen. Das letztere freundliche Schwarzwaldstädtchen mit seiner anmutigen Umgebung hatte es ihm angetan, so daß er sich dort nach Entlassung aus dem Militärdienst im Frühjahr 1850 als praktischer Arzt niederließ. Hier konnte er nun auch im Herbst desselben Jahres seine Braut Louise Wolf, die Tochter des Hauptrendanten Wolf in Treschklingen bei Sinsheim, mit der er schon seit 1846 verlobt war, als Gattin heimführen. Der eigene Hausstand mit heranwachsenden Kindern bot ihm nach dem seitherigen unsteten Leben ein friedliches Idyll. Eine ausgedehnte ärztliche Tätigkeit, die ihn zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd auf weite Entfernungen in die Umgebung führte und bei der er in allen Sätteln gerecht sein mußte, gewährte ihm volle Befriedigung. Auch hier ruhte der Drang zu wissenschaftlicher Vertiefung keinen Augenblick. Bei seinem Vater hatte er früher Fälle von Wurstvergiftung gesehen, obduziert und beschrieben. In Kandern publizierte er 1852 zwei Fälle von akut einsetzenden und verlaufenden Eiterungen an und im Knochen, die erste Beschreibung der später als akute Osteomyelitis bezeichneten Krankheit.

Eine schwere Erkrankung im Februar 1853 mit Lähmung der Beine und der Blase als Folge der ungewöhnlichen Strapazen einer winterlichen Gebirgspraxis machte dem Aufenthalt in Kandern ein Ende und führte zu einer entscheidenden Wendung in Kußmauls fernerem Leben. Dieser Krankheit ist es zu danken, daß er in die Bahn seines eigentlichen Berufes, für den er wie wenige geschaffen war, des Berufes des akademischen Lehrers und Forschers gelenkt wurde. Zweierlei ist ihm aber als dauernder Besitz aus seiner ärztlichen Tätigkeit in Kandern verblieben. Einmal die hohe Achtung vor dem Landarzt, der häufig unter schweren körperlichen Strapazen und unter ungünstigen äußeren Verhältnissen, allein auf sich gestellt, verantwortungsvollen Situationen gerecht werden muß, sodann die Wertschätzung milder Wasseranwendungen und medikomechanischer Prozeduren, so wie er sie an sich selbst bei der Nachbehandlung nach seiner schweren Erkrankung ausgeprobt hatte. Hier ist auch der Ort, Kußmauls poetischer Begabung zu gedenken. Von Kandern aus, wo auf einsamen Gebirgswegen Zeit zu beschaulichem Sinnieren war, sind seine teils tiefernsten, meist aber humorvollen Verse in die Welt hinausgegangen. Manche dieser Kinder einer leichtgeschürzten Muse gehen unter anderem Namen (Ludwig Eichrodt), Manches ist Eigentum des deutschen Volkes, vorzugsweise der akademischen Jugend geworden. Damals in Kandern lernte Kußmaul die köstlichen naiv-gemütvollen Verse des Volksschullehrers Samuel Sauter in Flehingen bzw. Zaisenhausen mit ihrer ungewollten Komik kennen. Im Geist und in der Manier dieser dichterischen Ergüsse schuf er die klassische Gestalt des „Biedermaier". Wie diese Figur eingeschlagen hat, und daß sie zum Sinnbild einer Zeit- und Stilepoche wurde, ist bekannt.

Zur Vorbereitung auf die akademische Laufbahn bezog dann Kußmaul im Herbst 1853 die Universität Würzburg. Die Namen hervorragender Männer, wie Kölliker, Leydig, Bamberger und vor allen Virchow, wirkten hier anziehend. Hier, wo er auch dem nachmals berühmten Friedreich freundschaftlich nahe trat, promovierte Kußmaul am Ende des Sommersemesters 1854. Seine Dissertation behandelte den Einfluß, welchen die Blutströmung im Kopf auf die Bewegungen der Iris ausübt. Sie ist abgedruckt in den Verhandlungen der Physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg, Band VI., Seite 1—42. Um auch im Fache der Psychiatrie

sich weiter auszubilden, ging dann Kußmaul im Herbst 1854 an die badische Landesirrenanstalt Illenau. Er fand durch deren Direktor Roller, durch die Ärzte Hergt und Fischer und durch den Hilfsarzt Gudden dort reiche Anregung.

Im Frühjahr 1855 habilitierte sich Kußmaul in Heidelberg. Man begnügte sich dabei mit einem Kolloquium neben Probevorlesung und Disputation. Als Habilitationsschrift ließ man seine frühere Heidelberger Preisschrift gelten. Im Wintersemester 1856/57 las Kußmaul zunächst über Arzneimittellehre, in den folgenden Semestern außerdem noch über Toxikologie, Psychiatrie, gerichtliche Medizin für Mediziner und Juristen, ferner über Anthropologie und ein gut besuchtes Publikum über die Hauptfragen der Biologie. Danebenher arbeitete Kußmaul fleißig im chemischen Laboratorium und beschäftigte sich mit Untersuchungen auf den verschiedensten Gebieten, deren Ergebnisse in literarischen Arbeiten niedergelegt wurden. So u. a. „Über die Totenstarre und die ihr verwandten Zustände von Muskelstarre", Prager Vierteljahresschrift, Band XIII, Seite 2; „Über einige Bestandteile des Fliegenschwammes", Verh. des Naturhist.-med. Vereins in Heidelberg, Band I, Seite 18. Und endlich sein bahnbrechendes Buch: „Von dem Mangel, der Verkümmerung und Verdoppelung der Gebärmutter, von der Nachempfängnis und der Überwanderung des Eis", Würzburg, bei Stahel, 1859.

Noch immer hatte Kußmaul in diesen Heidelberger Jahren unter Nachwehen seiner schweren Erkrankung zu leiden. Dabei waren seine äußeren Verhältnisse bei kärglichen Einnahmen und wachsender Familie zeitweise recht drückend. Den Anfang zu glänzendem Aufstieg machte dann im Jahre 1859 seine Berufung an die Innere Klinik in Erlangen als Nachfolger Dittrichs. Auf der Naturforscher- und Ärzteversammlung in Bonn im Jahre 1857 war man auf den jungen strebsamen Gelehrten aufmerksam geworden. Wohlgelungene Experimente mit Unterbindung der Hauptschlagadern am Halse des Kaninchens (in der Literatur als Kußmaul-Tennerscher Versuch bekannt) hatten bei dem Erlanger Anatomen Gerlach lebhaftes Interesse erweckt.

Mit der Übernahme der Erlanger Professur lenkte Kußmauls ferneres Leben und Wirken in die ruhigere Bahn des akademischen Lehrers ein. Neben dem bald sich einstellenden und stetig wachsenden

Erfolg als angesehener und begehrter Konsiliarius waren hervorragende wissenschaftliche Leistungen die Marksteine auf diesem aufsteigenden Weg. So gaben Beobachtungen in der Erlanger Klinik an Arbeitern der Fürther Spiegelfabrik Veranlassung zu seinen „Untersuchungen über den konstitutionellen Merkurialismus und sein Verhältnis zur konstitutionellen Syphilis" (Würzburg, bei Stahel, 1861). Unter manchen anderen sind aus dieser Zeit noch anzuführen seine „Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen" (Heidelberg, bei Winter, 1859). Sie waren grundlegend als Muster experimentierender Psychologie.

Bereits nach vier Jahren, 1863, wurde Kußmaul in seine badische Heimat nach Freiburg auf den Lehrstuhl für innere Medizin zurückberufen. Seine klinische Tätigkeit dort leitete er ein mit einer Antrittsrede über „Die Entwicklungsphasen der klinischen Medizin" (Freiburg, bei Wagner, 1866). Wie Kußmaul scheinbare Kleinigkeiten scharf zu beobachten und in ihrer Wichtigkeit zu erfassen verstand, zeigt sich in seiner Abhandlung „Über den Schnupfen der Säuglinge" (Zeitschr. f. ration. Med., Band XXIII, Seite 225, 1865). Grundlage des Ganzen ist die Feststellung: An der Brustwarze saugen und gleichzeitig bei verstopfter Nase durch den Mund atmen, ist unmöglich, daher die große Gefahr des Schnupfens für den Säugling. In Kußmauls Freiburger Zeit fällt ferner seine Arbeit „Über eine bisher nicht beschriebene eigentümliche Arterienerkrankung (Arteriitis nodosa)" im D. Arch. f. klin. Med., Band I, Heft 5, Seite 448 ff., und seine wohl bedeutendste und populärste Leistung auf praktischem Gebiet, die Einführung der Magenpumpe zu diagnostischen und therapeutischen Zwecken. Die Anwendung der Magensonde gehört seither zum alltäglichen Rüstzeug in der Medizin und sie hat die Lehre von den Magenkrankheiten und deren Behandlung auf völlig neuen und erfolgreichen Boden gestellt. Erstmals behandelte Kußmaul diesen wichtigen Gegenstand in einem Vortrag auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Frankfurt a. M. 1867 (Arch. f. klin. Med., Band VI, Seite 455 ff.). Das Wesentlichste ist ferner enthalten im Freiburger Prorektoratsprogramm zur Geburtstagsfeier des Großherzogs von Baden vom Jahre 1869 unter dem Titel: „Über die Behandlung der Magenerweiterung durch eine neue Methode mittelst der Magenpumpe". Kußmauls ausgesprochene Vorliebe für mechanische Hilfsmittel, mit

denen man der Natur zu Hilfe kommen kann, führte ihn auch zu eifriger Beschäftigung mit den Fragen der Paracentese und der Thorakotomie bei seröser und eitriger Brustfellentzündung. Um die richtige Indikationsstellung für diese Eingriffe und um die Einführung der Aspirationsmethoden hat er sich große Verdienste erworben. Mit diesem Thema beschäftigt sich seine Abhandlung: „Sechzehn Beobachtungen von Thorakocentesis bei Pleuritis, Empyema und Pneumothorax" (D. Arch. f. klin. Med. Band IV, Heft 1, Seite 1 und 173). Kußmaul, obwohl innerer Kliniker mit Leib und Seele, hat darüber die Fähigkeit, auch chirurgisch zu denken, dank seiner vielseitigen Ausbildung nicht eingebüßt. Harmonische Zusammenarbeit mit den chirurgischen Kollegen hat er in seinen verschiedenen Wirkungskreisen eifrig gepflegt. Schon in jenem Vortrag in Frankfurt a. M. über die Behandlung der Magenerweiterung (1867) sprach er die Hoffnung aus, daß es dereinst gelingen möge, Verengerungen des Pylorus und Vergrößerungen des Magens auf chirurgischem Wege der Heilung zuzuführen. Über derartige Zukunftsmusik mag man damals die Köpfe geschüttelt haben. Im Ernst konnte an solche Aufgaben allerdings erst später unter dem Schutze der Antisepsis herangetreten werden. Von einem hervorragenden Kußmaulschüler (Arnold Cahn, Arch. f. öffentl. Gesundheitspflege in Elsaß-Lothringen, Band XXI, Heft 9, 1902) erfahren wir hierzu noch folgendes: Auf Billroth, den Schöpfer der neuen glänzenden Epoche der Eingeweidechirurgie, hatte eine Schrift Kußmauls großen Eindruck gemacht. Sie behandelte „die peristaltische Unruhe des Magens, nebst Bemerkungen über Tiefstand und Erweiterung desselben, Klatschgeräusch und Galle im Magen" (Volkmanns Sammlung klin. Vortr., Nr. 181). Meisterlich ist darin geschildert, wie zur Überwindung des mechanischen Hindernisses am Ausgang immer größere peristaltische Kraft aufgeboten werden muß. Dem Chirurgen mußte es als aussichtsreiche Aufgabe erscheinen, durch Wegräumung des Hindernisses dem Mageninhalt freien Ausgang in den Darm zu verschaffen. 1881 führte dann Billroth die erste Magenresektion aus. Die Studien des inneren Arztes hatten so auf chirurgischem Gebiet ihre Frucht getragen.

Als hervorragende wissenschaftliche Arbeiten aus dieser Zeit sind noch zu erwähnen: „Über schwielige Mediastino-Perikarditis

und den paradoxen Puls", Berl. klin. Wschr. 1873, Nr. 37—39. Die Erscheinung des paradoxen Pulses, wie sie schon 1856 durch Griesinger bekannt wurde, besteht darin, daß der arterielle Puls mit der Inspiration aussetzt. Nach Kußmaul kommt dazu als weiteres Symptom das Anschwellen der ohnedem schon ausgedehnten Jugularvenen mit jeder Inspiration. Das Phänomen geht unter der Bezeichnung Griesinger-Kußmauls paradoxer Puls. Auch für die Erkrankungen des Zentralnervensystems hatte Kußmaul lebhaftes Interesse. Hierher gehört u. a. sein Aufsatz „Über fortschreitende Bulbärparalyse und ihr Verhältnis zur progressiven Muskelatrophie", Volkmanns klin. Vortr. inn. Med., Nr. 20. Ferner „Zur Lehre vom Diabetes mellitus", D. Arch. f. klin. Med., Band XIV, 1874. Hier findet sich die klassische Beschreibung der sogen. „großen Atmung" beim Coma diabeticum, die auch als Kußmaulsche Atmung bezeichnet wird. Endlich als grundlegender Versuch einer Pathologie der Sprache: „Die Störungen der Sprache" in Ziemssens Handbuch, Band XII, Anhang. Daß Kußmaul auch meisterhaft populär zu schreiben verstand, beweisen seine „Zwanzig Briefe über Menschenpocken und Kuhpockenimpfung" (Freiburg i. B., bei Wagner, 1870).

Im Jahre 1878 folgte Kußmaul einem Ruf an die Universität Straßburg als Leydens Nachfolger. Neben der klinischen Tätigkeit und ausgedehnten konsultativen Praxis, die ihn zu häufigen und ausgedehnten Reisen veranlaßte, war ihm durch Übertragung des Vorsitzes im Verwaltungsrat des sehr reichen Spitalfonds hier eine weitere Arbeitslast auferlegt. Auch in Straßburg ruhte die wissenschaftliche Arbeit nicht. Neben einer Reihe anderer Publikationen ist hier die früher schon erwähnte „Über die peristaltische Unruhe des Magens" (1880) entstanden. Auf biographischem Gebiet bewegen sich: Gedächtnisrede auf Dr. Benedikt Stilling, gehalten zu Baden-Baden am 18. September 1879 (H. J. Trübner, Straßburg) und Erinnerungen an Nikolaus Friedreich, gest. 6. Juli 1882, D. Arch. f. klin. Med., Band XXXII, Seite 191.

Im Jahre 1888 suchte Kußmaul um seine Enthebung vom Lehramt und von der Leitung der Klinik nach und verlegte danach seinen Wohnsitz nach Heidelberg. Das persönliche Bedürfnis nach mehr Ruhe und das fortschreitende schwere Leiden seiner Frau mögen den

nunmehr Sechsundsechzigjährigen dazu bewogen haben. Er widmete sich in der Neckarstadt, der er alte Liebe und Anhänglichkeit bewahrt hatte und wo auch sein Schwiegersohn Czerny als Professor der Chirurgie wirkte, auch weiterhin ausgedehnter konsultativer ärztlicher Tätigkeit. Aus aller Herren Länder suchten ihn die Leidenden auf oder riefen ihn auf weite Entfernungen zu sich. Auch hier war Kußmaul noch literarisch tätig oder veranlaßte seinen Schüler und Mitarbeiter am Heidelberger Diakonissenhaus, Wilhelm Fleiner, zur Bekanntgabe gemeinsam ausgearbeiteter Behandlungsmethoden. Zu einem damals aktuellen Thema äußerte er sich in einer Broschüre „Über den kommissarischen Entwurf zur Revision der deutschen medizinischen Prüfungsordnung", Heidelberg, bei Karl Winter, 1897. Ein vielbeachteter Aufsatz beschäftigte sich mit der Anwendung des Fingerhutes bei Herzkranken: „Über lange fortgesetzte Anwendung kleiner Digitalisdosen", Therapie der Gegenwart, 1900.

An äußerem Erfolg und an mancherlei Ehrungen hat es Kußmaul nicht gefehlt. Erwähnt sei nur seine Ernennung im Jahre 1891 zum Geheimerat erster Klasse mit dem Titel Exzellenz. Am 15. Mai 1909, sieben Jahre nach seinem Tode, wurde das von Professor Volz's Meisterhand geschaffene Kußmauldenkmal im Vorgarten der Freiburger Medizinischen Klinik in Anwesenheit des Großherzogs enthüllt. Die beiden Großherzöge, Friedrich I. und Friedrich II., Vater und Sohn, denen beiden Kußmaul in schweren Krankheitstagen Helfer und Berater war, haben ihm zeitlebens Dankbarkeit und Verehrung bewahrt.

Auch schweres Leid ist Kußmaul in seinem langen Leben nicht erspart geblieben. Zwei Kinder, eine Tochter und ein Sohn, wurden ihm in jugendlichem Alter unter tragischen Umständen durch den Tod entrissen. Am 25. Januar 1898 wurde seine Gattin von ihrem langen Leiden erlöst. Die wehmütige Stimmung der letzten, einsamen Lebensjahre kommt zum Ausdruck in den Versen, die Kußmaul seinen Lebenserinnerungen voransetzte:

Mußt du Gram im Herzen tragen
Und des Alters schwere Last,
Lade dir aus alten Tagen
Die Erinnerung zu Gast.

Am frühen Morgen des 28. Mai 1902 entschlief Kußmaul nach kurzem Todeskampf. An Geist und an Gemüt war er trotz mancher

lästiger Altersbeschwerden nicht alt geworden. Sein glücklicher Humor kam immer wieder zur Geltung und die ungewöhnliche Schärfe und Treue seines Gedächtnisses blieb ihm bis zuletzt erhalten. Das Bild der Gesamtpersönlichkeit läßt sich nicht besser zeichnen als mit den Worten, die ihm sein alter und vertrauter Freund aus Kanderner Zeiten, Hermann Strübe, gewidmet hat: „Klarheit des Geistes, Energie des Willens, Güte, Treue und Wärme des Herzens, Noblesse der Gesinnung, biedere Wahrhaftigkeit, selbstlose Bescheidenheit, dazu rastlose Arbeit, unermüdlicher Fleiß und unvergleichliche Gewissenhaftigkeit sind die Signatur seines ganzen Lebens gewesen". Literatur: Hermann Strübe: Adolf Kußmaul. Biograph. Jahrb. 1902, S. 383 ff. — Arnold Cahn: Adolf Kußmaul zum 80. Geburtstag. Arch. f. öffentl. Gesundheitspfl. in Els.-Lothr. Bd. 21, H. 9, 1902. — L. Edinger: Zum 80. Geburtstag Adolf Kußmauls. Münchn. med. Wochenschr. 1902, Nr. 7, S. 281. — W. Fleiner: Erinnerungen an die Dozentenzeit A. Kußmauls und die Gründung des naturhistorisch-medizinischen Vereins in Heidelberg. Münchn. med. Wochenschr. 1902, Nr. 38, S. 1589. — Christ. Bäumler: Festrede bei der Enthüllung des Kußmaul-Denkmals in Freiburg am 15. Mai 09. C. A. Wagner, Freiburg i. Br.

Karl Doll.

Hermann Emminghaus.

Hermann Emminghaus wurde am 20. Mai 1845 in Weimar geboren. Vom 1. Oktober 1869 bis Ende Juli 1870 an verschiedenen Kliniken in Jena tätig, beschäftigte er sich während des ersten Kriegsvierteljahres in einem Lazarette zu Weimar chirurgisch. Später arbeitete er im Physiologischen Institut zu Leipzig bei Ludwig. 1874 habilitierte er sich in Würzburg mit einer Schrift über die Abhängigkeit der Lymphabsonderung vom Blutdruck. Seine vielseitige Lehrtätigkeit erstreckte sich auch auf Irrenheilkunde; welche Gründe ihn 1879 zum Aufgeben derselben bestimmt haben, habe ich nicht feststellen können. Jedenfalls war er von Ende 1879 an eine Zeitlang an der Irrenanstalt in Heppenheim und dann als Arzt in verschiedenen Kliniken in Jena tätig. 1880 wurde er als Professor der Psychiatrie nach Dorpat und 1886 in gleicher Eigenschaft nach Freiburg berufen. Seine Zurruhesetzung wegen Krankheit erfolgte, nachdem er bereits fast zwei Jahre dienstbehindert

war, im Sommer 1902. Der damals schon bestehenden arteriosklerotischen Hirnerkrankung erlag er am 17. Februar 1904.

Die Zahl seiner Veröffentlichungen ist verhältnismäßig wenig umfangreich aus Gründen, die in der besonderen Art seiner Persönlichkeit liegen (dazu vgl. bes. Allg. Zeitschr. f. Psych., Band XXXI und Archiv. f. Psych., Band IV und XIII). Dafür befinden sich unter seinen Arbeiten besonders hervorragende Leistungen: „Die allgemeine Psychopathologie" (aus der in den folgenden Jahrzehnten häufig und auch ohne Namensnennung des Autors geschöpft worden ist), die Bearbeitung der psychischen Störungen des Kindesalters in Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten, und die „Therapie der Gehirn- und Geisteskrankheiten" in Penzold-Stintzings Handbuch. Alle Arbeiten von Emminghaus sind ausgezeichnet durch gediegene Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, durch Objektivität und sorgfältige Kritik. Eine immer mehr zunehmende Schärfe der Selbstkritik machte es ihm in wachsendem Maße schwer, elastischer und reicher zu produzieren. Diese Eigentümlichkeiten steigerten sich allmählich so, daß schon in den 90er Jahren sich seine Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit oft mit einer mimosenhaften Ängstlichkeit verband, vermöge deren ihm z. B. gerichtliche Gutachten häufig die schwersten Seelennöte bereiteten, aus denen er mitunter einfach nicht zu einem Entschluß kommen konnte.

Auch in den Verwaltungsangelegenheiten der Klinik schuf ihm seine seelische Einstellung die allergrößten Schwierigkeiten. Trotz seiner imponierenden Erscheinung war Emminghaus kein Mann des Kampfes; seine Methode, Kontroversen auszutragen, bewegte sich, fern von allen Paragraphen, in den Bahnen allgemeinen Menschenverstandes, der nicht so ganz selten etwas psychiatrisch subjektiviert war. Mochte Emminghaus auch Recht haben, glücklich war er, der Wissenschaftler, in der Verfechtung seiner Ansichten gegenüber dem Ministerium und anderen Behörden nicht, weil er nach seiner ganzen Art den amtlichen Verkehr viel zu persönlich auffaßte und führte.

Beherrschende Grundzüge seines Wesens waren Wahrhaftigkeit und Güte; aber nur der, welcher ihn wirklich kannte, war imstande, diese beiden Grundzüge seines Wesens in seinem Handeln immer wieder zu erkennen; denn hierin schien er nicht immer frei; schon in seinen gesunden Tagen war ihm eine gewisse Zurückhaltung eigen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

welche ihn oft um so weniger sich durchsetzen ließ, als er zu vornehm und taktvoll war, bei der Gegenseite anders geartete Motive zu vermuten. Seine nie versagende Güte machte es ihm trotz dieser subjektiven Schwierigkeiten leicht, den Konnex herzustellen zwischen sich und denen, die seiner Leitung und Fürsorge anvertraut waren. Der Thüringer hatte es weder sprachlich noch auch gewissermaßen seelisch leicht, sich in die Art der schwerblütigen alemannischen Patienten hineinzufinden; aber für das Gros seiner Patienten und deren Gemütsleben fand seine Güte doch das Stichwort.

Seinen Assistenten gegenüber gab sich Emminghaus ganz rückhaltlos offen; in den täglichen Konferenzen kamen nach dem oft ärgerlichen Verwaltungsdienst regelmäßig wissenschaftliche Fragen zur Erörterung, bei welchen er durch sein phänomenales Gedächtnis für psychiatrische Literatur überraschte.

Daß dieser reich veranlagte Geist und edle Charakter vorzeitig der Dämmerung verfallen mußte, war ein trauriges Verhängnis, unter dem er in lichteren Augenblicken seiner Krankheit schwer gelitten hat. Vgl. Nachruf in der Vossischen Zeitung vom 18. Februar 1904; Alfr. Hoche in Th. Kirchhoffs Deutsche Irrenärzte, II (1924), Seite 231/33, sowie Biogr. Jahrbuch, IX, 282.

A. Hoche.

Richard von Krafft-Ebing.

R. von Krafft-Ebing entstammt einem badischen, ursprünglich österreichischen Adelsgeschlecht des Breisgaues; er wurde in Mannheim am 14. August 1840 als Sohn eines höheren Staatsbeamten, einer vornehmen, kernigen Persönlichkeit, geboren. Die Mutter, eine feinsinnige Natur, war die Tochter des berühmten deutschen Juristen und Heidelberger Strafrechtslehrers K. J. A. Mittermaier. Die Eltern zogen später nach Eberbach, dann nach Heidelberg, wo der Sohn die Universitätsstudien als Mediziner absolvierte; der bekannte innere Kliniker N. Friedreich war einer seiner Lehrer. Im Physikum wie im Staatsexamen in Karlsruhe traf er mit Heinrich Schüle zusammen, mit dem ihn von da an ein inniger Freundschaftsbund fürs ganze Leben verknüpfte.

Eigene Neigung und der Einfluß des Großvaters wie auch der des großen psychiatrischen Neuerers Griesinger, den K.-E. bei

einem Züricher Aufenthalt (1863) kennen lernte, führte den jungen Arzt zur Psychiatrie, und zwar nach Illenau, wo Geheimrat Dr. Roller, der Freund seines Großvaters, als Direktor und anerkannte Autorität auf psychiatrischem Gebiete wirkte und wo unterdessen sein neuer Freund Schüle als Hilfsarzt eingetreten war. Illenau war damals weit über Badens, ja Deutschlands Grenzen hinaus die hohe Schule für wissenschaftliche und praktische Irrenheilkunde und wurde zu Studienzwecken von Ärzten aus allen Ländern aufgesucht. Hier trat v. K.-E. als Volontärarzt ein, machte aber dann Ende des Jahres noch eine Studienreise an die Universitäten in Wien, Prag und Berlin zur Vervollkommnung seiner Ausbildung. Im Jahre 1864 kehrte er, nun als Hilfsarzt, nach Illenau zurück und trat in einen Kreis gleich wißbegieriger und für ihren Beruf begeisterter junger Kollegen ein, von denen außer Schüle noch Kirn, ferner Reich, Christian Roller (Sohn des Direktors) und Hasse genannt seien. Hier fand der reichbegabte und aufwärtsstrebende Geist die richtigen Männer zur Einführung in das Reich der geistig Kranken, in die Stätte ihrer Heilung mit allen ihren erprobten Einrichtungen und Behandlungsmethoden, außer dem Direktor selbst vor allem dessen erster Mitarbeiter Hergt, gleich bedeutend als klinischer Beobachter und Diagnost, als Seelenarzt und klinischer Lehrer und Berater der jüngeren Ärztegeneration; hier in Illenau legte K.-E. den Grund zu seiner wissenschaftlichen Entwicklung und Forschertätigkeit. Mit Roller und Hergt waren ihm Führer Griesinger, dessen Lehrbuch damals die Wissenschaft beherrschte, und Morel, der große französische Erblichkeitsforscher mit seinen gerade erschienenen neuen Werken.

Außer der wissenschaftlichen Arbeit und der genauen Untersuchung der einzelnen Kranken auf Grund von zum Teil neuersonnenen Methoden bildete sich der junge Arzt vor allem auch in der Behandlung und Fürsorge für seine Schützlinge aus und half in ärztlichem Idealismus freudig mit bei der Einführung neuer Errungenschaften in der Pflege Geisteskranker, insbesondere der Befreiung von Zwangsmitteln jeglicher Art.

Aber auch auf sämtlichen anderen geistigen Gebieten weit über den Beruf hinaus fand er im Kreise der Genossen Aneiferung und Förderung. Ihm selbst lag besonders die Pflege der Musik am Herzen, für die er große Vorliebe und reiche Begabung besaß. Im

Klavierspiel, wobei er Schubert und Beethoven bevorzugte, war er Meister und übte es gern auch zur Aufheiterung seiner Kranken aus. Bisweilen wagte er sich sogar ans Komponieren; es ist vielleicht nicht allgemeiner bekannt, daß eine sehr sangbare Vertonung des Rückertschen Ständchens: „Hüttelein, still und klein" von K.-E. stammt.

In Illenau entstanden eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten, die die scharfe Beobachtungsfähigkeit wie die glänzende Darstellungsgabe des jungen Forschers erwiesen. Schon die Doktorarbeit hatte einem psychiatrischen Thema: „Die Sinnesdelirien" (1864) gegolten. Ferner entstanden: „Psychiatrische Störungen nach Kopfverletzungen", „Mania transitoria", „Die Melancholie", „Transitorische Störungen des Selbstbewußtseins" und „Erkenntnis zweifelhafter Seelenzustände". In der letzterwähnten Arbeit (1867) prägte er als erster den Begriff der „Zwangsvorstellungen", den er später für Psychosen und Neurosen weiter ausbaute.

Nach vier Jahren (1868) beschloß K.-E. seine Illenauer Tätigkeit und ließ sich zuerst in Baden-Baden als Nervenarzt nieder, zog dann aber 1870/71 als Feldarzt in den Krieg und übernahm später im Festungslazarett Rastatt die Pflege und Behandlung von mehreren hundert Typhuskranken; seine Erfahrungen auf diesem Gebiet legte er in einigen wertvollen Veröffentlichungen nieder.

Nach dem Kriege strebte K.-E. seinem eigentlichen Lebensziele, der klinischen Forscher- und Lehrtätigkeit, zu. Im Gegensatz zu seinem Lehrer Roller war er von der Überzeugung durchdrungen, daß die Schaffung von Irrenkliniken als Lehrstätten der Psychiatrie an den Universitäten durchgeführt werden müsse. In der Tat gelang ihm bald der Schicksalswurf. Die Straßburger Universität wurde eröffnet; man suchte eine junge Kraft für das neue Feld der Seelenheilkunde. Des Kurators der Universität, Freiherrn von Roggenbachs Blick fiel auf den tatkräftigen jungen Gelehrten, der damals gerade in Unterhandlungen wegen seiner Habilitation in Leipzig stand. Er wurde gewählt und konnte als zweiunddreißigjähriger Professor der neuen deutschen Almamater in Straßburg seine Kräfte widmen. In seinem Vortrag zur Eröffnung der Psychiatrischen Klinik in Straßburg am 17. Mai 1872 gab er eine gründliche geschichtliche Darstellung der Entwicklung der Psychiatrie von

den frühesten Zeiten an und entwarf ein weitausschauendes Bild für die der klinischen Psychiatrie bevorstehenden Zukunftsaufgaben. In Ermangelung von Krankenmaterial besuchte er mit seinen Hörern die Anstalten im benachbarten Stephansfeld und im vertrauten Illenau und hielt dort Klinik- und Krankendemonstrationen ab. In Straßburg pflegte er bedeutsamen geistigen Verkehr mit dem Juristen Holtzendorff und schloß Freundschaft mit Pelman, dem Direktor von Stephansfeld. Eng befreundet wurde er ferner mit Heinrich Lähr, dem bekannten Berliner Psychiater.

Auf die Dauer konnten dem ungestüm drängenden Gelehrten aber die lokalen Verhältnisse in Straßburg nicht genügen. Als er im Jahre 1873 durch Rollers Vermittlung einen verlockenden Ruf nach Graz zur Leitung der neuen Heilanstalt am Feldhof und zur Übernahme der Professur an der Universität erhielt, griff er zu. In Graz wurde K.-E. bald heimisch. Er organisierte die neue Anstalt nach seinen an Rollers Illenau vorgebildeten Grundsätzen, bewirkte vor allem, daß sie in eigene staatliche Bewirtschaftung genommen wurde, und lebte für die ersten Jahre gleichmäßig beiden großen Aufgaben, der Leitung der Anstalt und Behandlung der Kranken wie der klinischen Forschung und dem Lehrauftrag. In Graz war es ihm vergönnt, sein Familienglück im Lebensbunde mit einem seinem Wesen ebenbürtigen badischen Landeskinde zu gründen. Die Fülle der Aufgaben ließen ihm leider viel zu wenig Zeit zur Erholung; auf die ausübende Musik mußte er früh verzichten; Gänge in die Natur, Ferienwanderungen in großartigen Gegenden Deutschlands, Österreichs und der Schweiz waren ihm Bedürfnis; auch die badische Heimat wurde nicht vergessen.

In seinen arbeitsreichen Grazer Jahren blieb K.-E. nicht bei der Psychiatrie stehen, sondern dehnte sein Schaffens- und Lehrgebiet noch auf die Nervenkrankheiten und die Nervenheilkunde einschließlich der Elektrotherapie aus, in klarer Erkenntnis der Zusammengehörigkeit beider Disziplinen. Zu diesem Zweck mußte er im Jahre 1855 die Direktion der Anstalt Feldhof aufgeben und sich auf die psychiatrische Professur und Klinik zurückziehen, gründete aber, nach Ablehnung eines ehrenvollen Rufes in die badische Heimat an die neuerrichtete Irrenklinik in Freiburg, im Jahre 1886 die Nervenklinik in Graz. Auf diesem neuen Felde, auf dem er sich mit dem ihm gut befreundeten berühmten Heidelberger Nerven-

pathologen Wilhelm Erb traf, betätigte er sich fortan gleichfalls mit viel Glück und Erfolg.

Um gerade diesen Kranken, den Nervösen und Verstimmten, richtig beistehen zu können, gründete er in Graz das Sanatorium Maria Grün auf dem Rosenberg im Jahre 1886, eines der ersten Institute dieser Art, das, unter seiner besonderen Obsorge stehend, einen großen Zulauf, insbesondere aus den höheren Ständen erhielt.

In Graz entwickelte sich von K.-E. zur psychiatrischen Autorität von Weltruf, insbesondere auch als Psychotherapeut, zu dem Patienten aus allen Nationen herbeikamen. Ebenso wurde er immer häufiger zu Konsultationen bei hochstehenden Patienten ins Ausland gerufen, so nach Rom, Paris, Moskau, Petersburg usw., eine zeitraubende und aufreibende Tätigkeit zu allen übrigen Obliegenheiten hinzu.

Als Universitätslehrer war K.-E. sehr beliebt und eine Zugkraft ersten Ranges; dafür sorgten vor allem die Klarheit seines Vortrags und die Einprägsamkeit seiner Krankendemonstrationen. Er hielt sich dabei an die Tatsachen, die ihm genaue Untersuchung und praktische Erfahrung an die Hand gaben; Theorien, Hypothesen und Spekulationen war er abhold nach dem von ihm geprägten Grundsatze: „Unerklärte Tatsachen sind für die Klinik weniger gefährlich als eine falsche Erklärung der Tatsachen". Immer blieb er bemüht, Forschungsergebnisse in praktisches Handeln, in Fortschritte der Behandlung umzusetzen.

Die Grazer Zeit K.-E.s ist ausgefüllt durch eine große Reihe wissenschaftlicher Veröffentlichungen von der größten Bedeutung. Als erste reife Frucht gedieh ihm hier sein erstes größeres Werk, das seinen Namen weithin bekannt machte, das „Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie" (1875). Zum erstenmal wird hier eine Zusammenfassung des ganzen Problems des geistig abnormen Verbrechers gegeben. K.-E. erwies sich damit zugleich als getreuer Schüler Rollers, der selbst auf diesem Gebiet gearbeitet und es ihm besonders ans Herz gelegt hatte, wie auch als pietätvoller und geistig gleichgerichteter Enkel des großen Juristen Mittermaier, dessen ganzes Trachten auf gerechte und humane Ausbildung des Strafrechts und Strafvollzugs hinausgegangen war. Alle Beziehungen der Psychiatrie zum Strafrecht wie zum bürgerlichen Recht werden von K.-E. der Betrachtung unterzogen, mit der

Badische Landesbibliothek

Vergeltungsidee wird gebrochen und anstatt der einseitigen Aburteilung der Tat wird verlangt, daß zuerst durch genaue psychologische Untersuchung und klinische Beobachtung die psychopathologische Veranlagung des Täters festgestellt, danach die Frage seiner rechtlichen Verantwortung gewissenhaft geprüft und abschließend unter Einrechnung der Milieuverhältnisse entschieden werde. Der Verfasser sah schon damals die Zeit voraus, „wo die seitherigen Begriffe über Verbrechen und Strafe, insbesondere auch die Todesstrafe, unhaltbar werden und der Verbrecher nur noch als gemeingefährlicher Unglücklicher dastehe". Es ist als bleibendes Verdienst K.-E.s anzusprechen, diese Zeit einer humanen praktischen Rechtspflege angebahnt zu haben, wie sie nun im neuen Strafgesetzbuch und im Strafvollzugsgesetz ihren Ausdruck und vorläufigen Abschluß finden soll.

Gleichfalls noch nach Graz, und zwar schon ins Jahr 1879, fällt die zweite literarische Großtat K.-E.s, die Schöpfung seines „Lehrbuchs für Psychiatrie", worin er auf Grund seiner Vorarbeiten und Einzeldarstellungen und unter kritischer Verarbeitung eines reichen, großenteils Illenauer Krankengeschichtenmaterials eine einheitliche Darstellung der gesamten klinischen Psychiatrie nach klinisch-anthropologischen Gesichtspunkten gab. Darauf aufbauend gelang ihm eine neue Systematik der Psychosen nach 1) Hirnneurosen als funktionellen Erkrankungen, 2) psychischen Entartungen auf konstitutioneller Grundlage bzw. aus defekter oder invalider Anlage (Erblichkeit) und 3) organisch entstandenen Hirnleiden, womit zugleich die wichtigsten diagnostischen und prognostischen Merkmale gegeben waren. Mit dem im Jahre vorher (1878) erschienenen Werke Schüles, „Handbuch der Geisteskrankheiten", blieb K.-E.s Lehrbuch für eine lange Reihe von Jahren die Grundlage, der alle Psychiater dieser Zeit und darüber hinaus die Ärztewelt ihre Ausbildung verdanken; es erlebte eine Reihe von erweiterten und vervollkommneten Auflagen.

Die überaus produktiven Jahre in Graz führten K.-E. noch auf zwei weitere neue wissenschaftliche Gebiete, die seinen Namen weithin in Gelehrtenkreisen und auch im Publikum bekannt machten. Das eine sind seine grundlegenden Untersuchungen über die „Psychopathia sexualis", d. h. die Formen der körperlichen und seelischen Abnormitäten und Perversitäten in der Geschlechtssphäre,

insbesondere der Homosexuellen, Masochisten und Sadisten, Begriffe, die er geprägt hat (1886 und 1891). Das andere sind seine Experimente und psychologischen Untersuchungen über „Hypnotismus" (1888), worin er auf Grund exakter Forschungen zu einer vorsichtigen therapeutischen Anwendung der Suggestion und Hypnose in bestimmten Krankheitsfällen kam.

Neu von K.-E. geschaffen und festgelegt ist auch der Begriff der „Dämmerzustände" bei Neurasthenie, Hysterie und Epilepsie (1890).

Für K.-E. sollte von Graz aus noch ein höherer Aufstieg kommen; die Wiener Professur, ein viel begehrter, immer nur von den größten Klinikern eingenommener Posten, wurde frei. Es war selbstverständlich, daß K.-E. darauf berufen wurde, zuerst (1889) als Nachfolger von Leidesdorf, später von Meynert (1892). Hier rückte er auf den Höhepunkt seines Schaffens als Arzt, Lehrer und Autor zugleich auf. Es entstanden die berühmten Monographien über „Progressive Paralyse" (1894) und über „Nervosität und neurasthenische Zustände" (1897). Auch allgemeinen populären und praktischen Bestrebungen widmete er sich. Er redete der Gründung von Volksnervenheilstätten für Minderbemittelte das Wort und verfaßte eine allgemeinverständliche Schrift: „Gesunde und kranke Nerven" (1885), die, vielfach neu aufgelegt, in weite Kreise drang und gesunde Aufklärung über die Hygiene der Nerven verbreitete. Als einige Pestfälle die Wiener beunruhigten, fand er Zeit zu einem großen Vortrag: „Die Geschichte der Pest in Wien" (1899). Ein Lieblingsgebiet von ihm, den „klinischen Unterricht in der Psychiatrie", bearbeitete er in mehreren Veröffentlichungen (1889/90). Eine Unmenge kleinerer Arbeiten, wichtiger Gutachten usw., die sich vielfach über die Zusammenhänge der Geisteskrankheiten mit soziologischen und juristischen Fragen befaßten und klare Richtlinien für die Beurteilung schufen, wurden in den „Arbeiten auf dem Gesamtgebiet der Psychiatrie und Neuropathologie", erweitert, verbessert und gesichtet, zusammengefaßt (1897—1899). Auf dem Internationalen medizinischen Kongreß in Moskau (1897) hielt er seinen berühmten Vortrag über Paralyse auf Grund neuerer Untersuchungen, die die durchgemachte Lues als Ursache der Paralyse erklärten. Sein damaliges, rasch verbreitetes und anfangs bestauntes Wort: „Die Paralyse ist das

Produkt der Syphilisation und der Zivilisation" hat gerade durch neueste Untersuchungen eine eklatante Bestätigung und Rechtfertigung erfahren.

Am internationalen wissenschaftlichen Leben nahm K.-E. lebhaften und tatkräftigen Anteil, so als langjähriger Vorsitzender des Vereins für Psychiatrie und Neurologie in Wien, als Mitredakteur einer Reihe von Fachzeitschriften und als Mitglied der meisten wissenschaftlichen Gesellschaften Europas und Amerikas.

Es kam für K.-E. mit dem Ende der 1890er Jahre die Zeit, da der seither unermüdliche Mann — vielleicht auf Grund vorgeahnten körperlichen Leidens — immer mehr dem Gedanken Raum gab, sich von der anstrengenden Wiener Tätigkeit mit ihren aufreibenden administrativen Aufgaben zurückzuziehen in die Stille des nie vergessenen Graz mit seiner schönen landschaftlichen Umgebung und nach seiner Lieblingsschöpfung, dem Sanatorium Maria Grün. Dort gedachte er nicht etwa stillzusitzen und zu ruhen, sondern er wollte abseits vom Getriebe der Welt desto konzentrierter seiner wissenschaftlichen Arbeit leben, für die er ein unerschöpfliches Material angesammelt hatte, und dazu seinen leidenden Mitmenschen seine reichen Erfahrungen und seine hohe Kunst der Menschenbehandlung zuteil werden lassen. Im April 1902 beging er noch in Wien sein dreißigjähriges Dozentenjubiläum, umgeben von der Liebe seiner Schüler und der Dankbarkeit weitester Bevölkerungskreise, überhäuft mit allen Ehren der Welt. Dann siedelte er Anfang Mai nach dem geliebten Graz über. Aus dieser Zeit stammt eine letzte hochinteressante neue Arbeit „Die Psychosis menstrualis" (1902), worin die Beziehungen und Zusammenhänge im weiblichen Blut- und Wellenleben zwischen Körperfunktion und Gemütsleben behandelt werden. Noch im November schloß er die letzte Auflage seines Lehrbuches mit einem Vorwort, worin nochmals die Geisteskrankheiten als Krankheiten der Person hervorgehoben werden, ab (VII. Auflage, 1903) — wenige Wochen vor seinem Tode. Mitten in neuen Arbeiten begriffen, befielen ihn stärkere Attacken seines Leidens (Nephritis, auf Arteriosklerose beruhend), wozu noch lebenbedrohende Schlaganfälle kamen. Am 22. Dezember 1902 starb K.-E., erst zweiundsechzig Jahre alt — aegrotis inserviendo consumptus!

Es wird wenige Menschen geben, die wie er mit zweiunddreißig

Jahren ein Programm für die Entwicklung ihrer Wissenschaft aufstellen und von denen man nach einem Menschenalter in gleichem Maße sagen kann, daß sie dieses für die Allgemeinheit bestimmte Programm aus sich selbst zur Vollendung geführt, ja sogar darüber hinaus mit unerwarteten Entdeckungen bereichert haben. Die ärztliche und psychiatrische Wissenschaft ist ohne K.-E.s vorwärtsführende Lebensarbeit gar nicht zu denken. Aber auch die benachbarten Wissenschaften, die Beziehungen der Psychiatrie zum Straf- und Zivilrecht, zur Soziologie, verdanken ihm grundlegende Fortschritte. Überall drängt sich die Absicht K.-E.s vor, wissenschaftliche Erkenntnisse praktisch zu verwerten, nicht nur innerhalb der Heilkunde selbst, sondern weit darüber hinausgreifend auf andere kulturelle Gebiete, zum Wohle der Menschheit.

Sein eigener Ausspruch bei der Eröffnung der Straßburger Irrenklinik (1872): „Die Ärzte sind jederzeit die ersten in ihrem Beruf gewesen, die mit reichem Wissen Menschenkenntnis und Menschenfreundlichkeit verbanden" ist an ihm selbst und durch ihn selbst wahrgemacht worden. K.-E. hat sich in der Tat in einem fast vierzigjährigen Arzttum als einer dieser gottbegnadeten Ersten, die alle drei Erfordernisse in sich vereinigten, erwiesen. Und es gilt für ihn zum zweiten das Wort Heinrich Schüle's: „Ein Meister seiner Kunst und dabei ihr getreuer ausübender Diener, ein Arzt der Seele für arm und reich, für hoch und nieder!"

Mit Recht steht, geschaffen von der Meisterhand Kauffungens und feierlich enthüllt durch Ansprachen seiner Kollegen Obersteiner und von Wagner-Jauregg und seines ältesten Freundes Heinrich Schüle (1908), das wohlgelungene Marmorbild von Krafft-Ebings in der Ehrenhalle der Arkaden der Wiener Universität unter den ersten Zierden, den größten Toten dieser Hochschule.

Lit.: 1. Alfred Fuchs, Wiener klin. Rundschau, 1902, Nr. 13 bis 15; 2. derselbe, „Deutsche Irrenärzte", II, 1924, Seite 173 bis 183; 3. H. Schüle, Allg. Zeitschr. für Psychiatrie, 1903, Band LX, Seite 305—329; 4. A. Moll, Die Zukunft, 1903, S. 463 u. f. f.

Max Fischer.

Ludwig Thomas.

Hofrat Professor Georg Friedrich Thomas wurde am 22. Januar 1838 als ältester von drei Geschwistern in Möckern bei

Leipzig geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Schulmann daselbst und stammte, wie seine Gattin, aus Handwerkerfamilien der weiteren Umgebung Leipzigs. Der Sohn widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums mit Hilfe von Universitätsstipendien dem Studium der Medizin in Leipzig und erhielt 1860 die ärztliche Approbation. Nach kurzer Assistentenzeit an der Chirurgischen Klinik in Rostock wurde er Assistent an der Medizinischen Klinik in Leipzig. In der Schule ihres Leiters Wunderlich, eines der hervorragendsten Kliniker seiner Zeit, bildete er sich zum vortrefflichen Arzt und akademischen Lehrer und begründete den Ruf wissenschaftlicher Forschungsarbeit.

1863 habilitierte er sich für das Fach der inneren Medizin. 1865 wurde ihm die Leitung der damals von der Poliklinik abgetrennten Leipziger Distrikspoliklinik übertragen. 1868 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt.

Die praktische Tätigkeit in Leipzig zugunsten der Ärmsten unter den Armen der Stadt bedeutete selbstlose, uneigennützigste Arbeit unter schwierigsten Verhältnissen; um so höher zu bewerten ist die umfangreiche wissenschaftliche Bearbeitung klinischer Erkenntnisse. Da etwa drei Viertel der Patienten aus Kindern aller Altersstufen bestanden, wurde das ärztliche und wissenschaftliche Interesse bestimmend für Infektionskrankheiten, die schlimmsten Feinde des Kindesalters, gefangen genommen. Unter dem Einfluß der Lehre und Untersuchungen Wunderlichs widmete er sich eingehend dem Studium und der Erklärung des charakteristischen Fieberverlaufs der verschiedenen infektiösen Erkrankungen, ihren Besonderheiten und der diagnostischen und prognostischen Bedeutung, sowie ihrer therapeutischen Beeinflußbarkeit. Studien über Scharlach, Masern, Typhus, Wechselfieber, Cholera, fieberhafte Hauterkrankungen, über komplizierende Erkrankungen besonders der Niere, epidemiologische Forschungen — Thomas trat als einer der ersten für die Spezifität der Varizellen ein — schufen eine breite, erkenntnisreiche Basis für die bedeutendste klinische Arbeit über „Die akuten exanthematischen Krankheiten", die 1875 als stattlicher Band des v. Ziemssenschen Handbuches der speziellen Pathologie und Therapie eine erschöpfende Darstellung des damaligen Wissens dieser Erkrankungen brachte und heute noch ihren hohen Wert behalten hat.

Kurz nach ihrem Erscheinen erhielt Thomas einen Ruf als

Polikliniker und Lehrer der Pharmakologie an die Universität Freiburg i. Br. Er begann hier seine Lehrtätigkeit im Wintersemester 1876/77 und wirkte daselbst bis zu seinem am 24. Februar 1907 erfolgten Tode. Diese Zeit ist eng verknüpft mit einem großartigen Aufstieg von Universität, medizinischen Lehranstalten und Stadtgemeinde. Aus denkbar kümmerlichen Arbeitsverhältnissen, nach mehrfachem Hospitieren in ganz unzulänglichen Räumen, schuf er in der Nähe des Marktes am Münsterplatz — im früheren Waisenhaus — eine Arbeitsstätte, die fürs erste den Ansprüchen genügen konnte. Mancherlei Fährnisse, besonders zurzeit der Gründung von Krankenkassen, wurden glücklich überwunden und klinisches Institut und Lehramt als notwendiges Glied städtischer Wohlfahrtseinrichtung und klinischen Lehrbetriebes fest begründet. Durch Lehre und Vorbild im ambulanten Betrieb der Poliklinik wie in der Distriktspoliklinik wurde der Sinn der Studierenden für exakte Gründlichkeit ärztlichen Handelns auch unter schwierigen Verhältnissen, für verständnisvolles Urteil und Hilfsbereitschaft gegenüber sozialer und hygienischer Not geweckt. Die pharmakologische Vorlesung, erweitert durch Besprechung balneologischer und allgemeiner Fragen der Heilkunde, ergänzte die praktischen Bedürfnisse des werdenden Arztes. Eine große Zahl vortrefflicher Ärzte ist aus seiner Schule hervorgegangen.

Das besondere Interesse für die Krankheiten des Kindesalters der Leipziger Zeit und der Drang nach Hilfe und Fürsorge verließ ihn aber auch an der neuen Wirkungsstätte nicht. Aus eigener Initiative, ohne Hilfe von Staat und Stadt, gelang es ihm, durch private Mittel am 19. Februar 1886 den Grundstein für eine Kinderklinik zu legen. Am 8. November 1887 wurde sie als Krönung seines Lebenswerkes eingeweiht. Um die Jahrhundertwende konnte eine Isolierbaracke für Infektionskrankheiten angeschlossen werden. 1901 wurde die Kinderheilkunde offizielles Lehr- und Prüfungsfach. Es war ihm nicht vergönnt, die staatliche Anerkennung und Übernahme der reichen Segen stiftenden Klinikgründung zu erleben.

Von größeren wissenschaftlichen Arbeiten ist die Bearbeitung des semiotischen Teils der „Analyse des Harns" von Neubauer und Vogel in der 8. und 9. Auflage zu nennen. Zahlreiche Untersuchungen und Beobachtungen sind in Dissertationen niedergelegt. Beson-

deres Interesse brachte er balneologischen und klimatischen Fragen entgegen. Als begeistertem Naturfreund war ihm die Umgebung Freiburgs, der Schwarzwald, besonders ans Herz gewachsen. In Wort und Schrift befaßte er sich mit seinen klimatischen Verhältnissen und den Vorzügen des Wald- und Höhenklimas für Gesunde und Kranke, mit den Schätzen seiner Mineralquellen und wußte auch der Kunst des Wanderns treffliche Worte zu widmen. Als Wegbereiter im engsten Sinne des Wortes erschloß er neue landschaftliche Schönheiten und leistete der Freiburger Sektion des Schwarzwaldvereins, dessen langjähriger Leiter er war, wie auch dem Bibliographischen Institut unschätzbare Dienste.

Die enge Beziehung seines Tätigkeitsgebietes zu Stadt und Land, ein offenes Auge für Unzulänglichkeiten und Gefahren im sozialen und hygienischen Leben der Bevölkerung ließen ihn auch tätigen Anteil nehmen an den Aufgaben von Armenrat und Stadtverwaltung, deren Bürgerausschuß er fünfzehn Jahre lang angehörte als tätiges und förderndes Mitglied in einer Zeit hervorragender sanitärer Entwicklung.

Lit.: Nachruf von Geh. Rat Heubner in der Zs. für Kinderheilkunde, Jahrg. 1907. — Schriftliche Aufzeichnungen seines Schülers Professor Rees über eine Jubiläumsrede.

K. Ziegler.

Ernst Ziegler.

Ernst Albrecht Ziegler wurde als Abkömmling einer alten Berner Familie in Messen, einem Ort des Schweizer Kantons Bern, am 17. März 1849 als viertes von sechs Geschwistern geboren. Sein Vater war daselbst reformierter Pfarrer. Unter der Führung dieses in seinem Beruf für alle wirtschaftlichen und kulturellen Fragen, sowie für naturwissenschaftliche Errungenschaften interessierten Mannes verlebte er eine angeregte glückliche Jugend. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Bern im März 1868 widmete er sich daselbst dem Studium der Medizin. April 1872 erhielt er die Approbation als Arzt und promovierte im März 1873 mit einer in Nenckis Laboratorium verfaßten experimentellen Arbeit „Über das Verhalten des Kamphercymols im tierischen Organismus", nachdem er schon im Frühjahr 1872 als Assistent von Professor Klebs am Patho-

logischen Institut eingetreten war. Die pathologische Anatomie fesselte sein Interesse im höchsten Maße, so daß er entgegen der väterlichen Bestimmung zum praktischen ärztlichen Beruf beschloß, ihr weiter treu zu bleiben. So siedelte er mit Klebs nach dessen Berufung nach Würzburg über und blieb daselbst auch nach dessen Berufung nach Prag unter seinem Nachfolger Rindfleisch. 1874 verheiratete er sich mit der Tochter des Theologieprofessors Studer aus Bern.

Mit eiserner Energie und unermüdlicher Arbeitskraft, sowie lebendigstem Interesse für alle sein Fach betreffenden Fragen, arbeitete er sich in eigenen Untersuchungen, Nachprüfungen, umfassenden Literaturstudien in das große Gebiet ein, um es bald völlig zu beherrschen. Im April 1875 habilitierte er sich mit einer durch experimentelle Anlage und Durchführung aufsehenerregenden Schrift über „Experimentelle Untersuchungen über die Herkunft der Tuberkelelemente mit besonderer Berücksichtigung der Histogenese der Riesenzellen" für das Fach der pathologischen Anatomie. Unter den schwierigsten Arbeitsbedingungen, in Forschung und Lehre ganz auf sich selbst angewiesen, veröffentlichte er zahlreiche bahnbrechende Arbeiten und verbreitete sich sein Ruf als vortrefflicher akademischer Lehrer. Als väterlicher Freund trat ihm der große Anatom und Histologe Kölliker helfend zur Seite. Mancherlei Anregung verdankte er auch dem großen Kliniker Karl Gerhard. Am 1. November 1878 siedelte er an das Pathologische Institut in Freiburg i. Br. unter Professor Maier über und wurde im Herbst desselben Jahres zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Frühjahr 1881 erfolgte die Berufung als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie nach Zürich. Am 1. April 1882 folgte er einem Ruf in gleicher Eigenschaft nach Tübingen. Hier blieb er bis Frühjahr 1889, um dann einer erneuten Berufung nach Freiburg i. Br. zu folgen.

In Freiburg wirkte er bis zu seinem Tode am 30. November 1905 im siebenundfünfzigsten Lebensjahr. Er starb an den Folgen einer Herzwandentzündung, die er sich in jungen Jahren durch eine Infektion im Beruf zugezogen hatte und welche ihre düsteren Schatten eineinhalb Jahre lang vor dem Ende geworfen hatte.

Ernst Ziegler war einer der führenden Pathologen seiner Zeit von internationalem Ruf, gesucht von den Jüngern der Wissenschaft

aus den bedeutendsten Kulturländern der Erde, von maßgebendem Einfluß auf Forschung und Lehre der pathologischen Anatomie. Streben nach Erkenntnis, Arbeitsfreude, Wagemut, Begeisterung für die großartige Entfaltung wissenschaftlichen Lebens nach dem großen Kriege, lebhaftestes Interesse für den neuen Antrieb, den die Lehre von den Grundlagen der Krankheit durch Virchows bahnbrechende Untersuchungen und seine Begründung der Zellularpathologie erfahren hatte, führten ihn zur pathologischen Anatomie. Histologische Erforschung der Grundprobleme pathologischer Veränderungen mit Hilfe des Experiments zogen ihn am meisten an. So entstanden Arbeiten über die Grundlagen der entzündlichen Gewebsveränderungen, über den Aufbau der Tuberkelelemente, über die Entstehung und Natur der tuberkulösen Gewebsveränderungen, über pathologische Bindegewebs- und Gefäßneubildung, über krankhafte Veränderungen des Knorpel- und Knochensystems, des Zentralnervensystems, von Herz, Herzklappen, und Gefäßen, grundlegende Untersuchungen über Nierenerkrankungen, über Geschwulstbildungen u. a. m.

Kritik, Vorsicht in der Bewertung der Resultate, sinnvolle und planmäßige Einordnung in die großen Zusammenhänge allgemeiner und grundlegender Fragestellungen, Kenntnisse und Erkenntnisse gaben dem Dreißigjährigen den Mut und die Fähigkeiten, der Aufforderung des Jenaer Verlegers Gustav Fischer folgend, ein Lehrbuch der pathologischen Anatomie zu verfassen. 1881/82 erschien die erste Auflage der Allgemeinen und speziellen Anatomie, ein Lehrbuch, dessen rasch folgende Auflagen, ins Englische, Französische und Italienische übersetzt, alsbald das Lehrbuch der pathologischen Anatomie werden sollten. Die Arbeit an seinem Handbuch wurde ihm zur Lebensaufgabe, welche ihn dauernd, täglich beschäftigte. In ihm findet sich eine umfassende, kritische Verarbeitung der Literatur so ziemlich aller klinischen und theoretischen Disziplinen, eine gewaltige Summe eigener Untersuchungen und der Arbeiten seiner Schüler, oft in Sätze oder Worte zusammengedrängt. Jede Auflage wurde erweitert durch Bearbeitung neuer Fragenstellungen, Lücken ergänzt durch neue Untersuchungen. Anschauliches reiches Bildmaterial und Anführung der maßgebenden Literatur erleichterten Verständnis und spezielles Studium. Ein Werk nicht enzyklopädischer Art, sondern entstanden auf der breiten Basis eigenster

Erfahrung und Erkenntnis. Die fünf ersten Auflagen erschienen innerhalb fünf Jahren, elf in 24 Jahren.

In literarischen Aufsätzen beschäftigten ihn daneben besonders die Fragen der allgemeinen Pathologie, Entzündungslehre, Vererbungsfragen, Fragen der Immunität, Untersuchungen über Fieber, Geschwulstentstehung, Blutgerinnung, Arteriosklerosefragen, Tuberkuloseforschungen, Erkrankungen des Knochensystems u. a.

In 150 Arbeiten von Schülern aus Deutschland und dem Ausland, besonders Rußland, Japan und Italien, in 224 Dissertationen kasuistischen und experimentellen Inhalts, welche alle Gebiete der pathologischen Anatomie umfassen, erkennt man die umfassenden, zu einheitlichen Gesichtspunkten sich vereinigenden Fragestellungen. Fragestellung, Hilfe und Überwachung der Ausführung, Redigierung, tägliche Beschäftigung mit jedem einzelnen bedeuteten eine außerordentliche Summe persönlicher Arbeit.

Neben diesen Arbeiten schuf E. Ziegler aber noch eine bedeutsame Erweiterung und Zentralisation der literarischen Stellung seines Faches durch die Gründung der Beiträge zur pathologischen Anatomie und allgemeinen Pathologie im Jahre 1886 zur Aufnahme fachwissenschaftlicher Beiträge und monographischer Bearbeitung pathologischer Fragen. Im Jahre 1890 folgte die Gründung des Zentralblattes für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, beide im Verlag von Gustav Fischer in Jena, der ihn in der Ausstattung hervorragend unterstützte. Das Zentralblatt diente der Belehrung durch das Referat und zur Aufnahme kurzer, rasch zu veröffentlichender Aufsätze. Die Redaktion der Beiträge besorgte er selbst, die des Zentralblattes nur in der ersten Zeit. Das Zentralblatt wurde alsbald das offizielle Organ der Deutschen pathologischen Gesellschaft.

Tausende von Studierenden genossen seinen Unterricht, zahlreiche namhafte Gelehrte des In- und Auslandes zählten und zählen zu seinen Schülern. Große Arbeiten waren in Vorbereitung, eine große monographische Bearbeitung der Frage der Wundheilung lag in Material und Anlage fertig vor, als der Tod ihn überraschte.

„Frische Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit für das neue, gepaart mit Kaltblütigkeit und kühl abwägender Vorsicht", „fest und aufrecht auf dem Boden der Wirklichkeit, mit sich selbst

im Reinen, geistig frei und von unbestechlicher Wahrheitsliebe, klar und bestimmt in seinem Wollen, gerecht in der reifen Milde des Urteils, abhold jeder Pose und Phrase, bescheiden und äußerlich anspruchslos in dem Bewußtsein seiner Kraft, von zartester Rücksicht, scharf nur gegen Lüge und Heuchelei", so lebt er nach den schönen Gedenkworten des damaligen Dekans der Medizinischen Fakultät in Freiburg, Geh. Rat Hoche, in der Erinnerung.

Zahlreiche wissenschaftliche Ehrungen wurden ihm zuteil: er war Mitglied der Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher (1884), Korrespondierendes Mitglied der Società medico-chirurg. di Bologna (1889), Ehrenmitglied der Academia medico-chirurgica di Perugia (1890), Ehrenmitglied der Ärztlichen Gesellschaft von Kiew (1892), Korrespondierendes Mitglied der Academia medico-fisica Fiorentina (1891), Ehrenmitglied der Pathological Society of London (1896), Ehrenmitglied der Medizin. Kaiserl. Militär-Akademie in St. Petersburg (1899), Korrespondierendes Mitglied der Physikalisch-medizin. Gesellschaft zu Erlangen (1899), ferner Ehrenmitglied des Vereins Freiburger Ärzte, Ehrenmitglied der Gesellschaft russischer Ärzte in St. Petersburg, Ehrenmitglied der Kaiserlichen Universität Jurjeff und Ehrenmitglied der Kaiserl.-Königl. Gesellschaft der Ärzte von Wien (1905).

Lit.: Nachruf von Professor C. Nauwerk in den Beiträgen für patholog. Anatomie u. allgem. Pathologie, Band XXXVIII (1905), mit Literaturzusammenstellung von Dr. W. Schultze. — Nachruf von Professor Dr. Gierke, Münchner Mediz. Wochenblatt, Heft 52 (1905), und von Professor H. B. Schmidt, Zentralblatt für allgemeine Pathologie u. path. Anatomie, Band XXVI, Nr. 24, Seite 977.

K. Ziegler.

Ferdinand Battlehner

wurde am 16. Februar 1824 in Wiesloch als Sohn des dortigen Lehrers Johann Battlehner und dessen Ehefrau, Philippine von Wetzel, geboren. Nach dem Tode seines Vaters, der zuletzt Hauptlehrer in Östringen war, verzog der erst dreizehn Jahre alte Sohn mit seiner Mutter nach Rastatt, woselbst er sämtliche Klassen des

dortigen Lyzeums absolvierte und zu den vielversprechendsten Schülern gehörte. Nach Absolvierung desselben siedelte er nach der Universität Heidelberg über.

Obgleich für Mathematik und Naturwissenschaft begeistert, entschloß er sich dennoch zum Studium der Medizin, welches er auf der Universität mit großem Eifer aufnahm. Insbesondere waren der anatomische Präpariersaal unter Tiedemann und das chemische Laboratorium unter Gmelin die Bildungsstätten, in denen er die Fundamente zu einer tüchtigen ärztlichen Vorbildung legte. Bald lenkte sich die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf den Studenten, und so wurde er noch als Kandidat von dem damals vielgenannten Nägele sen. als Assistent in dessen geburtshilfliche Klinik berufen. Hier gewann er das Vertrauen seines Vorstandes und Lehrers in dem Maße, daß ihm dieser eine sehr weitgehende selbständige Tätigkeit überließ.

Nach zweijährigem Wirken als Prosektor und Privatdozent in Freiburg, wo er Osteologie, Syndesmologie und Abschnitte aus der pathologischen Anatomie vortrug, wandte er sich der praktischen Medizin zu und ließ sich in Renchen nieder, woselbst er sich in kurzer Zeit einer umfangreichen Praxis erfreuen konnte. In dieser Zeit entstand auch der Ortenauer ärztliche Verein, zu dessen Mitbegründern er gehörte.

Sehr bald wurde er durch Operationen der eingreifendsten Art in weiten medizinischen Kreisen bekannt; so unternahm er die ersten Laparotomien, welche trotz des damals noch unbekannten antiseptischen Verfahrens dennoch von Erfolg gekrönt waren und sich den Statistiken weitbekannter Spezialisten an die Seite stellen durften. Besonders hoch schätzten ihn die Frauen, welche in ihm den stets bewährten Helfer in schwerster Stunde verehrten, dessen Ruf sich auf einen für damalige Verhältnisse großen Umkreis erstreckte, und ihn oft zu Konsultationen und als Operateur nach auswärts führte.

Battlehner fühlte sich in seinem Berufe glücklich, zumal ein junger Ehestand sein häusliches Leben erhellte und verschönte. Im Jahre 1866 wurde er in Würdigung seiner Leistungen zum Medizinalrat ernannt und in das damalige Großherzogliche Ministerium des Innern berufen, dem er nahezu vierzig Jahre als Medizinalreferent angehörte. Mit großem Bedauern sah man ihn aus

seinem bisherigen Wirkungskreise scheiden; als Zeichen ihrer Wertschätzung verlieh ihm die Stadt Renchen das Ehrenbürgerrecht.

In seiner nunmehrigen Eigenschaft als Medizinalreferent und Kreisoberhebearzt bearbeitete er viele Verordnungen und Dienstweisungen, welche zum großen Teil noch heute Geltung haben. Die Organisationen auf dem gesamten Gebiete der gerichtlichen Medizin, des Schul- und Irrenwesens, des Hebammenwesens, der öffentlichen Gesundheitspflege und der Landkrankenpflege, neue Vorschriften über Bekämpfung des Puerperalfiebers, die Gründung der Kreis- und Pflegeanstalten, sind hauptsächlich seiner Tätigkeit zuzuschreiben.

Bald nach seiner Versetzung nach Karlsruhe wurde ihm die Errichtung und Leitung der neuen Vereinsklinik, welche die Hochherzigkeit der Großherzogin Luise ins Leben rief, übertragen und gab ihm reiche Gelegenheit, seine in der Chirurgie und Gynäkologie gesammelten Erfahrungen in ausgiebigem Maße zu verwerten. Im Jahre 1883 erfolgte die Berufung Battlehners als außerordentliches ständiges Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin. Bei Ausbruch des Krieges 1870/71 erhielt er vom Kriegsministerium die Ernennung zum Chefarzt des Karlsruher Garnisonlazaretts, eine Stellung, welche er auch nach Schluß des Feldzuges noch längere Zeit innehatte.

Im Jahre 1901 legte er seine gesamte amtliche und privatärztliche Tätigkeit nieder, doch blieb er keineswegs müßig, vielmehr widmete er nun seine Zeit der Förderung des Frauenvereins und der Krankenpflege; hierbei ist gewissermaßen als seine letzte Arbeit die über ganz Baden sich erstreckende mustergültige Organisation zur Bekämpfung der Tuberkulose zu betrachten, welche wohl als einer der bedeutungsvollsten Zweige seines reichen, dem Wohle der leidenden Menschheit gewidmeten Lebens gelten kann. Von seinem Landesherrn wurde er durch Verleihung von Titeln (1868 Obermedizinalrat, 1887 und 1896 Geheimer Rat dritter und zweiter Klasse) und hoher Orden, u. a. des Großkreuzes des Zähringer Löwens und des Bertholdordens, ausgezeichnet. Bei allen diesen Ehrungen und Erfolgen blieb Battlehner stets der einfache und natürliche Mensch, der allen Heilungsuchenden ob hoch oder nieder mit der gleichen Wärme und Menschenliebe zu helfen suchte. Am 26. November 1906 machte der Tod seinem an Arbeit und Erfolgen

reichen Leben ein Ende. Auf dem stillen Dorffriedhofe zu Östringen, neben seinen Eltern, wurde der Verblichene seinem Wunsche gemäß bestattet, sein schlichtes Grabmal, mit einem Bronzereliefbildnis von Hermann Volz geschmückt, trägt seinen Wahlspruch, dem er allezeit nachgelebt: „Das Gute ist sich selbst Zweck".

Th. Battlehner.

Ludwig Fischer.

Ludwig Fischer wurde als jüngster Sohn des badischen Hauptmanns, späteren Majors Sebastian Fischer, der in den napoleonischen Kriegen und nachher persönlicher Adjutant des Markgrafen Wilhelm von Hochberg, des Befehlshabers der badischen Truppen, war, am 12. Juli 1829 in Karlsruhe geboren. Er besuchte in Heidelberg das Lyzeum und widmete sich dort dem Studium der Medizin unter Lehrkräften wie Gmelin, Jolly, Henle, von Chelius, Lange, Pfeufer und Friedreich. Das ärztliche Staatsexamen bestand er 1853 mit dem Prädikat vorzüglich und ließ sich nach einem Studienaufenthalt in Wien, später in Paris, als praktischer Arzt in Pforzheim nieder, wo er seit 1855 als Assistent der Bezirksarztes verwendet und 1859 als Bezirksassistenzarzt staatlich angestellt wurde. 1861 ging er mit Ida Harrich die Ehe ein, aus der sechs Kinder entstammten. 1864 wurde er Bezirksarzt in Überlingen am Bodensee und verwaltete diesen weitverzweigten, später noch vergrößerten Amtsbezirk 18 Jahre lang als Medizinalbeamter erfolgreich. Auch als Gerichtsarzt und Badearzt bewährte er sich. Unter anderem verdankt Überlingen seinem Vorgehen das neue Spital. Über die Grenzen seines Bezirks hinaus war er ein vielgesuchter und beliebter Arzt; außer als allgemeiner Hausarzt und Kinderarzt betätigte er sich insbesondere auch als geschickter Operateur und Geburtshelfer. Manche Erfahrungen veröffentlichte er in den „Ärztlichen Mitteilungen für Baden": („Ein Bauchschnitt mit glücklichem Erfolg bei Ileus", 1860, also aus der Zeit vor Antiseptik und Asepsis — „Tracheotomie bei Croup" — „Transfusion", 1866 — „Die Cholera in Zürich", 1867 usw.).

Im Jahre 1882 erfolgte L. Fischers Ernennung zum Bezirksarzt in Pforzheim. Hier setzte er neben seinem Hauptamte vor allem seine Untersuchungen über animale Impfung mit Staatsunterstützung fort, womit man hoffen durfte, die Gefahren der

menschlichen Lymphe, d. h. der bisherigen Impfung von Arm zu Arm mit ihren Infektionsmöglichkeiten (Lues usw.), auszuschalten. F. wurde durch seine Studien und Versuche ein überzeugter, eifriger Vorkämpfer für die Einführung der animalen Impfung an Stelle der bisherigen in Baden und im Reiche. Dabei hatte er das Glück, zweimal (1886 und 1890) Stoff von echten Menschenblattern zur Überimpfung auf das Tier und zur Gewinnung eines hochwertigen, artbeständigen Impfstamms zu erhalten. Bei seinem eigenen Enkel machte er damit die Probeimpfung. Zugleich konnte er so den Erweis der Identität zwischen Menschen- und Tierblattern, d. h. der Abstammung der Kuhpocken von den Menschenpocken (durch Übertragung), einwandfrei erbringen und auch bisherige Gegner (insbesondere französische Gelehrte) eines Besseren belehren.

Im Jahre 1886 wurde die staatliche badische Impfanstalt in Karlsruhe auf dem Gebiete des neuen Schlachthofes begründet und L. Fischer als zweiter Bezirksarzt, Medizinalreferent beim Landgericht und Impfanstaltsvorstand nach Karlsruhe versetzt. Die Karlsruher Anstalt hob er zu einem der geachtetsten Fachinstitute in Deutschland, das seinen bewährten, auch tropenfähigen Impfstoff weithin, z. B. auch in die deutschen Kolonien, versandte. Die Militärärzte unterwies F. in dem neuen Verfahren. Dem Verbande Deutscher Oberimpfärzte und Impfanstaltsdirektoren gehörte er als angesehenes Vorstandsmitglied an.

Für die von ihm ausgearbeitete bzw. verbesserte Methode trat F. in verschiedenen Veröffentlichungen ein, so: „Das Institut für animale Impfung in Pforzheim" (1884), „Die Impfanstalt in Karlsruhe" (1891), „Über Variola, Vaccine und Züchtung der Variola-Vaccinelymphe" (1890, 1891, 1892), „De la transformation de la variole en vaccine" (Semaine médicale, 1892).

Im Jahre 1899 trat F., der unterdessen Medizinalrat (1881) und Geheimer Hofrat (1894) geworden war, von der Bezirksarztstelle, wobei er den Titel Geheimer Rat erhielt, und im Jahre 1900 auch vom Amte des Impfanstaltsvorstandes zurück. Am 31. August 1901 starb er in Karlsruhe an den Folgen einer Apoplexie nach fast fünfzigjähriger verdienstvoller Wirksamkeit. Sein ganzes Wesen und seine hohe Idee vom Arzttum kennzeichnet am besten sein zeitlebens vertretener Standpunkt, der Arzt solle eigentlich mit Gelderwerb nichts zu tun haben, sondern vom Staate so sorgenfrei

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gestellt sein, daß er uneingeschränkt und rein nur seiner Mission, der Ausübung der Heilkunst an den Kranken und dem Wohle der Menschheit überhaupt, leben könne.

Max Fischer.

August Joos.

Der Name „Joos" ist mit dem badischen Schulwesen aufs innigste verbunden und er hat seinen guten Klang, obwohl sein Träger schon bald 20 Jahre aus dem Leben geschieden ist, noch bis in die heutige Zeit bewahrt; ein Beweis für die nachhaltige Wirkung dessen, was Joos auf dem Gebiet der Schule geschaffen hat.

August Joos wurde am 17. Februar 1833 in Waldkirch i. Br. als Sohn eines Mühlenbesitzers geboren. Hervorragend begabt strebte er nach der Entlassung aus der Volksschule eine wissenschaftliche Ausbildung an. Nachdem er während nur zwei Jahren von einem Geistlichen und einem jungen Juristen den nötigen Unterricht für den Übergang in die „Gelehrtenschule" erhalten hatte, trat er im Spätjahr 1848 in die damalige Oberquinta des Lyzeums in Freiburg über, von dem er im Jahre 1851 zur Universität entlassen wurde. Die Anstalt stand unter der Leitung des Direktors Nokk, des Vaters des — Joos im Lebensalter um ein Jahr vorangehenden — späteren Ministers Nokk. In diese Zeit werden wohl die ersten Fäden für die freundschaftlichen Beziehungen zurückreichen, die, während der folgenden Universitätszeit durch die Zugehörigkeit der beiden Studierenden zu der Freiburger Burschenschaft Teutonia enger geknüpft, für das ganze Leben fortbestanden und für die spätere Laufbahn von Joos wohl nicht ohne Bedeutung waren. Joos widmete sich auf der Hochschule zu Freiburg und während zweier dazwischen liegender Semester auf der Hochschule zu Heidelberg, wo er Vangerow, Mittermaier, Roßhirt und Zöpfl hörte, dem Studium der Rechtswissenschaft. Dabei trat seine, auch im späteren Leben bewahrte Vorliebe für die Mathematik durch den Besuch einer Reihe mathematischer Vorlesungen hervor. Im Jahre 1855 bestand er die erste und im Jahre 1858 die zweite juristische Prüfung, beide mit der Note „gut". Während des Vorbereitungsdienstes auf die zweite Prüfung und nach deren Bestehen war er bei verschiedenen Gerichten, in der Anwaltschaft und zuletzt im

Sekretariat des Handelsministeriums tätig. Von all diesen Behörden, besonders auch von dem Handelsministerium, wurden neben seinem Fleiß und seinem Streben nach Weiterbildung seine umfassenden Kenntnisse, seine geschäftliche Sicherheit und Gewandtheit, und vor allem sein „seltener Scharfsinn" anerkannt: Vorzüge, die ihn während seiner ganzen beruflichen Laufbahn auszeichneten. Daß bei diesen Anlagen seine Tätigkeit bei einem so bedeutenden Juristen wie dem Obergerichtsadvokaten Bertheau in Mannheim, dessen Mitarbeiter er über zwei Jahre lang war, auf ihn einen besonderen Eindruck machte und bei ihm die Vorliebe für den Anwaltsberuf erweckte, ist verständlich. Nachdem er ein Jahr lang sich vergeblich bemüht hatte, die Genehmigung zur Ausübung der Anwaltschaft in Freiburg, Lahr, Müllheim zu erlangen, erhielt er diese Zulassung gegen Ende des Jahres 1863; dabei wurde ihm als Wohnsitz Freiburg angewiesen. Aber schon nach zwei Jahren — Ende November 1865 — erfolgte seine Berufung als Nachfolger Nokks in den Oberschulrat, die seinem Lebensweg eine neue Richtung gab. Wenn Joos bereits Ende des Jahres 1869 aus dem Oberschulrat wieder ausschied, um die Stelle eines Amtsvorstandes in Oberkirch zu übernehmen, so war dafür, abgesehen von budgetären Gründen, die auch in der Folge einen häufigen Wechsel in der Person des Rechtsreferenten im Oberschulrat herbeiführten, wohl vor allem sein eigener Wunsch bestimmend, wieder in einen Dienst zu kommen, der ihn mit dem Leben und der Bevölkerung in unmittelbarere Beziehung brachte, als dies im Oberschulrat der Fall war. Während der Dauer des Krieges 1870/71 wurde er zeitweise mit der Mitversehung des Bezirksamts Kehl mit dem Wohnsitz in Kehl betraut. Bereits nach drei Jahren — Ende des Jahres 1872 — mußte er Oberkirch und das Renchtal, das ihm durch seine Naturschönheiten und durch den Verkehr mit seiner intelligenten Bevölkerung so viel Schönes und Angenehmes geboten hatte, zu seinem Schmerz wieder verlassen, um die wichtigere Stelle als Amtsvorstand in Pforzheim anzutreten. Aber auch in Pforzheim war seines Verbleibens nicht lange. Nach nur anderthalbjähriger Tätigkeit daselbst wurde er an Stelle des zum Oberschulratsdirektor beförderten Ministerialrats Nokk in das Ministerium des Innern berufen. Sein Arbeitsgebiet war der katholische Kultus und das Schulwesen mit Ausnahme der Hochschulen. Bald darauf wurde

er nebenamtlich mit der Leitung des Oberrats der Israeliten betraut. Mit der Abtrennung des Kultus und Unterrichts vom Ministerium des Innern und seiner Vereinigung mit der Justiz im Frühjahr 1881 trat Joos in das unter der Leitung Nokks neu gebildete Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts über. Gleichzeitig wurde ihm nebenamtlich die Leitung des Oberschulrats übertragen, zu dessen Direktor er im Jahre 1886 ernannt wurde. Die Ernennung hatte für ihn wohl eine Änderung in der amtlichen Stellung, aber keine Änderung seiner dienstlichen Aufgaben zur Folge. Die Leitung des Oberschulrats, die er bisher nebenamtlich versehen hatte, wurde für ihn nun das Hauptamt, während die Geschäftsaufgaben, die er bis dahin als Mitglied des Ministeriums hauptamtlich besorgte, von nun an in vollem Umfang seine nebenamtliche Beschäftigung bildeten. Auf die Dauer überstieg die mit der doppelten Stellung verbundene Arbeitslast bei den im Kultus und Unterricht stets wachsenden Geschäftsaufgaben auch die ungewöhnliche Arbeitskraft eines Joos. Auf sein Ansuchen wurde er im Jahre 1890 von der Führung des Kultusreferats im Ministerium entbunden. Das Referat über den Unterricht behielt er aber weiter bei. Im Jahre 1895 schied er schweren Herzens aus dem ihm lieb gewordenen Unterrichtsgebiet aus, um die Stelle des Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs zu übernehmen, die er im Jahre 1899 mit der Stelle des Präsidenten der Oberrechnungskammer vertauschte. Im Jahre 1907 trat er, nachdem er über vierzig Jahre lang sein reiches Wissen und Können stets opferbereit und arbeitsfreudig dem Staate gewidmet hatte, im Alter von vierundsiebzig Jahren in den Ruhestand.

Im Jahre 1873 war Joos durch das Vertrauen der Einwohner seines früheren Amtsbezirks Oberkirch in die Zweite Kammer des Landtags gewählt worden. Im Winter 1887 trat er nochmals als Vertreter seines heimatlichen Wahlbezirks Waldkirch-Emmendingen für die Landtagsperiode 1887/88 in den Landtag ein. Als Präsident des Verwaltungsgerichtshofs war er, durch das Vertrauen des Großherzogs dazu berufen, Mitglied der Ersten Kammer. Als äußere Ehren, die dem nie danach strebenden Manne zuteil wurden, seien nur erwähnt: seine Ernennung zum Geheimen Rat II. Klasse im Jahre 1892 und zum Wirklichen Geheimen Rat im Jahre 1899, ferner die Verleihung des Großkreuzes des Ordens

vom Zähringer Löwen im Jahre 1904 und der goldenen Kette hierzu im Jahre 1907.

Die Zeit des Ruhestandes konnte Joos nicht lange genießen. Er war für die Ruhe nicht geschaffen. Ein altes asthmatisches Leiden, das in den letzten Jahren verstärkt hervorgetreten, setzte seinem Leben am 25. Juni 1909 ein Ende.

Die glanzvolle äußere Laufbahn bildete die Hülle für ein Leben, das vom Anfang bis zum Ende nie ermüdend mit ernster, anstrengender Arbeit ausgefüllt war. Als Rechtsreferent des Oberschulrats hatte er neben der Besorgung der in das Referat gehörigen sonstigen Arbeiten vor allem die Aufgabe, die einem gemischten — kirchlichen und weltlichen — Zweck dienenden Landes- und Distriktsstiftungen, die bei dem Vollzug des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 über die rechtliche Stellung der Kirche und kirchlichen Vereine in kirchlicher Verwaltung geblieben waren, auf ihre rechtliche Natur zu untersuchen, um die Ausscheidung der für die Schulzwecke nötigen Deckungsmittel herbeizuführen. Daneben kam ihm als besondere Arbeit noch der Vollzug des Schulaufsichtsgesetzes vom 29. Juli 1864 zu. An den Vorarbeiten zu dem Elementarunterrichtsgesetz vom Jahre 1868 und an der Aufstellung des Entwurfs zu dem Gesetz war Joos nicht beteiligt. Die Arbeiten waren bei seinem Eintritt in den Oberschulrat im Januar 1866 bereits endgültig abgeschlossen.

Als Kultusreferent des Ministeriums hatte Joos die undankbare Aufgabe, zwei von der katholischen Kirche als Kulturkampfgesetze bekämpfte Gesetze, das Gesetz über die wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichen vom 29. Februar 1874, das von den Geistlichen als Voraussetzung für die Zulassung zur Ausübung kirchlicher Funktionen die vorherige Ablegung einer staatlichen Prüfung verlangte, und das Altkatholikengesetz vom 15. Juni 1874, das auf einem Initiativantrag der II. Kammer beruhte, in Vollzug zu setzen. Als infolge Aufhebung des Gesetzes vom 29. Februar 1874 durch das Gesetz vom 5. März 1880 die Beziehungen des Staates zu der katholischen Kirche sich wieder freundlicher gestalteten, war Joos an den Verhandlungen wegen Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles in hervorragender Weise beteiligt. Das gleiche gilt von der späteren Neubesetzung im Jahre 1886. Von dauerndem Wert für die Kirchen waren die von Joos bearbeiteten und im Landtag vertretenen Gesetze über die Aufbesserung gering besoldeter Geistlicher vom 25. August 1876 und

über die Einführung der örtlichen kirchlichen Besteuerung vom 26. Juli 1888.

Auf dem Gebiet der Schule war Joos besonders an der Ausarbeitung des Gesetzes vom 18. September 1876 über die Einführung der gemischten Schule und den hierzu erlassenen Vollzugsvorschriften, wozu auch das Gesetz über die Baulastenablösung vom 20. Februar 1879 gehörte, beteiligt, ferner an dem Gesetz vom 1. April 1880 über die Verwendung von Frauen im Schuldienst.

Als Leiter des Oberschulrats entfaltete Joos nach allen Seiten eine regsame Tätigkeit. Auf dem Gebiet der Volksschule galt es vor allem, die Wege für die Durchführung des Gesetzes vom 18. September 1876, das noch nach manchen Richtungen hin auf Widerstand stieß, zu ebnen. Er tat dies durch eine nach allen Seiten gleichmäßige, gerechte Anwendung der Bestimmungen, eingedenk des seinerzeit von dem Großherzog amtlich ausgesprochenen Wunsches, daß der Vollzug der zur Durchführung des Gesetzes erlassenen Verordnung „mit Vorsicht und Milde zu bewerkstelligen sei". Das Jahr 1884 und die folgenden Jahre brachten eine Reihe kleinerer Gesetze, auf deren Gestaltung Joos einen maßgebenden Einfluß ausgeübt hatte. Dies gilt besonders auch von dem Gesetz vom 25. Juli 1888 über die Verbesserung der Einkommensverhältnisse der Lehrer. Die Hauptarbeit auf dem Gebiet der Volksschule aber bildet das Gesetz vom 13. März 1892, das im Anschluß an die Neuregelung der Gehaltsverhältnisse der Lehrer das ganze Gebiet der Volksschule einer durchgreifenden Reform unterzog, so daß nur noch ein kleiner Teil des Gesetzes vom Jahr 1868 unverändert blieb. Vor allem wurde darin den größeren Städten eine weitgehende Autonomie auf dem Gebiet der Volksschule eingeräumt.

Auch der Ausgestaltung der Fortbildungsschule wandte Joos seine besondere Aufmerksamkeit zu. Es war seinem auf das Praktische eingestellten Sinn klar, daß hier eine stärkere Betonung nach der beruflichen Seite not tue. Die Frucht dieser Erkenntnis waren die beiden im Jahr 1891 erlassenen Verordnungen über die Einrichtung gewerblicher Fortbildungsschulen und die Einführung von hauswirtschaftlichem Unterricht mit Übungen im Kochen für fortbildungsschulpflichtige Mädchen. Noch nach seinem Ausscheiden aus der Schulverwaltung verfolgte er diesen Gedanken weiter, indem er als Mitglied der I. Kammer bei Erstattung des Berichts über das Gesetz

vom 15. August 1898 über den gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsunterricht auch die Ausgestaltung des Fortbildungsunterrichts nach der landwirtschaftlichen Seite in Anregung brachte.

Auf dem Gebiet der höheren Schulen wandte Joos seine fördernde Tätigkeit vor allem der Einrichtung lateinloser, der Ausbildung für einen bürgerlichen Beruf dienender Anstalten zu, die die Benennung „Realschulen" erhielten. Die rechtliche Grundlage für die Errichtung solcher Anstalten wurde geschaffen durch die landesherrliche Verordnung über die Organisation der Realmittelschulen vom 29. Januar 1884. Damit wurde mit der Überlieferung gebrochen, die das Latein als „formales Bildungsmittel" für die unerläßliche Grundlage jeder höheren Schule erklärte. Die kräftige Entwicklung, die die neue Schule nahm, führte im Jahr 1893 zu ihrem Ausbau zur Oberrealschule. Das Realschulwesen in Baden verdankt seinen raschen Aufschwung und seine fortschreitende Entwicklung in erster Reihe dem weitsichtigen und zielbewußten Vorgehen von Joos, der sich dadurch in anderen Kreisen vielfach dem tatsächlich nicht begründeten Verdacht aussetzte, als sei er kein Freund des humanistischen Gymnasiums. Auch der erstmals im Jahr 1890 in Baden aufgetretene Plan der Errichtung einer gymnasialen Lehranstalt auf neusprachlichem Unterbau fand bei Joos in Erinnerung an seinen eigenen Studiengang tatkräftige Unterstützung.

Nicht minder war seine Teilnahme an der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in der zweiten Hälfte der 1870er Jahre.

Aus seiner Tätigkeit beim Verwaltungsgerichtshof ist besonders das von dem Gerichtshof unter seiner Leitung im Jahre 1898 erlassene, nach der rechtlichen Seite äußerst komplizierte Urteil über die Erbschaftssteuerpflicht der Standesherrschaft Fürstenberg hervorzuheben.

Was Joos auf dem Gebiet der Volksschule, der Fortbildungsschule und der höheren Lehranstalten erarbeitet hat, das hat er in zwei Werken in dankenswerter Weise der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt. Das Buch über die Volksschule, Druck und Verlag von Emmerling, Heidelberg, erschien in erster Auflage 1872. Es folgten unter dem Titel „Gesetze und Verordnungen über Elementarunterricht und Fortbildungsunterricht im Großherzogtum Baden" zwei weitere Auflagen im Jahre 1879 und im Jahre 1902 (785 Seiten). Das Buch über die „Mittelschulen im Großherzogtum Baden", Karlsruhe,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Druck und Verlag von J. Lang, erschien gleichfalls in zwei Auflagen in den Jahren 1882 und 1898 (535 Seiten). Zu letzterem Werk erschien im Jahr 1909 ein Ergänzungsband, der das „Lehramt und die Berechtigungen" behandelte. Beide Werke, besonders aber das Buch über die Volksschule, sind Standardwerke, die ihren Wert behalten werden, wenn sich die Gesetzgebung im einzelnen auch ändern sollte. Besonders wertvoll sind die in beiden Werken der Behandlung des dogmatischen Stoffes vorausgeschickten umfassenden geschichtlichen Einleitungen. Die Behandlung der einzelnen Gesetze und Verordnungen zeichnet sich durch ebenso umfassende, als klare und bündige Darstellung aus. Beide Werke sind bis in die neueste Zeit für jeden, der sich mit dem badischen Schulwesen dienstlich oder privatim beschäftigt, unentbehrliche Hilfsmittel geblieben. Joos genießt jetzt noch den Ruf, der beste Kenner des badischen Schulwesens gewesen zu sein.

Joos war von Haus aus und blieb, so lange er lebte, ein Sohn seiner oberbadischen Heimat. Seine ganze Art atmete etwas von der herben, frischen Luft der Schwarzwaldberge und der Eigenart ihrer Bewohner. Er war kein Mann der Rede, sondern der Tat; jedem äußerlichen Gepränge und repräsentativen Auftreten abhold, von scharfem, durchdringendem Verstand, im persönlichen Verkehr kurz, aber liebenswürdig und mit einem warmen, stets hilfsbereitem Herzen. Er war Mitglied der Nationalliberalen Partei, aber unparteiisch in der Behandlung von Personen und Sachen. Ausschlaggebend in der Wertschätzung seiner Untergebenen war für ihn nicht die Zugehörigkeit zu einer Partei, sondern lediglich die persönliche Tüchtigkeit. So hatte er ungeachtet seiner dienstlichen Tätigkeit, die ihn in manchen Beziehungen in Gegensatz zu der katholischen Geistlichkeit bringen mußte, unter diesen viele persönliche Freunde. Rasch und unermüdlich in der Arbeit, war er ein Meister im sprachlichen Ausdruck. Seine Schreibweise war klar und bestimmt. Er betrachtete die Pflege der deutschen Sprache als eine dienstliche Aufgabe der Oberschulbehörde und hielt deshalb auch bei seinen Mitarbeitern streng darauf, daß die Verfügungen der Behörde dieser Forderung in jeder Beziehung gerecht wurden.

Seine Erholung suchte er außer im Kreis seiner Familie im stillen Verkehr mit Freunden und in der Natur. Er war ein großer Naturfreund und ein eifriger Läufer. So war es nichts Ungewöhnliches,

daß zur Sommerszeit die aufgehende Sonne ihn bereits auf dem Weg nach den Bühler Bergen begrüßte und daß er beim Abstieg manchen Bekannten durch sein Erscheinen in Erstaunen setzte.

Als Mensch und Beamter gleich geschätzt, genoß Joos die Hochachtung und Verehrung seiner Zeitgenossen. In unserer Erinnerung aber lebt er fort als das Bild eines hervorragenden, um den badischen Staat und sein Schulwesen hochverdienten Beamten und eines geraden, aufrechten Mannes von schlichter Art und vornehmer, edler Denkungsweise.

Franz Schmidt.

Georg Peter Weygoldt,

Geh. Hofrat, Mitglied des Oberschulrats und Abgeordneter der Zweiten Kammer der Badischen Landstände, wurde am 18. August 1844 in Lützelsachsen bei Weinheim geboren. Sein Vater, Küfer und Landwirt in Lützelsachsen, stammte von dem in der Nähe gelegenen Hofgut Oberkunzenbach, das die Vorfahren, eingewanderte Sachsen, seit Jahrhunderten besaßen. Dem zähen Bauerngeschlecht seiner Ahnen verdankte Weygoldt wohl jene unverwüstliche geistige und körperliche Frische und jenen eisernen Willen, die ihn befähigten, trotz schwerer Entbehrungen sich aus eigener Kraft emporzuringen vom Volksschüler zum Zögling des Lehrerseminars, vom Unterlehrer zum Theologiestudenten und Pfarrkandidaten. In einer im Jahre 1893 abgeschlossenen, nach seinem Tod erschienenen Selbstbiographie hat Weygoldt so Außergewöhnliches über die fast übermenschlichen Anstrengungen und Leistungen seiner Jugendjahre erzählt, daß einiges hier Platz finden muß, weil damit am besten der feste Charakter des Mannes gezeichnet wird. Die Eltern entschlossen sich, trotzdem sie neun Kinder besaßen, den wissensdurstigen Sohn nach Durchlaufen der Volksschule in Lützelsachsen dem Lehrerberuf zuzuführen. Die Vorbereitung für das Seminar wurde zwar von Hauptlehrer Fath in Weinheim geleitet, aber im großen und ganzen mußte der lernbegierige Schüler sich die Aufgaben selbst stellen und die Kenntnisse ohne Mithilfe erwerben, da sein vielbeschäftigter Lehrer nur zum Abhören Zeit hatte. Von Ostern 1861 bis Ostern 1863 besuchte der wohl vorbereitete Präparand das unter der Leitung des bedeutenden Pädagogen Stern, eines Pestalozzischülers, stehende Seminar

in Karlsruhe, wo er sich mit besonderem Eifer den Fächern Musik, Zeichnen und Geschichte widmete. Nach der Abgangsprüfung wurde Weygoldt zunächst als Hilfslehrer in Strümpfelbrunn, Bretten und Heidelsheim verwendet und erhielt Ende des Jahres 1864 eine Unterlehrerstelle an dem damals sehr gut besuchten Institut von Erhardt in Heidelberg. In dieser Anstalt vollbrachte Weygoldt nach seiner eigenen Angabe die größte Leistung seines arbeitsreichen Lebens, indem er außer 32 Pflichtstunden wöchentlich acht Privatstunden erteilte und sich gleichzeitig in 23 Monaten beinahe ohne Unterrichtsstunden, nur durch Selbststudium, auf das Gymnasialabiturium vorbereitete, das er auch im Herbst 1866 bestand. Die Bewältigung der Riesenarbeit hatte er seinem hervorragenden Gedächtnis zu danken, das ihm ermöglichte, in einer Stunde mehr als 100 lateinische und griechische Wörter sich einzuprägen, vor allem aber seiner seltenen Willenskraft, die so stark vorherrschte, daß er sich in den zwei harten Arbeitsjahren keinen freien Tag und nie mehr als fünf Stunden Schlaf gönnte. Herbst 1866 bezog Weygoldt die Universität Heidelberg, widmete sich dort mit besonderer Vorliebe dem Studium der Philosophie bei Eduard Zeller, betrieb aber auch eifrig theologische und geschichtliche Studien bei Männern wie Rothe, Hitzig, Schenkel, Holtzmann, Gaß, Hausrath, Köchly und Häusser. Im Frühjahr 1870 bestand er mit Auszeichnung die theologische Hauptprüfung und erwarb sich zwei Jahre später die philosophische Doktorwürde in Jena. Da ihn die Verhältnisse gezwungen hatten, den Unterhalt auf der Universität größtenteills durch Privatstunden zu gewinnen, gab er den anfangs gehegten Gedanken auf, sich auch dem philologischen Staatsexamen zu unterziehen, und nahm, um sich von den Anstrengungen der letzten Jahre einigermaßen zu erholen, eine feste Stellung an. Von 1870 bis 1872 war er als Stadtvikar in Eberbach und Durlach tätig. Im Frühjahr 1872 wurde ihm als Diakonatsverweser die Vorstandsstelle an der Höheren Bürgerschule Weinheim zunächst provisorisch, später endgültig übertragen. In Weinheim verheiratete er sich mit der Tochter seines früheren Vorbereitungslehrers Fath. — Die Volksschulgesetzgebung der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stellte dem im Jahre 1862 als staatliche Unterrichtsbehörde errichteten Oberschulrat hohe und schwierige Aufgaben auf pädagogischem Gebiet, die nur mit Hilfe erfahrener Männer im Bezirksdienst durchzuführen waren. Die Vorbildung und Arbeits-

kraft Weygoldts ließen ihn zur Erfüllung dieser Aufgaben in hohem Maße geeignet erscheinen. Als 31jähriger Mann wurde er 1875 zum Kreisschulrat in Lörrach ausersehen und wirkte in diesem Amt 14 Jahre lang als gewissenhafter, gerechter und unparteiischer, zwar hohe Anforderungen stellender, aber doch wohlwollender Schulvisitator mit weitem Blick zum Segen der Schulen seines ausgedehnten Bezirkes. Besonders förderte er das im Jahre 1877 an den Volksschulen eingeführte Turnen und den Handarbeitsunterricht durch Einrichtung von Turnkursen für die Lehrer seines Schulkreises und durch Ausbildung geschulter Handarbeitslehrerinnen. Auch der Obstbaumzucht widmete er seine lebhafte Aufmerksamkeit, als im harten Winter 1879 auf 1880 fast alle Obstbäume erfroren waren, und erreichte, daß nicht nur im Schulkreis Lörrach, sondern auch in den andern Teilen des Landes die Lehrer und damit die Bevölkerung für die Obstbaumzucht erneut interessiert wurden. Ungern schied der allseits geschätzte Kreisschulrat im Jahre 1889 von dem geliebten Oberland, um auf Anraten seines Arztes den weniger anstrengenden Schulkreis Karlsruhe zu übernehmen. Kurz nach seiner Übersiedelung in die Landeshauptstadt wurde er vom Wahlbezirk Schopfheim zum Landtagsabgeordneten gewählt und vertrat seinen Wahlkreis als Mitglied der Nationalliberalen Partei ununterbrochen bis zu seinem Tode. An den parteipolitischen Kämpfen beteiligte er sich so gut wie nicht, da dies seinem Wesen nicht lag, aber als Berichterstatter auf verschiedenen Gebieten hat er sich durch seine hervorragende Sachkenntnis die mit hoher Achtung wegen seines zuverlässigen Charakters gepaarte Anerkennung aller Parteien gewonnen. Neben der Berichterstattung über die Branntwein- und Biersteuer, die Lage des Rebbaues und verschiedene wichtige Bahnprojekte wurde ihm in den 18 Jahren seiner Kammertätigkeit hauptsächlich die Berichterstattung über Gegenstände, mit denen er als Fachmann zu tun hatte, wie die verschiedenen Volksschulgesetzentwürfe, den Besuch des kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsunterrichts, das Gesetz über die Zwangserziehung, übertragen.

Im Jahr 1894 wurde Weygoldt als Generalreferent des Volksschulwesens in den Oberschulrat berufen. Hier fielen ihm eine große Reihe neuer Aufgaben pädagogischer und verwaltungstechnischer Art zu, die er mit Hilfe der auf ausgedehnten Studienreisen im In- und Ausland gesammelten Erfahrungen in den nahezu 14 Jahren der

Zugehörigkeit zu dieser Behörde zu bewältigen verstand. Von jeher hatte er für eine materielle Besserstellung der Lehrer gekämpft und hat dieses Ziel auch während seiner Tätigkeit im Oberschulrat und Landtag erreicht. Die Verbesserung des Volksschulunterrichts wurde auf seine Anregung im Gesetz vom Jahr 1906 dadurch erzielt, daß die auf einen Lehrer kommende Schülerzahl wesentlich herabgesetzt und die wöchentliche Stundenzahl in den Oberklassen für die Schüler erhöht wurde. Durch einen von Weygoldt nach neuen methodischen Grundsätzen entworfenen Unterrichtsplan, zu dem er später einen Kommentar herausgab, erhielt der Volksschulunterricht neue Anregung und Belebung. Schon im Jahre 1904 war die Lehrerausbildung auf sechs statt fünf Jahre festgesetzt worden, und in Verbindung damit hatte Weygoldt auch einen neuen Seminarlehrplan ausgearbeitet. Die Fortbildungsschule erhielt ein 1901 von ihm zusammengestelltes besonderes Lesebuch, das auf die Berufsarten der Schüler gebührende Rücksicht nahm. Daran schloß sich als weitere Arbeit im Jahr 1906 ein neuer Unterrichtsplan für die Fortbildungsschulen an. Neben seiner angestrengten Tätigkeit im Landtag und Oberschulrat besorgte Weygoldt noch die fachliche Beratung des Badischen Frauenvereins, dem er seit 1890 als Beirat angehörte. Die Einführung des Haushaltungsunterrichts in die Mädchenfortbildungsschule stand damit im Zusammenhang. Auch als Mitglied im Gewerbeschulrat und späteren Landesgewerbeamt, dem die gewerblichen und kaufmännischen Schulen unterstanden, betätigte sich Weygoldt lange Jahre. Die ungeheure Arbeitslast seit seinem Eintritt in den Oberschulrat und die Kammer rieb schließlich die außergewöhnliche Kraft des Mannes auf: er starb am 16. Dezember 1907 nach einer Gallenoperation in Heidelberg. Sein Name ist auf das engste mit der Entwicklung der badischen Volksschule verknüpft. Um Lehrerschaft und Schule hat er sich hervorragende Verdienste erworben.

Von den literarischen Arbeiten Weygoldts seien genannt seine philosophischen Schriften, die zum Teil von der „Haager Gesellschaft" preisgekrönt wurden: „Kritik des philosophischen Pessimismus der neuesten Zeit", „Darwinismus, Religion und Sittlichkeit", „Die Philosophie der Stoa", „Die platonische Philosophie". Außerdem veröffentlichte er verschiedene kleinere Aufsätze zu allerlei Schulfragen, wie „Katechismusfrage in Baden", „Lehrermangel in Baden", „Der Gesangunterricht in der Volksschule", „Die Pädagogik als Kunstlehre",

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Haushaltungsunterricht und Schule", „Das Fortbildungsschulwesen im Großherzogtum Baden" u. a.

Nach Weygoldts Selbstbiographie; Schauenburg, Lahr.

Karl Armbruster.

Ferdinand Leutz,

Geh. Hofrat, Direktor des Lehrerseminars I in Karlsruhe, wurde am 4. September 1830 als Sohn des Sonnenwirts und Bierbrauers Johannes Leutz in Eberbach geboren. Er besuchte bis zum zwölften Lebensjahr die Volksschule und dann die Bürgerschule seiner Heimatstadt und wurde von einem Professor dieser Anstalt zum Eintritt in die Obertertia des Lyzeums Heidelberg vorbereitet. Nach bestandener Reifeprüfung im Herbst 1850 bezog Leutz die Universität Heidelberg, wo er sich dem Studium der Theologie und Philologie widmete. An Ostern 1854 legte er die theologische, im Herbst des gleichen Jahres die philologische Prüfung ab. Im November 1854 wurde der junge Pfarrkandidat und Lehramtspraktikant zum Diakonatsverweser und Vorstand der Höheren Bürgerschule in Rheinbischofsheim ernannt. Die Arbeit an dieser Schule bereitete insofern allerlei Schwierigkeiten, als der Vorstand nahezu den gesamten Unterricht, auch Mathematik und Naturgeschichte, zu erteilen hatte, worauf Leutz als klassischer Philologe nicht vorbereitet war. Die Einarbeitung in die ihm fremden Gebiete kam ihm später für sein Amt als Seminardirektor sehr zu statten. Im Herbst 1858 wurde Leutz als Diakonatsverweser nach Emmendingen versetzt und erhielt im Juli 1861 die erste etatmäßige Anstellung als Vorstand der Höheren Bürgerschule daselbst. Im vorhergehenden Jahre hatte er sich mit Pauline Wagner, der Tochter des geistlichen Verwalters Wagner in Rheinbischofsheim, verheiratet.

Nachdem durch das Gesetz vom 9. Oktober 1860 das öffentliche Unterrichtswesen der ausschließlichen Leitung des Staates unterstellt und 1862 als oberste Unterrichtsbehörde der Oberschulrat errichtet worden war, hatte sich eine Neuorganisation auf dem Gebiet des Volksschulwesens als notwendig erwiesen. Zur Durchführung der beabsichtigten Reformen wurden geeignete Männer zu Kreisschulräten ernannt und mit den Aufgaben des Bezirksdienstes betraut. Leutz erhielt 1864 die Kreisschulvisitatur Heidelberg, die evangelische und katholische Schulen umfaßte. Da durch das im Juli 1864 erlassene

Schulaufsichtsgesetz die örtliche Schulaufsicht einem Ortsschulrat, bestehend aus gewählten Familienvätern, dem Pfarrer, dem Bürgermeister und dem Lehrer, übertragen wurde und damit der geistliche Einfluß in der Volksschule eine Einschränkung erfuhr, entstand im katholischen Teil der Bevölkerung eine lebhafte Erregung, die gelegentlich auch bei den Schulprüfungen des protestantischen Kreisschulrats in katholischen Schulen zum Ausdruck kam. Leutz berichtet hierbon in seinen Lebenserinnerungen (abgedruckt in der Badischen Schulzeitung des Jahres 1911), fügt aber hinzu, daß es ihm durch seine versöhnliche Gesinnung und seine Zurückhaltung gelungen sei, am Ende seiner Tätigkeit als Kreisschulrat nach $1^1/_2$ Jahren auch bei den katholischen Ortsschulbehörden und Lehrern volles Vertrauen zu gewinnen. Im Dezember 1865 wurde Leutz zum Vorstand des evangelischen Schullehrerseminars in Karlsruhe ernannt und trat sein Amt Ostern 1866 an. Mit Bangen übernahm der bescheidene Mann die neue Aufgabe, weil er daran zweifelte, ob er ein würdiger Nachfolger des hervorragenden Pädagogen Wilhelm Stern werden könne, der durch seine zweijährige Wirksamkeit unter Pestalozzi in Ifferten, seine reiche Erfahrung in der Ausbildung der Lehrer — er hatte das Seminar 42 Jahre lang geleitet — und durch seine in den evangelischen Schulen allenthalben verbreiteten Lehrbücher sich eine unbestrittene Autorität auf dem Gebiet des Volksschulunterrichts erworben hatte. Unter Stern und seinen Mitarbeitern herrschte an der Anstalt eine streng religiöse, in den erzieherischen Maßnahmen manchmal zur Schroffheit führende Richtung. Die zuweilen übertrieben strenge Zucht zu mildern, dazu war Leutz, der mit tiefer Religiosität eine natürliche Herzlichkeit und Offenheit und ein wohlwollendes Verständnis für die Jugend verband, der richtige Mann. Er verstand es, dem Internat, solange es nicht zu stark besetzt war, Familiencharakter aufzuprägen, die älteren Zöglinge an freien Nachmittagen durch regelmäßige botanische Ausflüge an sich zu ziehen und durch musikalische Darbietungen, freie Vorträge der Schüler und andere Veranstaltungen Anregung und Unterhaltung in das Internatsleben zu tragen. Während unter Stern die aus acht Schuljahren in vier Klassen bestehende Seminarschule ihrem Hauptzweck, den Seminaristen als Übungsschule zu dienen, so gut wie nicht dienstbar gemacht worden war, sah Leutz mit Diesterweg eine Hauptaufgabe der Lehrerbildungsanstalt in der praktischen Ausbildung der Schüler

1823–56
1. II P 320

und stellte deshalb die Seminaristen des Oberkurses zunächst zum Zuhören, später zu selbständigen Unterrichtsversuchen in die Seminarschule hinein. Von einer Studienreise im Jahr 1868 zu den Anstalten hervorragender Schulmänner in Norddeutschland, wie Schorn in Weißenfels, Kehr in Gotha, Lüben in Bremen, Thilo in Berlin u. a., brachte er neue Anregungen für die Ausgestaltung der Unterrichtsübungen und des inneren Seminarbetriebes mit und verwertete sie, soweit sie ihm gut dünkten, in seiner Anstalt. Er selbst übernahm die Einführung der Seminaristen in die Erteilung des ihm besonders am Herzen gelegenen Religionsunterrichts. Als im Frühjahr 1869 die Ausbildung der Seminaristen von zwei Jahren auf drei erhöht wurde, erwiesen sich die alten Räume in der Akademiestraße als zu eng, und nach längeren, erfolgreich geführten Kämpfen gegen den Plan einer Verlegung des Seminars nach Durlach erhielt Leutz in der Bismarckstraße einen aus einem großen Internats- und einem kleineren Unterrichtsgebäude bestehenden Neubau für seine Anstalt, der an Ostern 1870 bezogen werden konnte. Vorübergehend — von August bis Oktober des Jahres 1870 — mußte der Neubau mit seiner zweckmäßigen Kücheneinrichtung als Lazarett verwendet werden, und der Seminardirektor widmete sich mit seinen Mitarbeitern opferwillig der Verwundetenpflege. In den folgenden Jahren nahm der Bedarf an Lehrern und damit der Zudrang zum Karlsruher Seminar und den beiden katholischen Lehrerbildungsanstalten in Ettlingen und Meersburg derart zu, daß Leutz selbst eine Vermehrung der Seminare anregte. Durch Errichtung des konfessionell gemischten Seminars II in Karlsruhe im Jahre 1875 wurde dem Bedürfnis entsprochen. Die wahrhaft väterliche Einstellung des Seminardirektors zu seinen Seminaristen und den Kindern der Übungsschule gewann ihm die Herzen seiner Schüler und der Eltern. Die Verehrung, die er bei seinem Lehrerkollegium und unter den aus seiner Anstalt hervorgegangenen evangelischen Lehrern genoß, kam besonders bei seinem 25jährigen Jubiläum als Seminardirektor im Jahr 1891 und bei seiner im Jahr 1903 auf seinen Wunsch erfolgten Versetzung in den Ruhestand zum Ausdruck. Zum Rücktritt hatte ihn sein Alter und die damals in Aussicht stehende Erweiterung des Seminars zu einer Anstalt mit Doppelkursen bewogen. — Während seiner langjährigen Tätigkeit am Seminar hatte Leutz seine unermüdliche Arbeitskraft auch andern Aufgaben gewidmet. Er war Kirchengemeinderat und

mehrfach Mitglied der Generalsynode, bearbeitete das in den Schulen gebrauchte Lehrbuch der biblischen Geschichte, erteilte Nebenunterricht am Lehrerinnenseminar und förderte die Fröbelsache durch seine Teilnahme an der Gründung von Kindergärten und an der Ausbildung geschulter Kindergärtnerinnen. Außerdem entwickelte er eine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit. Seine „Anleitung zur Behandlung der biblischen Geschichte" und seine kleineren pädagogischen Aufsätze gaben den Fachgenossen und Schülern reiche Belehrung und Anregung. Sein „Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts" und seine „Flora von Baden" fanden auch in weiteren Kreisen Verbreitung. Leutz bewies noch im Ruhestand dem Seminar treue Anhänglichkeit. Bis zu seinem Tod am 9. November 1910 besuchte er seine alte Wirkungsstätte regelmäßig bei den Anstaltsfeierlichkeiten, erfreute sich an dem von ihm angelegten Garten und wohnte noch besonders gern dem Unterricht der Kinder in der Übungsschule bei als warmherziger Pädagog, der er sein ganzes Leben hindurch gewesen war.

Karl Armbruster.

Karl Baumann.

Karl Baumann, der Sohn des Professors Karl Baumann (Bad. Biogr. I, 45), wurde am 19. August 1847 in Freiburg geboren, wo sein Vater bis Oktober 1847 vor seiner Versetzung nach Mannheim am dortigen Lyzeum wirkte. Er machte das Mannheimer Lyzeum in den Jahren 1856—1865 durch und widmete sich, zur Hochschule entlassen, dem Studium der klassischen Philologie an den Universitäten Heidelberg, Leipzig und Berlin. Die letztgenannte Universität wurde für sein späteres Leben dadurch bestimmend, daß er sich besonders dem Studium der Archäologie zuwandte, die sein Lieblingsfach wurde und blieb. Männer wie H. Köchly, L. Häusser, ein Jugendfreund seines Vaters, H. v. Treitschke, F. W. Ritschl, Ernst und Georg Curtius, Th. Mommsen übten einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Seine Studienzeit unterbrach der Deutsch-Französische Krieg, an dem er als Leutnant d. R. im 5. Badischen Infanterieregiment teilnahm. Nach seiner glücklichen Heimkehr legte er 1871 die Staatsprüfung ab und fand sofortige Verwendung am Mannheimer Realgymnasium, an dem er 1875 zum Professor ernannt wurde. Im Jahre 1877 an das Gymnasium in Mannheim versetzt, wirkte er hier 30 Jahre, bis ein

schweres Herzleiden ihn zwang, im Jahre 1907 seine Zurruhesetzung zu beantragen. Am 14. Juni 1909 brachte der Tod ihm Erlösung von seinen schweren Leiden.

Eine angeborene Begabung für den Erzieherberuf erleichterte ihm die Entwicklung zu einem hervorragenden Lehrer, der Scherz und Ernst, Milde und Strenge in richtigem Maße zu erringen wußte und durch eigene treue Pflichterfüllung auch in seinen späteren Leidenstagen den Schülern ein leuchtendes Vorbild wurde. In seiner Darstellung gewannen Personen und Verhältnisse des Altertums Blut und Leben und fanden durch seine gewandte Hand die richtige Verbindung mit der Gegenwart. Auch seine archäologischen Studien gingen von dem Bedürfnis aus, den Schülern das Leben der Griechen und Römer lebensvoll zu gestalten und in Beziehung zur Gegenwart zu setzen. Eine reiche Förderung dieser Studien brachte ihm ein dreimonatlicher Aufenthalt in Italien und Griechenland, auf dem ihm seine erste Frau Minna, geb. Bassermann, eine verständnisvolle Begleiterin war. Leider wurde sie ihm schon drei Jahre später, 1882, bei der Geburt einer Tochter entrissen. Als er sich 1887 mit Emma von Weizenbeck wieder verheiratete, fand er auch in ihr eine verständnisvolle Helferin bei seinen archäologischen Arbeiten, denen er als Leiter des Großh. Antiquariums schon vom 1. Januar 1880 an sich mit unermüdlicher Ausdauer gewidmet hatte. Von schönen Erfolgen begünstigt war auch seine Ausgrabungstätigkeit in der Umgebung von Mannheim und ihre wissenschaftliche Verarbeitung. Seine Stellung beim Antiquarium förderte auch seine Beziehungen zu dem seit 1859 bestehenden Mannheimer Altertumsverein, dem Baumann vom Jahre 1885 an als Schriftführer ebenfalls seine hervorragende Kraft zur Verfügung stellte. Im Verein mit dem Vorsitzenden, Major a. D. Max von Seubert, hat er in 23jähriger Tätigkeit den Altertumsverein und das Antiquarium zu reicher Entwicklung gebracht, deren reife Frucht, das heutige Schloßmuseum, er allerdings nicht mehr erblicken durfte. Mitten in den Verhandlungen zur Schaffung eines neuen würdigen Museums, das die Sammlungen des Vereins und das von ihm 1905 geschaffene Stadtgeschichtliche Museum wieder vereinigen sollte, mußte er der ihm so lieb gewordenen Tätigkeit entsagen. Aber was er geschaffen hat, bildet die Grundlage des heute in glücklicher Weise Erreichten. Eine äußere Anerkennung wurde ihm durch Verleihung des Titels „Hofrat" und kurz vor seinem Tode durch Ver-

leihung des Ritterkreuzes des Ordens Bertolds des Ersten durch den Großherzog zuteil.

Seine vortrefflichen Charaktereigenschaften machten ihn zu einem Mann des Vertrauens in weiten Kreisen. Seine Amtsgenossen wählten ihn 1886 zum Vertreter des Lehrerkollegiums im Beirat des Gymnasiums, und die akademisch gebildeten Lehrer Badens beriefen ihn gleich bei der Gründung ihres Vereins im Jahre 1888 in den Ausschuß, dem er, kurze Zeit auch als Vorsitzender, bis in sein letztes Jahr angehörte. Hier trat er maßvoll und besonnen für die berechtigten Ansprüche des Lehrerstandes ein. Bei dieser ausgedehnten ehrenamtlichen Tätigkeit fand er doch noch Zeit zu gediegenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, den Ergebnissen seiner archäologischen Studien.

So hat Karl Baumann durch sein Wesen und Wirken sich selbst ein dauerndes Denkmal gesetzt. (Ausführlichere Biographie von F. Haug in den Südwestdeutschen Schulblättern 1910, Heft 2; vgl. auch Mannheimer Geschichtsblätter 1910, S. 122 ff.)

W. Caspari.

Julius Keller.

Julius Keller, am 16. Mai 1847 in Berwangen bei Eppingen geboren, entstammt einem Elternhause, in dem strenge Zucht und innige Liebe die Erziehung leiteten. Mit zwei Schwestern und einem Bruder wuchs er hier auf. Sein Vater, der Hauptlehrer Ludwig Keller, war eine innerlich vornehme, freisinnige Natur, seine Mutter Eleonore eine Frau von großer Geistesklarheit, tüchtig auf allen Gebieten und reich an frischem Humor. Von Natur reich begabt, zeigte Keller schon früh großen Lerneifer und starke Willenskraft, die er namentlich auch auf musikalischem Gebiet dadurch betätigte, daß er schwierige Musikstücke von sich aus lernte. Seine Schulbildung genoß er von 1857—1863 auf dem Lyzeum in Heidelberg, von 1863—1866 auf dem Lyzeum in Mannheim, wohin sein Vater als Lehrer an der neugegründeten Mannheimer Töchterschule unter Devrient berufen worden war. Auf den Universitäten in Heidelberg, Leipzig und Berlin vertiefte er in rastlosem Fleiß seine philologischen und philosophischen Kenntnisse, hatte aber auch ein offenes Auge für alles, was auf dem Gebiet von Kunst und Wissenschaft die Großstädte Leipzig und Berlin ihm boten. Schon rüstete er sich zur

Staatsprüfung, als er dem Rufe zum Kriege gegen Frankreich folgte, den er im 2. Badischen Grenadierregiment mitmachte. Im Gefecht von Nuits am Bein verwundet, erfuhr er eine Verschlimmerung seiner Wunde durch die Strapazen des Transportes in die Heimat, wo er von Neujahr 1871 an unter der Pflege seiner Mutter allmählich wieder genas. Im Herbste 1871 machte er die Staatsprüfung und begann sofort seine erfolgreiche Lehrerlaufbahn als Praktikant am Progymnasium in Baden-Baden. Im Jahre 1875 wurde er als Professor nach Konstanz versetzt. Als er dort allzu eifrig für den Kandidaten der Konservativen Partei, den Prinzen Wilhelm, eintrat, versetzte man ihn 1878 nach Wertheim. Er blieb die Antwort nicht schuldig und ließ unter dem Pseudonym Ernst Reichold im folgenden Jahre eine Broschüre erscheinen: „Die Früchte des Liberalismus in Baden". In Wertheim setzte er besonders seine philosophischen Forschungen auf dem Gebiet der Sprache fort. Das Wertheimer Programm von 1882/83: „Der Ursprung der Vernunft" bekämpfte namentlich die Theorie von Lazarus Geiger. Im Jahre 1884 hatte er den erkrankten Direktor des Durlacher Progymnasiums zu vertreten und wurde dann 1885 an das Gymnasium in Karlsruhe versetzt, wo er 13 Jahre wirkte. In dem damaligen Kampf um das Gymnasium trat er besonders gegen seinen Kollegen Treutlein in die Schranken (Südwestd. Schulblätter 1897, S. 30 ff.). Als Karlsruher Programm erschien 1892 seine scharfsinnige Untersuchung über „Die Grenzen der Übersetzungskunst". Für die Aufführungen der „Perser" des Äschylus und des Sophokleischen „Ajas" schuf er die melodramatisch gestaltete Musik, deren Partituren wertvoller Besitz des Mannheimer Gymnasiums sind.

Im Jahre 1892 verheiratete er sich mit Berta Kurz von Stuttgart, die ihm drei Kinder schenkte, zwei Söhne und ein Töchterlein, welches aber schon im ersten Lebensjahre 1901 starb. Er war damals seit 1898 Leiter des Gymnasiums in Lörrach, wo das Leben in der kleinen Stadt und die nahe Berührung mit der Natur ihm besonders zusagten. Seine geistvollen, in klarer schöner Sprache gehaltenen Reden beim Schlußakt oder festlichen Gelegenheiten erschienen zusammen mit anderen Arbeiten nach seinem Tode in zwei Bänden (Karlsruhe und Leipzig, Friedrich Gutsch, 1913). Im Vorwort dazu gibt August Herzog eine ausführliche Lebensbeschreibung Kellers, die Hauptquelle dieser Ausführungen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Im Jahre 1906 als Nachfolger Haugs an das Gymnasium in Mannheim als dessen Leiter versetzt, sah er sich vor neue große Aufgaben gestellt, die er mit zäher Energie löste. Es galt die Vorbereitungen für das hundertjährige Jubiläum des Gymnasiums zu treffen. Er schrieb die Festschrift: „Die Grundlinien zu einer Psychologie des Wortes und Satzes", die letzte und reifste Frucht seiner philosophischen Studien, und hielt die Festrede bei der Jubiläumsfeier. In ihr betonte er nach einer Übersicht über die Entwicklung des Mannheimer Gymasiums beim Ausblick auf die Zukunft, daß aller Unterricht den Zweck haben müsse, den Körper und Geist für alle Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens geschmeidig zu machen. Am besten erreiche dieses Ziel ein Lehrer, der als väterlicher Freund und Berater des Schülers wirke.

Schon bei dieser Jubiläumsfeier war es Keller nur mit zähem Willen möglich, die Sprachstörung zu bemeistern, die sich seit einiger Zeit bei ihm eingestellt hatte. Dieses Leiden nahm bei vollständig klarem Geiste so zu, daß er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Ostern 1908 einen längeren Urlaub nahm, dem im Jahre 1909 die Zurruhesetzung folgte. Er verlebte die letzten Jahre bis zu seinem am 15. August 1911 erfolgten Tode in Ziegelhausen, wohin er mit seiner Familie übergesiedelt war. Sie waren ein Martyrium für ihn und seine Umgebung, geradezu tragisch für den Mann, der denkend seine Sprache gemeistert hatte und nun bei hellem Geiste nicht imstande war, den Worten zu gebieten. Treffend charakterisiert ein Amtsgenosse, Prof. Dr. Hönn, im Jahresbericht des Mannheimer Gymnasiums von 1911/12 den unvergeßlichen Mann. „Als große Persönlichkeit wirkte Keller mit dem Zauber, der ihr allein eigen ist. Als ein Mensch von natürlicher Schlichtheit und Größe, von klarem, unerschütterlichem Wollen stand er als Leiter in seiner Anstalt, tief und ernst, als nie rastender Forscher und scharfer, eigener Denker trug er wertvolle Bausteine herzu zur philosophischen Erkenntnis. Deutsche Art und die innige Liebe zur Antike, die jedem der schönste Besitz des Lebens wird, der ihre Herrlichkeit einmal voll und ganz in sich sog, traten in ihm zur untrennbaren Einheit zusammen. Homer und Goethe, Bach und Händel, die frohe Welt des griechischen Sängers und das freud- und leiderfüllte, unsäglich große und wunderbare Reich des deutschen Dichters, die monumentale Größe und kernige Einfachheit Bachs und Händels heitere Sinnlichkeit — sie

waren die unversieglichen Quellen, aus denen er immer wieder die eigene Kraft sich stärkte."

W. Caspari.

Ernst Böckel.

Ernst Günther Heinrich Böckel war kein Kind des badischen Landes, er war norddeutscher Abstammung und wurde am 28. November 1847 in Jever geboren als Sohn des Gymnasiallehrers Dagobert Böckel. Dieser wurde in die Wirren des Jahres 1848 gezogen; in den Oldenburgischen Landtag gewählt, trat er als einer der fähigsten Köpfe der freisinnigen Opposition hervor. In der Reaktionszeit (1852) plötzlich seines Amtes enthoben, siedelte er als Privatlehrer und Schriftsteller in die Stadt Oldenburg über, bis er 1858 an der Thurgauischen Kantonschule zu Frauenfeld eine Lehrstelle für die alten Sprachen erhielt. So vertauschte auch der elfjährige Sohn seine norddeutsche Heimat mit der Schweiz. In der neuen Heimat auf der Schule, an der sein Vater wirkte, vorgebildet, bezog er Ostern 1865 im Alter von 17½ Jahren die Universität Zürich, um Philologie zu studieren. Zwei Jahre darauf kam er nach Heidelberg, und damit nach Baden, das ihm zum dritten und dauernden Heimatlande werden sollte.

In Heidelberg trat Böckel dem klassischen Philologen Hermann Köchly nahe, besonders als er im Herbst 1868 dessen Hausgenosse wurde, um die Erziehung zweier Söhne zu übernehmen. Die aus dieser Stellung erwachsende Arbeitslast wurde aufgewogen durch den täglichen persönlichen Verkehr mit dem Mann, der als wissenschaftlicher Forscher wie als Pädagog hervorragte. Nach Köchlys frühem Tode (1876) übernahm es Böckel, ein Lebensbild des Lehrers zu entwerfen, das durch den weiten Rahmen, in den es gestellt wurde, bemerkenswert ist: Die Zeitgeschichte und die ganze Entwicklung des Schulwesens in den Jahren 1840—1876 spiegeln sich darin.

Seit 1870 im Schuldienst, wurde Böckel nach einer halbjährigen Tätigkeit in Freiburg an das Gymnasium zu Karlsruhe versetzt, dessen Direktor Gustav Wendt war. Dieser war vier Jahre zuvor in das badische Land berufen worden, um neben der Leitung des Gymnasiums in Verbindung mit dem obenerwähnten Köchly und dem Oberschulrat Deimling einen neuen Lehrplan zu schaffen, der die badischen Gymnasien auf eine höhere Stufe heben sollte. Ein

Meister der Pädagogik, führte Wendt in wenigen Jahren eine ungeahnte und vielbestaunte Blüte seiner Schule herbei. Sein vornehmster Mitarbeiter dabei wurde Böckel, der 25½ Jahre an der Seite des fast 21 Jahre älteren Freundes wirkte. Später (1885) trat als Dritter zu den beiden Julius Keller. Die Wirksamkeit der drei Männer beruhte auf der Liebe zur Jugend als Grundlage echter Pädagogik, deren hervorragendste Vertreter in Baden sie ein Menschenalter waren: Wendt, der Humanist, gleich bewandert in griechischer und deutscher Literatur, der Freund des Theaters und der Musik; Böckel, der Philologe im weitesten Sinne des Wortes und Kenner der bildenden Kunst alter und neuer Zeit; Keller, der Philosoph, der Verehrer Shakespeares, tief verankert in der Musik und ihr mit Leidenschaft ergeben. Das elfjährige gemeinsame Wirken am Karlsruher Gymnasium (1885—1896) gaben der Anstalt ihr eigenartiges Gepräge.

Trotz seiner angeborenen Zurückhaltung und Bescheidenheit stand Böckel bald in erster Linie der Lehrer. Das machten seine ganze edle Persönlichkeit, seine nicht zu überbietende Reinheit des Charakters, seine stete Bereitschaft, den Kollegen mit Rat und Tat zu helfen, sein reiches und ungewöhnliches Wissen, sein künstlerisches Empfinden, sein scharfer Verstand, sein Witz und gesunder Humor, sein Geschick als Pädagoge.

In Würdigung seiner Persönlichkeit wurde Böckel 1875 zur Mitwirkung an die Friedrichsschule berufen, in der die Söhne des Großherzogs ausgebildet wurden, und zum Lehrer der Tochter, der späteren Königin von Schweden, bestellt.

Auf mehreren Ferienreisen hatte Böckel schon früh das italische Land kennen lernen; Griechenland zu sehen war ihm erst 1892 vergönnt, bei der ersten Philologenreise, die der badische Staat ins Werk setzte. Auch hier ragte er so hervor, daß die Behörde seine Teilnahme an der nächsten Reise (1896) wünschte, deren Ziel Unteritalien, Sizilien und Karthago war. Diese Reisen gaben ihm wissenschaftlichen Zuwachs und höchsten Genuß. Denn noch hatten seine Augen die nötige Kraft, ihn die Schönheit von Landschaft und Kunst aufnehmen zu lassen. Aber, schon die Sorgen des jungen Studenten, wurden sie gegen Ende des Jahrhunderts immer schwächer und drohten ihm sogar mit völliger Blindheit.

Eine besondere Aufgabe erwuchs Böckel, als es sich darum

handelte, antike Dramen durch die Primaner der Anstalt aufführen zu lassen: 1886 Sophokles' „Philoktet", 1891 Äschylos „Perser". Wenn diese Darbietungen alter Tragödien alle anderen, die der Schreiber dieser Zeilen gesehen hat, weit hinter sich ließen, so gebührt ein Teil des Verdienstes dem Freunde und Kollegen Böckels, Julius Keller, der durch seine Musik den Stücken die rechte Weihe gab.

Was Böckel als Anstaltsleiter leisten konnte, zeigte er als Direktor der Gymnasien in Konstanz (1896—1899) und Heidelberg (1899 bis 1908). „Als Direktor hat er wenig «regiert» — aber ein belebender Geist wehte durchs Haus, ausgehend von seinem gewaltigen Kennen und Können und seiner milden Humanität. Innerlich frei, konnte Böckel nie ins Kleinliche oder Pedantische herabsinken; nicht mit zahl- und endlosen Konferenzen, nicht mit langatmiger Entwicklung von Theorien, nicht mit Hängen am Buchstaben und an Paragraphen, sondern durch kurze praktische Winke und Fingerzeige, oft nur durch freundlich hingeworfene, aber ganze Perspektiven öffnende Worte, durch tolerantes Eingehen auf die Individualitäten, deren Freiheit er unangetastet ließ, wußte er sein Kollegium so zu lenken, daß es eine Einheit bildete" (Fr. Keim). So gelang es ihm in Konstanz schnell, sich die höchste Achtung und Liebe seitens der Lehrer, Schüler und deren Eltern zu erwerben. Schwerer wurde das in Heidelberg. Denn durch das hier von oben her begünstigte und von einigen Lehrern über Gebühr beachtete System, Höchstleistungen erzielen zu wollen, ohne auf die schwachen Kräfte des Durchschnittschülers Rücksicht zu nehmen, hatte das Gymnasium die Gunst weiter Kreise verloren. Der Widerstand und Widerspruch, bisher mühsam durch die imperatorische Persönlichkeit seines Vorgängers (Uhlig) zurückgehalten, begann sich jetzt zu regen, und erst allmählich gelang es dem neuen Direktor, der Pädagogik zum Sieg über die Philologie zu verhelfen und die Anstalt in die gewünschten Bahnen zu lenken. Neben der Leitung der Schule erhielt Böckel einen Lehrauftrag an der Universität Heidelberg und damit die Aufgabe, die jüngeren Lehrer durch pädagogische Übungen und Vorträge anzuleiten. Nach dem Zeugnis der Teilnehmer muß er hier das Höchste geleistet haben. Nur zu rasch endete seine Tätigkeit. Im Februar 1908 erkrankte er schwer. Nach scheinbarer Genesung starb er am 17. Mai im Alter von $60^1/_2$ Jahren.

Von den beiden Kindern aus seiner Ehe mit Ida Sexauer

war die Tochter vermählt mit Prof. Mendius, der im Weltkrieg fiel, der Sohn (Friedrich, Ingenieur) hatte das gleiche Los wie sein Schwager Mendius. —

Schriften: Exercitationum Plautinarum specimen, Dissertation 1872. — Zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze, von denen hier nur sein Beitrag zu den Commentationes Woelfflinianae erwähnt sein soll (1891). — Große Verdienste erwarb sich Böckel um Ciceros Briefe, indem er von Süpfles Ciceronis epistulae selectae die 8. bis 10. Aufl. besorgte; die 11. Aufl. (1908) ist ganz Böckels Werk. — Das Buch über Köchly, „Hermann Köchly, ein Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit", erschien 1904.

Ein Bild von Ernst Böckel nach einer Photographie im Jahresbericht des Gymnasiums zu Heidelberg über das Schuljahr 1912 bis 1913. — Ein ausführlicher Nachruf von Fr. Keim auf Ernst Böckel in den Südwestdeutschen Schulblättern 1908, S. 445—458. — Über das Gymnasium in Karlsruhe u. a. Rudolf Presber, der 1885—1888 Schüler der Anstalt war und auch von Wendt, Böckel und Keller in dieser Anstalt unterrichtet wurde, in seinen Erinnerungen „Aus der Jugendzeit", 1928, S. 264—285 passim.

H. Luckenbach.

Emil Bender

entstammte einer angesehenen Müllersfamilie des Baulandes und wurde am 7. November 1838 in Unterschüpf geboren. Früh verwaist, wußte der strebsame Knabe es zu erwirken, daß er nach der Schulentlassung studieren durfte. Nach kurzem Privatunterricht bei einem benachbarten Pfarrer fand er 1853 Aufnahme in die 4. Klasse des Progymnasiums Tauberbischofsheim, in dem er bald Proben glänzender Befähigung gab und von wo er 1857 an das Lyzeum in Freiburg überging, an dem neben Direktor Nokk namentlich Prof. Furtwängler durch feinsinnige Auffassung des klassischen Altertums auf ihn einwirkte. Nach rühmlichst bestandenem Abiturium 1859 die Anstalt verlassend, widmete er sich voll Begeisterung an der Universität Freiburg der klassischen Philologie und unterzog sich schon 1862 der Staatsprüfung nach dem erst kurz zuvor eingeführten, erheblich erschwerten Studienplan mit solchem Erfolg, daß ihm die Oberschulbehörde die Mittel bot, noch ein Jahr zur Erweiterung und Vertiefung seiner philologisch-pädagogischen Kenntnisse in Berlin zu weilen und Unter-

richtsmethode sowie Einrichtung der preußischen Gymnasien kennen zu lernen (worüber ein ausführlicher Bericht von ihm bei den Akten). Aufgefordert, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, gab er nach seiner Rückkehr dem weniger glänzenden, aber entsagungsvolleren Wirken des Gymnasiallehrers den Vorzug und volontierte am Freiburger Lyzeum, wurde jedoch bald durch ernste Krankheit zur Unterbrechung genötigt und mußte nach Ablauf des Urlaubs zur Schonung eine kleinere Anstalt aufsuchen. Nach aushilfsweiser Verwendung in Wertheim wirkte er (1869 zum Professor ernannt) neun Jahre lang segensreich in Tauberbischofsheim und von 1878 ab in Bruchsal, von wo er 1881 mit der Leitung des gerade zur Vollanstalt heranwachsenden Progymnasiums Offenburg betraut wurde. Schon nach vier Jahren erhielt er 1885 den ehrenvollen Auftrag, die durch den allzufrühen Tod des trefflichen Direktors Dammert (s. Bad. Biogr. IV, 73) frei gewordene Direktion des Gymnasiums Freiburg zu übernehmen. Hier entfaltete er eine höchst umfassende und ersprießliche Tätigkeit, die auch äußerlich durch Ernennung zum Geh. Hofrat Anerkennung fand, bis er am 21. Februar 1904 einer tückischen Krankheit erlag.

Zeitlebens von schwächlicher Gesundheit, hat B. durch eisernen Willen seinem zarten Körper die Kraft abgerungen, in Fleiß und Pünktlichkeit, idealster Auffassung und selbstloser Hingabe vier Jahrzehnte seinem Beruf zu leben und achtzehn Jahre lang die damals (bis zur Teilung unmittelbar nach B.'s Tod) größte humanistische Anstalt des Landes zu leiten (ca. 800 Schüler in 20 Klassen). Selbst ein tüchtiger, feinsinniger Philologe, huldigte er aus vollstem Herzen dem Humanismus und glaubte mit ganzer Seele an die bildende Kraft der alten Sprachen, ließ sich auch nie irremachen in der Überzeugung von der Notwendigkeit eines soliden Grammatikunterrichts als Grundlage für das Verständnis der literarischen Schätze des klassischen Altertums. Griechisch war sein Lieblingsfach, für das er mit Feuereifer auch die Schüler zu begeistern suchte. Ein seltenes Lehrgeschick war ihm eigen, aber auch große Liebe und Güte für seine Schüler, an deren Geschick er auch nach deren Abgang vom Gymnasium lebhaften Anteil nahm. Er besaß ein Herz für seine Schüler, freilich nicht in dem Sinn, daß er ihnen möglichst viele Freiheiten gestattete und „durch die Finger schaute". Er stellte vielmehr große Anforderungen, wie er sie an sich selbst zu stellen gewohnt war, weit entfernt von jener Humanitätsduselei und Popularitätshascherei, die jeglicher ernsten

Arbeit Feind ist. Als Lehrer und Direktor war er das verkörperte Pflichtgefühl, voll gewissenhafter Fürsorge für Schule, Lehrer und Schüler, dabei in herzgewinnender Leutseligkeit ein umsichtiger Berater der Eltern, ein liebenswürdiger Vorgesetzter und Kollege. Pessimismus und Bitterkeit lagen seinem Wesen fern. Eigen war ihm endlich auch eine mustergültige Geschäftsführung, sowie eine glänzende Redegabe, mit der er namentlich an den Jahresschlußfeiern der Schule Eindruck machte. In seinem Beruf ging er völlig auf und suchte sonst nirgends eine Rolle zu spielen, weder in Vereinen noch in der Politik, nicht in der Wissenschaft (obwohl er sich immer auf dem Laufenden hielt) oder gar in der Presse. Und mitten aus seinem pädagogischen Tagewerk, das ihm köstlich war, ist er abberufen worden: am 16. Februar 1904 stand er noch vor seinen Primanern, obwohl schon krank, in der Klasse, am 21. d. M. ereilte ihn der Tod. (Personalakten, Tageszeitungen, Jahresberichte des Gymnasiums, persönliche Erinnerungen.) Hermann Mayer.

Alfred Waag.

Der Architekt Alfred Waag, Direktor der Kunstgewerbeschule in Pforzheim, wurde am 27. Juli 1845 in Sinsheim in Baden geboren. Er besuchte das Großh. Gymnasium in Mannheim, dann das Polytechnikum in Karlsruhe und die Bauakademie in Berlin. Am 30. Dezember 1869 wurde er als Baupraktikant rezipiert, legte im Dezember 1869 die Staatsprüfung im Baufach ab und trat im November 1870 in den staatlichen Dienst. Bis zum Jahre 1877 war er als Großherzoglich badischer Regierungsbaumeister in Karlsruhe tätig und Mitarbeiter an mehreren größeren staatlichen Bauaufgaben. Im April dieses Jahres wurde er dann von der Regierung zum Direktor der neuerrichteten Kunstgewerbeschule in Pforzheim ernannt, womit nicht nur eine sehr arbeitsreiche Zeit, sondern auch eine sehr verdienstvolle und erfolgreiche Tätigkeit für ihn begann. Mit großer Energie hat es Direktor Waag verstanden schon von Anfang an darauf hinzuwirken, daß die Schule, welche ursprünglich eine städtische Anstalt war, in eine staatliche umgewandelt wurde. Am 1. Januar 1887 erfolgte die Übernahme durch den Staat, und damit ein ungeahnter Aufschwung. Die Krönung seines Lebenswerkes war aber der Neubau der Kunstgewerbeschule, die 1911 kurz vor seinem Tode eingeweiht wurde. Als Architekt vermochte er,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wenn auch nicht als ausführender Baumeister, so doch als bestimmender Gestalter des Grundrisses und der ganzen Raumeinteilung auf das große Schulgebäude selbst, seinen zielbewußten Einfluß geltend zu machen. Es ist sein Verdienst, daß diese Anstalt räumlich geschickt eingeteilt und mit den modernsten Lehrmitteln, z. B. Gewächshäusern, Episkopie, Werkstätten, schon damals eingerichtet wurde.

Wenn Alfred Waag als ein ganz hervorragender Kunstpädagoge bezeichnet werden muß, so geschieht dies nicht allein deshalb, weil er seinen Fachzeichenunterricht methodisch zu gestalten wußte, sondern namentlich deshalb, weil er es als Schulleiter in hervorragender Weise verstand, seine Mitarbeiter auszuwählen und arbeitsfreudig zu erhalten. Unter seiner Leitung fanden sich Lehrkräfte aus den hervorragendsten Kunstmittelpunkten Karlsruhe, München, Stuttgart, Wien zu gemeinsamer Arbeit zusammen.

Eng verwachsen mit der Pforzheimer Bijouterieindustrie und mit dem Werdegang des Pforzheimer Kunstgewerbevereines ist Direktor Waag als erster Vorstand. Etwa um 1880 ging die Leitung der Geschäfte des Vereins an Alfred Waag über. Bald nach der Übernahme des Vorsitzes erfolgte eine Wanderausstellung durch Deutschland. 1884 beteiligte sich der Pforzheimer Kunstgewerbeverein an der Nürnberger, 1880 an der Münchner Ausstellung erfolgreich. 1894 trat die Vereinszeitung, die großen Anklang fand, durch ihn ins Leben. Einen Wendepunkt, von dem aus sich die Pforzheimer Industrie ungeahnt aufschwang, bedeutete die Beteiligung an der Weltausstellung in Paris im Jahre 1900, deren Leitung hauptsächlich in den Händen Waags lag. Auf zahlreichen Reisen, von denen nur jene nach Amsterdam, Italien und St. Louis erwähnt seien, bildete er sich weiter und verstand es, die Ergebnisse seiner Studienreisen der von ihm geleiteten Schule immer wieder zugänglich zu machen. So war er der Schöpfer einer der wichtigsten Lehranstalten und ein Führer einer der umfangreichsten Industrien des Landes. An Auszeichnungen wurden ihm das Ritterkreuz I. Kl. vom Zähringer Löwen (1881), der württembergische Friedrichsorden II. Kl., das Offizierskreuz des Ordens der Ehrenlegion und zuletzt noch das Kommandeurkreuz des Bertoldordens (1911) verliehen.

Jahrbuch der Stadt Pforzheim 1912, S. 20.

L. Segmiller.

Jakob Lüroth

wurde am 18. Februar 1844 in Mannheim als das einzige Kind eines dortigen Bürgers und Mitgliedes der Stadtvertretung geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters schloß er sich um so enger an die Mutter an, die dem Sohne das Leben behaglich zu gestalten besorgt und in der Lage war. Sprachlich hervorragend begabt, genügte er im Lyzeum der Vaterstadt seinen Schülerpflichten ohne Mühe, so daß ihm Muße blieb, seinen Neigungen zu mathematischen Studien nachzugehen, die er unter der Leitung des Lyzealprofessors Karl Rapp, eines ehemaligen Offiziers, betrieb. Als 1859 der ausgezeichnete Astronom Eduard Schönfeld an die Sternwarte in Mannheim berufen wurde, empfingen von ihm beide, Lehrer und Schüler, Anleitung, zu astronomischer Tätigkeit mit dem Erfolg, daß schon im 57. Band der Astronomischen Nachrichten (1862) von den Rechnungsergebnissen des Siebzehnjährigen berichtet werden konnte. — Ob freilich die frühzeitige Anstrengung seiner Augen nicht zu jener Schwächung seines Sehvermögens beigetragen hat, unter der er später so viel gelitten, muß dahingestellt bleiben. Die herzliche Aufnahme, die Lüroth im Hause Schönfeld gefunden hat, war für seine ganze Zukunft entscheidend. Mit dankbarer Verehrung hat er jederzeit seines Gönners und späteren Freundes gedacht.

Als Lüroth im Herbst 1862 nach bestandener Reifeprüfung die Universität Bonn bezog, um bei Argelander Astronomie zu studieren, erwies sich dies bald seiner Augen wegen als unmöglich. Deshalb auf sein Lieblingsstudium verzichten zu müssen, hat zu den schmerzlichsten Enttäuschungen seines Lebens gehört. Seine ganze Kraft wandte nun Lüroth der Mathematik zu, deren Studium er in Heidelberg 1863—1865 unter Hesse und Kirchhoff fortsetzte. Nachdem er daselbst 1865 promoviert hatte, begab er sich nach Berlin, wo er u. a. bei Weierstraß hörte, 1866 nach Gießen, um Clebsch kennen zu lernen. Von diesem, dessen faszinierende Persönlichkeit den Betätigungstrieb von so manchem Schüler fruchtbar entwickelt hat, empfing Lüroth weitreichende Anregung zu Arbeiten auf dem Gebiet der Geometrie und der Funktionentheorie.

Im Sommer 1867 habilitierte er sich in Heidelberg, folgte aber schon 1868 einem Ruf an die Technische Hochschule in Karlsruhe, zunächst zur Aushilfe für Dienger, als dessen Nachfolger er bereits

im Januar 1869, kaum 25 Jahre alt, zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Der Gedanke, daß diese frühzeitige Beförderung seinen wissenschaftlichen Verdiensten zugeschrieben werden könne, erschien ihm in seiner Bescheidenheit fast peinlich. Er verdankte sie wesentlich seiner ausgesprochenen Lehrbegabung und seiner frühe in sich gefesteten Persönlichkeit. Nach zwölfjähriger Tätigkeit in Karlsruhe wurde Lüroth 1880 an die Technische Hochschule in München, 1883 an die Universität in Freiburg i. B. berufen. Diese Stellung hat er bis zuletzt bekleidet. Auf einer mit Frau und Tochter nach München unternommenen Erholungsreise hat ihn der Tod am 14. September 1910 ereilt, ohne daß unmittelbar bedrohliche Anzeichen vorausgegangen waren.

Zwar hatte schon vor Jahren ein Herzleiden ihn und die Seinigen mit Besorgnis erfüllt und dem früher so rüstigen Manne manche Beschränkung auferlegt. Aber beweglich und von zäher Konstitution ließ er solche Stimmungen nicht über sich Herr werden.

Lüroth war eine jener feinen, selbstlosen Gelehrtennaturen, denen der Augenblickserfolg nichts, die Sache alles ist. Von Jugend auf durch die Fähigkeit ausgezeichnet, fremde Gedankengänge rasch und klar zu erfassen und das Wesentliche daran zu erkennen, mit einem glänzenden Gedächtnis ausgestattet, hatte Lüroth sich mühelos fast alle Gebiete der Mathematik, auch der angewandten, viele Zweige der Astronomie, der Geodäsie und weiter abgelegener Wissensgebiete zu eigen gemacht. Kronecker hat einmal als zwei Anlässe, um in ein fremdes mathematisches Wissensgebiet einzudringen, die bezeichnet: entweder man arbeite darin, oder man halte eine Vorlesung darüber. Für Lüroth genügte der Vorsatz, es kennen zu lernen. Gerade die am schwierigsten zugänglichen Abhandlungen zogen ihn am meisten an. Aus dieser Aufnahmefähigkeit heraus, die ihm bis zu seinem Ende erhalten geblieben ist, hat sich eigentlich auch seine produktive Tätigkeit entwickelt, die, von seltener Vielseitigkeit, sich auf Geometrie und Mechanik, auf Astronomie und Geodäsie, auf Wahrscheinlichkeitsrechnung, Mengenlehre und Begriffsschrift, auf Funktionentheorie und Algebra erstreckt hat. Man kann sagen, daß viele von Lüroths wissenschaftlichen Arbeiten geradezu herausgewachsen sind aus dem Studium von Abhandlungen, die ihn angesprochen haben, aus dem Bedürfnis des denkenden Lesers, Dunkles aufzuklären und Unzusammenhängendes zu vereinigen. Dabei haben ihn die von der Heerstraße weitabliegenden Stoffe besonders angezogen. Seine Vorliebe für Graß-

manns und Hamiltons Algorithmen, für Peirces, Schröders, Peanos Begriffsschrift haben auch mehrere eigene Arbeiten ausgelöst.

Dieser Zug entsprach wohl auch seiner in sich gewandten Denkweise, vielleicht auch einem gewissen Gerechtigkeitsgefühl und seiner Abneigung gegen alles Laute, Moderne. Vor allem aber mag er in der auf das Begrifflich-Logische und auf die prinzipiellen Fragen eingestellten Geistesrichtung Lüroths gewurzelt haben. Für ihn war die ganze Mathematik, nicht nur in ihrem Aufbau, sondern auch in ihren Objekten, ein einziges logisches System, wie er das auch einmal — in seiner nicht gedruckten Freiburger Antrittsrede — ausdrücklich betont hat. Selbst in der Mechanik kommt diese, zugleich auf das prinzipiell Arithmetisierende und auf den Operationenkalkul gerichtete Auffassung zum Ausdruck, so in der frühen Einführung der Vektorrechnung. Aber es ist nicht etwa die Freude des bloßen Algorithmikers an der Sprache seiner Formeln, sondern das tiefere Interesse an dem Begrifflichen der formalen Operation als Mittel, den Gedankengehalt möglichst scharf zu fassen und hervortreten zu lassen. Und so mag man in dieser begrifflichen Denkweise das Zusammenfassende und Einheitliche in Lüroths rein wissenschaftlichen Bestrebungen erkennen.

Dem widerspricht aber durchaus nicht, daß Lüroth sich noch nach einer ganz anderen Seite betätigt hat, und zwar von Anfang seines Arbeitens an bis zu dessen Abschluß: nach der Seite der angewandten Mathematik.

Seinem Lehrberuf hat Lüroth große Sorgfalt gewidmet. Mannigfaltig wie seine Veröffentlichungen waren seine Vorlesungen, klar, ausgezeichnet durch Strenge der Beweisführung und nicht bloß höheren, sondern mit Vorliebe elementaren Gebieten gewidmet. Eine anziehende Vorlesung muß namentlich die über numerisches Rechnen gewesen sein, wie das gleichnamige Buch bezeugt.

„War diese eigenartige Vorlesung Lüroths Jugendneigung für astronomische Berechnungen entsprungen, so läßt sich seine sonstige Vielseitigkeit teilweise durch die wechselnden Lehrstellungen erklären, die er bekleidet hat. Als Studierender und als Dozent in den Anschauungen der Universität erzogen, verwies ihn die Wirksamkeit an zwei technischen Hochschulen auf eine Lehrtätigkeit, die eine elementare Gestaltung der Vorträge und reichliche Gelegenheit zu Übungen erheischte. Aber sie brachte ihn auch in Berührung mit den technischen

Wissenschaften, deren Vertreter sich wie in Karlsruhe so in München mit den Mathematikern in einem Kranz zu wissenschaftlichem Austausch zusammenfanden. In Freiburg wiederum war Lüroth Mitglied des Physikalischen Kolloquiums und während vieler Jahre Vorsitzender der Naturforschenden Gesellschaft. Durch seine Ernennung zum a. o. Mitglied der Gr. Badischen Oberschulbehörde 1901 wurde ihm Gelegenheit, seine reichen Erfahrungen auch im Interesse der Schule zu verwenden." Mit größtem Eifer und Interesse hat er den Gedanken der Ferienkurse für Lehrer höherer Schulen aufgenommen und bei ihnen mitgewirkt.

„Auch sonst sind ihm Ehrungen, Vertrauensstellungen und mannigfache Anlässe zur Mitarbeit bei wissenschaftlichen Körperschaften zuteil geworden. Schon von Karlsruhe aus hat er Berufungen an die Technischen Hochschulen in Darmstadt und Hannover sowie an die Universität Freiburg abgelehnt. 1876/77 wurde der damals 32jährige zum Direktor des Gr. Polytechnikums erwählt; 1889/90 war er Rektor der Universität Freiburg; 1905 wurde er durch die Ernennung zum Gr. Bad. Geheimen Rat II. Klasse ausgezeichnet. — Der K. bayerischen Akademie der Wissenschaften gehörte er seit 1884 als korrespondierendes Mitglied an. Unmittelbar bei Errichtung der Heidelberger Akademie wurde er als deren Mitglied aufgenommen. Viele Jahre hat er als Vorstandsmitglied der Mathematischen Sektion der Leopoldina gewirkt.

Der wissenschaftliche Verkehr mit Lüroth war wegen seiner Vielseitigkeit und Fähigkeit, sich rasch in fremde Gedankengänge einzufinden, in hohem Maße genuß- und lehrreich. Aber auch den Nichtmathematiker zog die Unterhaltung mit dem keineswegs weltfremden, auf vielen Gebieten menschlichen Wissens heimischen feinsinnigen Gelehrten an. Lüroth konnte mit einem Wort, einer humoristischen Wendung, die niemals verletzend war, eine Person oder eine Sachlage treffend kennzeichnen; und freudig erkannte er jedes fremde Verdienst an. Er hatte in der Welt sich umgesehen und im Umgang mit Ausländern fremde Denkweise verstehen gelernt. In dem gastlichen Heim, dem seine Gattin, eine geborene Schepp, eine besondere Anziehung verlieh, begegneten sich die verschiedensten Berufskreise.

Den Verkehr mit seinen Freunden hat Lüroth jederzeit aufs sorgfältigste gepflegt und ihnen unverbrüchliche Treue bewahrt. Unbedingt zuverlässig, konnte er für sie eine Opferwilligkeit betätigen, die weit über das erwartete Maß hinausging. Um von den Über-

lebenden zu schweigen: welche Mühe hat Lüroth darauf verwandt, die Wertschätzung der Arbeiten seines verstorbenen Freundes Ernst Schröder durchzusetzen, der mit seinen Bestrebungen zur Einführung einer Begriffsschrift in Deutschland lange Zeit allein stand. Und daß Julius Weingarten, der noch in vorgerücktem Alter nach Freiburg i. B. gezogen war, dort an der Universität eine Stellung als Honorarprofessor zuteil wurde, die dem vereinsamten Gelehrten in seinen letzten Lebensjahren einen erwünschten Wirkungskreis verschaffte, war im wesentlichen Lüroths Werk. Auch seiner Fakultät gegenüber hat Lüroth, wie dies an seinem Grabe zum Ausdruck kam, noch im letzten Jahr seines Lebens, schon hart bedrängt durch sein Augen- und Herzleiden, eine ungewöhnliche Selbstverleugnung gezeigt. Nachdem die Abspaltung einer Naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät von der Philosophischen trotz seines Widerspruches beschlossene Sache war, ließ er, den Vielseitigkeit und Geschäftskenntnis dazu vor anderen befähigten, sich zur Übernahme des Dekanates der neuen Fakultät, gegen die er sich so energisch gewehrt, an deren Einrichtung er jedoch den tätigsten Anteil genommen hatte, bestimmen. Der Tod hat ihn vor dem Antritt dieses Amtes überrascht."

Dürfen wir in wenigen Worten die Eigenart Jakob Lüroths noch einmal zusammenfassen, so steht er vor unserem rückschauenden Auge als ein Forscher im Gebiet der reinen und angewandten Mathematik von größter Vielseitigkeit und Strenge und besonderer Neigung für alles Prinzipielle, dessen Arbeitsergebnisse auch heute noch teils direkt, teils indirekt fortwirken, — als ein Lehrer von größter Gewissenhaftigkeit — als ein Mensch von lauterstem Charakter, von tiefgehender und weitreichender Allgemeinbildung, von unverbrüchlicher Treue gegen seine Freunde, vorwiegend ernst und streng, aber in vertrautem Kreise auch dem Humor nicht unzugänglich. —

Auszug aus dem Aufsatze von A. Brill und M. Noether in den Jahresberichten der Deutschen Mathematiker-Vereinigung XX, 1911, wo sich auch ein vollständiges Verzeichnis der Schriften L.'s findet.

Heffter.

Rudolf Lange,

mit dessen Namen die Geschichte der Karlsruher Hofbühne in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unzertrennlich verbunden ist, kam am 4. Februar 1830 zu Potsdam zur Welt. Der Vater,

Major der Landwehr, der in den Freiheitskriegen mitgekämpft und sich bei Wavre das Eiserne Kreuz geholt, später Geheimer Kanzleidirektor, starb früh; nach seinem Tode zog die Mutter mit den Kindern nach Berlin, wo auch Rudolf seine Schul- und Gymnasialbildung empfing. Eine Tante hatte dort an den königlichen Theatern die Konditorei in Pacht; das bot dem Knaben früh schon häufig Gelegenheit zum Besuch des Schauspiel- und Opernhauses und weckte in ihm Neigung und Interesse für den künftigen Beruf. Als er Theodor Döring, seinen späteren Lehrer, als dessen Schüler er sich zeitlebens mit Stolz und Dankbarkeit bekannte, zum erstenmal sah, war sein Entschluß gefaßt; von da an beherrschte ihn nur der eine Gedanke an die Bühne. Kleine Liebhabertheater, erst im Königlichen Gießhaus, dann in der Urania, wo sich junge Leute aus allen Kreisen zu gemeinsamen Aufführungen vereinigten, waren die Stätte seiner ersten darstellerischen Versuche. Unter den Mitwirkenden befand sich nach seinen Aufzeichnungen auch Alfred Waldersee, der spätere Generalfeldmarschall, der auf der Bühne der Welt einst eine Rolle zu spielen berufen wurde. Mit 17 Jahren wagte Lange den ersten Schritt und ging zu dem rührigen Wirsing nach Magdeburg, der ihn für kleinere Rollen verpflichtete. Erkrankung zwang ihn zur Heimkehr; er spielte wieder an der Urania und trat einmal, im April 1849, auch im Königlichen Schauspielhaus als Schuster Wilhelm im „Verwunschenen Prinzen" mit Erfolg auf, aber er selbst fühlte, daß ihm noch die nötige Schulung mangle, und holte dies bei Döring nach. Es folgte ein kurzes Wanderleben, das ihn nach Potsdam, Leipzig, Glogau und wieder zurück nach Berlin führte. Dort traf ihn 1852 eine Mitteilung von Friedrich Haase, mit dem er von Leipzig her befreundet war, man suche in Karlsruhe einen jugendlichen Liebhaber und Helden. Er ging nach Karlsruhe und gab im damaligen Nottheater ein paar Gastrollen, ohne daß es jedoch zu einem Abschlusse kam. Da trat, als er schon im Begriffe war, wieder abzureisen, Graf Leiningen, der Chef der Hofverwaltung, der Gefallen an ihm gefunden, für ihn ein, und hieß ihn warten, bis Eduard Devrient, der neue Theaterdirektor, sein Amt übernommen habe. Devrient kam, und ein neues Probegastspiel am 4. November 1852 (Landwehrmann in „Kurmärker und Pikarde" und Dr. Friedrich in der „Frau vom Hause") bestimmte den erfahrenen Theaterleiter, der mit sicherm Blick „das vielver-

sprechende Talent" erkannte, zur sofortigen Anstellung. Damit begann für Lange die Zeit seiner Karlsruher Tätigkeit, die ihn von Erfolg zu Erfolg führte und seinen Ruhm begründete. Und er ist dieser Hofbühne, getragen von der Liebe des Publikums, von der persönlichen Hochachtung aller Kreise und von der unwandelbaren Gunst seines kunstsinnigen Fürsten trotz mannigfachen Verlockungen viereinhalb Jahrzehnte hindurch, solange ihm zu wirken vergönnt war, getreu geblieben und heimisch geworden in der süddeutschen Residenz. So war es Lange beschieden, an dem glänzenden Aufstiege, den das Karlsruher Schauspiel in der Ära Devrient nahm, teilzunehmen und als einer der Besten an seinem Teil dazu mitzuwirken. Devrient war es auch, der ihm von Anfang an den richtigen Platz anwies, nicht im Fache der jugendlichen Liebhaber, für das er sich nicht eigne, sondern im humoristischen Charakterfache. Sein Benedikt in „Viel Lärmen um nichts", sein Konrad Bolz, der ihm bei der Erstaufführung der „Journalisten" des Dichters rückhaltlose Anerkennuung eintrug, sein Stritzow im „Versprechen hinterm Herd", mit dem er noch nach Jahrzehnten in dem unvergeßlichen Zusammenspiel mit Pauline Mailhac stürmischen Beifall erntete, bekundeten schon im ersten Jahre die reiche und seltene Befähigung des jungen Künstlers. Schon 1856 begründete Devrient einen Antrag auf Gehaltsaufbesserung mit der Feststellung, daß Lange „gegenwärtig eines der wichtigsten und beliebtesten Mitglieder des Schauspielpersonals" sei. Zu den jugendlich humoristischen Rollen traten bald auch die ernsten, deren weites Gebiet er in den sechziger und siebziger Jahren im vollen Umfang beherrschte: Marinelli, Jago, König Philipp II., Franz Moor, König Johann, Richard III., Wurm, um nur einige zu nennen. Mit dem tiefen künstlerischen Ernst, der ihn zeitlebens auszeichnete, unablässig an sich selbst arbeitend, trat Lange an jede Aufgabe heran, nicht ruhend, bis es ihm gelang, in künstlerischer individueller Neuschöpfung das Werk des Dichters zu verlebendigen. So wurde und war sein Shylock eine hochbedeutende Schöpfung — eine „große, sehr große Kunstleistung" nannte sie, noch frisch unter ihrem Eindruck stehend, Felix Mottl bewundernd —, vorbildlich auch darum, weil er die Gestalt nicht auf eine die Höhe einer unangebrachten Tragik zu erheben suchte, sondern trotz ihrer ungemein charakteristischen Linien im Rahmen des Lustspiels blieb. Rührend und

tiefergreifend sein Narr im „König Lear", „in seiner Mischung von Humor und Tragik eine Gestalt von erschütternder Wahrheit". Vollkommen auch sein Advokat Berend in Björnsons „Fallissement". Aber so manches Bedeutende Lange dank seiner Intelligenz und seiner feinen Charakterisierungskraft auch auf diesem Gebiete schuf, die volle Größe seiner Kunst entfaltete er, wie Eugen Kilian richtig hervorhebt, doch immer da, wo sie sich vorwiegend oder ausschließlich in den Dienst des Humors stellen durfte.

Es genüge, unter den zahlreichen hierhergehörigen Gestalten, die er verkörperte, an seinen Falstaff zu erinnern, eine Meisterleistung schlechthin, die ihn in die erste Reihe der darstellenden Künstler seiner Zeit stellte und jedem, der sie miterlebte, unvergeßlich bleiben wird. In ihrer seltenen Vereinigung von subjektivem Humor und objektiver Komik war sie aus einem Guß, einfach, großzügig, und ließ bei aller Komik, die von ihr ausging, nie die geistige Überlegenheit Sir Johns über seine Kumpane verkennen.

Neue Aufgaben boten sich dem Künstler, als nach Devrients Rücktritt dessen Nachfolger Wilhelm Kaiser ihm auch das Fach der humoristischen Väter im modernen Lustspiel erschloß. Sein Bolzan in Mosers „Stiftungsfest" wurde für Lange der Prototyp einer unübersehbaren Reihe von Rollen, in denen er mit sein Vollendetstes leistete. Hier hat er eine urwüchsige Drolerie, eine Liebenswürdigkeit des Humors, eine behäbige Ergötzlichkeit des Wesens entwickelt, wie sie seitdem auf der Bühne selten geworden sind. „Die schwächsten und seichtesten Stücke konnten durch seine Kunst geadelt und in eine gewisse künstlerische Sphäre gehoben werden." Sein Barbier Schelle in Raupachs „Schleichhändlern", sein Kleister im „Schwert des Damokles", sein Landwehrmann Schultze in „Kurmärker und Pikarde", sein Anton Hasemann, sein Piepenbrink, um nur Einiges zu nennen, waren von unwiderstehlicher Wirkung und weckten im Hause jenes „stille, sonnige Wohlbehagen, wie es nur gottbegnadete Kunst vermag".

1891 wurde ihm neben Hanke auch ein Teil der Regie übertragen. Auch an dieser Stelle bewährte sich in der künstlerischen Anleitung sein ganzes Können und seine reiche Erfahrung. Sein Vorbild wirkte anregend und befruchtend auf die jüngere Generation. Dem sich breit machenden Naturalismus abhold, legte er

größten Wert darauf, daß im Versdrama des Dichters Wort voll zur Geltung komme. „Lernt sprechen, — sprechen!" war seine immer wiederkehrende Mahnung. „Der Teufel hole die Natürlichkeit!", ruft er nach einer Berliner Aufführung einmal aus, „die Leute sprechen Verse, als ob es ein Text von Kalisch oder Moser sei."

Im Herbst 1896 trat er in den „Relegierten Studenten" von Benedix zum letztenmal auf. In der Nacht vom 5. auf 6. Oktober erlitt er einen Schlaganfall, der ihn linksseitig lähmte und von dessen Nachwirkungen er sich körperlich nie mehr völlig erholte. Auf seinen Wunsch wurde er in den Ruhestand versetzt. Den mannigfachen Auszeichnungen, die ihm schon bei der Feier seines vierzigjährigen Bühnenjubiläums von seiten seines Landesherrn und des Publikums zuteil geworden waren, folgte die Ernennung zum Ehrenmitgliede des Hoftheaters.

Noch ein Jahrzehnt war ihm vergönnt, in dem er, von seiner sorgenden Schwester betreut, geistig immer rege und tätig, mit ungeschwächtem Interesse die Entwicklung der Karlsruher Bühne verfolgte und sich mit der Niederschrift seiner Erinnerungen beschäftigte, in denen er die Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen aus einer langen Künstlerlaufbahn aufzeichnete, — für die Karlsruher Theatergeschichte, vor allem der Devrient-Zeit, eine Quelle von hohem Wert, ein Beleg zugleich für das ernste Streben und die ideale Auffassung seines Künstlerberufs, die ihn zeitlebens erfüllten. Bei seinem Tode, der nach kurzer Krankheit am 3. März 1907 erfolgte, kam in zahlreichen Kundgebungen noch einmal die Liebe, Dankbarkeit und Verehrung zum Ausdruck, die ihm aus allen Kreisen entgegengebracht wurde, und Albert Bürklin, sein letzter Intendant, durfte mit Recht von ihm rühmen: „Er war den höchsten Zielen der darstellenden Kunst so nahe gekommen, wie wenige außer ihm".

Rudolf Langes erster Ehe mit der Sängerin Mathilde Fomm war nur ein kurzes Glück beschieden; sie starb nach Jahresfrist 1857, unter Hinterlassung eines Töchterleins, der späteren Gattin des bekannten Heidelberger Zoologen Wirklichen Geheimen Rats Professors Bütschli. 1859 verheiratete er sich zum zweitenmal mit Johanna Scherzer, der großen Künstlerin und Tragödin, die gleich ihm eine hervorragende Zierde der Karlsruher Bühne war (Bad.

Biogr. IV, 242) und ihm durch frühen Tod 1884 entrissen wurde; aus dieser Ehe stammt ein Sohn, der die Laufbahn des Vaters einschlug und als Regisseur in Norddeutschland wirkt.

Lit.: Dienstakten des ehemaligen Hoftheaters. — Handschriftliche biographische Aufzeichnungen und Tagebücher im Besitz von Frau Geheimrat M. Bütschli in Heidelberg. — Nachruf von Alb. Herzog in der Badischen Presse vom 4. März 1907. — Gedenkblätter von Eugen Kilian. (Aus der Praxis der modernen Dramaturgie. Der dramaturg. Blätter zweite Reihe, S. 302—311, München 1914.)

Karl Obser.

Ludwig Mornhinweg

oder Morgenweg, wie er sich unter Umformung seines Familiennamens auch im bürgerlichen Leben ausschließlich nannte, gehörte — ein fast einzig dastehender Fall — über ein halbes Jahrhundert dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters an. Geboren zu Karlsruhe am 29. Juni 1827, trat er schon 1838 als elfjähriger Knabe als Eleve beim Ballett ein und wirkte in ihm später als Solotänzer und Figurant, immer in treuer Fürsorge um seine in bescheidensten Verhältnissen lebende Mutter bemüht. Erfüllt von dem leidenschaftlichen Drange, sich weiter auszubilden und vorwärts zu kommen, nahm er nebenher bei der Schauspielerin Karoline Benda dramatischen Unterricht und half gelegentlich auch in der Oper mit. Erfolgreiche Versuche bestimmten ihn 1851 zum Übertritt in das Schauspiel, kurz bevor Eduard Devrient die Leitung der Hofbühne übernahm, der mit geübtem Blick die vielseitige Verwendbarkeit des Anfängers erkannte und ihn zu fördern bestrebt war. Mit voller Hingebung und der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit widmete sich Morgenweg seiner Aufgabe; im ernsten Schauspiel wie im Lustspiel, überall, wo er hingestellt wurde, füllte er seinen Platz aus und wurde so mit der Zeit eines der meistbeschäftigten Bühnenmitglieder. Waren es oft auch nur episodische Rollen, die ihm zufielen, auch die kleinste wußte er im Rahmen des Ensembles getreu im Sinne des Dichters zu verkörpern und menschlich wahr zu gestalten. Seine natürliche Begabung wies ihn auf das Lustspiel, das Drollig-Naive, Komische. Hier hat er nach und neben Oskar Höcker und Rudolf Lange, in deren Schatten er vielfach

stand, Vorzügliches geschaffen und sich Gunst und Dankbarkeit des Publikums erworben. Bei der Karlsruher Uraufführung von Freytags „Journalisten" war er der erste Schmock. Rollen, wie sein Mopsus im „Wintermärchen", Bardolf in „Heinrich IV.", Kaliban im „Sturm", sein Wirt in „Minna von Barnhelm", die Hexe im „Faust", Jetter im „Egmont", Leim in „Lumpacivagabundus", Schnacke im „Stiftungsfest", um aus eigener Erinnerung nur einige zu nennen, waren künstlerisch ausgeglichene, nach Auffassung und Darstellung vollkommene Leistungen. Der Klosterbruder im „Nathan", mit seiner Herzenseinfalt und -güte, den er besonders liebte, war vielleicht seine beste Schöpfung; aus feinstem Einfühlen und innerstem Empfinden heraus wußte er diese Gestalt zu verlebendigen. Keiner seiner Karlsruher Nachfolger in dieser Rolle, die ich sah, durfte sich mit ihm als Ebenbürtiger vergleichen. Dabei zeichneten künstlerischer Ernst und Selbstzucht seine berufliche Tätigkeit überall aus: wohlfeile Mätzchen und possenhafte Übertreibungen, mit denen andere oft nach Gunst haschten, verabscheute er, wie alles Hohle und Gemachte; lebenswahr und lebenswarm sollten vor allem die Gestalten sein, die er nachschuf. Dem Grundsatze blieb er zeitlebens treu, und darum hat, wie Devrient, auch Gustav zu Putlitz, der spätere, von ihm hochverehrte Intendant, sein fruchtbares Wirken mit warmer Anerkennung geschätzt. Einen verlockenden Ruf nach Wien an das Laubetheater (Februar 1873) lehnte Morgenweg, wie es auch seiner „in allen persönlichen Dingen höchst konservativen Natur" entsprach, nach wesentlicher Gehaltserhöhung ab und verblieb eine altbewährte, wertvolle Stütze des Spielplans, der Hochschätzung weiter Kreise sich erfreuend, noch nahezu volle zwanzig Jahre im Verbande der heimatlichen Hofbühne, bis ein Magenleiden ihn zwang, um seine Versetzung in den Ruhestand zu ersuchen, die im Oktober 1891 erfolgte. Fast zwei Jahrzehnte lebte er noch in der Vaterstadt, die er zeitlebens nur auf kurze Frist zu erfrischenden Wanderungen durch den Schwarzwald und die Schweiz verlassen hat, eine charakteristische Erscheinung im Straßenbilde, der greise Künstler, von mittlerem Wuchse, mit dem ausdrucksvollen, ernsten Künstlerkopf, den dunkeln breitkrämpigen Filz auf dem Haupte, den Schal um den Hals, in den togaähnlichen schwarzen Überwurf gehüllt. Auch auf stillen Waldpfaden der Umgebung konnte man ihm, der für alle Schönheit der Natur tief empfänglich und bis

ins hohe Alter ein rüstiger Wanderer war, häufig begegnen. Sein achtzigster Geburtstag brachte ihm zahlreiche Kundgebungen dankbarer Verehrer, sein fürstlicher Landesherr ehrte ihn mit einer Ordensauszeichnung. Seit 1867 mit Johanna Holstein in glücklicher Ehe verheiratet, war er in häuslicher Zurückgezogenheit in vorbildlicher Weise um das Wohl der Seinen besorgt. In ihrer Mitte entschlief er am 19. Februar 1910, der letzte Träger Devrientscher Tradition und Mitarbeiter am Werke des großen Bühnenreformers.

Lit.: Akten des Hoftheaters und schriftliche Mitteilungen des Sohnes, Herrn Landgerichtsrats Mornhinweg in Karlsruhe, sowie Rollenverzeichnis in dessen Besitz.

Karl Obser.

Wilhelm Schell.

Für die bekannte Tatsache, daß oft starke mathematische Begabung mit musikalischer Veranlagung verbunden ist, gibt es kaum ein besseres Beispiel als Wilhelm Schell, der vierzig Jahre lang als ordentlicher Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule Karlsruhe gewirkt hat und dabei gleichzeitig in Veröffentlichungen sowie in Vorlesungen musikalische Gegenstände behandelt hat. Und noch auf einem dritten Gebiet ist der vielseitige Mann lang und erfolgreich tätig gewesen: in dreiunddreißigjähriger Wirksamkeit hat er als Bibliothekar der Hochschule den Grund zu der Bibliothek gelegt, deren fast lückenloses Gefüge heute der Karlsruher Hochschulbibliothek einen der ersten Plätze unter ihren Schwestern anweist, da, wo es sich um gemeinsame Fächer wie die Mathematik handelt, auch bei dem Vergleiche mit den Universitäten.

Wilhelm Joseph Friedrich Nikolaus Schell wurde am 31. Oktober 1826 als Sohn des Domkapitelssyndikus und Assessors Jakob Schell in Fulda geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums zu Fulda, 1837—1846, studierte er an der Universität Marburg Mathematik und Naturwissenschaften, 1849 legte er die Prüfung für die Gymnasiallehrfächer ab. Anschließend setzte er 1849—1850 seine Studien in Berlin bei Jacobi, Dirichlet und vor allem bei Steiner, dem großen Geometer, fort. 1850—1851 war Wilhelm Schell als Lehramtspraktikant am Marburger Gymnasium tätig, 1851 erwarb er in Marburg den Grad des Dr. phil., im gleichen

Jahre schied er aus dem Schuldienst aus, um sich an der Universität Marburg als Privatdozent niederzulassen.

Fünf Jahre war Schell als Privatdozent für Mathematik und Mechanik in Marburg tätig, anschließend bis 1861 als außerordentlicher Professor. Aus dieser Zeit stammen, mit einer Ausnahme, seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen in mathematischen Zeitschriften. Ihre Mehrzahl bezieht sich auf das Gebiet, in dem Schell sich immer mehr vervollkommnete, auf die anschauliche Infinitesimalgeometrie, der auch sein sehr bekannt gewordenes Buch „Allgemeine Theorie der Kurven doppelter Krümmung in geometrischer Darstellung" angehört, das 1859 in 1., 1898 in 2. Auflage erschien, und das noch heute von Wert ist. 1914 wurde von E. Salkowski die 3. Auflage herausgegeben. Mag auch die moderne Mathematik Anforderungen an die Strenge stellen, welche die damalige Zeit noch nicht erfüllte, so äußert sich doch in Schells Kurventheorie ein echt geometrischer Geist, der in differentialgeometrischen Überlegungen nicht entbehrt werden kann, da er, heuristisch verwertet, den Weg zu den Problemen und deren strenger, analytischer Behandlung zeigt. Darin liegt die bleibende Bedeutung des Werkes.

Schell hatte schon in seiner Vaterstadt seine starke musikalische Begabung gepflegt, so daß er, der ein vorzüglicher Klavier- und Orgelspieler geworden war, in Marburg Vorträge über Musiktheorie mit praktischen Übungen halten konnte und 1853 zum Mitgliede der Kommission für das Orgelbauwesen in der Provinz Oberhessen ernannt wurde. Als Dirigent des Marburger Akademischen Gesangvereins trat er bei dessen Aufführungen an die Öffentlichkeit.

1861 folgte Schell einem Ruf als Professor der Mathematik an die Polytechnische Schule Karlsruhe, die spätere Technische Hochschule, der nun sein ganzes ferneres Wirken galt. In Vorlesungen über Arithmetik, Algebra, Trigonometrie, Analytische Geometrie, Elemente der Mechanik, Elastizität und Hydraulik, Synthetische Geometrie, Mathematische Physik, Theoretische Mechanik hat er, der nach dem Weggange des glänzenden Mathematikers Clebsch 1863 dessen Vorlesungen und theoretische und angewandte Mechanik übernahm, während seiner vierzigjährigen Tätigkeit viele Tausende von Studierenden mit ausgebildet. In diese Zeit fällt

auch die Veröffentlichung seines großen Buches „Theorie der Bewegung und der Kräfte", 1. Aufl. in einem Band 1870, 2. Aufl. in zwei Bänden 1879/80, des ersten deutschen ausführlichen Lehrbuches über Mechanik, in dem er, im Gegensatze zu den französischen Darstellungen, die reine Bewegungslehre in den Vordergrund stellte. Lange Zeit war Schells Lehrbuch in den Händen jedes Studierenden. Daneben fand Schell in den Jahren 1882 bis 1895 noch Zeit zu einer Anzahl von Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Musik, so über das Klavier zur Zeit Sebastian Bachs, über das musikalische Gehör und seine Ausbildung, über den Dualismus in den akustischen Grundlagen der Musik, auch hielt er 1884—1894 im Karlsruher Konservatorium Vorträge über Geschichte der Musik.

Es spricht für die außerordentliche Kraft Schells, daß er im Jahr 1868 auch noch die Stelle des Hochschulbibliothekars übernahm, im gleichen Jahr, in dem er zum Mitgliede des Großherzoglichen Oberschulrates ernannt wurde. In diesem Jahre wurde die Hochschulbibliothek als selbständige, auch den Studierenden zugängliche Institution geschaffen. Bedenkt man, daß Schell noch im Jahr 1892, als die Hochschulbibliothek rund 40 000 Katalognummern enthielt und die jährlichen Mittel 8300 Mark betrugen, eine einzige Hilfskraft, ein Bibliothekssekretär, zur Verfügung stand, der auch den Lesesaaldienst zu versehen hatte, dann kann man die Arbeit beurteilen, die Schell selbst zu leisten hatte. Unzählige Katalogzettel und Büchertitel trugen seine Handschrift. „Die Bibliothek ist wöchentlich 42 Stunden geöffnet; Ferien hat dieselbe nicht. Die Frequenz derselben ist bedeutend", diese wenigen Worte aus einem Berichte Schells aus dem Jahr 1892 sagen in diesem Zusammenhange viel. Noch 1901, im letzten Jahre seiner Wirksamkeit, ging der Fünfundsiebzigjährige jeden Morgen um 8 Uhr zunächst in die Bibliothek, um zu kontrollieren und selbst zu registrieren. Jetzt enthält die Hochschulbibliothek rund 200 000 Bände; möge es gelingen dieses Werk Schells auf voller Höhe zu halten.

1871 verehelichte sich Schell, die kurze Ehe war nicht glücklich. Für 1871/72 wurde er zum Direktor der Polytechnischen Schule gewählt, 1872 erfolgte seine Ernennung zum Hofrat, 1880 zum Geheimen Hofrat, 1901 zum Geheimen Rat. 1899 verehelichte er sich zum zweitenmal.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wilhelm Schell war 75 Jahre alt geworden und fühlte sich allmählich den verschiedenartigen Anforderungen, vor allem den Anstrengungen der Vorlesungen in den großen Hörsälen, nicht mehr ganz gewachsen. Er erbat und erhielt seine Pensionierung. Der charakterfeste und doch liebenswürdige Mann, der fremde Leistungen stets rückhaltlos anerkannte, der hochgeachtete Kollege, der auch bei schärfsten Differenzen nie dem Gegner etwas nachtrug, der feine Musiker, der noch in seinen letzten Lebensjahren durch sein Spiel entzückte, konnte sich nicht lange der Ruhe erfreuen. Er starb in Karlsruhe am 13. Februar 1904.

Lit.: J. Lüroth hat W. Schell im Jahresber. der Deutschen Mathem. Vereinigung XIV (1905), S. 113—121 in einem ausführlichen Nachruf gewürdigt und diesem Nachruf ein Verzeichnis der mathematischen und musikalischen Werke Schells angefügt.

Richard Baldus.

Ernst Schröder.

Friedrich Wilhelm Karl Ernst Schröder, der 26 Jahre lang der Technischen Hochschule Karlsruhe als ordentlicher Professor der Mathematik angehörte, 1890/91 als Direktor, wurde am 25. November 1841 in Mannheim geboren, als ältester Sohn des Direktors der Höheren Bürgerschule Mannheim, Heinrich Schröder, eines anerkannten Mineralogen, Chemikers, Physikers. Ernst Schröders frühreife Begabung wurde durch vorzüglichen häuslichen Unterricht so rasch gefördert, daß er, der mit acht Jahren ziemlich gewandt Lateinisch sprach, die gleichaltrigen Knaben im Unterrichte weit hinter sich ließ. Bereits mit zehn Jahren hatte er sich für den Lehrberuf in Mathematik und Physik entschieden. Nach dem Besuche der drei Oberklassen der Schule seines Vaters war er 1856—1860 Schüler des Mannheimer Lyzeums, das er mit dem Zeugnis der Reife verließ. Schröder studierte anschließend in Heidelberg, wo ihn vor allem in der Mathematik Hesse, in der Physik Kirchhoff, in der Chemie Bunsen fesselten, dies mit solchem Erfolg, daß er bereits 1862 mit der besten Note zum Dr. phil. promoviert wurde. In den darauffolgenden beiden Jahren beendete er sein mathemathisch-physikalisches Studium, und zwar in Königsberg bei Neumann und Richelot. Anschließend bestand Schröder 1864 in Karlsruhe die Lehramtspraktikantenprüfung mit der Note „gut", trat

jedoch erst später in den badischen Schuldienst ein, nachdem er sich inzwischen 1864 am Polytechnikum in Zürich habilitiert und an der dortigen Kantonschule als Vikar gelehrt hatte. In Baden war Schröder zunächst, 1868, an der Höheren Bürgerschule in Karlsruhe (jetzt Kant-Oberrealschule) tätig, im gleichen Jahre noch wurde er auf eine Stelle am Pädagogium in Pforzheim versetzt, 1870 reklamierte die Schulbehörde den Kriegsfreiwilligen aus dem Feld und ernannte ihn zum Professor für Mathematik und Naturwissenschaften am Pro- und Realgymnasium Baden-Baden. Von hier wurde Schröder 1874 als ordentlicher Professor der Mathematik an das Polytechnikum Darmstadt berufen, zwei Jahre später in gleicher Eigenschaft an die Polytechnische Schule, von 1885 an Technische Hochschule, Karlsruhe, der er — 1899 zum Hofrat ernannt — bis zu seinem Tode 1902 angehörte.

Schröder war ein feiner, liebenswürdiger, zuverlässiger Mensch, aber keine im landläufigen Sinne gesellige Natur: „Diese Frühreife hatte jedoch auch ihre Schattenseiten, indem sie den Knaben auf Unterrichtsgemeinschaft mit meist sehr viel älteren Genossen verwies, ihn der gleichaltrigen Spielkameraden beraubend und so den Grund zum Sondertum und einem Hang zu Einsamkeit legte", so charakterisiert er sich selbst. Er, der sein Leben lang auf den engeren Verkehr mit wenigen angewiesen blieb und der sich auch nicht verehelichte, wurde im Laufe der Jahre allmählich zum Sonderling, mit dem sich mancher, von ihm gut aufgenommener, Studentenulk beschäftigte. Neben seinem Interesse für neuere Sprachen — er trieb Französisch, Russisch, Englisch, Spanisch — war es die Vorliebe für jede Art den Körper stärkenden Sports, die seine Mußestunden ausfüllte. Große Wanderungen und Bergbesteigungen führten ihn, der auch ein großer Blumenfreund war, in die geliebte Natur, daneben erhielten den rastlos Arbeitenden Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Reiten körperlich und geistig frisch. Noch als Sechzigjähriger wurde er Schneeschuhläufer, vor allem aber war er ein leidenschaftlicher Radfahrer: der „Radfahrprofessor" auf dem Fahrradsattel eigener Konstruktion gehörte in Karlsruhe zu den stadtbekannten Persönlichkeiten.

Eilte Schröder in dieser seiner Einschätzung der Leibesübungen seiner Zeit voraus, so gilt dasselbe für seine mathematische Lebensarbeit, die Algebra der Logik. Während seine ersten mathema-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

tischen Arbeiten über Sternpolygone, weiterhin über die Mac-Laurinische Summenformel und mit den Binomialkoeffizienten zusammenhängende Fragen (denen auch spätere Arbeiten galten) Verallgemeinerungen fremder Ergebnisse darstellten, begann in der Pforzheimer Zeit seine Beschäftigung mit der Algebra, als deren Frucht 1873 der 1. Band seines Lehrbuches der Algebra für Lehrer und Studierende erschien. Die ursprünglich geplanten drei weiteren Bände wurden nie ausgeführt. Die Arbeit an diesem Buche führte nun Schröder allmählich auf die mathematische Behandlung der Logik, die von Engländern und Amerikanern, vor allem von Charles S. Peirce, in Angriff genommen worden war. In seinen „Vorlesungen über Algebra der Logik (Exakte Logik)", deren 1. Band 1890 erschien, während die erste Abteilung des 2. Bandes 1891 und der erste Teil des 3. Bandes 1895 veröffentlicht wurde, hat er die anderweitig vorliegenden Ergebnisse systematisch zusammengefaßt und ist, ein Meister seines Faches, durch eigene Untersuchungen erheblich darüber hinausgegangen. Er stand mit diesen seinen mathematischen Interessen ziemlich allein, und erst die neueste Zeit hat, vor allem im Zusammenhang mit dem großen Grundlagenstreit über Formalismus oder Intuitionismus in der Mathematik, die Augen der mathematischen Allgemeinheit auf dieses Gebiet und die Leistungen hingelenkt. Es ist zu hoffen, daß die bei der Deutschen Mathematikervereinigung bestehende Schröder-Kommission aus Schröders Nachlaß in der Karlsruher Hochschulbibliothek noch wertvolles Gut zutage fördert.

Lit.: Eine ausführliche Würdigung Schröders mit einem vollständigen Verzeichnis seiner mathematischen Schriften enthält der Nachruf von J. Lüroth im Jahresber. d. Deutschen Mathematiker-Vereinigung XII (1903), S. 249—265.

Richard Baldus.

Karl Alfred von Zittel.

Der berühmte Münchener Paläontologe und Geologe wurde am 25. September 1839 in Bahlingen am Kaiserstuhl geboren als jüngster Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers Karl Zittel (Bad. Biogr. II, 542), der seit 1842 als Abgeordneter der Zweiten Badischen Kammer eine führende Rolle im Leben der badischen

evangelischen Kirche gespielt hat und 1848 Abgeordneter im Frankfurter Parlament für die Stadt Karlsruhe war. Also stammt der Sohn aus einer geistig sehr angeregten Familie.

Für die Entwicklung von Karl Zittel wurde die Versetzung des Vaters nach Heidelberg von Bedeutung, weil schon der Schüler sich lebhaft für Muscheln, Mineralien und Versteinerungen interessierte und gern in der damaligen Lommelschen Naturalienhandlung sich lernend betätigte. Die großartige Formenkenntnis und die Beherrschung der zahllosen Namen in der Paläontologie, welche bei Zittel das unverhohlene Erstaunen seiner Schüler erregten, mag auf solche frühste Übung von Auge und Gedächtnis zurückgehen. Naturgemäß begann 1857 Zittel sein Studium in Heidelberg, fand dort zwar Lernstoff, aber sonst wenig Anregung, so daß er nach bestandener Promotion 1860 nach Paris übersiedelte. Hatte er in Heidelberg dem damaligen Brauche gemäß Mineralogie getrieben, was seine ersten Arbeiten über Analysen des Arendaler Orthites und den Labrador Diorit von Schriesheim bezeugen, wandte er sich an der Hand der reichen Pariser Sammlung entschlossen der Paläontologie zu und verfaßte 1861 mit Em. Goubert zusammen eine kleine Monographie der im losen Sande besonders schön erhaltenen Malmfauna von Glos in der Normandie. In Paris legte Zittel den Grund seiner herzlichen Beziehungen zu den später führenden Geologen und Paläontologen Frankreichs, welche nach einem Menschenalter ihm die Ehre eintrugen, auswärtiger Vizepräsident der Société géologique de France zu werden (1898). Da er nicht dauernd in Frankreich bleiben konnte, wandte er sich nach Wien. Für einen Badener war dies 1862 der durch die gesamte politische Lage vorbestimmte Ort und zugleich auch die einzige Stelle, an der die beiden Fächer damals im deutschen Sprachgebiet selbständig waren und glänzende Vertreter hatten, wo außerdem Sammlungen existierten, die denen der Pariser Institute annähernd gleichwertig waren. Er trat als freiwilliger Hilfsarbeiter in den Verband der kurz vorher begründeten K. k. geologischen Reichsanstalt und erhielt die Aufgabe sich an der Kartierung der dalmatischen Küstenländer zu beteiligen, wobei es besonders auf die Gliederung der mächtigen Kalkmassen dieses Gebietes ankam. Schon 1863 erfolgte seine Habilitation für Geologie und Paläontologie an der Universität Wien und bald darauf eine Berufung auf

einen Lehrstuhl in Lemberg, den Zittel jedoch ablehnte, weil er fürchtete, an der wenig entwickelten galizischen Universität wissenschaftlich auf dem Trocknen zu sitzen. Er hatte in Wien eine große Monographie der damals noch wenig bekannten und in ihrer Stellung unsicheren Cosaugebilde begonnen, welche ihn bis 1866 beschäftigte. Beim Abschluß dieses Werkes war er längst nicht mehr in Wien, sondern schon in München als Nachfolger Oppels an die Universität auf den Lehrstuhl für Paälontologie und als Konservator der paläontologischen Staatssammlungen berufen. Inzwischen kehrte er 1863 nach Baden zurück, wurde an der Karlsruher „Polytechnischen Schule" Vertreter des Gesamtfaches der Mineralogie, Geognosie und Petrefaktenkunde, heiratete 1865 Ida Schirmer, eine Tochter des Landschaftsmalers und Direktors der Karlsruher Kunstschule, und betätigte sich an der geologischen Landesaufnahme im badischen Albdistrikte. Die von dem Statistischen Landesamte herausgegebene Karte 1 : 50 000 sollte eine geologische Übersicht über das Großherzogtum geben, mehr war auf der unzulänglichen topographischen Unterlage nicht möglich, und Zittel beging das Gebiet von Möhringen und Meßkirch, veröffentlichte Karte und Beschreibung in Heft 26 dieser Reihe. Als Siebenundzwanzigjähriger kam er nach München und ist dort bis zu seinem Tode am 5. Januar 1904 geblieben, also 37 Jahre. Er erlag einem Herzleiden, das sich 1898 zum ersten Male bei einer Exkursion in Südtirol gezeigt, sich trotz aller Sorge und Pflege langsam gesteigert hatte und den erst Vierundsechzigjährigen vor der Zeit abrief. Sein Grab befindet sich auf dem Schwabinger Friedhof.

Die vier Münchener Jahrzehnte umfassen Zittels Hauptwirksamkeit und haben ihn zu dem weltberühmten Gelehrten, dem Meister der Paläontologie und zum hochverehrten Lehrer zahlreicher Schüler aus allen Teilen der Welt werden lassen. 1880 erging an ihn ein Ruf nach Göttingen, den er ablehnte; er erhielt aber infolgedessen in München auch den Lehrauftrag für Geologie und 1890 ferner die Konservatorstelle der Geologischen Sammlung des Bayerischen Staates. 1880 bekleidete er das Rektorat, 1894 wurde er Geheimer Rat, 1899 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Generalkonservator der wissenschaftlichen Staatssammlungen. Mit der Verleihung des höchsten bayerischen Ordens für Kunst und Wissenschaft 1885 führte er den persönlichen Adel und wurde im

Laufe der Jahre Ehrenmitglied zahlreicher Akademien und naturwissenschaftlicher Gesellschaften des In- und Auslandes.

Hatte Zittel seine wissenschaftliche Tätigkeit mit kleinen mineralogischen Aufsätzen begonnen, dann in Wien und Karlsruhe sich mehr der Geologie zugewandt, so trat von Jahr zu Jahr in München seine paläontologische Richtung immer ausschließlicher hervor. Bedingt war dies zunächst durch seine amtliche Stellung, welche ihm die prachtvollen Sammlungen des Staates mit den Schätzen der Solnhofener Plattenkalke, den reichen Suiten aus dem Tithon Mährens und den Säugetierfunden europäischer Tertiärvorkommen anvertraut hatte. Es war ihm aber zugleich die Aufgabe geworden, diese Sammlungen auszugestalten und zu vermehren. Das geschah mittels zahlreicher Reisen in den ersten beiden Dezennien, wobei Zittel Skandinavien, Großbritannien, Frankreich, Italien und Nordamerika besuchte und selbstverständlich auch die Berührung mit der Geologie dieser Länder pflegte. In mehreren kleinen Aufsätzen und volkstümlichen Darstellungen hat er über diese Reisen berichtet. Besondere Beachtung verdienen seine Arbeiten über die Glazialgebilde der Bayerischen Hochebene, womit er als Erster für das Gebiet zwischen München und den Alpen den die Morphologie bestimmenden Einfluß diluvialer Gletscher bewies. Sein Schüler Albrecht Penck hat in den achtziger Jahren daran angeknüpft und sein umfassendes Glazialsystem dort aufgebaut. Unter diesen Reisen ragt die 1873—1874 unternommene Erforschung der Libyschen Wüste hervor. Ismail Pascha hatte dem erfahrenen Afrikareisenden Gerhard Rolfs eine Expedition in die unbekannten Gegenden zwischen dem Meere, dem Nil und den Siouah-Oasen aufgetragen, an welcher Zittel als Geologe teilnahm. Die sehr reichen geologischen und paläontologischen Ergebnisse wurden in zwei Ergänzungsbänden der Paläontographica 1883—1903 niedergelegt, von denen Zittel den ersten, die Reisebeschreibung und die Geologie der Libyschen Wüste, schrieb (1883), während Mitarbeiter und Schüler den zweiten verfaßten in Form paläontologischer Monographien. Seitdem ist Ägypten immer wieder ein bevorzugtes Arbeitsfeld der Münchener Forscher geblieben. Auf Zittels Beobachtungen geht die Anschauung zurück, daß die Sandmassen der Wüste nicht einem jungen Meere entstammen, sondern terrestrische, vom Winde vertragene Verwitte-

rungsprodukte des kretazischen nubischen Sandsteins darstellen. Eine Fortsetzung dieser Wüstenforschung bilden die bekannten monographischen Darstellungen von Johannes Walther, der von ihm beim Studium in München dazu die Anregungen empfing. — Bis zu seiner Erkrankung setzte Zittel ferner die seinem Wohnsitze so naheliegenden geologischen Untersuchungen in den Bayerischen und Tiroler Alpen fort, welche ihm erlaubten, in den Fragen der Triasstratigraphie, in der heftigen Kontroverse zwischen Mojsisovics und Bittner, sowie bei dem Probleme der Parallelisierung der germanischen und alpinen Trias gelegentlich das Wort zu ergreifen. In der ersten Sache trat er für Mojsisovics ein, in der zweiten betonte er den einheitlichen Charakter der ganzen Gruppe von den Wengener bis inklusive Raibler Schichten, die man nicht auseinanderreißen dürfe, um in ihre Mitte etwa die Grenze von Muschelkalk und Keuper zu legen.

Die vielen anderen grundlegenden Arbeiten Zittels waren jedoch paläontologischen Inhaltes und begannen mit einer Monographie der Grenzschichten der Jura- und Kreideformation, zu welcher in München ein prachtvolles Material vorlag. Er selbst verfaßte die ersten Teile (Cephalopoden und Gastropoden der Stramberger Schichten), Freunde, wie Cotteau, und Schüler (G. Böhm, Mörike, Ogilvie, Zeise), die übrigen Abschnitte. Sein Vorgänger Oppel hatte für den mediterranen obersten Jura eine besondere Stufe, das „Tithon", aufgestellt, um dessen Stellung Ende der sechziger Jahre ein lebhafter Streit entbrannt war. Auf Grund der Ammonitenfaunen in Mähren, den Südalpen und im Apennin entschied sich Zittel für die Zugehörigkeit der Schichten zur Juraformation. Indessen war dies gewissermaßen nur ein Nebenresultat, da das Paläontologische vorwaltete, die Grundlage und der Zweck war und blieb. Damals gab er einzelnen Gruppen der riesigen alten Gattung Ammonites die ersten neuen Gattungsnamen Phylloceras, Lytoceras, Simoceras, deren Formenkreis Quenstedt zwar auch schon zusammengestellt, aber nicht als Genera scharf umrissen hatte. Daß in der Folgezeit mit solcher Zerspaltung ein so grober Unfug getrieben wurde, ist Zittel nicht in die Schuhe zu schieben. Seine wenigen Gattungen sind gut ausgewählt.

Volles Neuland betrat er, als er 1876 mit seinen Studien über fossile Spongien begann und sie bis 1884 fortführte. Kurz

vorher hatten die Zoologen durch Dregdefahrten im Mittelmeer und im Ozean uns mit den Formen und der Organisation der Kieselschwämme bekannt gemacht, so daß Zittel Anknüpfungspunkte fand, als er daran ging in den Wust der fossilen Spongien Ordnung zu bringen. Das Heft Schwämme von Quenstedts Versteinerungskunde Deutschlands (1878 vollendet) war gerade im Erscheinen begriffen, als Zittel mit völlig neuen Gesichtspunkten für Einteilung und Bau dieser Tiere herauskam. Durch Ätzen legte er die Gerüste und Nadelelemente frei, welche der treffliche Beobachter Quenstedt wohl gesehen und abgebildet, aber doch nicht in ihrer Bedeutung erkannt hatte. Seit jenen Arbeiten Zittels vor fünfzig Jahren wurde es erst möglich diese fossilen Körper trotz ihrer äußerlichen Einförmigkeit in ihrer ganzen inneren Mannigfaltigkeit zu würdigen, und diese Arbeiten wirkten umgekehrt auf die Zoologie zurück. Seine Schüler setzten diese Untersuchungen fort und dehnten sie auf die Ordnung der Kalkschwämme aus.

Inzwischen hatten die bayerischen Lande manche interessante Funde geliefert, vor allem wieder die Solnhofener Kalke, aus denen Zittel eine Anzahl Pterosaurier und ein Prachtstück, die Flughaut eines Ramphorhynchus, beschrieb. Das zweite Exemplar von Archaeopteryx vermochte er zu seinem großen Leidwesen nicht für München zu erwerben, sondern mußte es nach Berlin gehen lassen. Aber verschiedene Schildkröten aus diesen Schichten, ein schöner Squalodon-Schädel aus dem Tertiär Niederbayerns, Ceratodus-Reste aus der fränkischen Lettenkohle vermehrten die Staatssammlungen und gaben den Inhalt besonderer Aufsätze ab. Kleinere Artikel über Lepadiden, Diploconus, Labyrinthodon Rütimeyeri, über Plicatocrinus und die Konodonten genannten Wurmkiefer zeigten, daß Zittel sich mit allen Teilen der Paläontologie beschäftigte.

Bald nach der ägyptischen Forschungsreise faßte Zittel den Entschluß ein großes allgemeines „Handbuch der Paläontologie" zu schreiben. Das ist das Hauptwerk seines Lebens; es hat ihn weltberühmt gemacht und ist eine ganz erstaunliche Leistung, welche die Paläontologie wie kein Buch vorher förderte. Ein solches Werk zu schaffen, war nur ihm möglich, der über eine vorzügliche und ganz durchbestimmte Sammlung, über ausgedehnte persönliche Kenntnisse und eine erstaunliche Arbeitskraft gebot. Die Münchener

Sammlungen waren unter seiner Leitung durchgearbeitet von E. Schwager, Platz, v. Suttner, Rothpletz, M. Schlosser u. a.; er selbst hatte durch ständige neue Erwerbungen, wozu nach 1870 reichliche Mittel flüssig gemacht werden konnten, dafür gesorgt, daß alle irgendwie wichtigen Genera und Arten vertreten waren, so daß Diagnosen und Bilder nicht nur nach der Literatur, sondern möglichst nach guten Originalen gegeben werden konnten. Zittel selbst übernahm die Paläozoologie, sein Freund W. Schimper in Straßburg i. E. die Phytopaläontologie, welche nach dessen 1880 erfolgtem Tod von A. Schenk in Leipzig beendet wurde. Die Münchener Firma R. Oldenbourg verlegte das Buch und stattete es mit zahlreichen Bildern aus. Es sind fünf starke Bände, von denen vier die Paläozoologie als Abteilung I, einer die Pflanzen als Abteilung II umfassen. Die Erscheinungszeiten sind für Band I (Protozoen bis Brachipoden) 1876—1880, für Band II (Mollusken bis Arthropoden) 1881—1885, für Band III (Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel) 1887—1890, für Band IV (Säugetiere) 1891—1893; Abteilung II war 1890 abgeschlossen worden. — Das rein zoologisch und botanisch geordnete Material gab eine erschöpfende Darstellung von den damals bekannten Formen der fossilen Organismen, ohne Rücksicht auf ihre geologische oder stratigraphische Bedeutung. Daß trotzdem einzelne, als Leitfossilien wichtige und häufige Arten bei den Bildern berücksichtigt wurden, ist verständlich. Nur in den Schlußkapiteln zu den großen Abschnitten der Tierklassen kommen auch die vertikale Verteilung und das stratigraphische Auftreten zu ihrem Recht. Obwohl Zittel einer der ersten war, der den Entwicklungsgedanken Darwins in die Paläontologie einführte und ihn auch in seinen Vorlesungen vertrat, ist er in diesem Handbuche außerordentlich vorsichtig mit phylogenetischen Betrachtungen und Hypothesen umgegangen, was mit ein Grund für die noch heute dauernde Brauchbarkeit des Werkes ist. Es ist bald in mehrere Sprachen übertragen, und Tausende von Gelehrten in allen Ländern der Welt haben immer wieder Belehrung und Anregung daraus gezogen.

Die Abfassung der fünf Bände hatte rund zwanzig Jahre gedauert, und die wissenschaftliche Forschung steht nicht still; sie war sogar in jenen Jahren außerordentlich lebhaft und fruchtbar, weil in außereuropäischen Gebieten auf das eifrigste gesammelt und zum Teil unter dem Einflusse des Buches Paläontologie getrieben

wurde. Das große Handbuch rasch in 2. Auflage herauszugeben, ging kaum an. Deshalb entschlossen sich Autor und Verlag einen umfangreichen Auszug als „Grundzüge der Paläontologie" erscheinen zu lassen. In diesen waren die wichtigsten neuen Forschungen und Funde bequem unterzubringen und damit das buchhändlerisch leichter gehende neue Werk mit weiteren Auflagen stets auf dem laufenden zu erhalten. Die erste Ausgabe hat Zittel noch selbst besorgt, die späteren haben F. Broili und M. Schlosser bearbeitet und ergänzt. Schließlich darf nicht vergessen werden, daß Zittel seit 1869 nach dem Tode von Herm. v. Meyer an der Leitung unserer größten paläontologischen Zeitschrift der „Paläontographica" beteiligt war. Anfangs zusammen mit W. Dunker, übernahm er 1885 die alleinige Redaktion und hat den Charakter dieser wichtigen Publikation nach Form und Inhalt stets auf voller Höhe erhalten. Den 50. Band, der ein Festband zu sein bestimmt schien, schließt sein Nekrolog aus der Feder seines Schülers F. Pompeckj.

Im Auftrage der Münchener Akademie schrieb Zittel eine 1899 erschienene „Geschichte der Geologie und Paläontologie bis Ende des 19. Jahrhunderts", eine Zusammenstellung, aus welcher viele Angaben in neuere ähnliche kürzere Darstellungen übergingen.

Neben dieser wissenschaftlichen Tätigkeit gingen die vielen Verwaltungsgeschäfte her, welche mit der Zunahme seiner Ämter und mit der Erhöhung seiner Stellung an Umfang wuchsen und schließlich eine Überlastung erzeugten. Trotzdem stand Zittel im Institute seinen Schülern stets bei allen Anliegen zur Verfügung und hat bis zuletzt immer eine stattliche Zahl von angehenden, strebsamen Fachgenossen um sich versammelt. Unter den deutschsprechenden Paläontologen des nächsten Jahrzehntes dürfte kaum einer nicht bei ihm kürzer oder länger in München gewesen sein, aber auch Engländer, Italiener, Polen, Rumänen, Japaner, Nord- und Südamerikaner sind durch seine Schule gegangen und haben unter seiner Oberleitung ihr einheimisches Fossilmaterial untersucht und veröffentlicht. — In den Vorlesungen sprach Zittel fließend, frei und klar, ohne die Zuhörer mit Einzelheiten zu überschütten; er wahrte vielmehr stets die große Linie und unterstützte seine Worte durch Demonstrationen von unvergleichlich schönen, zum Lehrbetrieb herausgesuchten Stücken. Dies Vorgehen hat überall Nachahmung gefunden und zur Schaffung von Lehrsammlungen geführt, an

denen die Studierenden wirklich das Charakteristische beobachten können, während früher jedes gute Fossil ängstlich im Schrank gehalten wurde. — Seinen von Jahr zu Jahr wachsenden Einfluß bei den Ministerien und am Hofe benutzte Zittel zur Förderung der gesamten Naturwissenschaften in Bayern in uneigennützigster Weise. Seinen Lieblingswunsch, die Staatssammlungen aus den unzureichenden Räumen der Alten Akademie in der Neuhauser Straße in einem hellen, geräumigen Neubau unterzubringen, in den vor allem auch genügende und freundlichere Arbeitszimmer zur Verfügung stünden, hat er freilich leider nicht erfüllt gesehen, und es ist bis heute noch immer beim alten geblieben. Sein Schüler Pompeckj schließt seinen Nachruf mit den Worten: „Anerkannt als der Größte der Paläontologen, als der, welcher seiner Wissenschaft seit drei Jahrzehnten ihr besonderes Gepräge gegeben hat, der sie frei und groß gemacht und ihr für die Zukunft die Wege gewiesen hat, so ist Zittel von uns geschieden".

Lit.: Pompeckj, J. F.: Karl Alfred v. Zittel, Paläontographica, Bd. 50, 1904, 1—28. — Branco, W.: Ebenso, Zeitschr. d. Deutschen Geol. Gesellschaft, Bd. 56, 1904, 1—7. — Rothpletz, A.: Gedächtnisrede auf K. A. v. Zittel am 15. März 1905, Sitzungsber. d. Bayr. Akad. München und andere Nekrologe.

W. Deecke.

Ernst Pfitzer.

Ernst Hugo Heinrich Pfitzer wurde am 26. März 1846 zu Königsberg i. Pr. als Sohn eines angesehenen Buchhändlers geboren. Er absolvierte 1863 das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte Naturwissenschaft, besonders Botanik, in Königsberg und Berlin; in Königsberg wurde er am 6. April 1867 auf Grund einer Dissertation über die Schutzscheide der deutschen Equisetaceen zum Dr. phil. promoviert. Nachdem er zu seiner weiteren botanischen Ausbildung drei Semester im Hofmeisterschen Laboratorium in Heidelberg geweilt hatte, übernahm er bei Hanstein in Bonn eine Assistentenstelle und habilitierte sich gleichzeitig dort im Alter von 22 Jahren. Und sechsundzwanzigjährig wurde er schon als Ordinarius nach Heidelberg berufen, wo durch Hofmeisters Weggang nach Tübingen eine Vakanz entstanden war. Hier ist er dann geblieben bis zu seinem vorzeitigen Tod. Am 3. Dezember 1906 be-

endete ein völlig unerwarteter Schlaganfall sein Leben. Verheiratet war Pfitzer mit Emilie Tittmann, und aus dieser Ehe sind vier Töchter entsprossen.

Die Männer, die Pfitzer wissenschaftlich den Weg gewiesen haben, sind Caspary und Sanio in Königsberg, die ihn mit der exakten anatomischen Forschung vertraut machten, sodann Alexander Braun und Ehrenberg in Berlin, die beide sein schon durch Professor Schumann geweckтes Interesse für die Bacillariaceen weiter entwickelten, und von denen der erstere auch die morphologische Basis legte, die später bei den Orchideenstudien so soliden Grund gab. Endlich haben Wilhelm Hofmeister, der genialste unter den Botanikern des 19. Jahrhunderts, und Hanstein tiefen Einfluß auf das sich entwickelnde botanische Ingenium genommen, wenn auch ihre Einwirkung nicht so einzeln in den Publikationen Pfitzers sich nachweisen läßt.

Eine erste Gruppe von Arbeiten Pfitzers ist anatomischen Fragen gewidmet. Die Dissertation hatte ihn auf die interessanten Verhältnisse bei den Schutzscheiden der Equiseten hingewiesen. Dieses Thema wurde dann zunächst noch weiter ausgearbeitet. Es ist eine mustergültige Arbeit, die ebenso wie die Arbeiten über das Hautgewebe auch heute nicht überholt sind. Schon in dieser ersten Arbeit zeigte sich als Grundzug Pfitzerscher Art die ungemein gründliche Untersuchung und die einfache, sachlich klare Darstellung, die Abneigung gegen jede Spekulation. Gerade im Gegensatz zu seinem Lehrer Hanstein, der uns heute oft schwülstig und phantastisch erscheint, verdient das hervorgehoben zu werden.

Es folgten die Studien über die Kieselalgen. Sie schlossen schon bald mit der Publikation einer größeren bahnbrechenden Abhandlung ab (1871), die erst das wirkliche Verständnis für Bau und Entwicklungsgeschichte dieser Pflanzen bildete und auch heute noch als die Grundlage der Diatomeenkunde gilt. Es ist wohl die beste Arbeit gewesen, die Pfitzer geschrieben hat; sie hat ihn bekannt gemacht und ihr wohl in erster Linie verdankt er die Berufung nach Heidelberg.

Nur kurz erwähnt sei, daß Pfitzer sich auch mit einigen parasitischen Pilzen befaßt und einmal auch auf dem Gebiete der Physiologie sich versucht hat, indem er die Frage nach der Geschwindigkeit der Wasserbewegung in den Pflanzen studierte. Lebensaufgabe wurde ihm, nachdem er in Heidelberg einen guten Garten erhalten

hatte, das Studium der Orchideen. In einem größeren Werk hat er (1881) die Morphologie dieser Pflanzen niedergelegt, zahlreiche kleinere Abhandlungen morphologischer Art waren ihm vorausgegangen und folgten ihm, aber mehr und mehr wurde er zum Systematiker dieser Familie. Und so kommt es, daß seine späteren Arbeiten, mögen sie auch ganz gewiß alle die Vorzüge der ersten besitzen, doch nur für einen kleineren Kreis von Fachgenossen von Interesse waren. Hervorzuheben ist die Bearbeitung der Orchideen in Engler-Prantls „Natürlichen Pflanzenfamilien" und die, freilich nicht vollständige, Darstellung im „Pflanzenreich". Mitten aus seinen Arbeiten heraus riß ihn der Tod.

Neben seiner Forschertätigkeit hatte Pfitzer eine ausgedehnte Verwaltungs- und Lehrtätigkeit in Heidelberg. Das Institut, zu Hofmeisters Zeit noch unglaublich primitiv, baute er aus, so daß es für die Bedürfnisse mikroskopischer Forschung genügte. Der Garten wurde draußen in der Bergheimer Straße (1875) neu angelegt und mit schönen Häusern versehen. Ihm hat Pfitzer viel Arbeit gewidmet. Leider sollte diese nicht lange Früchte bringen, denn 1914, bald nach Pfitzers Tod, wurde der Garten noch weiter hinaus verlegt und dadurch die heute noch bestehende unerträgliche räumliche Trennung vom Institut geschaffen. Auch die Anlagen auf dem Schloß waren Pfitzer unterstellt, und hier hat er mit besonderer Liebe Studien über die Möglichkeit der Akklimatisation von Exoten gemacht.

Als Lehrer war Pfitzer vor allem durch die Klarheit seines Vortrages anziehend. Die Vorlesung über allgemeine Botanik folgte den Fortschritten der Wissenschaft sehr sorgfältig und gab einen ausgezeichneten Überblick über das Gebiet. Daß die sechsstündige Systematik ein etwas spröderes Thema behandelte und deshalb weniger Beifall fand, versteht sich von selbst. Indes belebte sie eine Fülle von Material aus dem Garten, und der Interessierte hatte auch an ihr Freude. Daneben las Pfitzer noch, wenigstens in jungen Jahren, Pharmakognosie. Im Sommer wurden einige Exkursionen gemacht; doch das war ein Gebiet, das ihm weniger am Herzen lag. Im Laboratorium war er jederzeit für jeden Praktikanten erreichbar, ein hilfsbereiter und gütiger Lehrer. Eine große Anzahl von Schülern hat bei ihm die Grundzüge der Anatomie gelernt, eine eigentlich botanische „Schule" aber hat er nicht gemacht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nicht nur die „reine" Botanik, auch der Gartenbau hat Pfitzer lebhaft interessiert, und er ist zu manchem Gartenbaukongreß gefahren und war deshalb im Ausland einer der bekanntesten deutschen Botaniker. In der Dendrologischen Gesellschaft war er Vizepräsident. Der Heidelberger Gartenbauverein hat ihm viel zu verdanken.

Lit.: Eine ausführliche Würdigung Pfitzers, auch eine vollständige Aufzählung der von ihm verfaßten Arbeiten hat gegeben: Tischler: Verhandlungen des Naturh.-medizinischen Vereins Heidelberg, N. F., 8 (mit Bild). — Moebius: Berichte d. Deutschen botanischen Gesellschaft 26 a (33), 1908 (mit Bild).

L. Jost.

Friedrich Wilhelm Schmidt,

Prälat und Doktor der Theologie h. c., wurde am 12. Mai 1831 in Freiburg i. Br. geboren. Der Vater, Johann Christian Schmidt, verehelicht mit Maria, geb. Fünfgelt, war Regimentsschreiber; er kam später als Großherzoglicher Verrechner und Buchhalter nach Ettlingen. Hier wuchs der Knabe heran und besuchte die unteren Klassen der Volksschule und die Lateinschule, um dann in Karlsruhe die oberen Klassen des Lyzeums zu durchlaufen. Aus diesem wurde er im August 1848 als Zweiter seiner Promotion auf die Universität entlassen. Bei den recht bescheidenen Verhältnissen, in denen die Eltern als untere Beamtenfamilie lebten, fiel es ihnen nicht leicht, die Kosten für die gelehrte Ausbildung des Sohnes aufzubringen; er hat sie dabei schon als Schüler durch Stundengeben unterstützt und sich gefreut, daß er ihnen bis in ihr hohes Alter an seiner Dankesschuld abtragen durfte.

Nach der Absicht des Vaters sollte der Sohn über das Studium der Rechtswissenschaft die Laufbahn des Staatsbeamten betreten; der Sohn aber entschied sich ohne viel Zaudern für die Theologie mit dem Ziel des Pfarramts. Er betrieb seine Studien zuerst drei Semester in Heidelberg, von wo er sie im Sommer 1849, um den Unruhen der Revolution auszuweichen, für einige Wochen nach Tübingen verlegte, dann weitere zwei Semester in Halle, von wo aus er zur Erweiterung seines Gesichtskreises andere Universitäten, er nennt besonders Berlin und Jena, besuchte. Unter seinen Lehrern

hebt er namentlich den Philosophen Johann Eduard Erdmann, ein bekanntes Haupt der Hegelschen Schule, hervor, und den Theologen Julius Müller, einen Führer der sogenannten Vermittlungstheologie. Im Frühjahr 1851 legte er das vorgeschriebene Tentamen ab und trat dann in das Predigerseminar in Heidelberg ein, dessen Direktor Daniel Schenkel war. Das tadellose Seminarzeugnis hebt vor allem die gleichmäßige harmonische Ausbildung des Kandidaten und die klare Gedankenentwicklung in seinen Predigten hervor. Wie sehr sein Bildungsdrang auch über den weitgezogenen theologisch-philosophischen Rahmen hinausging, beweist der Umstand, daß zu den von ihm gehörten Vorlesungen auch die Anthropologie gehörte, nicht die theologische, sondern die physiologische. Im Frühjahr 1851 bestand er die Dienstprüfung als Erster und wurde unter die Pfarrkandidaten aufgenommen. Damit waren seine Jugendjahre aufs schönste abgeschlossen.

Schmidts Jugend fällt ganz in die Regierungszeit des Großherzogs Leopold. In den neunzehn Jahren, die sie ausfüllt, waren Regierung und Volk den stärksten Spannungen ausgesetzt, die schließlich in den Unruhen und Aufständen der Jahre 1848 und 1849 ausbrachen, aber niedergeschlagen wurden, worauf dann das politische Leben in ruhigen Bahnen dahinfloß. Geistesgeschichtlich ist die Zeit nicht weniger bewegt, vor allem durch die Spaltung der Hegelschen Schule, deren rechter Flügel zu scharfen konfessionellen Zuspitzungen, der linke aber zu den radikalsten Aufstellungen fortschritt, und zwar auf theologischem und kirchlichem Gebiet bis zum Pantheismus, zur Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu und zur Gründung freireligiöser Gemeinden.

In welchem Maß Schmidt durch diese Umwelt innerlich in Anspruch genommen worden ist, — darüber haben wir nur sehr wenige authentische Äußerungen. Als Schüler hat er den Gottesdienst in dem benachbarten Wolfartsweier besucht, wohin die Evangelischen des unteren Albtals damals eingepfarrt waren; aber die sentimental-rationalistischen Predigten, die er da zu hören bekam, sind ihm wegen ihrer Sentimentalität und wegen ihres Rationalismus nicht in guter Erinnerung geblieben. Das Studium der Theologie hat er, wie aus einem Tagebucheintrag hervorgeht, gewählt, weil er sie als die Königin der Wissenschaften ansah, die sich mit den tiefsten Fragen und den letzten Gründen beschäftige. „Könnten

wir armen Menschen", hat er damals geschrieben, „doch einmal zur recht sicheren Gewißheit der Wahrheit kommen, nach der wir freilich nicht ernst genug streben . . . Ob Orthodoxie, ob Rationalismus, ist eine Frage, der ich nun nicht mehr ausweichen kann . . . Gott gebe seinen Segen, daß ich das Rechte ergreife und auch festhalte." Während sonst ein curriculum vitae gern benutzt wird, um allerlei Betrachtungen und Urteile darin niederzulegen, enthält das seinige nichts derart; es ist durch seine ernste Sachlichkeit und abgewogene Knappheit bezeichnend für den Verfasser. Daß er darin einzig die Professoren Ermann und Müller mit Namen nennt, läßt darauf schließen, daß schon der Student allem Extremen abgeneigt war. An dem Politischen — es waren die vierziger Jahre — geht er mit den Worten vorbei: „Seditione eo tempore apud nos orta nonnullas hebdomates Tübingae degere coactus sum, ubi complurium theologorum collegiis quotidie aderam; sed mox Heidelbergam redii". Auch später hat er sich nur tadelnd, ja wegwerfend über die Revolution ausgesprochen. Alles gesetzwidrige, gewalttätige, aufhetzende Treiben war schon dem jungen Mann zuwider.

Das war kein erworbener, sondern ein vererbter Wesenszug. Eine geordnete bürgerliche Lebensführung, pünktliche Arbeit und Pflichterfüllung, einsichtsvolle Nüchternheit: das war das elterliche Erbgut. Dazu kam eine gründliche allgemeine und fachliche Ausbildung, getragen von einem klaren Verstand und einem erstaunlichen Gedächtnis. So ausgerüstet trat Schmidt in die Praxis des geistlichen Amts, um in dem nächsten Jahrzehnt zu dem Mann auszureifen, als den man ihn dann im Bereich der badischen Landeskirche, aber auch darüber hinaus kennen gelernt und gekannt hat. Soll man ausdrücklich sagen, daß er das geistliche Amt als Christ ergriffen und geführt hat? Bei einem Charakter wie Schmidt ist das eine Selbstverständlichkeit, über die keine Worte zu machen sind.

Verwendet wurde Schmidt in der herkömmlichen Weise: als Vikar (in Badenweiler), als Pfarrverwalter in der Diaspora (Bühl) und dann in Göbrichen bei Pforzheim. Immer sprach sich in der Verwendung ein gewisses Vertrauen in seine Person und Leistungsfähigkeit aus, aber nie bedeutete sie eine Auszeichnung, wie er sie nach seinen durchweg sehr guten Zeugnissen hätte erwarten können. Schmidt ist langsamer aufgerückt als seine Altersgenossen.

Zwar hat er 1858 den Titel „Pfarrer" erhalten; aber eine ständige Anstellung fand er erst im Frühjahr 1860 als Pfarrer von Weisweil. Vorher hatte er sich noch verheiratet mit Maria Engler, Tochter des Pfarrers Engler in Mengen. 42 Jahre lang war sie ihrem Gatten eine verständnisvolle Lebensgefährtin und hat ihn 11 Jahre überlebt.

In dieses erste Jahrzehnt seiner geistlichen Wirksamkeit fällt die in der Geschichte der badischen evangelischen Landeskirche so wichtige Generalsynode des Jahres 1855; dann bricht der Kampf um das Kirchenbuch aus, und fast gleichzeitig wird das ganze badische Volk durch den Kampf um das Konkordat aufs tiefste erregt. Abgeschlossen werden diese Vorgänge und ein neuer Zeitabschnitt eröffnet durch die denkwürdige Osterproklamation des Großherzogs Friedrich I. vom Jahr 1860 und durch die Gesetzgebung über die Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staat vom 9. Oktober 1860. Es sind keine Äußerungen bekannt, wie sich Schmidt im einzelnen zu diesen Vorgängen gestellt hat; nur das Gesamtergebnis sozusagen sieht man: damals hat er auch äußerlich seinen Anschluß an die konservative Richtung in der Landeskirche vollzogen; er trat der „Evangelischen Konferenz" bei, in der die ausgesprochen auf dem Boden des Bekenntnisses und der biblischen Offenbarung stehenden Geistlichen und Laien zusammengeschlossen waren. Schmidt hat dann auch die Protesterklärung gegen Schenkel und dessen Charakterbild Jesu unterzeichnet.

Inzwischen begann man in weiteren Kreisen auf ihn aufmerksam zu werden. Gegen Ende seiner Wirksamkeit in Göbrichen kamen Zuhörer zu seinen Predigten von auswärts. Auf Diözesan- und Pfarrsynoden liehen auch ältere Amtsbrüder dem soviel jüngern gern ihr Ohr, denn er sprach nur, wenn er etwas zu sagen hatte. Der Behörde wurde er wiederholt unter Betonung der Gediegenheit seiner homiletischen und katechetischen Darbietungen für Stadtpfarreien empfohlen. Aber es dauerte noch zehn Jahre, bis er sich durchgesetzt hatte. Man erstaunt, wie oft er sich vergeblich beworben hat. Städte schienen ihm ganz verschlossen. Die Übersiedlung von Weisweil nach Ellmendingen (1868) hatte nur den Vorteil, daß er den kollegialen Verkehr leichter pflegen konnte. Da wählte ihn der kommandierende General des XIV. Armeekorps, v. Werder, aus drei Bewerbern zum Militäroberpfarrer (1872). Während der

zehn Jahre, die er diesen Posten ausfüllte, sammelte er eine so große Personalgemeinde um sich, daß er, als hier in Karlsruhe die Oststadtpfarrei neu zu besetzen war, beinahe einstimmig gewählt wurde (1882). 1893 wurde er in den Oberkirchenrat geholt und 1895 als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen D. Doll Prälat. Wegen eines Augenleidens, das ihn bald am Lesen und Schreiben hinderte, erbat er 1900 seine Versetzung in den Ruhestand. Doch bestimmte der Landesherr und -bischof, daß er außerordentliches Mitglied des Oberkirchenrats bleibe — ein Beweis wie unentbehrlich sein Rat war. Aber schon am 6. Februar 1902 erlag er einer Herzlähmung. Als äußeres Zeichen der Anerkennung, die seine Tätigkeit gefunden hatte, besaß er u. a. das Kommandeurkreuz I. Klasse mit Eichenlaub des Ordens vom Zähringer Löwen. Schriftstellerisch ist Schmidt nicht hervorgetreten; dazu war er mit seiner Zeit und seiner Kraft zu sehr seinem Amt hingegeben. Doch hat er gelegentlich eine Predigt oder auch eine wissenschaftliche Arbeit drucken lassen, wenn er dazu von urteilsfähiger Seite gedrängt wurde. So einen Vortrag aus der Anfangszeit seiner praktischen Tätigkeit, bald nachdem er in die evangelische Konferenz eingetreten war, über „Die Aufgabe der evangelischen Predigt in unserer Zeit", wo er, die bequeme Redewendung von dem unbewußten Christentum zerpflückend, von der Predigt fordert, daß sie den Hörern eine zeitgemäße Führerin aus den geistigen und sittlichen Nöten und Irrungen der Zeit sei, und eine Abhandlung aus dem Ende seiner pfarramtlichen Wirksamkeit über „Die Vorsehung Gottes, das Naturgesetz und die menschliche Freiheit", wo er, ausgehend von der neuesten Literatur, eine selbständige und charakteristische Lösung dieses schwierigsten Problems versuchte, derart, daß, wenn auch letzte Einzelfragen für die Vernunft unlösbar bleiben, doch an dem Primat des sittlichen Willens festzuhalten und ihm Naturgesetz und Freiheit ein- und unterzuordnen seien. Beide Abhandlungen verdienen heute noch Beachtung. Auch ein Bändchen Predigten ist vorhanden als Teil eines von badischen Geistlichen herausgegebenen Predigtjahrgangs (Karlsruhe, J. J. Reiff, 1890). Standpunkt und Gehalt dieser Predigten — seiner Predigt überhaupt — kennzeichnet der Satz aus einer derselben: „Zu unserm Heil dient nur die Erkenntnis Gottes, die wir dadurch gewinnen, daß wir ihn und seine Heilswirkungen erleben und erfahren".

Unter diesem praktischen Gesichtspunkt stand selbstverständlich die ganze Gemeindearbeit. Sie kam, abgesehen davon, daß seine Personalgemeinde in der ganzen Stadt zerstreut war, insoweit der Gesamtgemeinde zugute, als er der Vorsitzende des Kirchengemeinderats war. Als solcher hat er eine genaue Parochial-(Sprengel)-Ordnung angeregt und durchgeführt und damit die Voraussetzung für eine geordnete Seelsorge geschaffen. Daneben hat er sich der Mitarbeit in der freien kirchlichen Liebestätigkeit nicht entzogen; lange Jahre war er Vorsitzender des Mutterhauses für Kinderschwestern, dann des Diakonissenhauses; in der Südwestdeutschen Konferenz der Inneren Mission arbeitete er mit, in der Stadtmission, im Badischen Frauenverein: überall die Geschäfte durch seine Gabe klarer und bestimmter Entscheidung fördernd. Dadurch gewann er sich auch die Wertschätzung der Kreise, die politisch, kirchenpolitisch und theologisch anders als er eingestellt waren und die anfänglich seine Berufung nach Karlsruhe mißtrauisch aufgenommen hatten.

An dem Streit der Parteien hat Schmidt nicht teilgenommen; seine Zugehörigkeit zur Rechten aber hat er stets offen bekannt. Welcher Wertschätzung er sich hier erfreute, dafür ist vielleicht der stärkste Beweis, daß er sich erlauben durfte, um nicht zu sagen, daß ihm das Recht zugebilligt war, in schwebenden Fragen, und nicht nur nebensächlichen, seine eigene Meinung zu haben und sie geltend zu machen. So nahm er in der Landeskirche eine führende Stellung ein, war auch mehrere Jahre Vorsitzender der Evangelischen Konferenz, auch als solcher den Standpunkt durchhaltend, daß Streitigkeiten in der Tagespresse oder durch Broschüren unfruchtbar seien.

In die Generalsynode war er durch die Positiven schon 1871 gewählt worden und seitdem hat er jeder Synode, ausgenommen der in seine Oberkirchenratszeit fallenden, angehört: einmal, während er Militäroberpfarrer war, vom Großherzog ernannt, sonst gewählt, zuletzt, 1899, in seiner Eigenschaft als Prälat. Obwohl der oppositionellen Minderheit angehörig, hat er doch den größten Einfluß ausgeübt, weil er nicht Opposition um jeden Preis machen, sondern auf Grund der gegebenen Verhältnisse praktische Arbeit leisten wollte. Er war kein Blender, auch kein Agitator, aber ein Kirchenmann auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses und

der Union. So hat er bei all den wichtigen Angelegenheiten mittelbar und unmittelbar mitgewirkt, die seit 1871 die evangelische Landeskirche beschäftigt haben: Kirchenbuch, Katechismus, biblische Geschichte, Gesangbuch, die Errichtung der Zentralpfarrkasse, die Einführung der Kirchensteuer, die Pfarrbesetzung u. a. Nicht immer hat er erreicht was er erstrebte; so beantragte er die Besetzung der Pfarreien ausschließlich durch Wahl einzuschränken durch wechselnde Besetzung, durch Wahl und Ernennung, und hat die statt dessen beliebte „diskretionäre" Besetzung mit Gründen kritisiert, die heute noch einleuchten, auch gegenüber der jetzt getroffenen Lösung. Von dem bekannten Politiker Kiefer, der auch in mehreren Generalsynoden als liberaler Führer eine maßgebende Rolle spielte, ist bekannt die Äußerung, daß man in besonders schwierigen und strittigen Fragen, namentlich auch dogmatischen, auf Schmidt hören müsse. Dies ist namentlich bei der Feststellung der Katechismussätze geschehen. So war er durch wissenschaftliche Bildung, praktische Erfahrung, verständige Sachlichkeit der gegebene Mann, als die durch den Rücktritt des Oberkirchenrats Gilg frei gewordene Stelle eines Kollegialmitglieds des Oberkirchenrats mit einem Positiven besetzt werden sollte — dem einzigen damals und später noch in dieser Behörde. Freilich, als er zwei Jahre später seinem Freund D. Doll in der Prälatur nachrückte, hörte man mißvergnügte Stimmen, daß diese oberste geistliche Stelle einem Positiven ausgeliefert werde. Aber durch seine echt evangelische Würde, seine überlegene Sachlichkeit und seine Betonung der kirchlichen Belange brachte er diese Stimmen bald zum Schweigen. Seine Befähigung war durch den D. h. c. beurkundet worden.

Als Prälat gehörte Schmidt der Ersten Kammer der Landstände gemäß der damaligen Verfassung an. Man kann wohl sagen, daß dem Mann, der sich nie zersplitterte, die politische Tätigkeit nicht geläufig war. Dazu kommt, daß die Geschäfte in der Ersten Kammer wesentlich in den Ausschüssen erledigt wurden und das Plenum nur sein Siegel darauf drückte. So tritt Prälat D. Schmidt nicht besonders hervor. Doch hat er für die 21. Sitzung 1895/96 den Bericht über die Änderung einiger Bestimmungen des Ortskirchensteuergesetzes verfaßt. Zum letztenmal trat Prälat D. Schmidt in breitem Rahmen vor der Öffentlichkeit auf in der Generalsynode 1899. Er vertrat hier in allen rein kirchlichen Angelegenheiten den Standpunkt der

Behörde. Der ganze Mann tritt uns da entgegen, wenn er z. B. einmal der Kirchenvertretung vorhält: wir werden jedermann hören; aber wir können nicht jede uns geäußerte Meinung maßgebend sein lassen. Als Prälat hatte er nach badischer Übung die Eröffnungspredigt der Synode zu halten. Er nahm als Text Hebräer 13, 8 und führte aus: „Jesus ist und bleibt der Herr. Das gibt Freudigkeit zur Arbeit und zeigt die rechte Art der Arbeit".

Als die nächste Generalsynode (1904) der verstorbenen Mitglieder gedachte, hat sein Nachfolger in der Prälatur, der damalige Oberkirchenratspräsident D. Helbing, ihn gewürdigt als einen Mann von umfassender theologischer Bildung, seltener Geistesklarheit und wohltuender Ruhe. Und in einem Nachruf aus jener Zeit wird auf ihn angewendet das Wort: „Dieser war gesetzt Frucht zu bringen und eine Frucht, die bleibt" (nach Evang. Joh. 15, 16).

Th. Friedrich Mayer.

Adolf Lewin,

geboren 15. September 1843 zu Pinne, besuchte das Gymnasium und hierauf die Universität und das Rabbinerseminar in Breslau, von dem er 1870 das Rabbinerdiplom erhielt. Von der Universität Heidelberg war er schon 1869 zum Doktor der Philosophie promoviert worden. Im Kriege 1870/71 stellte er sich für die Feldfürsorge zur Verfügung und wurde der Dritten Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen zugewiesen, wo er nicht nur durch Abhaltung von Gottesdiensten und Besuch der Lazarette, sondern namentlich auch durch unermüdliche Besorgung der Korrespondenz für verletzte und erkrankte Krieger ohne Unterschied des Bekenntnisses segensreich wirkte. Nach kurzer Tätigkeit als Adjunkt des Landrabbiners in Emden war er von 1872 an sechs Jahre Rabbiner in Koschmin, hierauf sieben Jahre in Koblenz. 1885 wurde er als Stadtrabbiner nach Freiburg berufen und gleichzeitig mit der Verwaltung der Bezirksrabbinate Breisach und Sulzburg betraut. In Freiburg, wo bis zur Emanzipation (Ges. ü. d. bürgerl. Gleichstellung der Israeliten v. 4. Okt. 1862) außer einer jüdischen Gastwirtsfamilie kein Jude sich niederlassen durfte, war im Laufe von zwei Jahrzehnten eine jüdische Gemeinde von nahezu tausend Seelen entstanden, die jedoch, weil aus Landgemeinden verschiedener Artung und religiöser Richtung zugewan-

dert, der rechten Einheitlichkeit entbehrte und zahlreiche Elemente aufwies, die schon in dem Abstreifen der ländlichen religiösen Lebensformen einen bedeutenden Fortschritt erblickten und darauf stolz waren. Adolf Lewin, selbst gemäßigt liberal und dabei durchaus rücksichtsvoll gegenüber der streng traditionellen Richtung, gelang es, durch seinen Religionsunterricht an den höheren Schulen und durch seine Seelsorge in den Familien ebenso wie durch seine geistvollen und warmherzigen Predigten die verschiedenen Bestandteile der Gemeinde einander näher und insgesamt auf einen höheren Bildungsstand zu bringen. Anderseits konnte er nicht verhindern, daß die jüdischen Landgemeinden des Oberlandes immer mehr zurückgingen, so daß die Bezirksrabbinate Breisach und Sulzburg aufgehoben und mit Freiburg vereinigt werden mußten (1900). Sein umfassendes, energisches und ersprießliches Wirken im Dienste der Gemeinden seines erweiterten Sprengels wie auch als Seelsorger am Landesgefängnis und den Krankenanstalten in Freiburg und Emmendingen wurde vom Oberrat der Israeliten 1899 durch Berufung zum Amte eines der drei theologischen Mitglieder seiner Religionskonferenz — vorher war er von seinen Kollegen als ihr Vertreter in die beiden ersten Synoden (1895 und 1898) gewählt worden — und regierungsseitig durch Ordensauszeichnungen anerkannt. An der Gründung sozialer jüdischer Landesvereine (für Handwerker, Waisen, Sieche) hatte er hervorragenden Anteil. Aus seiner reichen schriftstellerischen Tätigkeit sind besonders hervorzuheben seine Arbeiten: „Die Juden in Freiburg" (1890), „Geschichte, Geographie und Reiseliteratur" (1896), „Das Judentum und die Nichtjuden" (1891), „Der ewige Jude" (1891). Für die Jahrhundertfeier der badischen Landessynagoge verfaßte er im Auftrage des Oberrats eine „Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738—1909"), ein aus den Quellen geschöpftes Werk von bleibender Bedeutung, das u. a. in der „Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege" (1909, S. 250) eine sehr günstige Beurteilung erfahren hat. Am 24. Februar 1910 auf der Fahrt nach dem Landesgefängnis zur Ausübung der Seelsorge verschied er an einem Herzschlag. Seine Bestattung am 27. Februar gestaltete sich unter Teilnahme des Ministerialkommissars, sowie der staatlichen und städtischen Behörden Freiburgs zu einer ergreifenden Trauerkundgebung

weitester Kreise der badischen Judenheit (Nr. 60 der „Karlsr. Zeitung" vom 2. März 1910).

David Mayer.

Josef Hauser,

Kammersänger, geboren am 29. September 1829 in Wien, gestorben am 2. Mai 1903 in Karlsruhe, wurde am 1. Oktober 1850 in den Verband des Großherzoglichen Hoftheaters aufgenommen, dem er bis zu seiner Zuruhesetzung am 1. Januar 1889 ununterbrochen angehörte. Sein Vater war Musikdirektor in Wien und ein vielbegehrter Gesangspädagoge, der sich in eingehendster Weise der Ausbildung seines mit hervorragenden Stimmitteln begabten Sohnes widmete. Als 21jähriger gastierte Josef Hauser in Karlsruhe und gefiel durch seine glänzenden Eigenschaften als Sänger so sehr, daß er auf dringende Befürwortung des damaligen Intendanten Eduard Devrient als Baritonist verpflichtet wurde. Seine große musikalische Begabung und die absolute Beherrschung seiner sehr umfangreichen Stimme befähigte den strebsamen jungen Sänger sich rasch in das Repertoire einzuarbeiten, so daß ihm in kurzer Zeit alle ersten Baritonrollen zufielen. Von Hause aus gewohnt, die ihm gestellten Aufgaben mit Gewissenhaftigkeit zu lösen, und unterstützt durch ein echt künstlerisches Empfinden, gewann Hauser bald die Gunst seiner Vorgesetzten, unter denen neben den Intendanten Devrient, Puttlitz und Bürcklin auch die Kapellmeister Levi, Kalliwoda, Dessoff und Mottl genannt seien.

Hauser selbst war es in seltenem Maße verliehen die großen Gestalten der Opernliteratur, von den Klassikern angefangen bis zu den neuesten Schöpfungen, zu verkörpern; ein selten feines Stilgefühl, verbunden mit einer wahrhaft künstlerischen Darstellungsgabe, hielt den Hörer von der ersten bis zur letzten Note im Bann. Aber auch in der Spieloper erfreute er durch seine ausgearbeitete, charakteristische und humorvolle Darstellung. Was immer Hauser bot, es ließ stets den echten Künstler erkennen, dem nichts nebensächlich erschien.

Von seinem umfassenden Repertoire seien insbesondere nachstehende Rollen hervorgehoben: sein sprühender, gesanglich und darstellerisch fesselnder Don Juan, sein Almaviva und später die Wagnergestalten: Wolfram, Telramund und Holländer; sein Hans

Sachs war eine Meisterleistung; unerreicht war Hauser als Agamemnon, erschütternd sein Tell und Simeon (in „Joseph und seine Brüder").

Auf gleicher Höhe wie in der Oper stand Hauser im Lieder- und Oratoriengesang. Die Innigkeit und Frömmigkeit, mit der er ein Menschenalter lang die Partie des Christus in der Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach sang, zählt zum Besten, was er geboten hat.

Auch Kammermusik wurde in seinem Hause gepflegt, und er konnte zu diesem Zweck selten schöne italienische Instrumente, die sein Eigentum waren, zur Verfügung stellen.

Mit seinen außergewöhnlichen Eigenschaften als darstellender Künstler verband Josef Hauser ein warmes Gefühl und Verständnis für alle anderen Zweige der Kunst, wovon seine reichen Sammlungen an Bildern und Kupferstichen berühmter alter und neuer Meister, sowie wertvollere Handschriften, darunter solche von Joh. Seb. Bach, Zeugnis ablegten.

Bei Hofe hochgeschätzt, war er lange Jahre hindurch der Liebling des Karlsruher Publikums, und als er am 24. Februar 1889 in der Glanzrolle des Hans Sachs auf der Bühne, der er trotz mancher verlockender Anträge stets treu geblieben war, zum letztenmal auftrat, wurden ihm stürmische Ovationen dargebracht. Unter Ernennung zum Kammersänger und Ehrenmitglied des Hoftheaters trat er in den Ruhestand. Von hohem, stattlichem Wuchse, mit dunklem, wohlgepflegtem Vollbart, immer im langen Gehrock oder eleganten Paletot, auf dem Haupt den unvermeidlichen Zylinderhut, war er auch mit seiner charakteristischen Gangart im Karlsruher Straßenbild eine auffallende Erscheinung.

In erster Ehe war der Künstler mit der Altistin Magdalene Grashey verheiratet, die 1870 starb; seine zweite Gattin, Sophie Schmidt, die er in vorgerückten Jahren heimführte, war ihm bis zu seinem Tod eine treue, verstehende Lebensgefährtin. Mit der Geschichte der Karlsruher Oper in ihrer Glanzzeit bleibt Josef Hausers Name für immer rühmlich verbunden.

Adolf Römhildt.

Hermann Rosenberg.

Ein volles Menschenalter lang hat Hermann Rosenberg am Karlsruher Hoftheater als lyrischer Tenor gewirkt, ein Kunstsänger und Sängerkünstler in des Wortes wahrster Bedeutung. Ein Kind rumänischer Erde, erhielt der am 15. Dezember 1849 zu Bukarest Geborene seine erste gesangliche Ausbildung in seiner Vaterstadt durch den dortigen Kapellmeister Biscottini. In Wien setzte der Tenor hierauf bei Professor Friedrich Schmid und Frau Bockholz-Falconi seine Studien fort, nach deren Vollendung er im Herbste 1874 in den Verband der Wiener Komischen Oper trat. Hier hat ihn Hofkapellmeister Otto Desoff kennen und schätzen gelernt, denn als dieser 1875 die musikalische Direktion der Karlsruher Hofoper übernahm, berief er auch Hermann Rosenberg, nach erfolgreichem Probegastspiel als Graf Almaviva in Rossinis „Barbier von Sevilla", in der Nachfolge Benno Stolzenbergs in die badische Landeshauptstadt.

Schon mit seiner Antrittsrolle bewegte sich Rosenberg auf seinem eigentlichsten Gebiete: als ausgesprochener Belkantosänger, dessen repräsentativster und weithin geschätzter Vertreter er an der Karlsruher Hofbühne werden sollte. Rosenberg eigneten alle Voraussetzungen zu diesem Ideal: eine weiche, biegsame Tenorstimme von bestrickender Geschmeidigkeit und echt lyrischem Timbre, mühelose Höhe, zugleich aber auch eine schöne Durchbildung der klangvollen tieferen Lagen, dazu eine staunenswerte Koloraturfertigkeit, das Ergebnis einer allen Anforderungen gerecht werdenden, in steter Weiterarbeit sich vervollkommenden Technik. So ist Rosenberg ein hervorragender Gesangsinterpret der italienischen und französischen Oper geworden; unübertroffen etwa als Edgard in Donizettis „Lucia von Lammermoor", in der Titelrolle von Boildieus „Johann von Paris", als George Brown in des gleichen Meisters „Weißer Dame", als Arnold in Rossinis „Wilhelm Tell" oder als Stradella in Flotows gleichnamiger Oper. Sein feines Stilgefühl befähigte ihn andererseits auch zu einem gediegenen Mozartsänger, der als Belmonte in der „Entführung aus dem Serail" oder als Tamino in der „Zauberflöte" nicht mindere Anerkennung ernten durfte. Soll doch die berühmte Koloratursängerin Bianchi gelegentlich mehrfacher Gastspiele in Karlsruhe geäußert

haben, neben einem Rosenberg müsse sie ihre ganze Kunst aufbieten, um sich seiner vorzüglichen Technik ebenbürtig zu erweisen.

Unter der musikalischen Führung Felix Mottls erweiterte sich Rosenbergs Wirkungskreis. Das Wagnersche Musikdrama stand damals im Mittelpunkte des Interesses, und es ist ein rühmliches Zeugnis für die künstlerische Vielseitigkeit dieses außerordentlichen Sängers, daß sich selbst auf diesem Felde für ihn hervorragende Verwendungsmöglichkeiten ergaben, so vor allem als David in den „Meistersingern von Nürnberg" und, was bei einem Meister seiner Schule noch verwunderlicher erscheinen mag, sogar als Mime im „Ring des Nibelungen". Selbstverständlich bot auch das neuere Musikdrama noch manche lohnende Aufgabe; großen Ruf erwarb sich Hermann Rosenberg hier vor allem mit seiner Verkörperung des „Canio" in Leoncavallos „Bajazzo". So ergibt sich das Gesamtbild einer nicht alltäglichen Vielseitigkeit, eines tiefen künstlerischen Ernstes und unermüdlichen Fleißes. Die Karlsruher Hofbühne wußte die Verdienste ihres bewährten Mitgliedes nach Gebühr zu schätzen: Rosenberg wurde in verhältnismäßig frühen Jahren großherzoglich badischer Kammersänger, erhielt die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und fand in seiner 1901 erfolgten Ernennung zum Gesangsmeister der Karlsruher Oper auch eine geziemende Anerkennung für seine vielgesuchte Lehrtätigkeit, mit der er den großen Traditionen des Belkanto, aber ohne Einseitigkeit und unter Berücksichtigung der teilweise andersgearteten Aufgaben des neueren musikdramatischen Schaffens, treu blieb.

Am 1. November 1905, bald nach Mottls Weggang, zog sich auch Hermann Rosenberg aus dem aktiven Verbande des Karlsruher Hoftheaters zurück, zu dessen zuverlässigsten Stützen er gezählt, dem er die Summe seiner Lebensarbeit gewidmet hatte. Noch sechs Jahre genoß er an der Seite seiner ebenfalls aus dem Sängerstande hervorgegangenen Gattin der wohlverdienten Rast; am 18. Mai 1911 verschied er, um seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhofe der Stadt Karlsruhe zu finden, die ihn, den gebürtigen Rumänen, wohl als einen der Ihren ansprechen und ehren durfte.

Wilhelm Zentner.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Karl Nebe,

Bühnensänger, geb. am 3. Januar 1858 in Braunschweig als Sohn des Schauspielers und Regisseurs Eduard Nebe (vgl. Bad. Biogr. IV, 274), wuchs in Karlsruhe heran und sollte sich nach beendeter Schulzeit dem Bankberuf widmen. Sein angeborenes Theaterblut und eine außerordentliche musikalische Begabung halfen ihm jedoch den anfänglichen Widerstand der Eltern gegen den Künstlerberuf bald überwinden: er wurde Schüler Felix Mottls und des Baritonisten Josef Staudigl und fand so rasche Förderung seines Talents, daß er bereits 1878 in Wiesbaden (unter Kapellmeister W. Jahn) zum erstenmal die Bühne betreten konnte. 1881 ging er an die Hofbühne in Dessau, wo er sich bald zu einem sehr geschätzten Vertreter des Buffofachs entwickelte. Im Jahre 1890 erfolgte seine Berufung an das Karlsruher Hoftheater, und hier, während der Glanzzeit der Karlsruher Oper, wuchs Nebe unter Felix Mottls Leitung immer fester und gestaltungssicherer in seinen Aufgabenkreis. Mit jedem Jahr stand er ebenbürtiger in dem einzigartigen Ensemble, das Mottls Meisterhand zu bilden und zusammenzuhalten verstand. Jede Rolle rundete sich ihm zu einer gesanglich und darstellerisch gleich befriedigenden Leistung. Seine Lortzingschen Gestalten (van Bett, Stadinger, Kellermeister, Bakulus), sein Bartoldo, Bombardon, Pasquale u. a., sie alle atmeten den frischen, befreienden Humor, der auch dem Menschen Nebe außerhalb der Bühne alle Herzen gewann. Das Kabinettstück seiner nie fehlenden Gestaltungskraft aber war sein Beckmesser, den er in staunenswerter musikalischer Sicherheit und fein pointierter, jede karikierende Derbheit sorgsam vermeidender Charakterisierung zu überzeugendem Leben erstehen ließ. Auch in seriösen Partien, auf hochdramatischem Gebiet, überragten seine Schöpfungen weit den Durchschnitt. So wuchs der finstere Dämon Alberich in der planvoll sich steigernden Aufgewühltheit seiner Darstellung, getragen von einer vollendeten Beherrschung des Sprechgesangs, im dunkeln Glanz seiner ehernen Stimme zu wahrhaft tragischer Größe empor. Bayreuth, Berlin, München, London, Amsterdam, Brüssel und viele andere Städte sahen diese beiden Glanzrollen mit immer gleicher Begeisterung. Mottls festgefügtes Ensemble erhielt den ersten bedenklichen Riß, als Nebe (seit 1897 Gr. Bad. Kammersänger) auf besonderen Wunsch Kaiser

Wilhelms II. im Jahre 1900 einem Ruf an die Berliner Hofoper folgte. Auch hier, in anspruchsvollerem Wirkungskreis, fand seine reife Künstlerschaft vollste Anerkennung. Rasch wie sein Aufstieg war sein Ende: am 31. Januar 1908 hatte er (in „Johann von Paris") zum letztenmal die Bühne betreten, wenige Tage später (am 7. Februar 1908) schloß er, von einer grippeartigen Krankheit jäh bezwungen, die Augen für immer. R. V. Knab.

Heinrich Reiff,

über ein Vierteljahrhundert einer der wertvollsten und beliebtesten Schauspieler des ehemaligen großherzoglichen Hoftheaters zu Karlsruhe, wurde am 26. Oktober 1854 zu Schopfheim im Wiesental geboren. Seine Jugendzeit bis zum Übergang in einen Beruf verlebte er jedoch in der alten Markgrafenresidenz Durlach, deren eigene, humorgesättigte und gemütliche Atmosphäre ihn zeitlebens, selbst im Tonfall Durlacher Mundart, umweht hat. Der junge Heinrich Reiff ward zu seinem Leidwesen zum Kaufmann bestimmt und hat als solcher auch bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr trotz der inneren Wünsche, die nach künstlerischer Lebenserfüllung zielten, im Bankfach, zuletzt in Leipzig, gearbeitet. Endlich, am 1. Januar 1879, konnte Reiff seiner Neigung folgen und als Eleve an dem vom Intendanten Gustav zu Putlitz geleiteten Hoftheater eintreten; als Albanien im „König Lear" debütierte er und wurde hierauf zu kleineren Rollen verpflichtet.

Es war kein leichter, auch kein märchenschwindelnder Weg, den Heinrich Reiff als verhältnismäßig bejahrter Anfänger zu begehen hatte. Viele Jahre mußte er sich mit den sogenannten dritten und zweiten Rollen begnügen; jedoch gerade diese, oft vom Zufall abhängige Zuweisung von Rollen jeglicher Gattung ließ eine nie versagende Verwendbarkeit zutage treten und seine Stellung mit ihren Fortschritten befestigen. In den Lehrjahren Reiffs war unumstritten erster Schauspieler und Publikumsliebling Rudolf Lange. Erst dessen Zurücktritt von der Bühne in den neunziger Jahren machte die Heinrich Reiff künstlerisch gemäßen Aufgaben als eines Charakterkomikers und Ersten Chargenspielers (wie man früher pragmatisch und allzu begrenzend sagte) frei. Nun konnte Heinrich Reiff jene Aufgaben erfüllen, die ihn zum bedeutenden und an-

erkannten Schauspieler emportrugen. Wesensart und charakterliche Veranlagung, Haltung und Sprechweise, der eindringliche, echte, innere Humor von nicht zu überhörender spezifisch süddeutscher Prägung führten Reiff zur packenden und überzeugenden Gestaltung hauptsächlich komischer, und zwar vornehmlich väterlicher Figuren. Daneben war er jedoch in Bühnenwerken aller Arten, vom klassischen bis zum Tages- und Gelegenheitsstück, unermüdlich und zuverlässig tätig, so daß er es im Laufe seines Wirkens auf die wahrhaft stattliche Zahl von nahezu 500 Rollen brachte.

Zu Heinrichs Reiffs Bühnenzeit traten als neue, moderne und revolutionierende Männer die Dichter Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann, Arthur Schnitzler, später in Karlsruhe vereinzelt Henrik Ibsen, auf. Hier galt es nun völlig neue Werte nachzuschaffen. Reiff versagte hierbei nicht, wie insbesondere sein Mitteldorf im „Biberpelz", sein Wermelskirch in „Fuhrmann Henschel", sein Major von Drosse in „Fritzchen", sein Musiker Weiring in „Liebelei", sein Foldal in „Gabriel Borkmann" u. a. erwiesen. Seine Haupttriumphe konnte Reiff, wie es so häufig und nicht schwer erklärbar im Schauspielschaffen ist, in literarisch weniger belangvollen, aber die Erfordernis der Zeit und die Sinnesart des Publikums geschickt und wirkungsvoll erraffenden Stücken vom Tag feiern. Als Beispiele für viele, im Lauf der Zeit- und Geschmacksentwicklung ephemer geworden: der tragisch umwitterte Theaterdirektor Emanuel Striese in Schönthans „Raub der Sabinerinnen", der Glühstrumpffabrikant Giesecke in Blumenthals „Im weißen Rössel", der Doktor Krusius in des gleichen Verfassers „Großstadtluft", welch letztere, unvergeßlich lebensprühende und mitreißende Gestalt Reiff bei seinem im Jahr 1904 unter begeistertster Teilnahme des Karlsruher und Baden-Badener Publikums gefeierten fünfundzwanzigjährigen Karlsruher Bühnenjubiläum als Glanzrolle selbst wählte. Aus seinem klassischen und aus seinem Tagesrepertoire mögen, wiederum als Richtungsweisung und Aufzeigung der Spannweite für die verwandten Rollen, genannt sein: Hofmarschall von Kalb, Orgon, Schlau, Rülp, Oktavio Piccolomini, Gloster, Julius Cäsar, Domingo, Miller, Just, Preller (im „Flachsmann"), Vogelreuter (im „Johannisfeuer") und so fort. In allen diesen Gestalten zeigte sich die unwiderstehliche, im Charakter erfaßte Begabung, vornehmlich zur Komik, die in besonders glücklichen und ihm liegenden Vor-

würfen zum wirklichen erschütternden und befreienden Humor aufstieg. Unterstützt und zur Gesamtwirkung gerundet wurden seine Verkörperungen durch den gemüthaften Tonfall seiner absolut deutlichen Redeweise — auch als Rezitator, besonders in Mundartdichtungen, pflückte Reiff manchen wohlverdienten Lorbeer — und nicht zuletzt durch seine scharf beobachtete und sicher sich auswirkende Kostümpsychologie.

All diese Gaben wurzelten wie bei jedem echten Künstler in der Persönlichkeit. Eugen Kilian, der Reiff befreundete ehemalige Dramaturg und Regisseur am Karlsruher Hoftheater, sagt in einem in der Wochenschrift „Die Pyramide" im Jahr 1924 erschienenen Erinnerungsblatt dieses über Reiffs persönliche Wesenheit aus: „Seine liebenswürdige Menschlichkeit, seine ungezwungene Einfachheit, sein Humor, seine Herzenswärme und Güte haben allen Gestalten, die er verkörperte, ihren Stempel aufgedrückt. Dank seiner Persönlichkeit hat sich Reiff auch als Mensch einer unbegrenzten Beliebtheit in allen Kreisen der badischen Residenz erfreut."

Heinrich Reiff hätte wohl Gelegenheit gehabt — seine künstlerische Wirksamkeit war in der Theaterwelt nicht unbeachtet geblieben — seine erfolgreiche Laufbahn nach Karlsruhes Bühne an andern Theatern im Reiche fortzusetzen, er ist jedoch der zur Heimat gewordenen badischen Landeshauptstadt unter den drei Intendanten Putlitz, Bürklin und Bassermann und seinem ihm stets gewogenen, gütigen Landesherrn Großherzog Friedrich I. — das Bühnenjubiläum hatte dem Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen das Eichenlaub beigefügt — treu geblieben und hat volle sechsundzwanzig Jahre am Hoftheater zu Karlsruhe als erklärter Liebling gewirkt. Ein allzu früher Tod riß Heinrich Reiff am 23. Januar 1905 auf der Höhe seines Schaffens aus dem Leben. Eine von Stadelhofer modellierte Porträtbüste ist im Besitz der Tochter Frl. Berta Reiff, Karlsruhe.

Karl Joho.

Hermann Jacobi.

Der Hofschauspieler und Regisseur Hermann Jacobi, Ehrenmitglied des Mannheimer Nationaltheaters, wurde am 19. April 1837 in Berlin geboren, kam 1864 an das Mannheimer Theater

und wirkte hier bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 1905. Jacobi stammte aus einfachen Verhältnissen und war ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt. Unter großen Entbehrungen fand er den Weg zur Kunst und wußte sich nach mehrjähriger Tätigkeit an kleinen Bühnen zu einer angesehenen Stellung in Mannheim emporzuarbeiten. Hochgeehrt beging er 1889 das fünfundzwanzigjährige und 1904 das vierzigjährige Jubiläum seiner Tätigkeit in Mannheim. Mit seiner treuen Lebensgefährtin, der am 4. November 1837 in Berlin geborenen Schauspielerin Katharina Bußler, gehörte er zu einem Künstlerensemble, dessen hervorragende Schauspielleistungen im Andenken der Mannheimer fortleben. Jacobi zählte in der Blüte seiner Manneskraft zu den besten Charakterdarstellern der deutschen Bühne. Die Statistik hat ihm nachgerechnet, daß er 4500mal in 984 verschiedenen Rollen aufgetreten ist, davon in Mannheim 3750mal in 576 Rollen. Sein ganzes Denken und Fühlen galt den idealen Aufgaben der dramatischen Kunst. Von Schiller gehörten der Franz Moor, Wurm und der alte Miller, König Philipp, Buttler und Geßler, von Goethe der Mephisto, Antonio, Selbitz und Alba, von Shakespeare der Shylock, Richard III. und Malvolio, von Lessing Riccaut und vor allem der Nathan in seiner abgeklärten gütigen Weisheit zu seinen besten Rollen. Dazu seine prächtigen Molièrefiguren vom „Eingebildeten Kranken" an. Ein Nachruf seines Sohnes rühmt von seinem Fallstaff, daß er für den Humor dieser Rolle seine ganze Vollsaftigkeit eingesetzt, aber doch auch alles betont habe, was bei diesem Saufbold auf eine Seele hindeutet. „Sein Falstaff liebte den Heinz, den prächtigen Jungen, wirklich, und tödlich traf ihn der Schmerz, als er als König sich von ihm abwandte. Er hat in dieser Gestalt auch immer noch den letzten Rest von Liebenswürdigem, Kavaliermäßigem hervorgekehrt, der in der wundervollen Selbstironie ausgesprochen ist und sie doch über die Kumpane hebt." Ob er Kleist oder Hebbel, Benedix oder L'Arronge, Björnson oder Anzengruber, Sudermann oder Hauptmann spielte, immer gestaltete er seine Menschen aus der vollen Erfassung des Stückes und der Charaktere heraus überzeugend und lebenswahr mit schöpferischer Ursprünglichkeit.

In seinen späteren Jahren ging er vom Fach des ersten Charakterdarstellers zu Väterrollen über. Hervorragende Leistungen

von großem Erfolg waren sein Dr. Klaus und sein Hasemann. Auch in Rollen wie dem Schulrat Prell in „Flachsmann als Erzieher" oder dem Dr. Jüttner in „Alt-Heidelberg" wirkte er mit lebenswahrer Unmittelbarkeit. Am 6. März 1908 starb er in Mannheim unerwartet rasch an Herzlähmung. Er gehörte, wie Intendant Hagemann ihm in seiner Grabrede nachrühmte, zu den Künstlern, die ihre Befriedigung darin finden, ihr ganzes reiches Können einem Institut zu widmen und in restloser Arbeit an der Hebung der künstlerischen Kultur der Stadt, die ihnen zweite Heimat geworden ist, mitzuwirken. (Nachrufe in den Zeitungen.)

F. Walter.

Leopold von Pezold,

geboren am 6./18. Juli 1832 zu Fellin in Livland, entstammte einem Geschlecht, das, in der Gegenreformation aus Österreich vertrieben, um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Hannoverschen nach dem Baltikum auswanderte. Sein Vater war Porträtmaler, von der Petersburger Akademie zum Akademiker ernannt. Er studierte in Dorpat zuerst Theologie, als ältester Sohn einer alten Familientradition folgend, dann Geschichte. Hier legte er den Grund zu einem fast enzyklopädischen Wissen, das durch ein vorzüglgiches Gedächtnis unterstützt, ihm jene Vielseitigkeit der Bildung gab, die ihn, wie Albert Geiger schrieb, zu einem Universalmenschen im Sinne Goethes und Humboldts machte. Nach kurzer Lehrtätigkeit folgte er seinen künstlerischen Neigungen und bezog als Fünfundzwanzigjähriger die Düsseldorfer, dann die Karlsruher Malerakademie. In seinem Büchlein „Vor vierzig Jahren" erzählt er von seinen damaligen Lehrern Schirmer, Descoudres, Lessing, Schrödter und Canon und von dem damaligen Streik der Kunstschüler, der ihn und seinen Jugendfreund Eduard v. Gebhardt zum Weiterziehen veranlaßte. Er ging nach Italien. Auf sein empfängliches Künstlergemüt machte Rom in der schweigenden Größe seiner Ruinen und in dem glänzenden Prunk seiner geistlichen Weltherrschaft einen tiefen Eindruck. Er erlebte den Zug Garibaldis, und in einem großen Gemälde hat er dieses nationale Erwachen Italiens festgehalten. Im Jahre 1861 siedelte er als selbständiger Maler nach Karlsruhe über, aber schon nach

einem Jahr zwangen ihn Familienverhältnisse in die alte Heimat, nach Reval, zurückzukehren, wo die engen Zustände der Kleinstadt lähmend auf sein künstlerisches Schaffen wirken mußten. Da öffnete sich ihm unerwarteterweise ein neuer Weg zu praktischer Tätigkeit. Die aus dem Bedürfnis nach höherer geistiger Freiheit entsprungene Gründung einer neuen Zeitung bedurfte eines Redakteurs weiten Blicks, idealer Gesinnung und umfassender Bildung. Vertretungsweise übernahm L. v. Pezold diese Stelle für ein Jahr, malte am Tage und redigierte am Abend. Dann aber zog es ihn wieder an den Rhein nach Düsseldorf. Hier entstanden eine Reihe von historischen Gemälden Lessingscher Schulung aus der Geschichte der Ostseeprovinzen. In jene Zeit fallen auch größere Reisen. Er sah Paris in dem brausenden und berauschenden Treiben der kaiserlichen Machtfülle und London im unermeßlichen Reichtum seiner Weltausstellung. Er sah die Gemäldegalerien von Belgien und Holland. Am 1. Januar 1867 aber folgte er einem erneuten Ruf nach Reval als Chefredakteur der Revaler Zeitung. Auch jetzt fand er neben seinen journalistischen Kämpfen gegen die beginnende Russifizierung noch Zeit zum Malen, und das große Lünettenbild im Revaler Gildenhause stammt aus jener Zeit erstaunlichen Fleißes. In seinem Werk „Schattenrisse aus Revals Vergangenheit" hat er später ein fesselndes Bild der damaligen Zeit entworfen. Hier in Reval fand er im Hause des Ratsherrn Müller die treue, geistig angeregte Lebensgefährtin, die ihm im Laufe einer fast vierzigjährigen Ehe zwei Söhne und vier Töchter schenkte. Im Jahr 1869 übernahm L. v. Pezold die Redaktion der Rigaschen Zeitung, des größten deutschen Blattes des Baltikums. In Rußland hatten inzwischen die deutschen Siege über Frankreich das Gespenst der Furcht vor deutschen Weltherrschaftsplänen geschaffen. Und daneben glimmte der Haß der Letten und Esten. Als die fortschreitende Russifizierung der Schulen eine deutsche Erziehung der Kinder gefährdete, siedelte der etwa Fünfzigjährige 1879 nach Karlsruhe über. Hier hielt er kunstgeschichtliche Vorträge in der Malerinnenschule, am Viktoriapensionat, an dem Institut Friedländer und in Privatzirkeln und beteiligte sich journalistisch an zahlreichen staatlichen und städtischen Fragen seiner neuen Heimat. Er gehörte zu den Gründern der Jungliberalen Partei. Seine Schrift „Kirche und Klöster" wandte sich gegen die damals beab-

sichtigte Zulassung der Männerklöster in Baden, das Buch „Karlsruher Erinnerungen und Wünsche" trat für Erhaltung des Stadtcharakters als Residenz im Gegensatz zur Industriestadt und für die Erhaltung des Beiertheimer Wäldchens ein. „Bildhauer oder Architekt" heißt eine Schrift, die für den Kaiserplatz ein Reiterstandbild statt des geplanten architektonischen Monuments forderte, und als erster trat L. v. Pezold für eine Verlegung des Bahnhofs an die Südgrenze der Stadt ein. Fast drei Jahrzehnte hatte er, als er am 22. April 1907 starb, als politischer Journalist, als Kunstschriftsteller und Lehrer der Kunstgeschichte in Karlsruhe gewirkt, das ihm völlig zur Heimat geworden war. Und Artur Boehtlingk schließt seine Biographie mit den Worten: „Das Leben ward ihm zum Kunstwerk und sein eigen Selbst wurde sein Meisterstück".

Hans v. Pezold.

Carl Ludwig Werner

kam am 8. September 1862 als Erstgeborener des in Mannheim ansässigen Fabrikanten Jno Werner zur Welt. Der Vater war großer Musikliebhaber, spielte selbst vortrefflich die Flöte und versammelte in seinem Hause die namhaften Musikgrößen der Stadt, wie Ferdinand Langer, Florian Zaicz, Steinbach, Franz Neuhofer u. a. Der Letztgenannte wurde der erste Musiklehrer des Sohnes, der später zu dem angesehenen Orgelkünstler A. Hänlein in die Lehre kam, welche ihn schon als zwölfjährigen Gymnasiasten befähigte, den Organisten an der Konkordiakirche zu vertreten. Da nach Absolvierung der Schulen der einsichtige Vater nicht auf dem erst vorgesehenen Kaufmannsberufe beharrte, widmete sich Ludwig nun voller Freude ganz der Musik. Bei der folgenden Übersiedlung der Eltern nach Zürich fand er daselbst Anregung bei den Organisten Steinmetz und Gustav Weber. Zarte Körperkonstitution machte bald darauf für den jungen Mann einen Höhenluftkurort wünschbar, der ihm in dem damals aufstrebenden Davos zuteil wurde. Unvermindert blieb dort sein Streben zur Künstlerschaft, wobei er bei den ansässigen Musikern Ernst Heim und K. v. Radetzky Beihilfe fand. Letzterer half ihm im Studium der Musiktheorie. Als es aber die wiedererstarkte Gesundheit erlaubte, pilgerte Werner nach Dresden zu dem berühmten Orgelmeister Karl

Aug. Fischer. Da erst ging ihm die ganze Herrlichkeit der Orgel auf in ihrer neuzeitlichen Behandlung, begründet durch das Genie eines Franz Liszt. Nach Absolvierung des Studiums meldete sich Davos wieder, das diesmal nicht einen Patienten, sondern den liebgewonnenen Organisten haben wollte und an die reformierte Kirche berief. Aber das Streben zum Höchsten ließ dem jungen Meister nicht lange Ruhe; noch gab es einen Hohepriester seiner Kunst, bei dem er noch zu lernen hoffte. So wurde er Jünger von Alex. Guillmant zu Paris. Wie sehr dieser den deutschen Künstler lieb gewann und ehrte, bezeugt nicht nur eine Komposition, die er ihm nebst einem handgezeichneten Porträt widmete, sondern auch die Bevorzugung, ihn mehrere Male in den berühmten Trocaderokonzerten auftreten zu lassen, wo der Erfolg des virtuosen und geschmackvollen Spielers so groß war, daß C. L. Werner 1892 auf seinen Konzertreisen Paris ein zweites Mal mit Ruhm besuchte.

Dann sicherte sich die deutsche Heimat ihren Sohn. Es folgte die Anstellung an der protestantischen Kirche in Baden-Baden, wo er als Direktor des Kirchenchores eine Anzahl größerer Chorwerke mit großem Erfolge aufführte. Hier gründete er auch den eigenen Herd. — In den einunddreißig Orgelkonzerten, die er von 1890 bis 1896 gab, wozu er bestrenommierte Gesangs- und Instrumentalkräfte beizog, kamen zum Wort: Palestrina, Buxtehude, Frescobaldi, Schütz, J. S. Bach, Friedemann und Ph. E. Bach, Händel, Tartini, Corelli, Pachelbel, Muffat, Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Fischer, Liszt, Becker, Brahms, Dubois, Gigout, Guillmant, Hegar, Hans Huber, Lassen, Lemmens, Lux, Piutti, Reinecke, Rheinberger, Salomé, Saint Saëns, Widor u. a. Daneben liefen Konzerte in aller Welt: Paris, London, Antwerpen, Dresden, Budapest, in der Schweiz, überall mit größtem Ruhme als virtuoser Beherrscher des Instruments und tiefgründiger Musiker. Groß war daher das Bedauern, wie Dr. R. Pohl schreibt, als der Künstler Baden-Baden verließ, um nach Freiburg i. Br. an die Christuskirche überzusiedeln. Hier versammelte er, besonders in der Ludwigskirche, dank seiner Orgelkunst ein zahlreiches und ergriffenes Publikum und wurde bald Leiter eines von Musikfreunden gebildeten Chores. Und auch die Orgelbauer von nah und fern versicherten sich in zunehmendem Maße seiner Kennerschaft und seines sicheren Urteils. So war er auf dem besten Wege, sich auch

in Freiburg einen schönen Wirkungskreis zu schaffen, dem zuliebe er eine Berufung nach Hamburg ausschlug, als ihn 1901 ein tückisches Magenleiden zwang, der geliebten Arbeit zu entsagen. Am 16. Juli 1902 erlag er der Krankheit, tief betrauert von einer ausgedehnten Musikgemeinde, der Witwe und drei Kindern, kurz vor Abschluß seines 40. Lebensjahres. Kompositorisch hat er leider nur wenig hinterlassen: einige Stimmungsbilder für Orgel und eine Anzahl Bearbeitungen. P. Naef-Werner.

Emil Heckel.

Von den Kindern des Siebmachers Konrad Heckel, der um 1730 nach Mannheim übersiedelte, wurde Johann Jakob (1735 bis 1806) Musiker. Seine musikalische Begabung ging auf seinen 1765 in Mannheim geborenen Sohn Johann Jakob über. Dieser zog von Mannheim nach Wien, wurde dort Kapellmeister und erwarb den „Heckelhof" in Gumpoldskirchen bei Wien. Er starb 1811. Sein ältester gleichnamiger Sohn (geb. 1790) zeichnete sich im Wiener Naturalienkabinett als Ichthyologe aus, ein zweiter Sohn, Christoph (geb. 1792), wurde Maler. Ferdinand Karl, der dritte Sohn (geb. 1800), gründete in Mannheim 1821 im Hause O 3, 10 die heute noch bestehende Kunst-, Musikalien- und Instrumentenhandlung K. Ferd. Heckel. Viele Jahre hindurch war er Präsident des Theaterkomitees, das im Auftrag der Stadt die Leitung des Nationaltheaters hatte (1855—1869). Er starb in Mannheim 1870. Von den Söhnen, die Karl Ferdinand aus seiner 1823 geschlossenen Ehe mit Katharina Greichgauer hatte, traten Karl und Emil in das väterliche Geschäft ein.

Emil Heckel wurde am 22. Mai 1831 in Mannheim geboren. Er verheiratete sich 1867 mit Marie Mühldorfer, der Tochter des viele Jahre hindurch am Mannheimer Theater mit großem künstlerischen Erfolg tätigen Leiters des Dekorations- und Maschinenwesens Joseph Mühldorfer.

Das große Ereignis im Leben Emil Heckels wurde die Freundschaft mit Richard Wagner. Zwar, als er zweiundzwanzigjährig 1853 in Karlsruhe unter Liszts Leitung die „Tannhäuser"-Ouvertüre hörte, war er, nach seinen eignen Worten, „aufs äußerste empört" über diese „entsetzliche Musik". Aber zehn Jahre später, als er

wiederum in Karlsruhe den Walkürenritt, von Wagner selbst dirigiert, hörte, empfing er einen mächtigen Eindruck von dieser Komposition. Eine „Meistersinger"-Aufführung, der er dann in München beiwohnte, wirkte wie eine Offenbarung auf ihn. Er stellte sich ganz im Geiste des Hans Sachs als deutscher Bürger in den Dienst der Sache Richard Wagners und verfocht mit Begeisterung unbeirrt durch alle Angriffe den Bayreuther Gedanken. Am Mannheimer Theater ließ Kapellmeister Vincenz Lachner nur höchst widerwillig Wagners Werke zu. „Tannhäuser" und „Lohengrin" waren zwar bereits 1855 bzw. 1859 dem Spielplan einverleibt worden. Die „Meistersinger" folgten auf Emil Heckels Betreiben 1869, aber durch Lachner in unbegreiflicher Weise zusammengestrichen; sogar der „Fliegende Holländer", der 1870 folgte, mußte sich Kürzungen gefallen lassen. Heckels Propaganda für Wagner beschränkte sich aber nicht nur auf Mannheim und das dortige Theater.

Als Richard Wagner in der Schrift: „Über die Aufführung des Bühnenfestspieles: Der Ring des Nibelungen" die Freunde seiner Kunst aufforderte, durch einfache Anmeldung ihrer förderlich gewogenen Gesinnung sich ihm namhaft zu machen, antwortete ein einziger: Emil Heckel. Am 15. Mai 1871 schrieb er dem Meister, er möge ihn zu den Freunden seiner Kunst zählen und ihm mitteilen, was von diesen zunächst zu tun sei, um zum Gelingen des großen nationalen Unternehmens nach Kräften beizutragen. Dieser ersten Anknüpfung folgte sehr bald die erste praktische Tat durch Begründung des ersten deutschen Wagner-Vereins in Mannheim am 1. Juni 1871 (Verein zur Förderung des großen nationalen Unternehmens, die Aufführungen des Bühnenfestspiels: Der Ring des Nibelungen von Richard Wagner). Mit Emil Heckels Vorschlag, die erforderlichen Geldmittel durch Vergebung von Patronatscheinen zu dreihundert Talern zu beschaffen und in den Wagner-Vereinen auch Minderbemittelten ein Anrecht auf Erwerbung solcher Scheine zu geben, war die praktische Grundlage für die Verwirklichung der Bayreuther Idee durch das deutsche Volk gegeben. „Die Gründung der Wagner-Vereine durch Emil Heckel knüpfte ein Band zwischen Wagner und dem deutschen Volk. Nicht aus den Spenden der Begüterten, sondern aus den Scherflein der Begeisterten sollte das Festspielhaus erstehen." Alle Wagner-Biographen haben Emil Heckels große Verdienste um Wagner und Bayreuth einmütig und

nachdrücklich anerkannt. Chamberlain faßt sein Urteil dahin zusammen: „Seine wahre große Bedeutung erkenne ich vor allem darin, daß er in dieser Sache die Ehre des deutschen Bürgerstandes gerettet hat; deswegen wird auch sein Name in Verbindung mit der Geschichte der Bayreuther Festspiele immer genannt werden." Dem ersten Wagner-Verein in Mannheim folgten andere in Wien, München, Leipzig, Berlin und anderen Städten. „Schon ermutigend ist es, auf Leute Ihres Schlages, bester Herr Heckel, zu treffen", schreibt ihm Wagner bei Übersendung des Entwurfs zu einem Aufruf für einen Deutschen Wagner-Verein.

Heckels nächste Tat war das denkwürdige, von Richard Wagner persönlich geleitete Konzert in Mannheim am 20. Dezember 1871. Diesem Konzert, das im Konzertsaal des Hoftheaters stattfand, wohnte der Großherzogliche Hof und ein zahlreiches Fremdenpublikum (darunter auch Nietzsche) bei. Richard Pohl hat in einem besonderen Aufsatz: „Ein Wagnerkonzert in Mannheim" (abgedruckt in „Studien und Kritiken über Richard Wagner") ausführlich über dieses Konzert berichtet. Bei der Nachfeier im „Europäischen Hofe" erwiderte Wagner auf die Begrüßungsansprache mit einem Trinkspruch auf die Freunde seiner Kunst in Mannheim. Diese für Mannheim allezeit ehrenvolle Rede, die auch in Richard Wagners gesammelten Schriften (Bd. 2, S. 251) Aufnahme gefunden hat, enthält folgende Stelle: „Korporativ ist Mannheim der erste Ort gewesen, der mir hierbei in selbständiger Initiative entgegenkam. Die Mannheimer haben in mir zuerst den Glauben an die praktische Verwirklichung meiner Pläne befestigt, sie haben mir bewiesen, wo für den deutschen Künstler der wahre Boden zu suchen ist: im Herzen der Nation. Schon der Name bezeichnet Mannheim als einen Ort, wo «Männer heimisch» sind; Bayreuth aber ist ein durch die Kultur noch unentweihter, echt jungfräulicher Boden für die Kunst. Aus der Verbindung beider soll ein neues, jugendlich kräftiges Kunstleben entsprießen."

Von den fünf „Gerechten", die den Vorstand des ersten Wagner-Vereins in Mannheim bildeten (Emil Heckel, Albrecht Hänlein, Friedrich Koch, Ferdinand Langer und Dr. Heinrich Zeroni) bezeichnete Richard Wagner seinen Freund Heckel gerne als den „Strategen", weil er tapfer und treu in der vordersten Reihe der Vorkämpfer ausharrte und immer neue praktische Wege zur Ver-

wirklichung der Bayreuther Idee fand. Als die Spenden für das Festspielhaus nur spärlich flossen und Wagner selbst die Hoffnung verlor, berief er seinen Strategen nach Bayreuth, um in einem offenen Brief das Unternehmen als gescheitert zu erklären. Aber Heckel widersetzte sich mit den Worten: „Das darf nicht sein" und machte neue Vorschläge, um die Fortführung des Baues durchzusetzen. Als Heckel nach den ersten Bühnenfestspielen Wagner nach Italien berichtete, wie er die Deckung des Fehlbetrages in die Wege zu leiten suchte, antwortete dieser ihm: „Mein liebster Freund Heckel. Sie sind wirklich der erste, von dem mir aus Deutschland einmal ein sympathisches Lebenszeichen kommt, wirklich der Einzige, aber der Allereinzigste sind Sie, der mir eine edle Sorge um mich und die Sache zeigt." Die von Emil Heckels Sohn Karl herausgegebenen Briefe Richard Wagners an Emil Heckel, die im Besitz der Familie Heckel als kostbares Vermächtnis verwahrt werden, lassen deutlich erkennen, welche Hochschätzung Wagner seinem Freunde entgegenbrachte. Als Wagner 1872 zum zweiten Male in Mannheim einkehrte, wohnte er im Hause Heckels. Damals schrieb er den berühmt gewordenen Knittelvers:

„Hat jeder Topf seinen Deckel, jeder Wagner seinen Heckel,
dann lebt sich's ohne Sorgen, die Welt ist dann geborgen."

Der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses und den ersten Bühnenfestspielen wohnte Heckel als Vertrauter Wagners bei. In Mannheim wurde seine Tätigkeit durch die Wahl zum Präsidenten des Theaterkomitees anerkannt (1879—1886). Er zog bedeutende Talente, wie die Kapellmeister Franz Fischer und Felix Weingartner und den Oberregisseur Max Martersteig, an die Mannheimer Bühne. Sie alle haben den großen Kunstfreund, dessen „eisernen Idealismus" man pries, herzlich verehrt.

Im Frühjahr 1872, als Vincenz Lachners Rücktritt bevorstand, knüpfte Emil Heckel Beziehungen zu Hans von Bülow an. Bülow wäre bereit gewesen, auf der Grundlage eines von ihm aufgestellten klassisch-deutschen Programmes und im Vertrauen auf Heckels „energische Ausnahmepersönlichkeit" die Leitung der Mannheimer Oper zu übernehmen, aber das damalige Theaterkomitee war nicht dafür zu gewinnen. Als dann die Festaufführungen des „Ring des Nibelungen" vorbereitet wurden, erklärte sich Hans Richter in

einem Briefe an Emil Heckel bereit, sein Amt als Hofkapellmeister in Wien aufzugeben, um in der Stellung eines Kapellmeisters am Mannheimer Theater „für das Kunstwerk deutscher Zukunft" zu wirken. Es wurde jedoch auf Wagners Vorschlag der junge, talentvolle Franz Fischer berufen.

Nach dem Eintritt Heckels in das Theaterkomitee wandte sich die Mannheimer Oper der nachdrücklichen Pflege Wagnerscher Werke zu. Als das Mannheimer Theater 1879 sein hundertjähriges Bestehen feierte, war es eine der ersten Bühnen, die sich dank Heckels unermüdlicher Initiative an die strichlose Aufführung des „Rheingold" und der „Walküre" heranwagte. 1884/85 folgten die ersten Aufführungen von „Siegfried" und „Götterdämmerung", 1889 — drei Jahre nach dem Ausscheiden Heckels aus seinem mit großer Hingabe verwalteten Amt — „Tristan und Isolde".

Im April 1877 schrieb Wagner an Heckel: „Gebe Gott Ihnen langes Leben, jedenfalls noch um etwas gehöriges länger als das meinige, damit nach meinem Tode noch jemand da ist, der — an sich — einen Stamm bildet für die weitere Pflanzung!" Emil Heckel ist es zu verdanken, daß in Mannheims Mauern das erste öffentliche Wagner-Denkmal errichtet wurde. Wenige Jahre nach des Meisters Tod, am 15. September 1887, wurde es enthüllt. Es ist die von Johannes Hoffart, einem in Mannheim geborenen Bildhauer, aus karrarischem Marmor gemeißelte Kolossalbüste Wagners, die Emil Heckel beim Umbau seines Hauses an dessen Hauptfassade in der Kunststraße aufstellen ließ. Eine gleichfalls von Hoffart ausgeführte Porträtbüste Emil Heckels schmückt sein Grab. Unter dieser Büste stehen die Worte, die sich auf Heckels Tätigkeit als Mitglied des Verwaltungsrats der Bayreuther Festspiele beziehen: „In Treuen waltete Dein Rat, da ward des Meisters Werk zur Tat." Emil Heckels beide Söhne Karl und Emil betätigten sich außer in der väterlichen Kunst- und Instrumentenhandlung auch in der Öffentlichkeit; ersterer schriftstellerisch auf dem Gebiete der Dichtkunst und Philosophie, letzterer organisatorisch als mehrjähriger Vorsitzender des Mannheimer Musikvereins.

Die ehrwürdige Erscheinung des Greises mit seinem wallenden weißen Barte und dem unvermeidlichen Zylinder ist noch bei vielen Mannheimern in bester Erinnerung, ebenso wie Heckels freundliche und zugleich energische Persönlichkeit. Bald nach seiner goldenen

Hochzeit ist der Siebenundsiebzigjährige infolge Altersschwäche am 29. März 1908 aus dem Leben geschieden. Seine Vaterstadt ehrte die Verdienste dieses trefflichen Bürgers dadurch, daß sie eine Straße im Lindenhofstadtteil nach seinem Namen benannte. Wie der Mannheimer Buchhändler Schwan im Leben Schillers, so wird Emil Heckel in der Musikgeschichte fortleben als einer der treuesten Mitarbeiter am Werke Richard Wagners.

(Nachrufe in den Zeitungen. Briefe Richard Wagners an Emil Heckel, zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth, hrsg. von Karl Heckel, Berlin 1899; Karl Heckel, Die Bühnenfestspiele in Bayreuth. Authentischer Beitrag zur Geschichte ihrer Entstehung. J. v. Werther, Erinnerungen eines alten Hoftheaterintendanten, 1911. — E. L. Stahl, Das Mannheimer Nationaltheater, 1929, S. 95 ff. Über die Familie Heckel: Alte Mannheimer Familien, herausgegeben von der Familiengeschichtlichen Vereinigung Mannheim, II. Teil, 1922, S. 24 ff.) F. Walter.

Ferdinand Langer.

Ferdinand Langers Wirken war mit dem Hof- und Nationaltheater in Mannheim und mit dem musikalischen Leben Mannheims aufs engste verwachsen. Volle fünfzig Jahre hindurch hat er in dieser Stadt gewirkt, zuerst als jugendlicher Violoncellist im Theaterorchester, in dem er schon nach kurzem Unterricht bei Heinefetter mitspielte, dann als Solorepetitor und Chordirigent und schließlich als Kapellmeister. Er war ein Selfmademan, der ohne den Besuch renommierter Lehranstalten aus eigener Kraft und durch sein außergewöhnliches Talent sich zu dem emporschwang, was er wurde.

Ferdinand Langer war am 21. Januar 1839 als Sohn eines Lehrers in Leimen bei Heidelberg geboren. Seine erste Mitwirkung im Mannheimer Theaterorchester war 1855 bei der Première des „Tannhäuser". Als Langer sich anfangs der 1870er Jahre der Wagnerbewegung anschloß und Vorstandsmitglied des Mannheimer Richard-Wagner-Vereins wurde, kam er in Konflikt mit der Theaterleitung, besonders mit seinem gegen Richard Wagner eingestellten Vorgesetzten, dem Kapellmeister Vinzenz Lachner. Er mußte 1874 seine Stellung aufgeben und blieb drei Jahre dem

Theater fern. Er dirigierte bis 1877 mehrere Vereine und widmete sich musikalischen Arbeiten. Der Wunsch des „Gemaßregelten", nach Bayreuth zu kommen, verwirklichte sich nicht. Als Lachner aus seinem Amte geschieden und durch Ernst Frank ersetzt worden war, als mit dem Eintritt Emil Heckels in das Theaterkomitee die Wagneranhänger die Oberhand gewannen, kehrte Ferdinand Langer 1877 als Kapellmeister an das Mannheimer Theater zurück, dem er dann ununterbrochen seine Dienste widmete.

Er war ein äußerst gewandter Kapellmeister, der die schwierigsten Situationen im Orchester und auf der Bühne mit Leichtigkeit überwand. Entgleisungen wurden von ihm sofort schlagfertig behoben. Er sprang ein, wann und wo es auch sein mochte — häufig ohne jede Probe und Verständigung. Keine Künstlerlaune konnte ihn aus der Ruhe bringen. Seine eigenen Einstudierungen zeugten davon, wie rasch er sich auch in schwierige Werke einzuleben wußte und wie geschickt er die Künstler mit ihren Aufgaben vertraut machte. Trotz aller Verdienste gelang es ihm nicht, als Kapellmeister an die erste Stelle vorzurücken. Seine Stärke war die absolut zuverlässige Beherrschung des Musikalischen. Ihm fehlte aber der geniale Zug, der die Mitwirkenden und die Hörer fortreißt. Er war ein Operndirigent von großer Routine; als Symphoniedirigent hat er sich niemals hervorgetan. Auch als Chordirigent betätigte er sich erfolgreich. Er beherrschte die Massen im großen Oratorium und verstand auch da, durch Umsicht zu ersetzen, was ihm an zündender Kraft fehlte. Als Opernkomponist zeigte er sich abhängig vom Zeitgeschmack und von seinen Vorläufern. Seine Opernwerke: „Die gefährliche Nachbarschaft" (1868), „Dornröschen" (1873), „Aschenbrödel" (1878), „Murillo" (1887), „Pfeifer von Haardt" (1894) hatten an der Stätte seines Wirkens erfreuliche Erfolge und wurden auch an auswärtigen Bühnen, allerdings ohne nachhaltige Wirkung, aufgeführt. Das Volkstümliche, wie z. B. in den Gesängen des Pfeifers von Haardt, lag ihm besonders. Er ergänzte Cherubinis „Wasserträger" und bearbeitete C. M. v. Webers „Silvana" (1885).

Sein Flötenkonzert wurde viel gespielt. Er komponierte eine Anzahl stimmungsvoller Lieder und Männerchöre, die besonders durch ihren schlichten Volkston wirken. Sein Männerchor „Am Ammersee" wurde viel gesungen. Wiederholt leitete er die badischen

Sängerbundsfeste. Er gehörte seit 1888 dem Musikausschuß des Badischen Sängerbundes an. Auch als Dirigent von Gesangvereinen hatte er große Verdienste. Er leitete zuerst die „Liedertafel", dann fast fünfunddreißig Jahre hindurch den „Liederkranz". Seit 1892 stand er auch an der Spitze des Musikvereins und brachte mit diesem zahlreiche Oratorienaufführungen heraus.

Langer lebte mit voller Hingabe seinem schönen Berufe. Als Mensch war er liebenswürdig und heiter, schlicht und offen, in der gesamten Bürgerschaft angesehen und beliebt. In Kirneck bei Villingen, wo er Heilung von einem Herzleiden suchte, ist er am 5. August 1905, sechsundsechzigjährig, aus seinem arbeitsreichen Leben geschieden. (Nachrufe in den Zeitungen; Albert Langer, Ferdinand Langer, Werden und Wirken eines deutschen Komponisten, 1929.) F. Walter.

Jakob Friedrich Alois Hemberger

ist geboren am 7. Februar 1826 in Karlsruhe als Sohn des Regimentsmusikers Hemberger und dessen Frau Regina; er war der Älteste unter acht Kindern. In Karlsruhe besuchte er die Volksschule, dann die Privatschule von Lafontaine; da er in bescheidenen Verhältnissen aufwuchs, erwarb er sich die Mittel für seine weitere Ausbildung in der Hauptsache durch Nachhilfestunden. Seine eigene Wahl des Berufes fiel auf die Baukunst, zu deren Studium er die damalige Polytechnische Schule in Karlsruhe besuchte; seine Lehrer waren dort Heinrich Hübsch, Friedrich Eisenlohr, der spätere Leiter des Hochbauwesens der Badischen Eisenbahn, Hochstetter und Guido Schreiber. Unter diesen übte namentlich Hübsch, der in seiner etwas gesuchten Backsteinbaukunst seine eigenen Wege ging, durch seine Persönlichkeit wesentlichen Einfluß auf seine späteren Anschauungen aus. Nach abgelegter Staatsprüfung 1852 wurde Hemberger unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen; schon vorher war er mehrfach der Großherzoglichen Baubezirksinspektion als Gehilfe beigegeben, die damals von dem künstlerisch hochstehenden Baurat Berckmüller geleitet wurde; auch unter Berckmüllers Nachfolger Kuenzle arbeitete Hemberger noch bis zum Jahre 1857 an der gleichen Stelle. Unterstützt durch ein staatliches Reisestipendium, unternahm er dann eine Studienreise

nach Italien; nach seiner Rückkehr wurde ihm zunächst die örtliche Bauleitung am Aufnahmegebäude des badischen Bahnhofes in Basel übertragen; danach erhielt er die für den Bahnbau Basel—Konstanz neugegründete Eisenbahnhochbauinspektion Waldshut als Vorstand; dort verheiratete er sich mit einer Tochter des Möbelfabrikanten G. A. Ries. Nach Fertigstellung der Hochbauten dieser ihm zugewiesenen Eisenbahnstrecke kam Hemberger als Vorstand der Bezirksbauinspektion nach Lörrach, wo er Gelegenheit fand, sich in einem der schönsten Teile des Landes Baden mit großen und kleinen staatlichen Bauaufgaben und solchen der Gemeinden zu befassen (Kreisgerichtsgebäude und Amtsgefängnis in Lörrach, Rathäuser in Auggen und Neuenweg und eine Kapelle für Utzenfeld). In dieser Zeit (1874) fiel Hemberger als besonderer Auftrag der neue Bau eines Landesgefängnisses in Freiburg zu, der seine Übersiedlung dahin notwendig machte; eine kleine, von ihm herausgegebene Schrift gibt Auskunft über diesen Bau. Noch vor der Fertigstellung wurde Hemberger auf Empfehlung seines Gönners und früheren Lehrmeisters Berckmüller vom Großherzog Friedrich I. unter Ernennung zum Baurat zum Vorstand des Großherzoglichen Bauamtes berufen, wo er dann als Nachfolger Berckmüllers einundzwanzig Jahre lang wirkte. Außer einer Reihe von Um- und Ausbauten in den auch im Privatbesitz des Großherzogs stehenden Schlössern Zwingenberg, Mainau und Freiburg baute er andere Hofgebäude zu Wohn-, Verwaltungs- und Repräsentationszwecken um; in den Jahren 1886 bis 1888 führte er den gründlichen Umbau des alten Schlößchens Badenweiler durch, das in späteren Jahren mit Vorliebe von Großherzog Friedrich II. als Sommersitz gewählt wurde, ebenso den Neubau eines Verwaltungsgebäudes in Schloß Zwingenberg a. N., sowie den Neubau eines Hofdienergebäudes am Fasanengarten in Karlsruhe. In seine letzten Dienstjahre fällt noch als Werk von besonderer Bedeutung der Bau der Grabkapelle (Mausoleum) im Fasanengarten in Karlsruhe, den die Großherzogliche Familie für den in jungen Jahren verstorbenen Prinzen Ludwig erstellen ließ; der Bau wurde 1896 fertig. Auf besonderen Wunsch des fürstlichen Bauherrn sollte er in frühgotischer Form gehalten sein; der Sohn Hermann Hemberger sollte den Bau in seiner Ausführung überwachen. Die Formengebung des Mausoleums zeigt eine freie Auffassung des mittelalterlichen Stils, stark beeinflußt durch fran-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

zösische Motive; es steht außer Zweifel, daß an der Bearbeitung dieses Baues der Sohn den größten Anteil hatte. Übersieht man das Werk heute kritisch, so wird man zwar die Liebe und die gründliche Verarbeitung, die sich in allem, im Äußern und Innern zeigt, schätzen, man kann sich indessen von dem Gefühl, daß der Erbauer sich weit von der strengen Auffassung mittelalterlicher deutscher Formengebung entfernte, nicht freimachen. Bald nach Fertigstellung dieses Baues im Herbst 1899 bat Hemberger, der in der Zwischenzeit zum Hofbaudirektor ernannt war, um seine Zuruhesetzung; am 15. Juni 1906 starb er nach eben vollendetem achtzigsten Lebensjahre. Es lag in der Art seiner Stellung und seines Wesens, daß er mit großen und auffallenden Werken nicht an die Öffentlichkeit trat, solche traten im Laufe der Zeit seiner Tätigkeit in besonderem Maße nicht an ihn heran; in seinen Arbeiten lehnte er sich nicht enge an den Geist seiner Zeit, an seine Lehrer oder an eine bestimmte Stilauffassung an, er versuchte vielmehr, die vorliegenden Aufgaben nach Möglichkeit im Sinne der Stilart des Vorhandenen, dem das Neue anzupassen war, zu lösen.

Stürzenacker.

Ludwig Levy

ist geboren am 18. April 1854 in Landau in der Pfalz, wo er seine Schulbildung empfing. Vom Vater für das Studium der Medizin bestimmt, entschied er sich für einen technischen Beruf und trat 1870 in das Polytechnikum Karlsruhe ein, in dem er in mehr als vier Jahren zunächst sich dem Studium der Ingenieurwissenschaften, später der Architektur widmete; während der Ferien war er mehrfach bei verschiedenen Bausektionen der Pfälzischen Eisenbahn beschäftigt. Am Ende der Studiumszeit erhielt er die goldene Staatsmedaille in einem Wettbewerb für die Lösung der von der Hochschule ausgeschriebenen Preisaufgabe für die Erbauung eines Landtagsgebäudes. Die Zeit von etwa 1875 bis 1884 galt der Vervollkommnung seines Wissens durch Reisen und durch eine Tätigkeit bei damals recht angesehenen Architekten; eine längere Reise führte Levy nach Italien; er durchstreifte dieses nach allen Richtungen, um sich an den Werken der Antike und der Renaissance weiterzubilden; Reisen in späteren Jahren führten ihn nach Paris

und Nordfrankreich. Die praktische Tätigkeit auf Architekturbüros brachte ihn in Verbindung mit dem feinsinnigen Rudolf Opfermann in Mainz, der großen bedeutenden Firma Mylius & Bluntschli in Frankfurt a. M. und zuletzt mit Paul Wallot, dem Erbauer des Reichstagsgebäudes, der sich damals mit den kleinsten wie mit den größten Bauaufgaben beschäftigte. Levy fand hier Gelegenheit zu einem gründlichen Einblick in die verschiedensten Gebiete der Baukunst bei besten Männern, zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse in Theorie und Praxis, in der Werkstatt und auf dem Bauplatz. Er lernte formal und technisch denken und konstruieren und hatte auch Gelegenheit, an manchem Wettbewerb unter seinem Chef sich zu beteiligen, so um den Neubau des Reichstagsgebäudes bei Paul Wallot, dessen Entwurf mit jenem von Friedrich Thiersch, München, an erster Stelle preisgekrönt wurde und die Grundlage für die spätere, allerdings in verschiedener Hinsicht leider veränderte, Ausführung bildete. Bei Paul Wallot traf Levy auch mit dem bedeutenden Friedrich Thiersch persönlich zusammen und knüpfte mit ihm ein Band der Freundschaft, das bis zu seinem Tode anhielt.

Zu selbständiger Arbeit zog Levy dann in seine Heimat, die Pfalz, nach Kaiserslautern, und weilte dort bis 1886, wo die badische Regierung ihn als Lehrer und später Professor an der Staatlichen Baugewerbeschule zu Karlsruhe berief. In die Zeit seiner Tätigkeit als Privatarchitekt in der Pfalz fallen Neubauten verschiedenster Art, in der Pfalz selbst, in Elsaß-Lothringen und darüber hinaus; es entstanden Kirchenbauten in Weilerbach, Mittelbexbach, Eisenbach und Olsbrücken, Synagogenbauten in Kaiserslautern, Rostock, Bingen, Rastatt, Baden-Baden, Luxemburg, Pforzheim und sein größtes Werk, die Synagoge in Straßburg; Geschäftshäuser und Villen aus dieser Zeit stehen in Saarbrücken, Landau, Neustadt, Mühlhausen und Karlsruhe. Ein engerer Wettbewerb um den Bau eines Ministerialgebäudes in Straßburg brachte Levy den ersten Preis und die Ausführung. Als Lehrer an der Baugewerbeschule Karlsruhe war er seit 1886 tätig, zunächst vollamtlich, später nebenamtlich noch bis zu seinem Tode; im Jahre 1903 berief ihn der Minister Schenkel als bautechnischen Referenten unter Ernennung zum Baurat in das Ministerium des Innern, wo er bis zu seinem Tode wirkte. In dieser Eigenschaft war er Architekt und Verwaltungsmann zugleich; als Verwaltungsmann war er mit baupolizeilichen

und Baufragen beschäftigt, auch an der 1907 herausgegebenen neuen Landesbauordnung für Baden hatte er ganz wesentlichen Anteil. Daneben wirkte er als geistig schaffender Architekt mit an dem Neubau der neuen Heil- und Pflegeanstalt in Wiesloch bei Heidelberg, an dem Dienstgebäude für das Bezirksamt Mannheim, an dem Umbau des Dienstgebäudes des Ministeriums des Innern; sein letztes Werk, dessen Fertigstellung er nur noch im Rohbau erlebte, war der Erweiterungsbau des Markgrafenbades in Badenweiler. Ein plötzlicher Tod ereilte ihn am 30. November 1907 in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre in der Eisenbahn, als er von einer Dienstreise von Freiburg nach Karlsruhe zurückkehrte.

Levys Lehrer als Architekten waren Hochstetter, Durm und Warth; sie übten zusammen mit seinen Lehrmeistern in Frankfurt einen nachhaltigen Einfluß auf sein späteres architektonisches Schaffen aus, der sich bald nach dieser, bald nach jener Richtung zeigte. Der Richtung der Zeit folgend, lehnte er sich in seinen ersten Bauten zunächst an die Formen der Renaissance an, sich in dieser bald freier, bald enger bewegend; in seinen späteren größeren und einzelnen Villenbauten machte er sich freier von früheren Einflüssen und bewegte sich in der Hauptsache in barocken Formen, vielleicht beeinflußt durch seinen Freund Thiersch, da und dort aber auch beeinflußt durch das Studium französischer Werke und französischer Bauten; mit Vorliebe studierte er, um sich zu vervollkommnen, auch die Werke Balthasar Neumanns in Würzburg. In dem Synagogenbau schlug er vielfach mittelalterliche Formen an und schöpfte aus dem Formenkreis der romanischen Zeit. Als Lehrer an der Schule erzog er eine Reihe tüchtiger Handwerksmeister; seine liebenswürdige Natur, die sich auch in dem Umgang mit der Welt und Kollegen äußerte, fand äußerlich ihren Ausdruck in den zum Teil liebenswürdigen und freundlichen Formen seiner Bauten. Eine Tätigkeit auf literarischem Gebiete hat Levy nicht entwickelt.

Stürzenacker.

Karl Blind

ist am 4. September 1826 in Mannheim geboren als Sohn des damaligen Schutzbürgers und Wachsfabrikanten Johann Adam Blind und seiner Ehefrau Magdalena, geb. Nicolaus. Er entstammt einer

kinderreichen, wenig begüterten Familie. Mit der Übersiedlung seines Vaters in die Wirtschaft zur Silberburg in der Nähe von Karlsruhe vertauschte der Dreizehnjährige das Mannheimer Gymnasium mit dem Lyzeum der badischen Residenz. Dort zählte er, selbst einer der besten Schüler, einen Kreis geweckter Kameraden zu seinen Freunden, bei deren Zusammenkünften er neben Ludwig Eichrodt seine dichterische Begabung in den Dienst jugendlicher Schwärmerei stellte und als „der flammende Freischwelg" ihres Geniebundes mit Eifer einer noch unklar umrissenen freiheitlichen Richtung huldigte. Im November 1844 bezog der begabte, für den besten deutschen Aufsatz preisgekrönte Abiturient die Universität Heidelberg als Student der Rechte. In der auf Anregung Eduard Bronners und unter Führung Adolf Kußmauls vom Korps Suevia abgespaltenen burschenschaftlichen Verbindung „Alemannia" betätigte sich der junge Studiosus, der Dichter des Bundesliedes, neben seinen Karlsruher Bundesbrüdern Josef Scheffel, Ludwig Eichrodt und Moritz Ellstätter als Herausgeber der Kneipzeitung. Die Füchse sahen in ihm, dem körper- und redegewandten Jüngling, sehr bald ihren geborenen Führer. Mit ihnen, meist Schulkameraden von Karlsruhe her, gründete er im Januar 1845 den „Neckarbund" zur Pflege des entschiedenen Fortschrittes in Wissen, Glauben und Politik. Seine Mitglieder bekannten sich zu den demokratischen und sozialistischen Idealen der Zeit. Karl Blind, ihr überragendes geistiges Haupt, trat dafür ein, daß sich ihre Anteilnahme an den brennenden politischen Tagesfragen nicht in den theoretischen Debatten innerhalb der Verbindung erschöpfte, sondern daß sie sich aktiv an der Politik beteiligten. Es war daher keine Überraschung, daß schon am Ende des Wintersemesters die badische Regierung der Universitätsbehörde nahelegte, neben drei anderen auch Karl Blind wegen seiner offenkundigen Teilnahme an den politischen Zwistigkeiten der Heidelberger Bürgerschaft und an den Wahlwerbungen für die radikale Partei des Landes in den Dörfern der Umgebung das akademische Bürgerrecht aufzukündigen. Das Heidelberger Erlebnis hinderte den Unerschrockenen nicht, in Bonn, wo er im Sommer 1846 eingeschrieben wurde, in der „Allgemeinheitsbewegung" der Studentenschaft für seine radikalen Ideen in leidenschaftlicher Rede zu werben. Schon im Dezember kehrte er nach Heidelberg zurück, wo er zum zweitenmal ohne Schwierig-

keiten an der Ruperto-Carola immatrikuliert wurde. Seine eifrige Tätigkeit innerhalb der Studentenschaft, in den Sing- und Turnvereinen der Stadt und in der linksgerichteten Presse des Landes blieb nicht verborgen. Der einflußreiche Student, der am offenen Grabe seines Freundes die Grundprinzipien des Christentums in Frage gestellt hatte, der der Verfasserschaft jener Presseartikel verdächtigt wurde, die Lehrer und Institutionen der Hochschule angriffen, der das aufreizende Festlied für das Heidelberger Turnfest im Sommer 1847 zum Druck gegeben hatte, wurde den Hütern der Karlsbader Beschlüsse nachgerade unbequem. Aber der Staatsanwalt beim Oberhofgericht in Mannheim warnte trotz der nachdrücklichen Einrede seiner vorgesetzten Behörde dringend davor, die allgemeinen, freiheitstrunkenen Worte des Turnerliedes zum Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens mit ungewissem Ausgang zu machen. Es unterblieb. Nur mit Widerstreben und nicht ohne Widerspruch aber bequemte sich schließlich die Universität dazu, dem Druck der Regierung nachzugeben und den zum Erstaunen des Ministeriums ein zweites Mal Aufgenommenen ein zweites Mal von der Ruperto-Carola fortzuweisen.

Von nun an gehörte die ganze Kraft und die tatenfrohe Energie Karl Blinds ungeteilt der Propaganda seiner politischen und sozialen Gedanken in Wort und Schrift. Im Hochsommer 1847 wurde er zusammen mit der ihm befreundeten Friederike Cohen geb. Ettlinger aus Karlsruhe, seiner späteren Lebensgefährtin, die mit den reichen Geldmitteln ihres ersten Mannes die revolutionäre Bewegung tatkräftig unterstützt haben soll, in Neustadt in der Pfalz beim Verteilen der bekannten Flugschrift „Die deutschen Fürsten und der deutsche Hunger" verhaftet und einige Zeit im Bezirksgefängnis zu Frankenthal gefangengesetzt. In der großen Turnerversammlung zu Hattersheim im Januar des Sturmjahres 1848, zu deren Präsidenten der nun schon über die Grenzen seiner badischen Heimat bekannt gewordene junge Literat gewählt wurde, trat er ganz offen für die Revolutionierung des Volkes und vor allem, entsprechend seiner sozialrevolutionären Grundanschauung, für den Anschluß an die Arbeiterbewegung ein. Die ersten Nachrichten von der Pariser Februarrevolution veranlaßten ihn zu einer Reise nach Straßburg, um über die Stimmung der Bevölkerung an die befreundeten demokratischen Abgeordneten des Badischen Land-

tags und an die „Mannheimer Abendzeitung" zu berichten, wie denn Karl Blind überhaupt während des Revolutionsjahres regelmäßiger oder gelegentlicher Mitarbeiter der radikalen, demokratischen und für weitgehende gesellschaftliche Verbesserungen geneigten Presse in Baden, Bayern und Preußen gewesen ist. In gleicher Weise hat er an allen bewegten Ereignissen des Jahres in vorderer Reihe teilgenommen: wir finden ihn beteiligt an dem Karlsruher Putschversuch in der Nacht vom 27. auf 28. Februar, bei der stürmischen Volksversammlung im Heidelberger Schloßhof Ende März; wir begegnen ihm als erfolgreichem Redner bei den Wahlversammlungen für das Frankfurter Vorparlament in Karlsruhe, in Mannheim, in Frankfurt und anderen Orten. Noch in den letzten Tagen gesellt er sich zu den Freischaren Heckers in Oberbaden und muß mit ihnen das Land verlassen. In den Kämpfen, die die politischen Flüchtlinge Deutschlands in Straßburg in zwei Lager spalteten, stand Blind auf seiten der Heinzenschen Partei als die auch von dem Gegner Corvin geachtete, aufrechte Persönlichkeit. Nach Heinzens Abreise gründete und führte er die „Gesellschaft deutscher Republikaner", deren Aufgabe die Unterstützung der politisch Verfolgten und wohl auch die geheime Verbindung mit den revolutionären Vereinen im benachbarten Baden war. Die Pariser Regierung, die in ihm den leidenschaftlichsten und entschlossensten Vertreter des gefürchteten sozialen Radikalismus sah, entledigte sich seiner rücksichtslos und ließ ihn schon im August über die Schweizer Grenze schaffen. Dort vereinigte er sich mit Struve und Löwenfels zu dem unbesonnenen Einfall in Baden am 21. September 1848 und wirkte in der dreitägigen, in Lörrach ausgerufenen deutschen Republik als deren „Schriftführer". Mit Struve in Wehr gefangen genommen, entging er dem Tode durch die Kugel nur durch den Umstand, daß im Augenblick seiner Festnahme das Standrecht noch nicht verkündigt war. In schwerer, aber standhaft ertragener Untersuchungshaft in den Rastatter Kasematten harrte er seiner Aburteilung. Erst im März des folgenden Jahres fällte das Freiburger Geschworenengericht, vor dem Lorenz Brentano die Verteidigung führte, das Urteil über Blind: fünf Jahre und zwei Monate Einzelhaft. Wieder schlossen sich die Mauern des Kerkers hinter dem jungen Revolutionär. Die Mairevolution 1849 öffnete sie ihm. Karl Blind trat als Herausgeber der amtlichen „Karlsruher Zeitung" in den Dienst

des Landesausschusses. Meinungsverschiedenheiten mit Brentano sind es wohl gewesen, die seine Entfernung von Karlsruhe veranlaßt haben und ihn um die Gelegenheit gebracht haben, im bewaffneten Kampf für den badischen Freistaat, dem er seiner folgerichtigen und furchtlosen Natur nach nicht ausgewichen wäre, seinen Mann zu stellen. Als badischer Vertreter der gemeinsamen pfälzisch-badischen Gesandtschaft ging er mit Friedrich Schütz nach Paris, um den polnischen General Mieroslawski als Befehlshaber der aufständigen Armee anzuwerben und mit der französischen Regierung in Verbindung zu treten. Mieroslawski zu gewinnen gelang. Aber die vertrauliche Weisung, sich vor allem dem Arbeiterführer und Revolutionsminister Ledru-Rollin zu nähern, wurde dem badischen Bevollmächtigten zum Verderben. Der Teilnahme an dem Pariser Arbeiteraufstand verdächtigt, wurde er unter Mißachtung seiner völkerrechtlichen Stellung verhaftet und von Napoleon des Landes verwiesen. In Belgien vereinigte er sich mit der inzwischen verwitweten Freundin Friederike Cohen und ihren Kindern. Die badische Regierung, die wieder Herr in ihrem Lande war, ließ den zu einer gemeinen Zuchthausstrafe von vier Jahren oder zwei Jahren acht Monaten Einzelhaft wegen seiner Teilnahme am Maiaufstand Verurteilten dauernd überwachen. So zog er es vor, nach England überzusiedeln.

In der englischen Hauptstadt hat Karl Blind den langen Rest seines Lebens, an dessen Anfang die Sturm- und Drangzeit der Universitätsjahre und der deutschen Erhebung mit ihrer rastlosen Fülle der sich überstürzenden Ereignisse gestanden hatte, in äußerlich ungestörter Ruhe verbracht. Er hat nur einmal, 1862, England zu einem kurzen Besuche in Deutschland verlassen, obwohl die Sehnsucht nach seiner badischen Heimat nie still in ihm ward. Aber der leidenschaftliche Tätigkeitstrieb und die energische Arbeitskraft gaben auch seinem Flüchtlingsdasein die Prägung. So hat sich denn Blind, der im Kreise der verbannten Politiker aller Länder eine angesehene und geachtete Rolle spielte und bei allem freundschaftlichen Verkehr in den Verschwörerzirkeln der Mazzini, Garibaldi, Herzen, Louis Blanc, Kossuth und anderer nie den ihm eigenen Blick für die Besonderheiten und Schwächen ihrer Persönlichkeiten und ihrer Sache verlor, mit den Jahren zu dem bedeutendsten politischen Vertreter des Deutschtums in England entwickelt. In der Tagespresse und

in den Zeitschriften Englands und Deutschlands, in Versammlungen und Gesellschaften ist er für die Rechte und Ziele seines deutschen Vaterlandes mit der gleichen Überzeugungskraft eingetreten wie für seine republikanischen und sozialen Ideale, denen er in unerschütterlicher Folgerichtigkeit treu geblieben ist. Daneben widmete er sich in ernster Gelehrtenarbeit religionsgeschichtlichen und anthropologischen Studien. Auch in den von ihm veröffentlichten Ergebnissen dieser Forschungen tritt seine betonte deutsche Einstellung hervor. Besonders deutlich wird dies schon in der Fragestellung in den beiden Abhandlungen über den deutschen Ursprung der Sage von Wieland dem Schmied und über die homerische Kenntnis des germanischen Nordens (Deutsche Revue 25, 3, 1900, 308 ff. und 32, 1, 1907, 194 ff.). Die Einsicht in die Lebensbedingungen der großen nationalen Staaten, für die sich sein von jeher sicherer Blick im Verkehr mit liberalen Politikern der englischen Weltmacht geschärft hat, ließ ihn die große nationale Leistung der Bismarckschen Reichsgründung nicht verkennen. (Dem Attentate seines Stiefsohnes Ferdinand Cohen-Blind, dessen selbstgewählter Tod ihn tief schmerzte, stand er völlig fern.) Wie grundverschieden auch die Gestaltung dieses neuen Reiches von dem Traum des alten Achtundvierzigers war, der in der Innenpolitik Deutschlands die Forderungen des sozialen Fortschrittes in seinem Sinne nicht gewährleistet sah, so rückhaltslos er auch die deutsche Arbeiterversicherung anerkannte, und wie schmerzlich ihn, den Großdeutschen, das Schicksal Deutschösterreichs traf, Karl Blind hat die Einverleibung Elsaß-Lothringens gebilligt, er ist, weit entfernt von den Zielen der Friedensbewegung derer um Berta von Suttner, ein gewichtiger Fürsprecher für die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes zu Land und zur See und für die außereuropäische Kolonialpolitik des Reiches geworden. In der gastlichen Fremde gekannt, gehört und geachtet ob seines aufrichtigen und geraden Bekennertums für den gesellschaftlichen Fortschritt der Menschheit und ob seines mannhaften Eintretens für die nationalen Erfordernisse der deutschen Einheit und Macht, hat Karl Blind seinem Vaterlande über die Enttäuschungen der deutschen Erhebung hinweg die Treue gehalten. Als am 31. Mai 1907 der Tod den Einundachtzigjährigen in seinem behaglichen Heim in Heampstead im Nordwesten Londons durch einen Herzschlag mitten aus ungebrochener körperlicher und geistiger

Rüstigkeit riß, setzte er einem Leben von seltener innerer Wahrhaftigkeit das Ziel.

(Die Darstellung des Lebens und Wirkens Karl Blinds beruht auf der Kenntnis der Memoiren seiner Studien- und Schicksalsgenossen und der Literatur zur Geschichte der deutschen und badischen Revolution, vor allem auch auf der Einsichtnahme in die Disziplinarakten der Universität Heidelberg und die politischen Akten des Badischen Generallandesarchivs. Blind selbst hat über seine Revolutionserlebnisse u. a. anschaulich in der Gartenlaube 1902 und 1906 berichtet. Seine Stellung im Kreise der deutschen Flüchtlinge hat O. Wiltberger in seinem Buch: Die deutschen politischen Flüchtlinge in Straßburg von 1830—1849, Berlin und Leipzig 1910, gekennzeichnet. Bei seinem Tod sind in der deutschen Presse mehr oder weniger ausführliche, mehr oder weniger in den Einzelheiten zutreffende Nekrologe erschienen. Es seien nur genannt: Vossische Zeitung vom 1. 6. 1907, Neue Freie Presse vom 1. 6. 1907, Leipziger Illustrierte Zeitung 1907, Nr. 975, Straßburger Post vom 3. 8. 1907, Das Badener Land, Nr. 23, 1907. Mit besonderer Wärme hat O. Bielefeld im „März" 1907, Bd. 3, S. 354 ff., die Persönlichkeit Blinds im Londoner Exil geschildert.)

Friedrich Lautenschlager.

Franz Sigel

wurde am 18. November 1824 in Sinsheim a. E. als Sohn des vormaligen Oberamtmanns Peter Sigel geboren. Nachdem er das Gymnasium in Bruchsal besucht hatte, wurde er im 4. Infanterieregiment in Mannheim Leutnant, mußte aber bereits nach vier Jahren (im Spätjahr 1847) infolge eines Duells „ohne Vorbehalt des Rechts zum Tragen der Uniform" den Dienst verlassen. Er beschloß, in Heidelberg die Rechte zu studieren. Da brach in Paris die Februarrevolution aus, und die nach Deutschland übergreifende revolutionäre Bewegung nahm auch ihn sogleich gefangen. Ihm schien, wie er uns in seinen „Denkwürdigkeiten" selbst berichtet, die Zeit gekommen, eine Volksbewaffnung ins Leben zu rufen und die Macht der regulären Armeen zu beschränken. Er veröffentlichte einen Bewaffnungsplan und stellte selbst in wenigen Tagen in Mannheim, wo allgemeiner Aufruhr herrschte, ein Korps auf, die „Schar der Freiwilligen oder der Sensenmänner", die später das 3. Bataillon der Bürgerwehr bildete.

Auf der Versammlung in Offenburg am 19. März 1848 wurde Sigel von Konstanzer Bürgern aufgefordert, in den Seekreis zu kommen und ihn militärisch zu organisieren, da man einen Einfall der Bayern und Württemberger fürchtete. Sigel übernahm den Auftrag. Als er nach einem Rekognoszierungsritt nach Konstanz am

11. April 1848 zurückkehrte, vernahm er, daß Hecker ganz unerwartet eingetroffen sei, um die Republick zu proklamieren und einen Eroberungszug durch Deutschland anzutreten. Soviel Bedenken auch Sigel hatte, entschloß er sich „aus prinzipiellen Gründen" doch, mitzumachen und Hecker zu unterstützen. Sigel kam mit seiner Schar bis nach Freiburg, konnte aber die Stadt nicht nehmen, da Struve durch einen „tollen Streich" alles verdorben hatte. Seine Schar löste sich auf, er selbst flüchtete über den Rhein und ging über Straßburg auf Schweizer Gebiet.

Da seine Verurteilung zu lebenslänglichem Gefängnis ihm die Rückkehr in die Heimat unmöglich machte, ließ sich Sigel in Emmishofen nieder, dann in St. Fiden und Aarau, und nahm literarische Arbeiten vor; er begann das Erlebte schriftlich niederzulegen. Mit regem Interesse verfolgte er die Zeitereignisse: Struves abenteuerlicher „zweiten Schilderhebung für die Republick", die mit einem so großen Mißerfolg endigte, stand er ablehnend gegenüber. Erst als es im Mai 1849 zu den Militärrevolten kam, in deren Folge Großherzog Leopold aus Karlsruhe fliehen mußte, als die „Bewegung" sich in eine Insurrektion verwandelte und alle politischen Flüchtlinge in die Heimat zurückgerufen wurden, eilte auch Sigel unter das revolutionäre Banner zurück.

In Karlsruhe herrschte allgemeine Verwirrung. War Sigel schon bei dem ersten Unternehmen die Planlosigkeit und die durchaus ungenügende militärische Führung aufgefallen, so war er jetzt erst recht durch die großartige Verwirrung, die überall herrschte, aufs peinlichste betroffen. Keiner hielt sich an Goeggs Parole: „Nicht viel reden wollen wir diesmal, sondern handeln." Die allgemeine Lage war für die Badener Revolutionäre günstig. Aber Brentanos Regierung hat die badische Erhebung mehr gelähmt als gefördert. Er ist nicht mit Unrecht als der „Leichenbitter" der badischen Revolution bezeichnet worden. Wollten die Badener etwas erreichen, so mußte der Augenblick ausgenutzt und der Aufstand baldmöglichst über die Grenzen der Nachbargebiete getragen werden. Sigel verlangte eine sofortige Offensive und wollte sich Württembergs versichern. Dieser Plan, „der abenteuerlichste, der nur vorgeschlagen werden konnte", wie Engels später kritisierte, kam aber nicht zur Ausführung. Der Kriegsminister und Ober-

feldherr Eichfeld, ein früherer Oberleutnant, der seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen war, ließ sich hinter Sigels Rücken bestimmen, die Offensive gegen Hessen zu ergreifen und Frankfurt zu besetzen; er fand aber nicht die notwendige Entschlossenheit, sofort ans Werk zu gehen. Die kostbarste Zeit war verloren, als er schließlich auf Betreiben Raveaux' seines Postens enthoben und der junge Sigel zum Oberkommandanten der Heckerarmee ernannt wurde.

„Sigel ist ein anspruchsloser, bescheidener junger Mann, von antikem Charakter, aufopfernd und todesmutig", schreibt Raveaux, ist sich aber darüber klar, daß Sigel für die überaus schwierige Aufgabe die nötige Erfahrung nicht besaß und daß mangelnde Menschenkenntnis ihn bei der Besetzung der Stellen manchen Fehler machen ließ. Auch Engels übte die schärfste Kritik an Sigels militärischen Maßnahmen. „Alles wurde in Unordnung gebracht, jede gute Gelegenheit versäumt, jeder kostbare Moment mit dem Aussinnen riesenhafter, aber unausführlicher Projekte vertrödelt." Wenn auch sicherlich an diesen Kritiken vieles berechtigt gewesen sein wird, wenn dem jungen Offizier die nötige Erfahrung abging, kaum wäre es auch einem erprobten General gelungen, den erforderlichen unbedingten Gehorsam zu erzwingen zu einer Zeit, wo alle Bande der Ordnung gelöst waren und ein jeder Revolutionär sich für berechtigt hielt, nach seinem eigenen Kopfe zu handeln. Wie oft hatte Sigel über den Ungehorsam seiner Untergebenen, namentlich der am Alten haftenden Offiziere, über unberechtigtes Eingreifen anderer zu klagen!

Sigel wollte die badische Hauptmacht über Fürth im Odenwald vorrücken lassen und so die Stellung der Hessen umgehen, die er inzwischen durch ein Gefecht bei Heppenheim festlegte. Doch die Operation mißglückte, da seine Anordnungen nicht befolgt wurden. Sigel legte darauf am 1. Juni 1849 den Oberbefehl nieder, wurde zum Kriegsminister ernannt und trat mit Brentano, Fickler, Goegg und Peter in die „provisorische Regierung" ein. Aber bereits nach wenigen Tagen mußte Sigel den Oberbefehl wieder übernehmen. Ein Vorfall zeigte deutlich, wie ungeklärt die Verhältnisse waren. Als Sigel infolge einer im geheimen tagenden Offiziersversammlung, die gegen ihn vorgehen und eine Kapitulation herbeiführen wollte, ein Exempel zu statuieren gedachte und den Kriegszustand

und das Standrecht in Baden verkündete, fiel ihm die provisorische Regierung in den Arm, weil er zu „diktatorisch" sei.

In jenen Tagen, am 8. Juni 1849, traf General Louis Mieroslawski in Karlsruhe ein und erhielt den Oberbefehl. Sigel trat ihm als sein Generaladjutant und Stellvertreter zur Seite, was um so nötiger war, da der Pole kein Deutsch konnte. Während die Badische Konstituante daran ging, ein Land zu organisieren, bevor sie es in ihrem Besitze hatte, fiel den Militärs die Aufgabe zu, den Kampf mit den beiden preußischen Korps unter dem Prinzen Wilhelm und dem Reichskorps unter dem General von Peucker aufzunehmen. Schwierig genug, da Baden und die Pfalz durch die fehlerhaften Operationen jetzt allein einer gewaltigen Übermacht gegenüber standen.

An den folgenden Kämpfen nahm Sigel regen Anteil. Als die Preußen aus dem Brückenkopf Germersheim hervorbrachen, nahm er — zum General der Infanterie ernannt — Wiesental. Zu seinem Leidwesen erhielt er keine Verstärkung und mußte sich nach Waghäusel zurückziehen, von wo Mieroslawski die Preußen zurückgeworfen hatte. Der Erfolg wurde aber in eine Niederlage verwandelt, da Beckerts Dragoner verräterisch flüchteten.

Sigel erkannte den Ernst der Lage: wäre das Peuckersche Reichskorps durch den Odenwald rascher vorgerückt und hätten die Aufständischen am Neckar nicht so tapfer ausgehalten, so wäre es schon damals mit der Revolution zu Ende gewesen. Unter dem Eindruck des Mißerfolgs meuterten doch Aufständische, wollten Mieroslawski und Sigel gefangen nehmen und sie den Preußen ausliefern.

Es blieb nichts anderes übrig als den Rückzug hinter die Murg anzutreten. Wie Sigel mitteilt, nahm Mieroslawski seinen Operationsplan erst an, als es zu spät war. Trotz einigen Erfolgen konnte die Murglinie nicht behauptet werden. Mieroslawski sah seine Aufgabe als beendet an und verließ mit einem Teil der polnischen Legion Baden. Sigel erhielt wieder den Oberbefehl. Er wollte von Freiburg oder von Donaueschingen den Kampf fortsetzen; er war aber viel zu schwach, um einen Schlag führen zu können. Er erkannte bald das Zwecklose jeden weiteren Widerstandes und ging am 11. Juli mit etwa 4500 Mann und 40 Geschützen über die Schweizer Grenze. In Rastatt nahm die Tragödie ihren Lauf.

Sigel blieb zunächst noch eine Zeit in der Schweiz. In Genf

trat er auch mit Mazzini in Verbindung. In Lugano schrieb er seine Aufzeichnungen über den Feldzug nieder. In seinen „Denkwürdigkeiten" findet man manches bemerkenswerte Urteil über die maßgebenden Persönlichkeiten, Struve kommt nicht gut bei ihm fort.

Aus der Schweiz im April 1851 ausgewiesen, ging Sigel über Paris nach London, wo er unter den zahlreichen Flüchtlingen auch Arnold Ruge, Louis Blanc, Ledru-Rollin traf.

Am 1. Mai 1852 schiffte sich Sigel nach Southampton ein und kam am 14. Mai in Neuyork an: ein neues Leben begann für ihn. Er verheiratete sich und gab in der deutschen Schule in St. Louis Unterricht in Mathematik und Geschichte.

Bei dem Ausbruch des Sezessionskrieges stellte er sich mit größter Entschlossenheit auf die Seite der Union, und seinem mannhaften Eintreten soll es nicht zum mindesten zu verdanken sein, daß Missouri sich der Union anschloß. Sigel organisierte ein Infanterieregiment und eine Batterie und nahm selbst an dem Kampfe lebhaften Anteil. Am 7. und 8. März 1862 erfocht er den Sieg von Pea Ridge, erhielt die Würde eines Generalmajors und zeichnete sich auch in der zweiten Schlacht von Bull Run aus. Bald nach der Niederlage bei Newmarket im Mai 1864 trat er, der beständigen Anfeindungen und Intrigen müde, aus dem Heere aus. Später bekleidete er ein Amt in der Stadt und dem County Neuyork.

Aber so wohl sich Sigel in den Vereinigten Staaten fühlte und so sehr er entschlossen war, in diesem zukunftsreichen Lande zu bleiben, so wenig verlor er seine deutsche Heimat aus den Augen. Sollte sie seiner bedürfen, so war er willens, für sie das Schwert zu ziehen, wenn ihn die Union nicht benötigte. Im Jahre 1864 rechnete er mit einem Kriege und schrieb im Februar: „Wäre der Großherzog von Baden der «Mann seiner Zeit», so könnte er jetzt die nationale Bewegung von 1848 und 49 fortsetzen, die deutsche Reichsverfassung proklamieren, eine Armee von 300 000 Mann versammeln und sich statt des unglücklichen Johann ohne Land vom Parlament zum Reichsverweser wählen lassen, meinetwegen auf Lebenszeit."

Man erkennt, wie fremd dem alten Freiheitskämpfer sein Vaterland geworden war und wie wenig er sich in den neuen Verhältnissen zurecht fand.

Im Jahre 1900 bewilligte der Kongreß dem verdienten General einen jährlichen Ehrensold.

Als Sigel am 21. August 1902 starb, trat deutlich zutage, welcher Volkstümlichkeit er sich erfreute. An seiner Beisetzung nahmen zahlreiche Unionsveteranen teil, die mit Stolz von sich sagten: „I fought with Sigel." Mit bewegten Worten würdigte Karl Schurz die Verdienste des Verstorbenen: „Der Name Franz Sigels steht auf ewig mit ehernen Griffeln eingetragen in den Annalen der großen Republik." In St. Louis und in Neuyork wurden ihm Denkmäler errichtet.

(Briefe und militärische Befehle Sigels aus dem Jahre 1849 und Akten betr. Sigel im General-Landesarchiv in Karlsruhe; Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel aus den Jahren 1848 und 1849, hrsg. von W. Blos, Mannheim 1902; Dictionary of American Biography Suppl. by Francis S. Drake, Boston, 1872, 827 f.) † Otto Cartellieri.

Anton Freiherr von Froben

war ein Sproß eines aus Franken und Augsburg stammenden Patriziergeschlechts. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam der Urgroßvater, von Markgraf Karl Friedrich berufen, als dessen Wirklicher Geheimer Rat in Baden-Durlachsche Dienste. Die Söhne der beiden folgenden Generationen wurden meist badische Offiziere, zwei derselben sind als junge Offiziere in Rußland 1812 zugrunde gegangen, ein anderer durch die Strapazen des sechsjährigen Feldzugs badischer Truppen in Spanien frühzeitig für den aktiven Dienst invalide geworden. Darum sollte der Jüngste der zweiten Generation, August, sich nicht dem militärischen Beruf widmen, wurde aber als Jurist und Kameralist ein hervorragendes Mitglied des badischen Kriegsministeriums, zuletzt Geheimer Kriegsrat und Vorsitzender der ökonomischen Abteilung. Er starb 1871 in Karlsruhe, woselbst er fast die ganze Dienstzeit verlebt hatte. Seine Gattin, eine geborene Göhringer, schenkte ihm zehn Kinder, von denen der älteste Sohn Anton war.

Antons Geburt am 31. Oktober 1839 zu Karlsruhe, stand wie auch die folgende Knabenzeit in den vierziger Jahren unter dem Zeichen kriegerischer Ereignisse an der Grenze und im heimat-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

lichen Lande Baden. Das wirkte mächtig auf seine Entwicklung, seine Zukunft. Zuerst Schüler des Karlsruher Lyzeums, dann auf der Schule des Herrenhuterstifts Korntal in Württemberg, wo er gleichzeitig mit dem späteren General Graf Zeppelin war, entwickelte er sich zu einem stämmigen, körperlich festen Jüngling. Noch nicht sechzehn Jahre alt stellte er sich bei der aus Anlaß des Krimkrieges eingetretenen Kriegsbereitschaft im Juni 1855 als Offiziersaspirant bei dem damaligen 1. Füsilierbataillon in Karlsruhe. Bald wurde die teilweise Mobilmachung des badischen Kontingents aufgehoben, und Froben trat nun in das Großherzogliche Kadettenkorps über. In dieser vortrefflichen Militärschule hatte er das Glück mit sehr begabten und strebsamen jungen Leuten im gleichen Kurs zu sein; mehrere derselben waren später Zierden der Armee oder des Staates. Ebenso bedeutsam war es für ihn, daß er, im Herbst 1857 als Portepeefähnrich in das damalige Artillerieregiment in Gottesaue eingeteilt, unter hervorragenden Kommandeuren als junger Offizier, wozu er 1858 befördert wurde, heranwachsen sollte. Es waren dies: v. Faber, Zeroni, Heusch und v. Fabert, die selbst unter den in der badischen Militärgeschichte mit Auszeichnung genannten höheren Artillerieoffizieren aus der napoleonischen Kriegszeit ihre Schule genossen hatten. Für die weitere Entwicklung Frobens wirkten aber auch die Zeitverhältnisse mit, zunächst die vollständige Mobilmachung des gesamten badischen Armeekorps im Frühsommer 1859 aus Anlaß des österreichischen Krieges gegen Frankreich und Sardinien. 1860 trat Froben, nachdem er die Artillerieoffizierschule absolviert, zum Festungsartilleriebataillon in der Bundesfestung Rastatt über, deren starke Besatzung neben badischen aus österreichischen und preußischen Truppen bestand. 1863 wurde er als Oberleutnant zur Artilleriedirektion beim Gouvernement der Festung kommandiert. Es war die Zeit der Umbewaffnung der Artillerie mit neuen gezogenen Hinterladergeschützen. Reisen und Versuche zu diesem Zweck, eingehendes Studium der geschichtlich sehr lehrreichen Belagerung und Verteidigung von Sebastopol im Krimkriege und des preußischen Angriffs auf die Düppeler Schanzen im Jahre 1864 trugen sehr zur Erweitung des Gesichtskreises bei. 1866 zum Feldartillerieregiment in Karlsruhe zurückversetzt, gehörte Frobens Batterie bei der Mobilmachung gegen Preußen zur badischen Reservebrigade,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die nur bis an den untern Neckar ausmarschierte. Bei den 1867 beginnenden Organisationsänderungen im großherzoglichen Armeekorps nach preußischem Muster war er unter den ersten badischen Offizieren, welche zur Kriegsakademie in Berlin kommandiert wurden. Auch hier hatte er das Glück Autoritäten wie v. Verdy du Vernois, Bronsart v. Schellendorf I und Wagner als Lehrer zu haben. Bei seiner Führerbegabung wurden sie für ihn Leitsterne.

Bereits 1868 wurde er zum Hauptmann befördert. Er stand eben im Schlußkursus der Akademie, da kam im Juli 1870 die Mobilmachung gegen Frankreich. Froben war als Chef der vierten schweren Batterie des Feldartillerieregiments, zur Korpsartillerie der badischen Felddivision gehörig, vorgesehen. Mit dieser ausmarschierend, gelangte er am Abend der Schlacht bei Wörth auf das Kampffeld, aber nicht mehr zum Schuß. Dafür sollte er bei der am 11. August 1870 beginnenden Einschließung und bei den Vorbereitungen für die förmliche Belagerung von Straßburg durch seine Kenntnis der Festung und besonders des Festungskriegs alsbald hervortreten. Noch ehe die Einschließung auf der Westfront beendet war, verlangte der kommandierende General des Belagerungskorps v. Werder nach dem jungen Hauptmann, welcher auf Grund eigener, oft gefahrvoller Erkundigungen genauen Aufschluß über die Festung und im Vorgelände geben konnte. Werder nahm ihn sogleich zu seiner Orientierung mit sich. Manche Anregung, welche Froben bei dieser Gelegenheit gab, kam mit Erfolg während der Belagerung zur Ausführung. Unter Anerkennung seiner Verdienste wurde er nach der Übergabe von Straßburg unter den ersten Dekorierten der badischen Truppen mit dem Eisernen Kreuz und mit dem Ritterkreuz 1. Klasse mit Schwertern des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet.

Bei den Märschen der badischen Division über die Vogesen in das Burgundische kam v. Froben mit der Batterie am 22. und 23. Oktober am Ognon ins Gefecht gegen Truppen der französischen Vogesenarmee. Seine gut treffenden Granaten wirkten den Angriffen des 3. Badischen Infanterieregiments und des Preußischen Infanterieregiments Nr. 30 kraftvoll vor. Im November nach Dijon vorgezogen, wechselten gefahrvolle Vorpostenaufstellungen zum Schutze dieser großen Stadt mit Expeditionen im Verband der Brigade v. Degenfeld in der Côte d'Or gegen feindliche Streif-

korps unter Garibaldi. Wieder in die Korpsartillerie eingereiht, war Froben bei dem blutigen Ehrentag der badischen Division am 18. Dezember bei Nuits beteiligt. Die Entscheidungskämpfe des v. Werderschen Korps gegen die französische Ostarmee unter General Bourbaki begannen für die Batterie mit dem Treffen von Villersexel. Eine ganz hervorragende Rolle war ihr aber in der Schlacht an der Lisaine, bei der sie zur Spezialreserve der Mitte gehörte, beschieden. Gleich am ersten Tag, dem 15. Januar, wurden nachmittags die Batterien Froben und Müller gegen den bei Bussunel drohenden Durchbruch des französischen XXIV. Korps eingesetzt. Hauptmann Froben führte seine Batterie auf nahe Entfernung an das Lisainetal heran. Unbekümmert um das teilweise sicher treffende feindliche Artilleriefeuer und um den Hagel von Infanteriegeschossen, welche der Batterie schwere Verluste zufügten, hielt diese bis zur völligen Dunkelheit verschiedene feindliche, zum Angriff vorgehende Kolonnen mit ihren Granaten auf. Am zweiten Tag, dem 16. Januar, gab am Vormittag Froben durch die schneidige Entwicklung der Batterie das Signal zu dem mächtigen Feuerkampf mit der schon bereit stehenden französischen Artillerie in diesem Abschnitt der Schlachtlinie. Die feindlichen Batterien, obwohl an Zahl übermächtig, wurden im Verein mit zwei anderen Batterien glänzend niedergerungen, mehrere Geschütze des Feindes zum Schweigen gebracht und jedes erneute Auftreten feindlicher Batterien daselbst vereitelt. Noch am gleichen Tage wirkte Froben bei Zurückweisung des feindlichen XV. Korps auf dem südlichen Flügel wie auch am dritten Tage gegen den Angriff des XX. Korps in der Mitte gegen Héricourt mit. Rühmlichst sind diese Taten in der Geschichte des Kriegs und des Regiments verzeichnet. Bei den weiteren Operationen kam die Batterie nicht mehr zum Schuß. Dagegen fand Froben nach Inkrafttreten des Waffenstillstands und der Übergabe der Festung Belfort eine ihn besonders auszeichnende Verwendung. Er wurde vom Generalkommando persönlich bestimmt, den freien Abzug der französischen Besatzungstruppen von Belfort durch das deutscherseits okkupierte Gebiet bis über Dôle hinaus zu führen. Es war eine besondere Anerkennung seines umsichtigen und energischen Auftretens; nicht minder ein stolzes Bewußtsein seiner Batterie, ihren Hauptmann an der Spitze vollbewaffneter französischer Truppen durch Dôle marschieren zu sehen.

Auf dem Rückmarsch der badischen Truppen nach dem Abschluß des Präliminarfriedens erhielt Froben als Anerkennung seiner Taten in der Schlacht an der Lisaine den badischen Karl-Friedrich-Verdienstorden und die seltene Auszeichnung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse. Bezeichnend für seinen soldatischen Charakter war es, daß er dies seiner Batterie mit den Worten bekannt gab: „Das Eiserne Kreuz 1. Klasse, das trage ich für euch".

Beim Eintritt in die nun folgende Friedenstätigkeit im Verband der preußischen Armee im Juli 1871 war es dem im Krieg so bewährten Hauptmann klar, daß es nunmehr galt, sich auch bei der Friedensausbildung tüchtig zu zeigen. Der erste Erfolg war die schon 1873 erfolgte Versetzung zum 1. Gardefeldartillerieregiment in Berlin und nach Jahresfrist die Ernennung zum Chef einer der alten gerühmten reitenden Gardebatterien. Zum Beginn des Jahres 1875 gab Großherzog Friedrich I. dem Hauptmann v. Froben einen besonderen Beweis seines hohen Vertrauens, indem er ihn zu seinem Flügeladjutanten erwählte. Der Landesfürst wollte aber damit die Laufbahn des für die höheren Führerstellen so sehr befähigten Offiziers nicht beeinträchtigen. 1875 zum Major befördert, trat Froben 1878 als Abteilungskommandeur im Nassauischen Feldartillerieregiment 27 in Wiesbaden in die Front zurück. Die ganze zielbewußte Eigenart desselben zeigte sich alsbald für die höheren Artillerievorgesetzten, obwohl damals in der preußischen Feldartillerie eine schematisch gleichartige Ausbildung vorherrschte. Eine neue Anerkennung war 1880 die Versetzung als Kommandeur der Reitenden Abteilung zum Hessischen Feldartillerieregiment 11 in Kassel; ihr folgte 1882 die Beförderung zum Oberstleutnant.

Im gleichen Jahr an die Spitze des 1. Badischen Feldartillerieregiments 14, seines alten Stammregiments, in Karlsruhe-Gottesaue gestellt und von 1886 ab Oberst, fand er ein neues Feld zu rühmlicher Betätigung. Sowohl als Führer und Ausbilder der Truppe wie als Leiter des Offizierkorps und Organisator bei der in diese Zeit fallenden Umänderungen der Feldartillerie trat er hervor. Einen großen Wert legte er, seiner Zeit vorausschauend, auf die Schießfertigkeit von Führer und Truppe. Von Frühjahr 1889 an Kommandeur und bald darauf Generalmajor der Badischen (14.) Feldartilleriebrigade ließ er sich die taktische Schulung der Regi-

menter nach den neuesten Grundsätzen angelegen sein. Es geschah in so hervorragender Weise, daß der damalige kommandierende General des XIV. Armeekorps v. Schlichting vor den Offizieren den Ausspruch tat: „Hier bei dieser Waffe gehe ich bei Ihnen in die Schule". Auch die Kommandierung zu einer Immediatkommission in Berlin zwecks endgültiger Ausgestaltung des Feldartilleriereglements 1892 fiel in diese Zeit.

Als Führer gemischter Waffen hatte Froben schon längst eine bedeutende Begabung gezeigt. Seine Befehle und Aussprüche wurden Schlagworte für alle Truppen, die unter sein Kommando getreten waren. Vollauf bestätigte er diese Eigenschaften als Kommandeur der 3. Division in Stettin, wozu er unter Beförderung zum Generalleutnant 1892 ernannt wurde. Eine überraschende Kenntnis der Reglements der anderen Waffen und die Betonung einer durchaus feldmäßigen Ausbildung seiner Division rühmte man ihm nach.

Als Froben im Jahre 1896 unter Beförderung zum General der Artillerie zum Gouverneur von Metz ernannt wurde, da sagte man sich, daß mit ihm der rechte Mann über den bedeutendsten Waffenplatz des Reiches gestellt wurde; es würde in ihm ein Feind sicherlich einen scharfen und aktiven Verteidiger der Festung finden. Alsbald war der General mit dem Vorgelände vertraut, auch fiel die Auflassung der bisherigen Stadtbefestigung von Metz und die Erbauung mehrerer Außenforts in seine Zeit. Eine seiner Eigenart entsprechende Betätigung fand er aber nicht, darum suchte er wiederholt um Enthebung von seiner Stelle nach. Das Vertrauen des kaiserlichen Kriegsherrn beließ ihn aber in dieser. Erst, als die Spuren eines Arterienleidens sich stärker zeigten und Froben besorgte, nicht länger auf dem verantwortlichen Posten wirken zu können, erhielt er 1902 den erbetenen Abschied. Unter ausdrücklicher Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste stellte Kaiser Wilhelm den General à la suite des Feldartillerieregiments 14; in der Wahl des Regimentes, dem dieser so lange angehört, sollte er eine besondere Ehrung erblicken. Und als Froben ein paar Jahre darauf, 1905, sein fünfzigjähriges Militärjubiläum feiern konnte, zeichnete sein Landesherr Großherzog Friedrich ihn in Dankbarkeit und Hochschätzung durch die Erhebung in den erblichen Freiherrnstand aus.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Als Gutsherr verbrachte der alte General seine letzten Jahre auf dem Weiherhofe bei Radolfzell. Schlaganfälle, die ihn 1907 heimsuchten, brachen seine Körperkraft, aber ohne zu klagen, ertrug er seinen Zustand. Von seiner Gattin Mathilde, geb. Deimling, die seit 1871 seine Lebensgefährtin war, liebevoll gepflegt, wurde er am 13. April 1910 zu Karlsruhe von seinen Leiden erlöst.

Von hohem, kräftigem Wuchse, eine ungewöhnlich stattliche Erscheinung, Soldat mit Leib und Seele, voll Tatkraft und Hingabe an seinen Beruf, ein fester, in sich geschlossener Charakter, einfach in seiner Lebensführung, gerecht, offen und gerade, besaß Froben das volle Vertrauen seiner Offiziere und in hohem Maße die Anhänglichkeit seiner Mannschaften. Er wußte zu befehlen und zu beherrschen, aber auch mit seinen Leuten, wie mit dem einfachen Manne aus dem Volke bieder und mit natürlicher Frische zu verkehren. „Ein Ritter ohne Furcht und Tadel", wie Kaiser Wilhelm ihn in seinem Beileidstelegramme an die Familie nannte, eine Zierde des ehemaligen badischen Offizierkorps, aus dem er hervorgegangen war, und seiner Waffe, der Artillerie.

Ferdinand v. Beck.

Richard von Beck.

Unter den badischen Landessöhnen, welche nach dem Krieg 1870/71 den aktiven Offizierberuf ergriffen haben und im Verband der königlichen preußischen Armee in hohe Stellung aufgerückt sind, steht in vorderster Linie Richard v. Beck. Er war geboren am 27. September 1851 in der damaligen Bundesfestung Rastatt als vierter Sohn des dortigen Garnisonsoberarztes, späteren General- und Korpsarztes, Geheimen Rats Dr. Bernhard v. Beck (Bad. Biographien, V. Teil, Band I, S. 63—68). Mit der Versetzung des Vaters im Jahre 1858 nach Freiburg wurde diese Stadt seine zweite Heimat. Hier besuchte er die Höhere Bürgerschule, nahm dann mit sechzehn Jahren die praktische Tätigkeit des Landwirts auf Gütern in der Schweiz und in Württemberg auf, um im Herbst 1869 die Landwirtschaftliche Akademie an der Universität Halle zu beziehen. Bald nachdem er im April 1870 bei dem in Halle stehenden Schleswig-Holsteinischen Füsilierregiment 86 als Einjährig-Freiwilliger eingerückt war, kam der Ausmarsch in den

Krieg gegen Frankreich. Als schlichter Füsilier in der Front machte er nun bei dem Regiment, das zum IV. Armeekorps gehörte, den ganzen Krieg mit, nahm teil an dem schweren Kampf des Regiments in der Schlacht bei Beaumont, an der Schlacht bei Sedan, der Einschließung von Paris an der Nordfront mit dem Gefecht bei Epinal und ganz zum Schluß bei der 1. Armee unter General von Goeben an der Schlacht bei St. Quentin. Zu Ende des Krieges reifte in ihm die Absicht, die aktive Offizierslaufbahn zu ergreifen, möglichst in einem heimatlichen badischen Infanterieregiment. Nach Beginn des Waffenstillstands folgte die Genehmigung und Einteilung in das 2. Badische Grenadierregiment (nachmals Nr. 110), zu welchem Beck noch auf dem Kriegsschauplatz stieß. Im Verband der preußischen Armee zum Portepeefähnrich und im Frühjahr 1872 zum Sekondeleutnant befördert, stand er in Durlach und Mannheim in Garnison und war 1875 bis 1877 Bataillonsadjutant. In Anerkennung seiner Tüchtigkeit folgten nun viele Versetzungen, so 1880 zum Rheinischen Infanterieregiment 70 in Trier, 1881 bei Errichtung des Infanterieregiments 130, zu dessen Aufstellung auch badische Kompagnien abgegeben wurden, in dieses Regiment, mit diesem im Jahre 1882 in die große Garnison Metz, hierauf wieder 1885, wo er Adjutant der 31. Infanteriebrigade wurde, nach Trier zurück. Als solcher wurde er 1886 Hauptmann à la suite des Posenschen Infanterieregiments 19, kam 1887 als Kompagniechef in das Hessische Füsilierregiment 80 in Hanau, später Wiesbaden. Das Frühjahr 1890 brachte ihm als gutem Schützen und Ausbilder im Schießdienst die Versetzung zum Magdeburger Jägerbataillon 4 in Kolmar i. E., und dadurch wieder zum XIV. Armeekorps. Es galt hier mit anderen drei Jägerbataillonen praktisch den bei einem Krieg gegen Frankreich beabsichtigten Grenzschutz in den Hochvogesen auszuprüfen, eine Tätigkeit, welche Beck mit seinen Jägern in besonders anerkannter Weise löste. 1893 zum Major befördert, wurde er 1894 Bataillonskommandeur im Westfälischen Infanterieregiment 55 in Höxter, um schon 1896 in gleicher Stellung in das 3. Gardegrenadierregiment „Königin Elisabeth" in Charlottenburg versetzt zu werden. Es folgte 1898 die Ernennung zum Kommandeur des 2. Schlesischen Jägerbataillons 5 in Hirschberg. Hier 1900 zum Oberstleutnant befördert, wurde er im

Herbst 1902 als Oberst und Kommandeur an die Spitze des heimatlichen 5. Infanterieregiments 113 in Freiburg gestellt. Es war dies wieder eine Zeit ganz hervorragenden Wirkens bis zum April 1906, seiner Beförderung zum Generalmajor und Kommandeur der 26. Infanteriebrigade in Minden i. W. Im August 1909 folgte seine Ernennung zum Generalleutnant und Kommandeur der 27. (2. Königlich Württembergischen) Division in Ulm. Es war unmittelbar vor dem großen Kaisermanöver, bei dem auch das XIII. (Württembergische) Armeekorps mitzuwirken hatte: unermüdlich wie v. Beck war, wollte er die Truppen der Division alsbald kennen lernen; doch kaum vierzehn Tage in seiner neuen Stellung, sank Generalleutnant v. Beck bei einer Besichtigung bei Kirchheim u. T. am 27. August 1909 entseelt aus dem Sattel. Ein Herzschlag hatte dem bislang so jugendfrisch dareinsehenden und stattlichen Manne ein jähes Ende bereitet. Er hatte eine glänzende Laufbahn, fast ausschließlich in der Truppe, durchschritten. Bei dem vielfachen Wechsel der Truppenteile und der Zugehörigkeit zu neun verschiedenen Armeekorps hatte er das Glück, ganz hervorragende, kriegserfahrene höhere Kommandeure als Vorgesetzte zu haben, so daß sich bei seinem natürlichen praktischen Sinn, seinen ausgeprägten Soldatentugenden mit frischem humorvollen Einschlag eine Führergenialität entwickelte, die weiterhin von ihm und für die Armee Rühmliches erwarten ließ.

Ferdinand v. Beck.

Karl Fischler

ist geboren am 25. Oktober 1825 in Meßkirch; er bestand 1851 und 1854 die beiden juristischen Staatsprüfungen mit „gut", wurde 1860 Amtsrichter in Bühl, 1862 in Säckingen, 1864 Kreisgerichtsrat in Konstanz, 1879 Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe, 1882 Landesgerichtsdirektor in Konstanz, 1885 in Karlsruhe und 1895 Landgerichtspräsident in Mosbach. Er trat 1899 in den Ruhestand, zog nach München und starb dort am 4. Dezember 1902.

Fischler war eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Verstand, Wissen, Erfahrung und Arbeitslust trafen bei ihm in gleich hohem Grad zusammen und machten ihn zu einem Richter, bei dem weder die Wissenschaftlichkeit noch das Verkehrsbedürfnis zu kurz kam.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Er war ein Vorsitzender erster Ordnung; seine Ruhe und Nervenlosigkeit war vorbildlich. Mit Parteien und Zeugen jeden Standes verkehrte er sicher und mühelos; er verstand sie und sie verstanden ihn. Die größten Strafverhandlungen leitete er mit voller Beherrschung des Stoffes ohne Benützung der Akten. Berühmt war seine — stets druckfertige — mündliche Verkündung der Entscheidungsgründe. Im persönlichen Verkehr hatte er überaus freundliche, manchmal etwas superlative Umgangs- und Ausdrucksformen. Von seinem treffenden Witz legen noch manche überlieferte Äußerungen Zeugnis ab. So meinte er einmal, als er bei Einführung des BGB. in der Bibliothek wieder vor einem Stoß neuer Bücher stand, in seiner schwäbelnden Mundart: „S'ischt au merkwürdig, was auf einmal für eine Fülle von Geischt un Wisse auf die Welt komme isch."

Als er mit 74 Jahren in den Ruhestand trat, war er noch geistig frisch und leistungsfähig. Wohl jeder, der mit ihm in Arbeitsgemeinschaft stand, hat ihm berufliche Förderung zu danken, und mancher mag sich gelegentlich heute noch fragen: „Wie hätte wohl der alte Fischler den Fall angepackt?"

Geißmar.

Karl Bender

wurde am 27. Januar 1827 zu Weinheim als Sohn des Professors Heinrich Bender geboren. Nach vollendeter Lyzealbildung widmete er sich in den Jahren 1845—1849 auf den Universitäten Heidelberg und Leipzig dem Studium der Rechte. Im Jahre 1850 wurde er als Rechtspraktikant aufgenommen und zwei Jahre später zum Referendär ernannt. 1852 benützte er einen längeren Aufenthalt in Paris, um sich durch Teilnahme an den Sitzungen der dortigen Gerichte mit dem französischen Gerichtsverfahren und der Rechtsprechung gründlich vertraut zu machen. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Amtsrichter in Ladenburg war er in den Jahren 1864—1869 Staatsanwalt in Mosbach und Freiburg und wurde 1869 zum Oberstaatsanwalt beim Kreis- und Hofgericht Freiburg ernannt. 1873 wurde Bender als Vertreter des Wahlkreises Waldkirch in die Zweite Kammer der Landstände gewählt; er gehörte daselbst — es war die Zeit der kirchenpolitischen Kämpfe

— der Nationalliberalen Partei an. Bei Einführung der Reichsjustizgesetze 1879 wurde er zum Landgerichtsdirektor in Karlsruhe ernannt, sodann im Jahre 1887 zum Landgerichtspräsidenten in Mosbach und 1889 zum Landgerichtspräsidenten in Karlsruhe. Am 1. Oktober 1899 trat er in den Ruhestand. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Sainte Croix in der Schweiz, wo er am 3. Juni 1905 verstarb.

Bender hat in allen ihm übertragenen Ämtern sich aufs Vorzüglichste bewährt. Er besaß einen hellen Verstand, eine rasche Auffassungsgabe und war ein vortrefflicher Redner. Es war ihm ein selten praktischer Blick, verbunden mit einer fast nie trügenden Menschenkenntnis, eigen, der ihn befähigte, das Richtige zu finden. In Strafsachen erwies er sich als geschickter Verhandlungsleiter, der die Kunst besaß, bei aller Kürze die Verhandlung gründlich zu führen. Trotz seiner manchmal etwas rauhen Art waren die von ihm ausgesprochenen Strafen milde; er wußte Menschliches menschlich zu beurteilen. Auch in das Gebiet des Zivilrechts arbeitete er sich in seinen letzten Stellungen noch ein, nachdem er vorher jahrelang ausschließlich mit Strafsachen beschäftigt war. Gelehrte wissenschaftliche Untersuchungen waren nicht seine Sache. Dafür besaß er die so seltene und so wertvolle Gabe, die Dinge so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit waren, und nach kurzer Überlegung die richtige, den Geboten der Billigkeit entsprechende Entscheidung zu treffen. Man kann sagen, daß er schon vor Jahren diejenigen Bestrebungen praktisch betätigte, wie sie jetzt in der Rechtsprechung und im Schrifttum, insbesondere durch eine freie, auf den sozialen Zweck der Gesetzesbestimmungen abhebende Auslegung vertreten werden. † Otto Fürst.

Otto Bally.

Als in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts die Industrie auch am Oberrhein Fuß zu fassen begann, waren es vielfach unternehmende Männer aus der Schweiz, welche diese Pionierarbeit geleistet haben. So verdankt auch die später zu so großer Bedeutung gelangte Seidenbandweberei in Säckingen ihre Gründung den drei Brüdern Peter, Jean und Theodor Bally aus Schoenenwerd im Kanton Solothurn, welche sich dort nieder-

ließen. Zuerst war es nur eine kleine Fabrik, in welcher in der Hauptsache Bänder hergestellt wurden, wie sie in den zahlreichen Trachten Verwendung fanden; bald wurden auch andere Artikel aufgenommen, und unter tüchtiger, zielbewußter Leitung nahm das Unternehmen einen erfreulichen Aufschwung.

Das Werk der Väter zu voller Blüte zu entfalten, blieb der jüngeren Generation vorbehalten, und da ist es insbesondere der älteste Sohn des Jean Bally gewesen, der am 14. April 1839 in Säckingen geborene Joh. Urb. Otto, welcher es Dank seiner kraftvollen Persönlichkeit und der Mitarbeit seines Bruders Emil und seines Vetters Armand verstand, das Unternehmen zu einem der bedeutendsten und angesehensten zu machen. Seine ersten Jugendjahre verbrachte er unter der strengen Obhut seiner Eltern in Säckingen und ging da auch in die Volksschule, bis er mit seinem Bruder in ein Pensionat nach Wabern bei Bern kam. Ein aufgeweckter Junge, voll Interesse für alles, was ihm der Unterricht durch tüchtige Lehrkräfte bot, war er der Liebling seiner Lehrer und Mitschüler, mit denen ihn ein enges Freundschaftsverhältnis fürs ganze Leben verband. Nach drei Jahren übersiedelte er nach Lausanne und besuchte hier weitere drei Jahre die Handelsschule und die Akademie, um dann gemeinsam mit seinem Bruder Emil die damals berühmte Handelsakademie in Leipzig zu beziehen zu längerem Studium in Fächern, welche der Ausbildung für seinen späteren Beruf, aber auch seiner Allgemeinbildung dienten. Der theoretischen Vorbereitung folgte die praktische, teils in kaufmännischen Stellungen, teils in der Industrie. Größter Wert wurde auf Sprachkenntnisse gelegt. War schon die Handelsakademie in Leipzig in dieser Hinsicht eine ganz vorzügliche Schule, so sollten längere Aufenthalte im Auslande, in Lyon und St. Etienne, auf einer Filanda bei Monza und in London Gelegenheit zu völliger Beherrschung der drei Hauptfremdsprachen bieten.

Im Jahre 1861 kehrte er, wohlvorbereitet für seine künftige Wirksamkeit, ins Elternhaus zurück und widmete sich in ersprießlicher Mitarbeit dem väterlichen Geschäft, bis er mit seinem Bruder Emil und seinem Vetter Armand Bally die Führung desselben übernahm. Moderne Ausgestaltung des Betriebes und die Erzeugung erstklassiger Fabrikate war das Leitmotiv ihrer Geschäftsführung, welches ihnen auf allen Märkten Eingang ver-

schaffte und die schönsten Erfolge ihrer unermüdlichen Arbeit zeitigte.

Seine außerordentliche geistige Regsamkeit, vielseitiges Wissen und tiefes Interesse für alles, was seine enge und weitere Heimat betraf, sicherte ihm früh das Vertrauen und die Achtung weiter Kreise. Seine Heimat war Säckingen geworden, darum war es für ihn auch selbstverständlich, die badische Staatsbürgerschaft zu erwerben. Schon in jungen Jahren beriefen ihn seine Mitbürger in die städtischen Kollegien und aus den Kreisen der Industrie wurde er zu den verschiedensten Berufsvertretungen entsandt. Der Handelskammer Schopfheim gehörte er von deren Gründung bis zu seinem Tode an, ebenso war er Vorstandsmitglied der Seidenberufsgenossenschaft. Alle gemeinnützigen Bestrebungen fanden in ihm einen opferfreudigen, eifrigen Förderer, insbesondere das Feuerwehrwesen. Seit seiner Heimkehr nach Säckingen gehörte er der Freiwilligen Feuerwehr dort an, wurde 1862 deren Kommandant und 1887 Ehrenkommandant. 1896 ist er Präsident des Landesfeuerwehrverbandes geworden und hat mit Umsicht und vielem Verständnis dieses Amt bis zu seinem Tode innegehabt. In seinen Mußestunden befaßte er sich gerne mit der Malerei, und mancher junge Künstler durfte sich seiner Anregung und tatkräftigen Unterstützung erfreuen. Mit dem Altmeister Hans Thoma und mit dem Sänger des „Trompeter von Säckingen" verbanden ihn herzliche freundschaftliche Beziehungen.

Seinem Interesse für die Heimat entsprang eine verständnisvolle, ergiebige Sammeltätigkeit, durch welche kostbare Möbel, Waffen, Bilder und Skulpturen vor Verderben oder Verlust bewahrt wurden. Von hohem Wert war vor allem seine Sammlung badischer Münzen und Medaillen, wie sie in ähnlicher Vollständigkeit und vorzüglicher Beschaffenheit der einzelnen Stücke in Privathand kaum wieder zu finden war. Ein künstlerisch ausgeführter Katalog derselben gibt Kunde von der numismatischen Bedeutung der Sammlung.

Seine mannigfachen und großen Verdienste, die er sich im öffentlichen Leben erworben hat, sicherten ihm auch die Anerkennung seines von ihm hochverehrten Landesherrn, des Großherzogs Friedrich I., welcher ihr durch die Verleihung verschiedener Orden und die Ernennung zum Kommerzienrat Ausdruck gab.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ausgezeichnet durch einen lauteren, zuverlässigen Charakter, in Wort und Tat frei von jeder Voreingenommenheit, war er zugleich ein Mann von seltener Herzensgüte, in allen Schichten der Bevölkerung beliebt und geschätzt.

Politisch ist Otto Bally nie hervorgetreten, aber stets hat er in Gemeinde und Staat seiner liberalen Gesinnung Ausdruck verliehen, wo immer er es für nötig erachtete.

Eine im Juni 1862 mit Rosalie Sutter von Schopfheim geschlossene Ehe war nur von kurzem Bestand, denn schon nach einem Jahre starb die junge, blühende Frau, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben hatte. Im September 1865 vermählte sich Bally zum zweitenmal mit Georgine Hindermann aus Basel. Diesem ebenfalls überaus glücklichen Bunde entstammten vier Söhne und eine Tochter, und es war den Eltern vergönnt, im großen Kreis der Familie das Fest der silbernen Hochzeit zu begehen.

Bis wenige Wochen vor seinem Tode vermochte Otto Bally, der sich stets einer guten Gesundheit erfreute, seinen vielseitigen Aufgaben und Pflichten nachzugehen. Ziemlich unvermutet befiel ihn ein Leiden, welches eine Operation erforderlich machte, an deren Folgen er am 17. April 1908 starb. Otto Bally.

Philipp Diffené.

Der Name Philipp Diffené ist unauslöschlich verflochten mit dem Geschick Mannheims in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Auf welches Gebiet der mächtigen Entwicklung, die in diesen Jahrzehnten die Geschichte der aufstrebenden Stadt verzeichnet, man auch immer die Blicke lenkt, überall stößt man auf die Tatkraft und Umsicht Diffenés. Aber auch weit über die kommunalen Interessen hinausgehend hat ganz Baden, ja das Reich, zahlreiche Zeugnisse seines Geistes und seiner rastlosen Tätigkeit aufzuweisen, mögen sie auf politischem, wirtschaftlichem oder kulturellem Gebiet liegen.

Philipp Diffené war am 26. Mai 1833 in Mannheim geboren. Die Familie stammt aus Oberbronn i. E. Der Großvater Philipp Diffenés, Daniel Diffené, wurde 1819 als erster Landtagsabgeordneter für Mannheim zusammen mit Friedrich Bassermann gewählt. Er

besaß die Weinwirtschaft „Zum silbernen Schlüssel" am Rheintor (D 6); dessen im Jahre 1804 geborener Sohn Heinrich Carl Christian Diffené wurde 1852 zum ersten Bürgermeister von Mannheim gewählt. Er war der Gründer der Firma Sauerbeck & Diffené. 1839 bis 1856 war er Mitglied der Mannheimer Kammer (eine Wiederwahl 1863 sowie eine Wahl zum Präsidenten lehnte er ab), 1868 wurde er von Mannheim als Abgeordneter zum deutschen Zollparlament gewählt. Heinrich Carl Christian Diffené starb im Jahre 1883.

Nachdem Philipp Diffené in Mannheim die Schule absolviert hatte, trat er zur kaufmännischen Ausbildung in die väterliche Firma (Wein- und Tabakhandel) ein. Nach dem Tode seines Vaters wurde er Teilhaber des Geschäftes, um es schließlich als alleiniger Inhaber bis zur Liquidierung im Jahre 1901 zu leiten.

Als erste öffentliche Würde übernahm Philipp Diffené nach seiner im Jahre 1870 erfolgten Wahl das Amt eines Handelskammermitgliedes; 1876 wurde er zum Vizepräsidenten der Kammer, 1880 bei der Neukonstituierung der Kammer zum Präsidenten gewählt. In dieser Würde verblieb er dreiundzwanzig Jahre bis zu seinem Tode.

Welche Fülle der Arbeit, des Ringens im wirtschaftlichen Kampf um die Erlangung der Vormachtstellung und der Blüte, wie sie Mannheim bei Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts zeigt, diese Daten umschlossen, läßt sich in Kürze nicht wiedergeben. Die „Ära Diffené" kennzeichnet sich für Mannheims Handel und Industrie als die Epoche des Hinausdrängens auf den Weltmarkt, der Anbahnung überseeischer Verbindungen. Nach der Einigung Deutschlands und nach dem Abschluß geeigneter Handelsverträge konnte der deutsche Kaufmann, den engen Rahmen des Binnenhandels durchbrechend, sein Augenmerk auf die Tätigkeit auf internationaler Basis richten. „Mit weit ausschauendem Blick", so führte der Vizepräsident der Kammer, Viktor Lenel, am Grabe Diffenés aus, „erkannte unser Präsident die Bedeutung dieser Bewegung, erkannte er die aussichtsreiche Zukunft unserer am Endpunkte der Rheinschiffahrt an zwei Flüssen gelegenen Stadt und der Förderung dieser Bestrebungen; der Entwicklung der natürlichen Machtquellen seiner Vaterstadt war fortan sein Augenmerk, seine ganze Tätigkeit gewidmet."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bald nach seiner Wahl zum Handelskammermitglied wurde Diffené, der sich durch seine hervorragenden Fähigkeiten sehr bald das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb, zum Mitglied des Bürgerausschusses gewählt (1871), dem er ebenfalls bis zu seinem Tode ununterbrochen angehörte. Vom Jahre 1881 an war er mit Unterbrechungen Obmann und stellvertretender Obmann des Stadtverordnetenkollegiums.

Politisch ist Philipp Diffené als einer der hervorragendsten Führer der Nationalliberalen Partei in die Öffentlichkeit getreten. Bereits 1875 kandidierte er zur Zweiten Kammer der badischen Landstände. 1881 berief ihn der Großherzog in die Erste Kammer, in deren Präsidium er 1893 als zweiter Vizepräsident eintrat. Im Jahre 1886 wurde er an Stelle des verstorbenen (demokratischen) Vertreters des Wahlkreises Mannheim-Weinheim-Schwetzingen, Wilhelm Kopfer, in den Reichstag gewählt. Wenige Monate darauf erfolgte die Auflösung des Reichstags. Die im Februar 1887 stattfindenden Septennatswahlen brachten ihm jedoch schon im ersten Wahlgang mit großer Mehrheit die Wiederwahl. Bei der neuen Wahl im Jahre 1890 unterlag er in der Stichwahl gegen den sozialdemokratischen Abgeordneten Dreesbach und im Jahre 1893 lehnte er eine abermalige Kandidatur ab. Im deutschen Parlament errang sich Diffené rasch eine angesehene und führende Stellung. Er trat namentlich in den in jenen Jahren im Vordergrund stehenden Tabaksteuer- und Tabakzollfragen wiederholt als Redner im Reichstag auf. Während Diffené politisch auf dem rechten Flügel der Nationalliberalen stand, neigte er in wirtschaftlichen Fragen mehr dem linken Flügel zu; er war Anhänger eines gemäßigten Schutzzolls.

Das Amt Diffenés als Präsident der Handelskammer Mannheim brachte es mit sich, daß er lange Jahre den Vorsitz im Badischen Handelstag führte. Von 1886 bis zu seinem Tode war er Mitglied des Bleibenden Ausschusses des Deutschen Industrie- und Handelstags.

Aus der Reihe der zahlreichen Ämter und Ehrenstellen, die Philipp Diffené inne hatte, seien nur erwähnt: Diffené war Vorsitzender des Aufsichtsrats der Oberrheinischen Bank und stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats der Badischen Bank in Mannheim. Er hatte ferner das Präsidium im Aufsichtsratskollegium der Badischen Lokaleisenbahnen A.-G. in Karlsruhe inne. Mitglied

des Aufsichtsrats war er bei folgenden Gesellschaften: Karlsruher Straßenbahngesellschaft, Badische Feuerversicherungsbank in Karlsruhe, Portland Cementwerke Diedesheim-Neckarelz, Brasilianische Elektrizitätsgesellschaft in Berlin und Elektrische Licht- und Kraftanlagen A.-G. in Berlin.

Diffené war ferner Präsident der Abteilung Mannheim des Deutschen Flottenvereins, Mitglied des Handelsvertragsvereins und des Vorstandes der Mannheimer Produktenbörse, Belgischer Konsul sowie Mitglied zahlreicher patriotischer und gemeinnütziger Gesellschaften und Vereine.

In Anerkennung der großen Verdienste Diffenés um Baden und um die Förderung Mannheims verlieh ihm der Großherzog 1885 den Titel „Kommerzienrat", 1892 den Titel „Geheimer Kommerzienrat".

Die Stadt Mannheim beabsichtigte, in Würdigung seiner Leistungen auf seinen siebzigsten Geburtstag im Industriehafen der die beiden Ufer des Industriegebietes verbindenden großen Brücke und ihrer beiderseitigen Zufuhrstraßen den Namen „Diffenébrücke" und „Diffenéstraße" beizulegen. Diese Ehrung sollte Philipp Diffené nicht mehr erleben. Er starb siebzigjährig am 4. Januar 1903. Der Stadtrat beschloß in seiner ersten Sitzung des Jahres 1903 die Benennung der Straße und Brücke in dem obengenannten Sinne.

Zum Zeichen der Trauer über das Hinscheiden Philipp Diffenés flaggte das Börsengebäude halbmast. Die Börse hielt unter dem Vorsitz von Emil Hirsch eine von fünfhundert Mitgliedern besuchte Trauerversammlung ab. Das Leichenbegängnis gestaltete sich zu einem eindrucksvollen Akt der Teilnahme und der Trauer aller Kreise. Tiefe Erschütterung, verbunden mit innigem Gefühl des Dankes, spiegeln die Reden an Diffenés Grabe wieder. Am treffendsten wußte wohl Oberbürgermeister Beck die Gestalt des Verstorbenen zu zeichnen als er namens der ganzen Bürgerschaft dem Manne den letzten Scheidegruß nachrief, „dem seit Jahren niemand die höchste Ehre streitig machte, der erste Bürger unserer Stadt zu sein, dem Manne, in dem die schönsten Bürgertugenden sich verkörperten, dem Manne, der bis zum letzten Atemzuge in edelster Uneigennützigkeit nichts Höheres erstrebte als die Ehre und das Ansehen seiner Vaterstadt".

„Er war" — so hob er hervor — „der würdigste Repräsentant

unserer aus eigener Kraft groß gewordenen Kaufmannsstadt. Aber seine Veranlagung wies ihn weit hinaus über die vier Wände des Kontors auf eine auf das Heimatland, auf das deutsche Vaterland sich erstreckende Tätigkeit, wies ihm die Führung im öffentlichen Leben zu. Ehrenstellen, zahllos und von seltener Art, wie sie ihm die huldvolle Gnade seines Landesherrn, das wohlverdiente Vertrauen seitens der Regierung übertrugen, rückhaltlose Huldigungen und Anerkennung seitens der Mitbürger häuften sich immer mehr bei ihm.

Aber seine ungewöhnliche Begabung, seine umfassende Bildung, seine gegen sich schonungslose Energie, seine hingebungsvolle Aufopferungsfähigkeit, sie ließen ihn seine glänzenden Aufgaben erfüllen, selbst als die Schatten des Jenseits seinen Lebensweg zu verdüstern begannen. Sein Leben war ein köstliches, reich an Mühe und Arbeit, es war ein hochgesegnetes. Die vornehme Art seines Wesens, die milde Persönlichkeit, sein warmes, für alle Nebenmenschen fühlendes Herz, gewannen ihm Freunde, wo immer er nur weilte und lassen auch die feindlichen Fahnen trauernd sich senken über dem Grabe dieses Entschlafenen."

(Quellen: Persönliche Mitteilungen von Frau Berta Schmieder, geb. Diffené, Karlsruhe; Aktenstücke aus dem Archiv der Stadt Mannheim und der Handelskammer Mannheim; Blaustein: „Die Handelskammer Mannheim und ihre Vorläufer, 1728/1928"; Nachrufe.) Arthur Blaustein. — Paul Well.

Gustav Hummel

war am 20. Februar 1824 zu Straßburg i. E. geboren. Sein Vater, der einer altbadischen Familie entstammte, betrieb dort ein großzügig angelegtes Speditionsgeschäft; er war gleichzeitig bayrischer und badischer Konsul. — Gustav Hummel besuchte in Straßburg das Protestantische Gymnasium; mit etwa sechzehn Jahren legte er an der Universität Straßburg das Examen für das Baccalauréat ès Lettres, den ersten Grad, den die Hochschule zu vergeben hatte, mit größter Auszeichnung ab. Nach Abschluß des Studiums trat er in das väterliche Geschäft ein, dessen Hauptsitz bald darauf nach Mannheim verlegt wurde, da Gustav Hummels Vater mit gutem Blick die durch die Lage an zwei Strömen bedingte außerordentliche

Bedeutung dieses Platzes für die weitere Entwicklung des Speditionsunternehmens erkannt hatte. Noch ehe jedoch die Mannheimer Neugründung in Betrieb kam, starb Gustav Hummels Vater 1846, und sein Sohn nahm, zweiundzwanzigjährig, die Zügel des weitverzweigten Unternehmens in die Hand. Hauptstandorte der Firma außer Mannheim waren zu dieser Zeit Straßburg und Kehl, wo sich die Zentrale für den Fuhrpark mit eigener Schmiede befand; Filialen waren in Frankfurt am Main und Leopoldshöhe, später (1851) kam Haltingen hinzu. Agenturen bestanden an allen größeren Plätzen Süddeutschlands. Weithin, bis nach Paris und Le Havre, Mailand, Leipzig und längs der blauen Donau bis nach Wien, führten die Routen der Hummelschen Fuhren. Hansjakob erwähnt in seinen Jugenderinnerungen die „riesigen Schulterwagen des Hauses Hummel, die von Frankfurt herauf die Waren ins Haslacher Tal brachten, bespannt mit sechs bis acht Colossalgäulen".

Am 23. Juni 1847 erwarb Gustav Hummel in Mannheim das Bürgerrecht; im Juli des gleichen Jahres erfolgte seine Aufnahme in die Handelsinnung. Das folgende Jahrzehnt war dem Ausbau und der Förderung des Unternehmens, das Gustav Hummel nach Auflösung der Erbengemeinschaft mit sicherer Hand allein leitete, gewidmet. Mannheim blieb die Zentrale und war, abgesehen von einem kurzen Aufenthalt in Straßburg (1853—1856), Sitz des Firmeninhabers.

Nach der in den Jahren 1862—1864 auf Grund des Gewerbegesetzes erfolgten Umbildung der Handelskammer wurde Gustav Hummel bei der Neukonstituierung der Kammer 1864 zum Mitglied gewählt. Er gehörte ihr bis zum Jahre 1870 an. In dieser Eigenschaft kam er mit C. Betz und F. Gruber in die ebenfalls 1864 konstituierte Tarifkommission für Eisenbahn- und Frachtangelegenheiten bei der Handelskammer. Er wurde ferner zum Vierten Badischen Handelstag 1865 nach Karlsruhe delegiert, bei welcher Gelegenheit er den Badischen Handelstag zum erstenmal nach Mannheim einladen konnte. Er gehörte dem Vorbereitenden Ausschuß für die Errichtung der Badischen Bank an, die Statutenfestsetzung fand in seinem Hause statt. Im September 1865 wohnte er dem Dritten Deutschen Handelstag in Frankfurt am Main bei.

Von 1866—1870 war Gustav Hummel als Vertreter Mannheims Mitglied der Zweiten badischen Kammer; 1870 berief ihn

der Großherzog in die Erste Kammer, der er bis 1878 angehörte; eine Wiederernennung lehnte er ab. Mit der politischen Tätigkeit Hummels ist aufs engste der Bau der direkten Bahnverbindung Mannheim—Schwetzingen—Karlsruhe verknüpft. Er wurde Mitglied einer im Jahre 1865 von Stadt und Handelskammer Mannheim gebildeten „Zentralkommission zur Förderung der Herstellung einer direkten Eisenbahnverbindung zwischen Mannheim und Karlsruhe". Im Landtag trat er mit Entschiedenheit für das Projekt ein, und es ist zum großen Teil seinen Bemühungen zuzuschreiben, wenn die neue Bahnlinie im Jahre 1868 begonnen, am 4. August 1870 eröffnet und damit der Fehler „Friedrichsfeld" wenigstens zum Teil gutgemacht werden konnte. Schwetzingen ehrte Gustav Hummels Bestrebungen durch Umbenennung der „Bahnhofstraße" in „Gustav-Hummel-Straße".

Hummels politisches Wirken läßt sich am ehesten mit dem Begriff „Verständigung" kennzeichnen. Er wußte seinen Worten auch außerhalb seiner Partei (gemäßigt liberal) Anerkennung und Achtung zu verschaffen.

Seine Reden trugen stets versöhnlichen Charakter. Dies gilt für seine Tätigkeit auf wirtschaftlichem und religiösem (Kulturkampf) ebensogut wie auf politischem Gebiete. Mit prophetischem Blick erkannte er die innerpolitische Entwicklung Deutschlands. Noch ehe Süddeutschland sich für den „preußischen Bismarck" entscheiden wollte, begeisterte ihn die Möglichkeit einer Einigung des Vaterlandes.

Während seiner parlamentarischen Tätigkeit war Hummel Mitglied der Budgetkommission, der Kommission für Eisenbahnen und Straßen und des Landständischen Ausschusses. 1868 wurde er Handelsrichter, ein Amt, das er nach Wiederwahl im Jahre 1871 bis 1881 bekleidete; er war ferner Mitglied des Bürgerausschusses von 1868—1878, 1865 Ersatzmann in der Kreisversammlung. In den siebziger Jahren wurde er zur Eisenbahntarifenquete nach Berlin berufen. Eine Ernennung zum Kreisabgeordneten wie auch eine Aufstellung als Reichstagskandidat, die ihm von mehreren badischen Bezirken angeboten wurde, lehnte Hummel ab, da es seinem ganzen Charakter und seinem gerade auf politischem Gebiet großzügigen Wesen widersprach, sich in bestimmter Richtung festzulegen. 1881—1883 war er Bezirksrat.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Im Jahre 1874 wurde die Firma Hummel & Co. aufgelöst, da mit dem Vordringen der Eisenbahnen die Zeit der Landspedition vorüber war. Hummel lebte nur mehr seinen politischen und wirtschaftlichen Ideen, der Förderung Mannheims, das ihm zur Heimat geworden war, der Arbeit am allgemeinen Wohl. Im Jahre 1883 zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und widmete sich seinen Neigungen. So blieb er noch unter Weller, Roux und Frey im Vorstand des Mannheimer Kunstvereins lange Jahre tätig. Auch mit der Handelskammer war er lange noch innerlich verbunden und erzählte — mehr als achtzigjährig — dem Verfasser der Biographie seine Erinnerungen. Sechsundachtzigjährig starb er am 19. Juni 1910.

Vergegenwärtigen wir uns rückschauend sein Charakterbild, so können wir feststellen: Wie im geschäftlichen Leben so auch in seinem öffentlichen Wirken wußte Gustav Hummel in glücklichster Weise mit sicherem Gefühl das praktisch Wertvollste zu erkennen und in zäher Ausdauer in die Wirklichkeit umzusetzen. In hohem Maße kam ihm dabei zugute, daß er, über das Kleinliche hinausgehend, stets das große Endziel im Auge behielt. Diese wertvolle Eigenschaft wurde gefördert durch reiche Lebenserfahrung, die er insbesondere auf großen Reisen im In- und Ausland erwerben konnte. Und wie bei jedem wirklich bedeutenden Menschen, so treffen wir auch bei Gustav Hummel jene natürliche Bescheidenheit, die erst von wahrer Reife zeugt. Seinem Wesen widersprachen die Ehrungen, die ihm zuteil wurden: Angebote von Aufsichtsratssitzen lehnte er grundsätzlich ab; der Absicht des Stadtrats von Schwetzingen auf Umbenennung der Bahnhofsstraße nach seinem Namen trat er, wie aus der Korrespondenz ersichtlich ist, entgegen, und nur die bereits erfolgte Weitergabe des Antrags an die höhere Instanz verhinderte die Aufgabe des Planes. Und noch zu erwähnen bleibt sein freundliches, entgegenkommendes Wesen, jene Güte, die ihm die Freundschaft und Zuneigung aller, mit denen er im privaten wie im öffentlichen Leben zusammentraf, sicherte.

Tatkraft, Bescheidenheit, Güte waren die Wesenszüge des Verstorbenen. Die reiche Fülle fördernder Arbeit, die diesem günstigen Dreigestirn entsprang, wird Hummel ein dankbares Angedenken sichern.

(Quellen: Persönliche Mitteilungen von Frau Th. v. Heyden,

geb. Hummel, in Mannheim; Briefschaften und Aktenstücke; Blaustein: „Die Handelskammer Mannheim und ihre Vorläufer 1728 bis 1928"; Akten der Handelskammer; Nachrufe.)

Arthur Blaustein. — Paul Well.

Carl Reuther

war am 31. Oktober 1846 in Gemmrigheim in Württemberg geboren. Er entstammte einer alten Handwerkerfamilie. Seine Vorfahren, die seit dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges in dem Geburtsort Reuthers ansässig waren, bewahrten eine Jahrhunderte alte Handwerkertradition, die sich auch auf den jungen Reuther vererbte. Sie gab ihm die Kraft und die Ursprünglichkeit mit auf den Lebensweg, die ihn in rastloser Arbeit ein Werk errichten ließen, das heute unter Mannheims industriellen Betrieben zu den größten und bekanntesten zählt. Als Handwerker hat Carl Reuther selbst angefangen, in praktischer Tätigkeit und auf der Wanderschaft lernte er „von der Picke auf" dienen; auf sich selbst gestellt und sich selbst verantwortlich trug er Stein auf Stein zu dem Bau zusammen, dessen letzte Vollendung zu erleben ihm das Schicksal gewährte.

Carl Reuther besuchte zunächst die Dorfschule und anschließend die Lateinschule in Besigheim. Nach Abschluß der Schuljahre zog er auf das Polytechnikum in Stuttgart. Schon während des Studiums, und auch nachdem er die Hochschule verlassen hatte, war er in technischen Betrieben seiner engeren Heimat praktisch tätig.

Die politischen Verhältnisse Deutschlands Ende der sechziger Jahre boten für den aufstrebenden Handwerkersohn kein Betätigungsfeld. Er wanderte nach Amerika aus, um sich „drüben" eine Existenzmöglichkeit zu suchen. Doch bald zog es ihn wieder in die alte Heimat. Die Einigung des Reiches unter Bismarck und der Ausgang des Siebziger Krieges boten sichere Gewähr für einen starken wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands. Anfang der siebziger Jahre kehrte er nach Deutschland zurück und trat wiederum zu seiner weiteren Ausbildung bei dem Gasapparate- und Gußwerk Mainz und Höchst am Main ein. Angeregt durch seine dortige Tätigkeit, reifte in Carl Reuther der Gedanke der Gründung einer Spezialfabrik für Armaturen. Durch Vermittlung eines Geschäftsfreundes gelang es ihm, in Carl Bopp einen kapitalkräftigen Part-

ner zu finden, denn an Energie, Intelligenz und Plänen mangelte es Reuther zwar nicht, wohl aber an dem zur Gründung eines Unternehmens nötigen Geld.

Carl Bopp betrieb in Mannheim eine mechanische Werkstätte; er verfügte über eine Dampfmaschine sowie einige Werkzeugmaschinen, die sämtlich in das Geschäft eingebracht wurden. Nach längeren Verhandlungen kam am 1. September 1872 der Gesellschaftsvertrag zustande. Carl Reuther blieb vorerst noch in seiner Stellung in Höchst, Carl Bopp besorgte in Mannheim den Ankauf eines Grundstückes in der Neckarstadt. Im Frühjahr 1873 konnte Carl Reuther nach Mannheim übersiedeln; am 3. April des gleichen Jahres erfolgte die handelsgerichtliche Eintragung der Firma Bopp & Reuther mit Wirkung vom 1. Dezember 1872.

Die ersten Jahre des Unternehmens standen unter dem Einfluß der allmählichen Gesundung der deutschen Wirtschaft und des langsamen Überwindens der Krisis, die der Siebziger Krieg und die mit ihm verbundenen politischen Umwälzungen hervorgerufen hatte. Deutschlands Industrie und Handel suchten Fühlung zu gewinnen mit der Weltwirtschaft; der Exportgedanke trat mehr und mehr in den Vordergrund. So kennzeichnet die Entwicklung der jungen Firma in den siebziger Jahren, im Gegensatz zu dem großen Aufschwung in den Jahren nach 1880, ein langsames, zähes Vorwärtsstreben, um in hartem wirtschaftlichem Kampf Boden zu gewinnen.

Im Oktober 1881 trat Carl Bopp infolge freundschaftlichen Übereinkommens aus der Firma aus. Carl Reuther übernahm allein die Leitung des Unternehmens. Die nächsten Jahre galten dem Ausbau und der Vervollständigung der Anlagen. 1882 wurde die veraltete Dampfmaschine durch eine neue größere ersetzt, neues Gelände wurde erworben, eine Gießerei und eine neue Maschinenwerkstätte erstellt. Hand in Hand mit diesen Vergrößerungen ging die Vermehrung des kaufmännischen und technischen Personals. Immer bekannter wurden die vorzüglichen Spezialfabrikate der Firma Bopp & Reuther, immer weiter konnte sie ihre Geschäfte ausdehnen. Bereits 1892 wurde die 1882 erstellte Dampfmaschine wiederum durch eine neue ersetzt. 1893 wurde ein neuer Fabrikationszweig, der Bau von Wassermessern, aufgenommen, mit dessen Leitung der Ingenieur Otto Böhringer, der spätere Schwiegersohn des Inhabers und Teilhaber der Firma, betraut wurde.

Gegen Ende der neunziger Jahre war die Arbeiterzahl auf 520 angewachsen (1873 15 Arbeiter). 50 technische und kaufmännische Beamte waren in der Firma tätig.

Bei diesem glänzenden Aufstieg ist es nicht verwunderlich, daß der Raum in der Neckarvorstadt zu klein wurde. Die Verhältnisse zwangen Reuther an seine letzte große Aufgabe, dem Werk, seinem Werk, einen der zukünftigen Entwicklung günstigeren Platz zu suchen. Im Vorort Waldhof, in der Nähe des Bahnhofs, wurde das nötige Gelände mit direktem Bahnanschluß gefunden. Die schwierige Verlegung des Unternehmens ging erstaunlich rasch vor sich. Im Dezember 1897 konnte die Gießerei in Betrieb genommen werden. Sechs Jahre danach waren die letzten Büros zum Bezug fertig gebaut. Neben den Arbeitswerkstätten war eine stattliche Reihe von Wohnungen für Arbeiter und Beamte entstanden.

Die Jahre der rastlosen, aufreibenden Tätigkeit waren an Carl Reuther nicht spurlos vorübergegangen. Ein schweres Leiden zwang ihn von Jahr zu Jahr mehr, die Leitung des Unternehmens in die Hände seines Sohnes Carl Hermann und seines Schwiegersohnes Otto Böhringer, die beide am 1. Januar 1904 in die Firma aufgenommen worden waren, zu legen. Nach der Verlegung der Fabrik nach Mannheim-Waldhof zog sich Carl Reuther fast völlig von den Geschäften zurück. Er starb zweiundsechzigjährig, früh gealtert, am 13. Juni 1908.

Carl Reuthers Leben war der Arbeit gewidmet, der Arbeit an dem Unternehmen, das als sein Werk bezeichnet werden kann. Er war kein Mann der Öffentlichkeit. Um Ämter und Ehrenstellen hat er sich nie bemüht. — Das Ergebnis seiner nimmermüden Tätigkeit besteht weiter und wird seinem Namen weit über die Grenzen Mannheims hinaus guten Klang sichern.

(Quellen: Erinnerungsblatt zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Firma Bopp & Reuther am 2. Dezember 1922; Akten des Archivs der Stadt Mannheim; persönliche Mitteilung von Dr. Fritz Reuther.) Arthur Blaustein. — Paul Well.

Karl Krafft

wurde geboren in Auggen, Amt Müllheim, am 9. Juli 1852 als Sohn des Gutsbesitzers Ernst Friedrich Krafft und seiner Ehefrau

Elise, geb. Grether, von Schopfheim. Er war das älteste von drei Geschwistern. Im Alter von fünf Jahren kam der Knabe mit seinen Eltern nach St. Blasien, wo sein Vater als Besitzer und Leiter der dortigen Spinnerei eine für die ganze Gegend segensreiche Tätigkeit entfaltete. Gesund und kräftig an Leib und Seele, wuchs er heran, besuchte zuerst die Volksschule seiner Heimatstadt und wurde dann von einem Hauslehrer unterrichtet. Nach der Konfirmation im Frühjahr 1867 trat er in die Höhere Bürgerschule in Freiburg ein. Seine rasche Fassungsgabe verbunden mit großem Fleiß sicherten ihm stets einen ersten Platz unter seinen Mitschülern. Nach Absolvierung dieser Schule bezog er im Herbst 1869 das Polytechnikum in Karlsruhe, um Maschinenbau zu studieren. Nach zweijährigem Studium begab er sich im November 1871 nach Lausanne, um seine Kenntnisse in der französischen Sprache zu vervollkommnen. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich während des Jahres 1873 der kaufmännischen und technischen Weiterbildung im väterlichen Geschäft in St. Blasien. Im Januar 1874 ging er auf Wunsch seines Vaters nach Liverpool, um den dortigen Baumwollmarkt kennen zu lernen und sich in der englischen Sprache auszubilden. Auf den Kontinent zurückgekehrt, bezog er im Herbst 1874 die Universität Heidelberg, wo er während zwei Semestern mit großem Eifer volkswirtschaftlichen, staatsrechtlichen und philosophischen Studien oblag.

So trefflich ausgerüstet, kam er im Herbst 1875 zur Unterstützung seines Großvaters Grether nach Schopfheim, das nun seine zweite Heimat wurde. Hier leitete er die Baumwollspinnerei Atzenbach, die Seidenspinnerei und spätere Kammgarnspinnerei Hausen, bis diese an die Mechanische Buntweberei Brennet überging, welche er im Jahre 1888 mitgründete und deren Aufsichtsratsvorsitzender er seitdem war.

Neben dieser seiner beruflichen Tätigkeit beteiligte sich Karl Krafft rege am öffentlichen Leben. Zeugnis dafür sind die zahlreichen öffentlichen Ämter, die er bekleidete. Das erste Zeichen des Vertrauens seiner Mitbürger war 1881 seine Berufung in den Kirchengemeinderat, dem er bis zu seinem Tode angehörte; 1882 bis 1885 war er Bezirksrat; 1883 wurde er zum Gemeinderat gewählt und ihm als solchem der Vorsitz in der Krankenhauskommission übertragen; ferner war er Mitglied des Aufsichtsrats

der Sparkasse und Beirat der Realschule. Im Dezember 1885 zum Abgeordneten der Kreisversammlung Lörrach gewählt und seit März 1890 Mitglied des Kreisausschusses, übte er in den örtlichen Angelegenheiten seiner Heimatstadt einen bestimmenden, segensreichen Einfluß aus. Im Jahre 1889 wurde er durch das Vertrauen seiner Berufsgenossen zum Präsidenten der neugegründeten Handelskammer der Kreise Lörrach und Waldshut in Schopfheim gewählt. Mit seinen hervorragenden Kenntnissen und seiner unermüdlichen Schaffenskraft hat er jederzeit dieser Körperschaft gedient in hingebenster Weise. Von nun an häuften sich Ämter und Würden, aber auch die Last der Arbeit. Nachdem er schon 1884 Mitglied des Aufsichtsrats der Kreishypothekenbank in Lörrach geworden war und als Mitglied dem Aufsichtsrat der Badischen Feuerversicherungsbank Karlsruhe seit deren Gründung angehörte, wurde er jetzt Mitglied des Eisenbahnrates, des Direktoriums des Zentralverbandes deutscher Industrieller, Vorstandsmitglied des Vereins süddeutscher Baumwollindustrieller, Mitglied des Ausschusses des Deutschen Handelstages und Mitglied des Wirtschaftlichen Ausschusses.

Zu der Verehrung und Achtung, die er im Kreise seiner Berufsgenossen und seiner Mitbürger genoß, kam das ehrende Vertrauen seines Fürsten, dessen Gnade ihn seit dem Jahre 1895 in die Erste Kammer der badischen Landstände und 1899 in die Generalsynode der Evangelisch-protestantischen Landeskirche berief. Sichtbare Anerkennung seiner großen Verdienste um das engere und weitere Vaterland waren die Verleihung des Ritterkreuzes erster Klasse des Zähringer Löwenordens im Jahre 1896 und 1902 die des Königlich preußischen Kronenordens dritter Klasse, außerdem die Verleihung des Titels eines Großherzoglich badischen Kommerzienrates, der ihm nach dem Tode seines Vaters, des Geheimen Kommerzienrates Krafft, zuteil wurde.

Wie er sich in allem seinen Vater zum Vorbild nahm, wurde er auch politisch in dem heimatlichen Wahlkreis sein Nachfolger. Wiederholt war er im dritten badischen Reichstagswahlkreise Kandidat der Nationalliberalen Partei, in deren Bestrebungen er die Bahnen erkannte, in denen das Wohl des Vaterlandes zu fördern sei. Lange Jahre war er erster Vorsitzender des Nationalliberalen Bezirksvereins Schopfheim.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Karl Krafft ist unvermählt geblieben, aber durch schweres Geschick war ihm die Aufgabe geworden, der früh verwitweten Schwester und ihrem Kinde Gatte und Vater zu ersetzen; mit der ihm eigenen selbstlosen Liebe, mit gewissenhafter Treue, erfüllte er die schönste Pflicht seines Lebens. Nach dem Tode des Vaters war er der Mutter, der ganzen Familie treuer Berater und anerkanntes Oberhaupt.

Der ständigen Überlastung mit Arbeit war auf die Dauer der gesunde und kräftige Körper nicht gewachsen. Völlig aus heiterem Himmel traf den Rastlosen in Berlin, wohin er zu einer Sitzung des Zentralverbandes deutscher Industrieller gereist war, ein Schlaganfall am 29. September 1903, dem er am 20. Oktober im besten Mannesalter von einundfünfzig Jahren erlegen ist. Die Beisetzung seiner Asche erfolgte in Schopfheim unter Teilnahme einer besonders zahlreichen Trauergemeinde aus nah und fern.

Vor allen, die ihn kannten, steht sein Bild als dasjenige eines charakterfesten, pflichttreuen, schaffensfreudigen, hilfsbereiten Mannes von scharfem Verstand, großem Wissen und gütigem Herzen. Seine Stellung und sein Wissen befähigten ihn, tiefer in die treibenden Kräfte des Volkslebens zu blicken. Ihre Gegensätze zu lösen, ihr Gemeinsames zu verbinden, war das Ziel seines Strebens. Aufopfernde, selbstlose Hingabe an die ihn gestellten Aufgaben, getragen von einer ernsten, auf religiöse und moralische Grundwahrheiten gestützten Lebensauffassung, machte die Arbeit dieses Mannes zum Segen für seine Familie, für seine Arbeiter, für die Gemeinde, für das von ihm heiß geliebte Vaterland. So lebt sein Name fort, weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus. Otto Krafft.

Felix Bassermann,

Großhändler und Industrieller, wurde zu Mannheim als Sohn des Großkaufmanns Julius Bassermann am 21. August 1848 geboren. Nach Absolvierung der Höheren Bürgerschule und Besuch eines Genfer Pensionates trat er 1864 als Lehrling in das väterliche Geschäft ein, um den Betrieb von unten auf kennen zu lernen. Seine weitere Ausbildung in Berlin, London und Rotterdam wurde durch den Krieg von 1870/71 unterbrochen, an dem er als Reserveoffizier mit Auszeichnung teilnahm. Mit der Übernahme der Firma

Bassermann & Herschel 1874 begannen für ihn arbeits- und erfolgreiche Jahre geschäftlicher Tätigkeit. Neue Zweige für den Zwischenhandel wurden geschaffen und blühten auf; industrielle Unternehmungen, wie eine Stärkefabrik und Gewürzmühle, traten hinzu, so daß gegen Ende des Jahrhunderts die Handelsfirma zu den bedeutendsten der Stadt zählte und ihren Markt auf ganz Süddeutschland, die Schweiz und Vorderösterreich ausdehnte. Neben seinem Berufe fand Bassermann noch Zeit für Pflege der Musik und Förderung der bildenden Künste, denen sein reges Interesse gehörte; der Maler Franz Hein, damals in Karlsruhe, half ihm sein Haus mit familiengeschichtlichen Fresken schmücken. Politisch gehörte er der Nationalliberalen Partei an, die ihn in den Bürgerausschuß wählte, wie er auch jahrelang in der Handelskammer wirkte. Ein Herzleiden setzte am 4. Mai 1902 seinem Leben ein Ziel. (Vgl. Kurt Bassermann, Mannheimer alte Familien, IV, 136/40). K. O.

Karl Christian Wilhelm Bähr,

Kirchenrat in Offenburg, wurde am 23. August 1830 in Eichstetten am Kaiserstuhl geboren als ältester Sohn des dortigen Pfarrers D. K. Bähr (vgl. Bad. Biogr. I, S. 35 ff). Da 1835 sein Vater als Ministerialrat im Evangelischen Kirchenrat nach Karlsruhe versetzt wurde, verbrachte er dort seine Jugend und besuchte das Lyzeum. Im Herbst 1848 bezog er die Universität Heidelberg, um unter der Leitung des Bruders seines Vaters, des Professors und Oberbibliothekars J. Chr. Bähr (Bad. Biogr. I, S. 32 ff.), Philologie und Geschichte zu studieren. Doch schon im zweiten Semester hörte er zugleich theologische Vorlesungen bei Umbreit und Ullmann und ging nach dem dritten Semester nach Halle, wo er sich die folgenden vier Semester völlig der Theologie zuwandte; aber auch bei dem Philosophen Ulrici und dem Kunst- und Literarhistoriker Hettner, sowie bei Heinrich Leo hat er fleißig gehört. Nach dem ersten Examen Ostern 1852 besuchte er das Predigerseminar in Heidelberg und wurde „mit ausgezeichneten Hoffnungen" entlassen. Am 1. Juli 1853 bestand er die Hauptprüfung und wurde gleich darauf zum Vikar in Freiburg ernannt und bald danach zugleich mit der Seelsorge im dortigen Arbeitshaus betraut. Im Hause der Frau von Woringen hielt er Vorträge über dogmatische Fragen und ging ihr bei der Ausgabe

ihrer Prachtwerke „Deutsches Leben im Glauben" und „Deutsches Leben in Liedern" zur Hand; auch mit der Basler Mission hat er viel Beziehungen gehabt. Im Oktober 1857 trat er eine längere Studienreise an, die ihn bis Ende Dezember nach Paris durch Belgien und die Niederlande führte. 1858 wurde er zum Pfarrverwalter in Offenburg ernannt; am Himmelfahrtstag traf die Ernennung zum Pfarrer ein. Am 17. September 1860 heiratete er Leopoldine, geb. Roth, aus Eimeldingen; das Paar wurde getraut von Bährs Schwager Emil Frommel.

In der jungen Gemeinde warteten eine ganze Reihe besonderer Aufgaben auf ihn, zunächst die gleichzeitige Versehung der Diaspora im ganzen vorderen Kinzigtal bis Haslach, bis in Gengenbach eine eigene Pfarrei gegründet wurde. Die Gottesdienste in Offenburg fanden in der kleinen Kirche des ehemaligen Kapuzinerklosters statt. Der Grundstein einer eigenen Kirche war 1857 schon gelegt, aber die Förderung des Ausbaues lag dem neuen Pfarrer ob. Am 25. August 1864 konnte die Kirche eingeweiht und der Benützung übergeben werden. Anfänglich galt es auch, für eine besondere Schule zu sorgen, die in einem Hause der Ritterstraße untergebracht war, bis die evangelischen Kinder in der neuen städtischen Volksschule an der Friedensstraße Aufnahme fanden. Dafür erwuchsen dem Pfarrer bei der reichen Entwicklung des Offenburger Schullebens in der Ausbreitung des Religionsunterrichts bald große Pflichten. Wiederholt hat er auch in anderer Lehrtätigkeit ausgeholfen, so mit der Übernahme des deutschen Unterrichts in der Sekunda des Progymnasiums in Vertretung des in den Landtag gewählten Direktors Intlekofer und später — bis Weihnachten 1877 — mit der Leitung der Höheren Töchterschule, als die Direktorenstelle zeitweilig nicht besetzt werden konnte.

1880 erfolgte seine Wahl zum Dekan der Diözöse Lahr, die er zugleich durch mehrere Perioden in der Generalsynode vertrat. Hier gehörte er der Kommission der fünf Männer an, aus deren gemeinsamer Arbeit das jetzt noch gebrauchte Gesangbuch von 1882 hervorging. Er war auch Mitglied des Generalsynodalausschusses und der theologischen Prüfungskommission. 1892 legte er das Dekanat nieder, wurde 1903 zum Kirchenrat ernannt und trat, von steigender Erkrankung gezwungen, am 1. Januar 1905 in den Ruhestand; er starb in Offenburg am 7. November des gleichen Jahres.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

(Nach Mitteilungen seiner Söhne, Pfarrer in Amsterdam und Hornberg, sowie des „D'r alt Offeburger" Nr. 314 und der Offenburger Tagblatts 1930, Nr. 42.) E. Batzer.

Friedrich Oehler.

Wie einst Hebels, des ersten badischen Prälaten, Wiege in einem engen Stüblein des badischen Oberlandes stand, so erblickte auch Friedrich Oehler 1844 das Licht der Welt in einem oberbadischen Bauernhaus. Aus Mundingen bei Emmendingen stammte der Großvater Balzer Oehler; sein Sohn, des Prälaten Vater, wurde in Weisweil groß, verehelichte sich dort mit Christiane, geb. Heimburger aus Wittenweier. In Weisweil wurde auch Prälat Oehler geboren. Doch zog der Vater schon nach zweijähriger Ehe in die mütterliche Heimat und ins mütterliche Haus und war ein angesehener Gemeinde- und Bezirksrat. So ist Friedrich Oehler in Wittenweier herangewachsen, besuchte die Volksschule daselbst und ging von dort aus zwei Jahre lang in das Lahrer und hernach in das Karlsruher Lyzeum. Seine akademischen Studien machte er in Halle und Heidelberg.

So ausgebildet trat er 1867 seine erste Stelle als Vikar in Betberg an. Im Betberger Pfarrhaus fand er seine spätere Frau Mathilde Werner, mit der er innigst verbunden bis 1905 eine überaus glückliche, wenn auch kinderlose Ehe führte. Laufen und Meßkirch waren weitere Vikarsstellen, St. Georgen seine erste eigene Pfarrei. 1879 kam er nach Pforzheim und wirkte dort in nachhaltigstem Segen. 1894 wurde Oehler sodann in den Oberkirchenrat berufen. Doch hörte sein Wirken als Pfarrer damit nicht auf. In Karlsruhe und anderweitig sah man ihn aushelfend auf der Kanzel stehen und bei Taufen und andern Anlässen, besonders in seiner Verwandtschaft, ließ er es sich nicht nehmen, den Pfarrer zu ersetzen.

In der obersten Kirchenbehörde des Landes bot sich seiner treuen, rastlos schaffenden Seele gewiß eine andersartige, aber weitverzweigte und wichtige Arbeit. Soweit sie Verwaltungsarbeit war, oblag er ihr mit der ihm eigenen Einstellung, wovon es bei seinem Scheiden im Nachruf des Oberkirchenrats heißen durfte:

„Durch und durch aufrichtig und wahr, hat er eine Treue bewiesen, wie sie nicht gewöhnlich ist."

Oehlers Tätigkeit im Oberkirchenrat war aber mehr als bloße Verwaltungsarbeit. Besonders seit ihm im Jahr 1904 die Prälatur übertragen ward, war er als oberster Geistlicher des Landes seiner Amtsbrüder Führer und Wegwart. Trat er in der gleichzeitig hiermit verbundenen Vertretung der Landeskirche in der Ersten Kammer der Badischen Landstände weniger hervor, so hat er sich, ohne es zu beabsichtigen, einen Namen über Badens Grenzen hinaus gemacht durch seinen Bescheid auf die 1905 abgehaltenen Diözesansynoden, jenen damals noch jährlichen Zusammenkünften der Pfarrer und Kirchengemeinderäte zwecks Beratung des kirchlichen Lebens. Man hörte da einen neuen Klang persönlicher und erfreulichster Art. Hieß es doch u. a.: die Predigt müsse im besten Sinn modern werden, zumal „ohne Unterschied der theologischen und kirchlichen Richtung eine erhebliche Zahl von Geistlichen neue Wege eingeschlagen haben, die ewigen Wahrheiten überall da aufzufinden, wo sie auch außerhalb der Bibeloffenbarung verborgen liegen, um aber auch dunkle und kalte Gebiete zu durchleuchten und zu erwärmen".

Wie die Verhältnisse in unserer badischen Landeskirche aber schon damals waren, drangen des wohlmeinenden Mentors Worte nicht durch. Man ist sehr bald hernach recht weit davon abgerückt! In dem nächstfolgenden Bescheid ist zwar ein noch immer gegenwartsfreudiger Zug nicht zu verkennen, aber dem unvoreingenommenen Urteil will es dünken, als hätte die Kirche damals einen großen Augenblick innerer Erneuerung versäumt!

So sehr Oehler ausgesprochenermaßen unter den Verhältnissen litt, so blieb er sich gleichwohl treu. Bekannt sind seine nachgelassenen Worte, die er statt einer Gedenkrede an seinem Grabe verlesen haben wollte. Sie bilden wohl die beste Würdigung seines Wesens. Darum sollen sie hier, wenn auch nur sehr auszugsweise, ihren Platz haben. „Sagen Sie es meinen Freunden", hieß es, „daß ich in diesen Tagen, die mich in die Stille geführt, die Gnade meines Gottes gefühlt, wie ich überall ihr Walten fühle, wie da eine Fülle von Gütigkeit, Geduld und Langmut von oben gewesen ist, der gegenüber ich nur im Gefühl der tiefsten Unwürdigkeit und des heißesten Dankes dazustehen vermag. Ich darf es wohl aus-

sprechen: Gottes Gnade ist nicht vergeblich gewesen . . . Es soll ausgesprochen werden, daß ich aus ganzer Überzeugung derjenigen theologischen und kirchlichen Richtung angehört habe, welche man liberale nennt, daß ich insbesondere in der Verschmelzung der göttlichen Wahrheiten des Christentums mit dem Geistesreichtum, den wir den großen Dichtern und Denkern unseres Vaterlandes verdanken, und in der innigen Verbindung von Religion und Geisteskultur ein notwendig zu erstrebendes Ziel gesehen habe . . ." Als Vorstand der Bibelgesellschaft, die zur billigen Verbreitung der Bibel in evangelischen Häusern wirkt, als Redner bei den jährlichen Hebelgeburtstagsfeiern im Karlsruher Schloßgarten, als Doktor der Theologie und als Redner an Familienabenden hat Prälat Oehler das seine getan, jene von ihm für nötig erachtete Verbindung zwischen Religion und Geisteskultur selber herzustellen.

Die fast zwei Jahrzehnte seit Oehlers am 12. März 1910 nach schmerzlichem Leiden erfolgten Tod haben die ganze Welt umgestaltet. Nicht zuletzt auch Theologie und Kirche. Besonders die von Prälat Oehler noch im Tode bekannte liberale Richtung hat gerade um ihrer Verbindung mit der Geisteskultur sich ungerechtfertigt ächten und zurückdrängen lassen müssen. Wird das Pendel nicht schneller, als viele meinen, wieder nach der andern Seite ausschlagen?

Bruno Goldschmit.

Wilhelm Hönig

wurde als Sproß eines alten Pfarrergeschlechtes am 28. Februar 1840 zu Hornberg geboren, besuchte das Karlsruher Lyzeum, widmete sich in Heidelberg unter Schenkel, Rothe und Hundshagen dem Studium der evangelischen Theologie und wurde im Frühjahr 1863 unter die Pfarrkandidaten aufgenommen. Nach kurzem Vikariat in Rastatt kam er schon 1863 als Stadtvikar nach Heidelberg, wo er seine bleibende Heimat und die Stätte seines Wirkens finden sollte. Von 1867 bis 1909 diente er als Stadtpfarrer bei Heiliggeist, später bei St. Peter und Providenz der evangelischen Gemeinde in Predigt, Unterricht und Seelsorge, seit 1903 stand er als Dekan an der Spitze der Diözöse Mannheim-Heidelberg. Ein Seelsorger bester und edelster Art, erwarb er sich in dieser langen Zeit in seltenem Maße

die Verehrung und Liebe seiner Gemeinde und übte durch die stetige milde Kraft seines völlig durchgeistigten, völlig ausgereiften und verinnerlichten Wesens auf alle, mit dem sein Amt ihn in Verbindung brachte, einen tiefen Einfluß aus. Sein geistiger Werdegang hatte ihn in den Kreis jener Männer geführt, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Protestantenverein zusammenfanden und denen die Versöhnung der großen geistigen Mächte Religion und Wissenschaft vor allem am Herzen lag. Mit Richard Rothe, seinem Lehrer, teilte er die Überzeugung, daß der Zwiespalt von Wissen und Glauben in ehrlichem Ausgleich überwunden werden könne, aber mit ihm hing doch wohl auch sein Herz stärker am Glauben als am Wissen, war er überzeugt von der überragenden Macht der Religion in allen Gebieten des geistigen Lebens. Diese Denkweise entsprach durchaus dem ireniſchen Grundzuge seines Naturells. Er besaß jene — bei Theologen nicht allzu häufige — Weite des Geistes, die es begreift, daß es der Weisen, fromm zu sein und Gott zu lieben, mehr denn eine gibt. Darum konnte er, ein durch und durch freigerichteter Christ, auch den Brüdern des Glaubens im andern Parteilager die Hand reichen, wirkte er in wohltuend versöhnlichem Geist und ausgleichender Gesinnung, und es war mit sein Verdienst, daß in Heidelberg, wo die Gegensätze schärfer hervortraten als anderswo, gewisse Spannungen im Leben der Gemeinde mehr und mehr verschwanden.

Als Prediger glänzte Hönig weniger durch die Kunst hoher Beredsamkeit, aber er war ein überaus feinsinniger Prediger. Seine Predigten waren kleine Kunstwerke, welche die feine, tiefe Geistesarbeit verrieten, der sie entsprangen. Seine reichen theologischen und allgemein wissenschaftlichen Kenntnisse kamen ihm bei den Pfarrkonferenzen und Diözesansynoden zustatten; er wußte sie fruchtbringend zu gestalten; auch als Abgeordneter bei den Generalsynoden genoß er allgemeines Ansehen. Als 1893 die Kirchlich-liberale Vereinigung Badens gegründet wurde, war er der berufene Vorsitzende.

Als theologischer Schriftsteller trat er, abgesehen von zahlreichen kleineren Veröffentlichungen, verhältnismäßig selten hervor. Neben seiner Darstellung einer Geschichte des Deutschen Protestantenvereins ist vor allem sein Buch über Richard Rothe zu nennen, das ihm die Würde eines Ehrendoktors der Theologischen Fakultät

zu Heidelberg eintrug. Gründliche Stoffbeherrschung, sicher geübte Methode, Reife des Urteils und die Gabe lichtvoller Darstellung bilden Vorzüge all seiner Arbeiten. Von seiner Gemeinde und seinen Freunden tief betrauert, ist er nach schwerem Leiden am 10. Juli 1910 verschieden.

(Nachruf von Otto Frommel in der Heidelberger Zeitung vom 12. Juli; Chronik der Stadt Heidelberg, Jg. 1910, s. 285/89.)

K. O.

Friedrich Schwarz,

Dekan und Stadtpfarrer zu Heidelberg, wurde am 28. Mai 1841 zu Mannheim geboren, wo er das Lyzeum durchlief. Ein Nachkomme Heinrich Jung-Stillings, ein Enkel des hochangesehenen Heidelberger Theologieprofessors Friedrich Schwarz (Bad. Biogr. II, S. 289) und Sohn des Mannheimer Stadtpfarrers Jul. H. Schwarz (ebenda II, S. 292), brachte er eine natürliche Veranlagung für den geistlichen Beruf mit, die durch sein Studium in Heidelberg und Göttingen Ausbildung und Reife erhielt. Es war der Geist eines milden, aber entschieden freigerichteten Christentums, in dem Schwarz bei Männern wie Rothe, Umbreit und dem späteren Prälaten K. J. Holtzmann die kirchliche Vergangenheit und Gegenwart verstehen lernte. Er hat es als das Glück seines Lebens empfunden, daß es ihm, dem Sohn der Pfälzer Erde, vergönnt war, in seinem lieben Heidelberg noch in persönlicher Fühlung mit den von ihm verehrten Lehrern sein Amt auszuüben, anderen, wie J. K. Bluntschli, L. Häußer, H. Holtzmann und K. Holsten, näher zu treten und so mit dem Strom wissenschaftlichen Lebens in steter Berührung zu bleiben. Ihm verdankte er eine gründliche theologische und allgemeinwissenschaftliche Schulung, eine Freiheit und Weite des Gesichtskreises, die ihn vor Einseitigkeit bewahrte und auch im Alter befähigte, die Jugend, den theologischen Nachwuchs, zu verstehen. In seinen Predigten legte er besonderen Wert auf klare, saubere Denkarbeit, liebte es, mit den Mitteln der Allegorie Zusammenhänge zwischen dem Sinnfälligen und Übersinnlichen herzustellen, und hielt sich, fern von aller Mystik, an die großen, einfachen Linien des religiösen Gedankens. Mit den Vertretern einer bestimmten theologischen Richtung war er der Überzeugung, daß klare Einsicht in den Zusammenhang der modern erfaßten christlichen Grundwahr-

heiten erstes Erfordernis eines religiösen Standpunktes sei. Darum stand er auch kirchenpolitisch entschieden auf seiten der liberalen Richtung, ohne indessen in den Kampf der Parteien öffentlich persönlich einzutreten. Seine stärksten Wirkungen lagen wohl auf dem Gebiet der Seelsorge; weniger vielleicht durch direkte, als durch indirekte Beeinflussung, welche eine reine, sittlich hochstehende Persönlichkeit stets auf empfängliche Gemüter ausübt. Seine Worte waren der Ausdruck eines edeln Innern. Zumal über seinem Alter war der Himmel einer seltenen Milde und Reife gebreitet, von dem Wärme ausging und versöhnliches Licht. Im September 1909 wurde er zum Dekan der Diözese Heidelberg gewählt, aber nur kurze Zeit durfte er als solcher wirken. Schwere Krankheit führte nach monatelangem Leiden am 10. März 1910 zu seinem Tode.

(Nach Nachruf von Otto Frommel im Jahresbericht der evang. Kirchengemeinde 1910.) K. O.

Johann Jakob Kneucker.

stammt aus einem alten unterfränkischen Bauerngeschlecht in Wenkheim bei Wertheim. Seine Eltern waren streng kirchlich und ebenso streng positiv. Als der Vater von Schenkels Leben Jesu hörte, verlangte er von dem Sohn, daß er die Universität verlasse und Bauer werde, daß er nicht den Glauben verliere. Kneucker ist in Wenkheim am 12. Februar 1840 geboren. Ohne jede Beihilfe eignete sich der Knabe eine große Fertigkeit im Klavier- und Violinspiel und ein allgemeines, freilich recht ungeordnetes Wissen an. Es wurde deshalb der Ortspfarrer Odenwald auf den außergewöhnlichen Schüler aufmerksam, der als Konfirmand die am Sonntag gehaltenen Predigten wortgetreu aus dem Gedächtnis aufschreiben konnte, und dieses bewog die Eltern, den Sohn dem Studium zuzuführen. Fünfzehn Jahre alt, kam er zunächst auf das Gymnasium in Tauberbischofsheim und dann auf das Lyzeum in Wertheim, um schon nach sechs Jahren, mit einem Preis ausgezeichnet, das Abitur zu machen.

Im Herbst 1861 bezog er die Universität Heidelberg, um Theologie zu studieren. Er blieb auch bis zum Examen in Heidelberg. Die Kollege bei Rothe, Holtzmann und Zeller machten großen Eindruck auf den Studenten, ganz besonders aber gewann Hitzig

mit seinen orientalischen Sprachen und den alttestamentlichen Vorlesungen sein Interesse. Er wurde es auch, der Hitzigs Nachlaß ordnen und manches davon herausgeben durfte. Hitzig hätte ihn gerne als seinen Nachfolger gesehen, doch wurde das Merx. Mit Hitzig und Holtzmann hat ihn eine innige Freundschaft fürs Leben verbunden.

Bei seiner Entlassung aus dem Predigerseminnar 1865 schrieb Schenkel ins Zeugnis: „Er wußte sich heimisch zu machen nicht nur auf theologisch wissenschaftlichem Gebiet, sondern auch in Philologie und Philosophie", und er wurde „mit besonders schönen Hoffnungen" entlassen. Nachdem Kneucker das theologische Examen als erster mit der Note vorzüglich gemacht hatte und mit seinem Freund Wachs in Wertheim ordiniert worden war, wurde er zunächst Vikar in Kirchheim. 1869 kam er als Stadtvikar nach Freiburg. Hier vermählte er sich mit Maria Edel, die er schon in seiner Gymnasialzeit kennen gelernt hatte und die ihm fürs Leben eine verständnisvolle und treubesorgte Gattin war.

Juli 1870 erhielt Kneucker die Pfarrei Neunkirchen, ließ sich aber unter Belassung des Charakters als Pfarrer von Neunkirchen ein Stadtvikariat in Heidelberg übertragen, um, von Hitzig veranlaßt, neben dem Dienst die wissenschaftlichen Studien fortzusetzen und die akademische Lehrtätigkeit zu ergreifen.

Im März 1873 wurde ihm die Stelle eines Repetenten an der Universität übertragen, und schon im Juni des gleichen Jahres bestand er das Lizentiatexamen insigni cum laude. Noch im gleichen Monat wurde er zur Habilitation zugelassen. Seine Dissertation behandelte: „Siloah. Quell, Teich und Tal." Gleichzeitig wurde ihm die Pfarrei in dem Heidelberg benachbarten Ziegelhausen übertragen, und er begann von da aus seine Vorlesungen. 1879 erschien von ihm bei Brockhaus: „Das Buch Baruch. Geschichte und Kritik, Übersetzung und Erklärung auf Grund des wiederhergestellten hebräischen Urtextes." Im folgenden Jahr gab er heraus: „Hitzigs Vorlesungen über biblische Theologie und messianische Weissagungen des Alten Testaments." Der Ausgabe gab er Anmerkungen und eine Biographie Hitzigs bei. Schon im August 1879 war er außerordentlicher Professor geworden.

Ziegelhausen brachte ihm ob seiner Strenge in sittlichen Fragen oft viel Verdruß, er war deshalb froh, im Oktober 1883 die Pfarrei

Eppelheim zu erhalten. Bei der Nähe von Heidelberg konnte er auch von hier aus seine Vorlesungen fortsetzen.

Im August 1884 erhielt er anläßlich des fünfzigjährigen Hochschuljubiläums der Universität Bern von dieser „in Anerkennung seiner literarischen und akademischen Tätigkeit" den theologischen Ehrendoktor.

Kneucker hat in den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Heidelberg in den Jahren 1873—1906 u. a. angekündet: Hebräische Grammatik, syrische, aramäische Sprache, Einleitung ins Alte Testament, alttestamentliche Theologie, Hermeneutik und Kritik des Alten Testaments, Geschichte des Volkes Israel, biblische Geographie, messianische Weissagungen, exegetische und kirchengeschichtliche Übungen und Katechetik.

Gerne hätte Kneucker sich ganz der akademischen Lehrtätigkeit gewidmet — er war auch für das alttestamentliche Ordinariat in Breslau vorgeschlagen —, aber er wußte auch die akademische Tätigkeit mit der eines Pfarramtes in einer größeren Dorfgemeinde zu vereinen und wurde hier allen Anforderungen auf Kanzel, in Schule und in der Seelsorge gerecht. Dazu stellte ihn die Diözese Oberheidelberg zwölf Jahre als Dekan an ihre Spitze, und einen nicht geringen Teil seiner Kraft beanspruchte die Redaktion des Evangelisch-protestantischen Kirchenblattes, zumal in einer Zeit großer kirchenpolitischer Kämpfe. In diesen hatte Kneucker lange Jahre die Führung des Liberalismus, und in ihnen entstanden die zwei Schriften: „Unglaube oder Glaube?" (1895) und „Die Gleichberechtigung des kirchlichen Liberalismus mit der kirchlichen Rechtgläubigkeit im Lichte des biblischen Christentums, der reformatorischen Grundsätze und des badischen Bekenntnisstandes" (1898). In diesen Kämpfen, wie auch in denen im Dienst des Badischen Evangelischen Bundes, zu dessen Vorstand er gehörte, führte Kneucker oft eine scharfe Feder, aber es war ihm nie um den Kampf, sondern stets um die Sache zu tun, und es versagten ihm darum auch die Gegner und die Vertreter anderer Richtungen nicht die Hochachtung. Ein Urteil über ihn lautet: „einer bewußten Ungerechtigkeit oder Unwahrhaftigkeit war er absolut unfähig. Immer urteilte oder handelte er bona fide". Im Oktober 1906 schied er aus dem Dekanat und am 1. November darauf aus dem Pfarramt aus, seine akademische Lehrtätigkeit setzte er aber weiter fort bis zum

Sommersemester vor seinem Tode. Nach der Pensionierung nahm er Wohnung in Heidelberg, in der Nähe von Merx, mit dem er fast täglich zusammen war. Gestorben ist er am Heiligen Abend 1909, dem Jahr, in dem die Universität auch Bassermann, Hausrath und Merx verloren hatte. Der Trauer der Hochschule gab der Prorektor Windelband und der theologische Dekan von Schubert, der der Kirche Prälat Schmitthenner und Dekan Henning beredten Ausdruck. Er ruht auf dem Heidelberger Bergfriedhof unter Zypressen, und 1917 bettete man auch seine Gattin neben ihn.

(Quellen: Der literarische Nachlaß von Kneucker, persönliche Erinnerungen des Verfassers und der Hinterbliebenen.)

Heinrich Neu.

Rudolf Behrle,

Dr. theol. h. c., Domkapitular und Apostolischer Protonotar, geboren 17. April 1826 in Herbolzheim, gestorben 18. November 1902 in Freiburg. Nach Absolvierung seiner theologischen Studien an der Freiburger Hochschule (1847—1850) und des Seminarkurses in St. Peter empfing er am 26. August 1851 die Priesterweihe. An Seelsorgerposten des badischen Ober- und Mittellandes, in Engen als Vikar (1851—1853), in Donaueschingen als geistlicher Lehrer am Progymnasium (Mai bis August 1853), als Pfarrverweser in Geisingen (1853—1858), in Oberachern (1858—1860), in Kappel am Rhein (1860—1862), in Konstanz an der Spitalpfarrei (1862 bis 1864), bewährte er sich schon in den Eigenschaften, die ihm auch später in verantwortungsvollen Lagen und höheren Stellungen reichen Erfolg sichern sollten. Neben einem von tiefer Religiosität und opferwilligem Seeleneifer getragenen jugendlichen Idealismus zeigte er auch den schwierigsten kirchlichen Verhältnissen gegenüber ein hohes Maß von pastoraler Klugheit, von unerschütterlicher Ruhe und von vornehmer, konzilianter Denkweise, vor allem aber eine wahrhaft sonnige Herzensgüte. So gewann er in Engen die Herzen einer von den Nachwehen der Revolution noch stark erregten und, wie in Konstanz, in der Atmosphäre der Aufklärung kirchlich und religiös stumpf und kalt gewordenen Bevölkerung in kürzester Zeit für sich; in Geisingen führte er den gleichen Umschwung herbei, trotz stärkster Behemmung durch den badischen Kirchenstreit, von dem selbst

eine derartig irenische Natur wie Behrle nicht verschont blieb. Ähnlich beruhigend und ausgleichend war seine Wirksamkeit auch in der damals sehr zerklüfteten Bevölkerung von Kappel am Rhein. In eine wesentlich verschiedene Welt kam er, als er im Spätsommer 1864, zunächst nur provisorisch, von 1866 an aber definitiv, den Posten eines Hausgeistlichen in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau übernahm. Ist die Seelenleitung der bedauernswertesten unter den Kranken ganz besonders schwierig und verantwortungsvoll, so gewann Behrle doch auch hier rasch unbegrenzten Einfluß durch sein herzensgutes, ruhiges Wesen, sein tiefreligiöses Gemüt und seine große Klugheit; erleichtert war ihm wesentlich die Aufgabe durch den trefflichen Geist, der unter dem Anstaltsdirektor Roller und seinen geistig und seelisch ihm ebenbürtigen Ärzten Hergt und Schüle in der Anstalt herrschte. Nach achtjähriger Wirksamkeit (1873) wurde er ins Domkapitel berufen und am 15. Januar 1874 feierlich, zugleich auch als Münsterpfarrer, installiert. In letzterer Stellung, die er bis 1882 inne hatte, entfaltete er die gleiche unermüdliche, aber auch gleich segensreiche und nachhaltige Tätigkeit wie an allen bisherigen Seelsorgeposten. Besonders geschätzt war er als Kanzelredner, aber auch seine katechetische Wirksamkeit an der Höheren Töchterschule war gerühmt. Das Instandsetzungswerk am und im Münster, das schon längere Zeit im Gang war, allerdings noch ohne die breite und planmäßige Basis, die es Ende der achtziger Jahre, nach der Prüfung der Gutachterkommission erhalten hat, setzte er fort. In den vorausgegangenen Jahren hatte man nach und nach die das ganze Innere deckende Tünche entfernt und die Gewölbe und Rippen nach vorgefundenen Malereispuren oder nach freier Wahl, neu gefaßt. Ein Unternehmen, das auch unter Behrle noch weitergeführt wurde. Von den unter ihm ausgeführten Arbeiten ist aber fraglos auch für weitere Kreise die bedeutendste die Anbringung des großen Wandbildes der Krönung Mariä von L. Seitz auf dem Chorbogen (1876/77) an Stelle einer ähnlichen nur in Resten aufgefundenen Darstellung des sechzehnten Jahrhunderts. Als Ordinariatsmitglied war er ein Menschenalter hindurch kluger und geschätzter Mitarbeiter und Berater von vier Bischöfen, die ihn ob seines gewinnenden und zugleich klugen Wesens mit manch diskreter Mission betrauten. Im Examensstreit hatte er eine solche beim Minister Jolly, andere in den siebziger Jahren an vom Altkatholi-

zismus bedrohten Orten auszuführen. Mehrmals stand er auch auf der Kandidatenliste für den erzbischöflichen Stuhl. Das karitative Vereinswesen hatte an ihm einen geradezu väterlichen Fürsorger; lange Jahre hindurch war er Vorstand der erzbischöflichen Armenkinderhäuser, sechzehn Jahre solcher des Marienhauses und des damit verbundenen Haushaltspensionates St. Agnes. Auch beim Michaelsverein war er Vorstandsmitglied.

Bei all dieser ausgedehnten praktischen, die Kraft eines einzigen stark beanspruchenden Wirksamkeit hatte Behrle aber auch Zeit zu literarischer Produktion gefunden. Er hatte von Haus eine tiefe, abgeklärte Geisteskultur und echt poetische Empfindung, die wie ein warmer Hauch alle literarischen Erzeugnisse durchwehen; ein feines Naturempfinden, das schon in der heimatlichen Landschaft grundgelegt und genährt worden war, und das wie ein lichter Sonnenstrahl ihn ins öffentliche und amtliche Leben begleitete. Schon während seiner Lyzealjahre hatte er ein Drama in fünf Akten, „König Enzio" (1849), geschrieben, das sogar eine Aufführung im Stadttheater von Freiburg erlebte. Eine Anzahl Bühnenstücke folgte in späteren Jahren diesem ersten Versuch („Joseph und seine Brüder", 1857, 4. Aufl. 1893; „Der falsche Treffer", Drama, 1862, 2. Aufl. 1893; „Frauentreue oder die Ritter von der Rosen", Drama, 1869, 2. Aufl. 1896; „Franktireur", Drama, 1871; „Tobias", Drama, 1873; von besonders liebenswürdig-feinsinniger Art „Die Kinder im Walde, 1887). Sie bildeten mit ähnlichen Werken Weickums als gediegene Schöpfungen echt poetischer Gestaltungsgabe Jahrzehnte hindurch das Repertoire ernsterer Vereins- und Instituts-bühnen. Ein größerer Roman „König und Königin" (1861) zeichnet sich durch Lebendigkeit der historischen Schilderungen aus. Als Volksschriftsteller im besten Sinne des Wortes trat er in den letzten Lebensjahren hervor mit den „Plaudereien des Waldbruders Bastian", die alljährlich in Herders „Sonntagskalender" erschienen und poetisch-feinsinnig von tiefem Verständnis für die Volksseele, ihre Gebrechen und ihre Freuden durchweht sind.

Nach so erfolgreicher Tagesarbeit blieben Ehrungen nicht aus. Schon 1882 war er Päpstlicher Geheimkämmerer geworden, 1899 Apostolischer Protonotar; die Theologische Fakultät hatte ihm zum siebzigsten Geburtstag den Doktorhut ehrenhalber verliehen, der Großherzog das Kommandeurkreuz zweiter Klasse vom Zähringer

Löwenorden und 1901 das Kommandeurkreuz zweiter Klasse vom Orden Bertholds II. Die schönste Auszeichnung war ihm persönlich aber immer die aufrichtige Verehrung aller, die ihm nahestanden. Nach längerem Siechtum entschlief Behrle am 18. November 1902 und wurde am 20. November auf dem Friedhof der Bischofsstadt beigesetzt.

(Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts, 4. Aufl., I, 93; derselbe, Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog VII [1905], 143/144; Karl Mayer, Domkapitular Dr. Rudolf Behrle [Freiburg 1902]; Jul. Mayer in Freib. Diöz.-Archiv, N. F. VII [1906], 27/28.) J. Sauer.

Cornelius Krieg,

Dr. phil. et theol., Professor der Theologie an der Universität Freiburg im Breisgau, Geistlicher Rat und Päpstlicher Hausprälat, geboren 13. September 1838 zu Weisenbach im Murgtal, gestorben 24. Januar 1911 in Freiburg im Breisgau. Das obere Murgtal bei Gernsbach war die Heimat von Krieg, ihr hielt er treue Anhänglichkeit bis zum Tode und manche kleine geschichtliche Arbeit späterer Jahre war ihr gewidmet. Die Humaniora absolvierte der ungemein talentvolle und strebsame Junge mit glänzendem Erfolg als Erster seiner Klasse am Lyzeum zu Rastatt, dessen Lehrern wie der Anstalt er treue Dankbarkeit zeitlebens bewahrte. Von 1861—1865 besuchte er zum Studium der Theologie und der klassischen Philologie die Universitäten Freiburg und Bonn und empfing am Schlusse des Seminarkurses in St. Peter am 1. August 1866 die Priesterweihe. Nach zweijähriger Seelsorgertätigkeit als Vikar in Hilsbach (Dekanat Waibstadt), Ersingen und Wiesental bezog er nochmals (1868) die Universität in Bonn, um seine altklassischen Studien zum Abschluß zu bringen. 1870 kam er als Lehrer an die Erzbischöfliche Lehranstalt in Breisach, deren Leitung er von 1872—1874 innehatte; nach deren Eingehen war er kurze Zeit an der Privatschule in Waldkirch tätig, ging aber 1876, nach bestandenem Doktorexamen (mit der Dissertation De servitute ex jure gentium) in der Philosophischen Fakultät zu Heidelberg, wieder in die Seelsorge zurück. Als Pfarrverweser wirkte er erst in Geisingen, hernach in Ebnet, erwarb 1880 auch den theologischen Doktorgrad an der Universität zu

Freiburg und habilitierte sich zu Beginn des Wintersemesters 1880 in der Theologischen Fakultät zu Freiburg. Er brachte für diese neue Wirksamkeit, der sein weiteres Leben gewidmet sein sollte, gründliche wissenschaftliche Methode, das Wissen eines Polyhistors, aber auch eine feine psychologische Beobachtungsgabe und reiche seelsorgerliche Erfahrungen mit. Letztere kamen ihm als unschätzbarer Vorteil zugute gerade in der Doktrin, die er pflichtmäßig schon 1883 zu übernehmen hatte, als ihm das Lehrdeputat des schwer erkrankten und schon im Spätherbst des gleichen Jahres verstorbenen Alban Stolz vertretungsweise übertragen wurde. Es umfaßte Pastoraltheologie und Pädagogik. 1884 wurde er planmäßiger außerordentlicher Professor dieses Lehrfaches und 1888 ordentlicher. Nach Kössings Tod (1894) übernahm er auch noch das Lehrfach der Einführung in die theologische Wissenschaft (theologische Enzyklopädie) und vertrat es zwölf Jahre hindurch.

Als Lehrer war Krieg ungemein anregend durch sein ausgedehntes Wissen, durch die reichen Beziehungen, die er herzustellen wußte, vor allem durch einen überaus flüssigen, plastisch anschaulichen und geistvollen Vortrag; die angeborene Herzensgüte und das Wohlwollen, das er jedem in Not Befindlichen, die Hilfsbereitschaft, die er jedem Strebsamen entgegenbrachte, und eine wohltuende persönliche Wärme des Gemüts, die in seinen Vorlesungen wie im Privatverkehr jedem entgegenstrahlte, gewannen ihm alle Herzen. Er war im schönsten Sinne der „Papa Krieg". Auf seinem Arbeitsgebiet suchte er mehr auf dem Boden der Tradition und der kirchlichen Lehre, deren hohem Wert er mit begeisterten Worten Zeugnis gab, die großen Zusammenhänge klar herauszuarbeiten und die Beziehungen zum Leben herzustellen, als sich in Sonderprobleme zu vertiefen; er blieb dabei aber keiner Frage der Gegenwart fern. So hat er das Gebiet der Pastoraltheologie wie der Liturgik sowohl nach der historischen Seite wie in ihrer psychologischen Vertiefung ungemein ausgebaut und auf die Höhe einer neuzeitlichen Wissenschaft emporgehoben. Vor allem aber hat er dem Klerus des Landes ein Menschenalter hindurch nicht nur reiche, klare und gesunde Unterweisung, sondern auch pietätvolle Liebe und warmes Interesse für seine pastorale und pädagogische Wirksamkeit und die Kultverrichtungen vermittelt und Sinn und Verständnis für die Volksseele und ihre Bedürfnisse und Nöte ein-

gepflanzt. Er war zeitlebens ein Mann des Friedens und versöhnlicher Gesinnung. Das Suaviter in modo vertrat er selbst unentwegt im Leben wie in der Unterweisung der theologischen Jugend. Bei seinem echt humanen, mit dem Leben rechnenden, jedem Extrem abholden Wesen suchte er auch bei Reibungen und Auseinandersetzungen, die um kirchliche Interessen gingen, mehr die Rolle des Vermittlers als des Vorkämpfers zu spielen.

Krieg war eine Persönlichkeit von ungemein leichter und rascher Arbeitsfähigkeit, aber auch von ungewöhnlicher Arbeitskraft und zäher Unermüdlichkeit in der Ausnutzung der Zeit. Nur so war ihm neben der starken Belastung durch Vorlesungen die reiche literarische Tätigkeit möglich. Sie setzt ein mit dem als Lehrbuch während seiner Breisacher Unterrichtstätigkeit entstandenen „Grundriß der römischen Altertümer" (1872), einer für ihre Zeit sehr verdienstlichen Darstellung dieses Gesamtgebietes (einschließlich der Literatur und Kunst Roms), die, erheblich erweitert und gründlich umgearbeitet, 1889 zum drittenmal erschien. 1879 brachte seine Habilitationsschrift „Die Erkenntnistheorie des heiligen Chrysostomus" und 1880 die religionsgeschichtliche Studie „Der Monotheismus und das Heidentum", die Bearbeitung einer englischen Vorlage von Formby. 1884 legte er eine Studie über „Die theologischen Schriften des Boëthius" vor, die er im späteren Leben wiederholt weiter auszubauen versuchte, ohne daß ihm hierfür die nötige Zeit noch beschieden war. Auf das Gebiet der römischen Altertumskunde kehrte er in der Folgezeit noch häufig zurück, sei es, um einzelne Fragen daraus nochmals eingehender darzustellen, sei es, um die Weiterentwicklung antik-römischer Einrichtungen und Gewohnheiten in die christliche Gesellschaft, vor allem in den christlichen Kult hinein, zu beleuchten. Hierher zählen vor allem seine Beiträge zu Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, in dem er vom fünften Band (1888) an als Bearbeiter von Stichworten wie Heilige Gefäße, Heiligenschein, Natale, Natalitium, Lateinische Literatur, Orakel, Skenophylax auftritt. Viel intensiver wurde er von Fr. X. Kraus für dessen „Realenzyklopädie des christlichen Altertums" (1880—1886) in Anspruch genommen. Die zwei Bände enthalten nahezu ein halbes Hundert Einzelartikel aus dem Grenzgebiet der antiken und frühchristlichen Altertumskunde (z. B. Arra, Götzenbild, Energumene, Friedenskuß), vor allem aber aus dem Ge-

biet der ältesten Liturgie und ihrer Einrichtung (Oblationen, heilige Feste, heilige Gefäße, liturgische Kleidung, Vigilien, Litanei, Pallium, Kreuzverehrung, Tedeum u. a.) sowie der kirchlichen Verfassung und des kirchlichen Lebens (Primat, Presbyter, Patronat, Prälatus, Präpositus, Vikare, Viduae). War mit diesen den Wissenstoff mehr registrierenden Arbeiten die Brücke zur Liturgiegeschichte geschlagen, so hat er zu dieser einen auch heute noch wertvollen Beitrag geboten in seiner Antrittsvorlesung bei Übernahme des Ordinariates „Die liturgischen Bestrebungen im karolingischen Zeitalter" (1888). Im Jahre zuvor aber hatte er schon als Frucht seiner Vorarbeiten für die Fachvorlesungen ein Präludium zu seinem großen Lebenswerk erscheinen lassen: „Die biblische und klassisch-patristische Pastoraltheologie". Es dauerte aber fast noch zwei Jahrzehnte, bis völlig ausgereift, allseitig ausgebaut und vom persönlichsten Wesen des Autors auf jeder Seite getragen, diese wissenschaftliche Darstellung seiner Fachdisziplin erscheinen konnte: „Wissenschaft der Seelenleitung, eine Pastoraltheologie" (I. 1904; II. 1907). Von den vier Bänden erschien noch, fertiggestellt und herausgegeben von Seminarregens Dr. Ries in St. Peter, der dritte, der Homiletik gewidmet, nach seinem Tode (1915). Allseitig anerkannt wurde an dieser Lebensarbeit das methodisch Neue, der Ausbau der mehr praktischen Seelsorge zu einer wirklichen und ernsten Wissenschaft; darüber hinaus aber auch der gesunde und erfahrene Blick, mit dem die schwierigsten Probleme, vor allem auch der Gegenwartsbedürfnisse, dieses Gebietes gemeistert wurden, die psychologische Vertiefung und die überlegene Klugheit, mit der hier Richtlinien für eine tiefgehende, individuelle Geistesarbeit gezogen wurden. Diese Vorzüge konnten großenteils auch schon an seinem „Lehrbuch der Pädagogik" festgestellt werden, das 1899 erstmals, 1905 in dritter Auflage erschien. Als Leitfaden für Vorlesungen erschien dann noch die „Enzyklopädie der theologischen Wissenschaft" (1899, zweite Auflage 1910). In summarischer Zusammenstellung hat er sich über Aufbau und Aufgabe der „katholischen praktischen Theologie" nochmals mit programmatischen Ausblicken geäußert in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" I, 4, 549—582 (1905), und ins Quellgebiet christlichen Lebens wie christlicher Seelenleitung führten die drei ungemein feinsinnigen, tiefdurchdachten Vorträge „Jesus Christus, die Wahrheit, der Weg und das Leben", die er auf dem

Hochschulkurs zu Freiburg 1908 gehalten hatte („Jesus Christus" [Freiburg 1908], Seite 313—371).

Seiner ganzen Veranlagung wie seiner Ausbildung nach war Krieg vorwiegend historisch eingestellt. Auf gründliche und selbständige Behandlung der geschichtlichen Entwicklung der von ihm vertretenen Disziplinen legte er darum besonderes Gewicht und immer in Mußestunden kehrte er zur Geschichte zurück und hat ihr manchen wertvollen Beitrag gestiftet. Seine besondere Vorliebe hatte die Gelehrtenschule der St. Blasianer im Schwarzwald. Deren führenden Kopf würdigte er in seiner Prorektoratsrede 1896 nach der theologiegeschichtlichen Seite („Martin Gerbert von St. Blasien") und „Die historischen Studien zu St. Blasien auf dem Schwarzwald" im Freiburger Diöz.-Archiv, N. F. IX, 274, einen einzelnen Vertreter daraus, P. Tr. Neugart, im „Kirchenlexikon IX, 182 ff. Mit fein und gerecht abwägenden Strichen zeichnete er im Universitätsprogramm von 1896 das Charakterbild „F. Geminian Wankers, eines Theologen der Übergangszeit", des ersten designierten Erzbischofs von Freiburg; ebenso auch das der „Augusta Sibylla, Markgräfin von Baden" (Karlsruhe 1907). Manchem Freund und mancher verdienten Persönlichkeit legte er in Nachrufen ein Gedenkwort aufs Grab, so vor allem seinem Kollegen König (Freiburger Diöz.-Archiv, N. F. I, S. V—XVI); in den Badischen Biographien u. a. König (V, S. 401), Kössing (V, S. 413 ff.), Krauth (V, S. 441 ff.), Wörter (V, S. 831 ff.). Manche geschichtlichen Beiträge von ihm brachten außer dem Freiburger Diöz.-Archiv (über Waghäusel, das Piaristengymnasium zu Rastatt, die Totengruft der Jesuitenkirche zu Freiburg) das St. Liobablatt und das Oberrh. Pastoralblatt. Seit 1905 führte Krieg den Vorsitz im Kirchengesch. Verein der Erzdiözese, mit fruchtbaren Anregungen für Ausbau des Arbeitsprogramms und auf den Jahresversammlungen unermüdlich in der Werbearbeit. Neun Jahre hindurch (1885—1893) hatte er die Schriftleitung des wichtigsten kritischen Literaturorgans der Katholiken, der „Literarischen Rundschau", in deren aufreibenden Dienst er neben seiner rüstigen Manneskraft sein vielseitiges Wissen, seine umsichtige Klugheit und opferwillige Hingabe für die Sache stellte.

Bei all dieser reichen akademischen und literarischen Wirksamkeit erübrigte Krieg immer noch Zeit, in der Pastoration aus-

zuhelfen und so mancher Anliegen einfacher Leute wie von Confratres oder von Studenten sich anzunehmen. Als langjähriger Präsident des Vincentiusvereins und des Katholischen Studienvereins (1899—1910) bekundete er der Not des Lebens gegenüber ebenso große persönliche Opferwilligkeit wie rastloses Bemühen, das Interesse für Vereine von so ernstaktueller Bedeutung in die weitesten Kreise zu tragen. Erhebliche letztwillige Zuwendungen an die kirchlichen Fonds seiner Heimat und an kirchlich-karitative Vereine krönten in schönster Weise diese stille Wirksamkeit eines mildtätigen Herzens.

Anerkennung blieb bei diesem Manne unermüdlicher Arbeit von keiner Seite in späteren Jahren aus. Die Hochschule wählte ihn 1896 zum Prorektor, entsandte ihn in verschiedene Kommissionen und bekundete damit ihr großes Vertrauen zu seiner Person; vom Großherzog erhielt er das Kommandeurkreuz zweiter Klasse vom Zähringer Löwenorden; vom Erzbischof den Titel eines Geistlichen Rates (1898) und vom Papst den eines Päpstlichen Hausprälaten (1902). Krieg hatte seine Arbeitskraft und Geistesfrische bis zu seinem Hinscheiden bewahrt, hielt auch in vollem Umfang seine Vorlesungen ab, bis ein rasch verlaufenes Leiden, selbst für ihm Näherstehende unerwartet, das Ende herbeiführte (24. Januar 1911). Anläßlich seiner Beerdigung (26. Januar) auf dem Freiburger Friedhof fand die allgemeine tiefe Verehrung zu ihm noch einmal ergreifenden Ausdruck. Länger aber wird sein Andenken fortleben in den Herzen seiner Freunde und Kollegen, denen er allezeit ein kluger Berater und bereitwilliger Helfer, in Stunden der Ausspannung ein Causeur von sprudelndem Humor war, länger auch die dankbare Erinnerung bei der großen Schar einstiger Schüler, denen er Führer fürs Leben geworden ist.

Jul. Mayer, Geistl. Rat Prof. Dr. Cornelius Krieg. Gedächtnisworte bei der Beerdigungsfeier. Akad. Mitteilungen 1911, Nr. 9. Bad. Beob. 1911, 25. Jan. und (gleichlautend) Freib. Tagespost, 25. Jan. Rieder in Freib. Diöz.-Archiv, N. F. XII, S. VII—X. Jul. Mayer, ebd. XVII, S. 9—12. Sauer, in Lit. Rundsch. 1911, Nr. 2.

J. Sauer.

Karl Theodor Rückert,

Dr. theol., Professor der Theologie an der Universität zu Freiburg i. Br., geb. 2. Februar 1840 in Beckstein (Taubergrund), gest. 9. November 1907 in Freiburg. Als Sohn einer begüterten Bauernfamilie erbte er vom Elternhaus tief christlichen Sinn und bleibende Liebe zur Heimat. Angeregt und vorbereitet durch einen geistlichen Onkel, kam er zum Studium aufs Gymnasium nach Tauberbischofsheim, für die letzten Klassen ans Lyzeum nach Konstanz. Drei Jahre (1859—1862) oblag er auf der Universität Freiburg neben dem Berufsstudium der Theologie auch dem der klassischen Philologie und wurde in St. Peter am 4. August 1863 zum Priester ordiniert. Sein erster und einziger Seelsorgerposten war Königheim, wo sein Onkel, Georg Karl Rückert, als Pfarrer wirkte († 1867) und dem jungen Vikar hinreichend Zeit ließ zur Vorbereitung auf das philologische Staatsexamen. Nachdem er es noch gegen Schluß des Jahres mit gutem Erfolg bestanden hatte, kam der junge Lehramtspratikant (April—September 1864) an die Privatlehranstalt Breisach, dann als geistlicher Lehrer für Religionsunterricht und klassische Sprachen an das Gymnasium nach Tauberbischofsheim, im Herbst 1868 an das von Freiburg, wo er 1870 Professor wurde und nahezu ein Vierteljahrhundert (bis Herbst 1894) wirkte, neben Religionsunterricht auch in klassischen Sprachen und später noch in Englisch und Französisch unterrichtete, mit gütigem Verständnis für Jugendsinn und Eigenart und doch mit gewissenhaftestem Pflichteifer. Schon 1865 hatte er sich den theologischen Doktorgrad erworben mit einer Dissertation über die Quellen der Apostelgeschichte; eine zweimalige Reise (1879, 1880) nach Ägypten und Palästina diente ihm zur Vertiefung und Erweiterung seiner topographischen Kenntnisse des Heiligen Landes. Gründliche Beherrschung des Französischen und Englischen erwarb er sich auf Reisen durch Frankreich, England und Amerika. So vorbereitet, habilitierte er sich in der Theologischen Fakultät von Freiburg (1887) für biblische Geographie und neutestamentliche Exegese. 1890 wurde er Honorarprofessor und 1895 Ordinarius der neutestamentlichen Bibelwissenschaft, nachdem er sein Lehramt am Gymnasium aufgegeben hatte (1894).

Für die akademische Wirksamkeit brachte Rückert ein tiefes,

solides Wissen, vor allem auch für sein Lehrfach besonders wichtige gründliche philologische Schulung und umfassende historische Kenntnisse, fromme innerliche Gläubigkeit ohne kleinliche Engherzigkeit mit. So wirkte er stets anregend und bot, auch ohne die Mittel einer formalen Beredsamkeit, den Theologen ein positives Wissen. Unentwegt auf dem Boden der kirchlichen Tradition sich haltend, blieb er dem Tagesstreit um die Bibelfrage, der zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in seinen Fachkreisen Unruhe schuf, fern. Als Gelehrter zeigte er seine geistige Überlegenheit besonders in den topographischen Fragen der Heiligen Schrift. Er konnte sich freilich nur schwer dazu verstehen, sein reiches und abgeklärtes Wissen auch literarisch festzulegen. Seine kritischen Besprechungen in der „Literarischen Rundschau" gaben Proben davon, mehr noch seine exegetisch-kritischen Sonderstudien, in denen er die Ergebnisse seiner Forschung, auch für die Gegner stets lehrreich und Anerkennung abfordernd, vorlegte. So brachte die „Tübinger theologische Quartalschrift" seine Untersuchung über „den Schauplatz des vollendeten Reiches Gottes im Hinblick auf 1. Thess. 4, 17 und Apoc. 21, 2—10" (67, S. 355 ff.), über „den Begriff παρθένος und ἀπαρχή in Apoc. 14, 4—5" (68, S. 391—447; 69, S. 105 ff.), und die „Exegetisch-kritische Beleuchtung von Apoc. 22, 14—15" (70, S. 531—589). Zwei topographische Fragen des Heiligen Landes beschäftigten ihn zeitlebens und regten ihn immer wieder zu literarischer Stellungnahme an, das Problem der Lage von Sion und von Emmaus. Sion verlegte er auf Grund sorgfältiger örtlicher Beobachtungen und der fast einhelligen Tradition, weniger den archäologischen Indizien folgend, auf den Südwesthügel von Jerusalem (Die Lage des Berges Sion in Bibl. Studien III, 1 [Freiburg 1898], Wetzer & Welte, Kirchenlexikon XI, S. 347—355); bezüglich Emmaus unterschied er zwischen einem alttestamentlichen Ort dieses Namens, das er in die Philisterebene nach Amwâs verlegt, und einem neutestamentlichen, das er in Kubêbe suchte („Amwâs, was es ist und was es nicht ist", Tübinger theol. Quartalschr. 74, S. 558 ff.; „Zur Emmausliteratur" in Lit. Rundschau 1893, Nr. 11). In der von ihm besorgten Neuauflage des Atlas biblicus von Ries (2. Aufl., Freiburg 1906) hatte er Gelegenheit, seine umfassende geschichtliche Kenntnis des Landes noch kurz vor seinem Tode festzulegen. An selbständigen Veröffentlichungen Rückerts sind noch zu erwähnen die drei

Freiburger Gymnasialprogramme mit dem Sammeltitel „Die Religion vom apologetischen Standpunkt" (1872—1874), sodann die zwei Reisebücher, in denen er geschichtliches Wissen mit den eigenen Beobachtungen in lebhaften Schilderungen zu verbinden wußte („Reise durch Palästina und über den Libanon", Mainz 1881, und „Nach Nordafrika", Würzburg 1884).

Persönlich war Rückert ein innerlich abgeklärter Charakter, der Öffentlichkeit gegenüber fast schüchtern, fadengerade in seiner Denkweise, von einfachem schlichten Wesen, biederer Offenheit gegen jedermann, von frischer, natürlicher Heiterkeit im engeren Freundeskreis. Ein besonderes Vertrauensverhältnis hatte er zu Erzbischof Orbin, dem er einen warmen Nachruf widmete (Bad. Biograph. IV, S. 289—310) und zu F. X. Kraus, der ihn zum Testamentsvollstrecker ausersehen hatte. Allem Schönen in Natur und Kunst zeitlebens mit Eifer hingegeben, hatte er eine kleine Sammlung von Kunstwerken angelegt und namentlich in jüngeren Jahren mehrmals auch die Festspiele in Bayreuth besucht. Und das gleiche Interesse brachte er allen kulturellen Bestrebungen der Zeit entgegen. Neugründungen solcher Art, wie die des Studienvereins zur Unterstützung unbemittelter Akademiker oder des Studienhauses Collegium Sapientiae, fanden an ihm einen um so freigebigeren Mitgründer, als er persönlich von fast spartanischer Anspruchslosigkeit war. Ein glänzendes Zeugnis seines karitativen Sinnes, der sich im stillen allem Elend gegenüber mit stets offener Hand bewährte, ist seine letztwillige Verfügung, in der er die Hälfte seines Vermögens karitativ-kirchlichen Stiftungen, die andere im Betrag von 33 000 Mark zur Gründung eines Reisestipendiums an der Universität Freiburg für Weiterbildung katholischer Theologen und Philologen vermachte. Von nicht sehr kräftiger Natur, erlag er nach mehrfacher ernstlicher Erkrankung einer Herzschwäche am 5. November 1907 und fand seine letzte Ruhestätte in der Heimat.

(Akad. Mitteilungen [Freiburg] 1907, Nr. 4. Bad. Beob. 1907, Nr. 264. Leonh. Schanzenbach, Trauerrede bei der Beerdigung Dr. Karl Rückerts in Beckstein. Freiburg 1907. Sauer in Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog XII [1906], S. 107—109. J. Mayer in Freib. Diöz.-Archiv, Nr. F. XII [1909], S. 25—27.)

J. Sauer.

Karl Schenkel

wurde geboren am 11. August 1845 in Schaffhausen, wo sein Vater Daniel (Badische Biographien IV, 383 ff.) damals erster Prediger am Münster war. In dieser Stadt war die weitverzweigte Familie alteingesessen, ebenso wie die seiner Mutter, einer geborenen von Waldkirch, deren Vater Kantonsrat war. Aus der Familie Schenkel ging eine Reihe angesehener evangelischer Theologen hervor. Karl war sechs Jahre alt, als sein Vater an die Universität Heidelberg berufen wurde. Hier wuchs er heran, aufs sorgfältigste erzogen, in einer geistig angeregten Umgebung; Männer wie Rothe, Zeller, Helmholtz, Bluntschli, Häußer und andere Koryphäen der Universität verkehrten in seinem Elternhause. Das Wesen seiner Mutter wird gekennzeichnet durch die Bemerkung Hausraths von „der ungewöhnlich bedeutenden und liebenswürdigen Frauenwelt des Schenkelschen Hauses" (Richard Rothe und seine Freunde, 2, 424).

In Heidelberg besuchte Karl Schenkel das Gymnasium. Im Jahre 1863 bezog er die Universität und widmete sich zunächst in Heidelberg, dann in Berlin der Rechtswissenschaft. In seinem dritten Studienjahr erhielt er den Preis für die Bearbeitung der von der Heidelberger philosophischen Fakultät aus den Staatswissenschaften gestellten Preisaufgabe: „Geschichtliche Fortbildung der Lehre von der Volksvertretung seit Rousseau und ihr Einfluß auf die heute bestehenden Repräsentativverfassungen". Nachdem er in Heidelberg promoviert und in den Jahren 1868 und 1870 die beiden juristischen Staatsprüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte, erhielt er 1871 als Sekretär beim Ministerium des Innern unter Jolly seine erste Anstellung. Im Dezember 1872 wurde er als Amtmann ans Bezirksamt Heidelberg versetzt. Diese Beschäftigung war die einzige im äußeren Dienst der Bezirksverwaltung zugebrachte Zeit. Und auch sie dauerte nur wenige Monate. Denn schon im Frühjahr 1873 wurde er als Hilfsarbeiter ins Handelsministerium einberufen, um von nun an nur noch in der Zentrale Verwendung zu finden. Folgende Daten bezeichnen seine weitere dienstliche Laufbahn im Ministerium. Noch im Jahre 1873 wurde er zum Ministerialassessor, im Jahre 1876 zum Ministerialrat befördert. Von 1876—1888 versah er zugleich den Dienst als

Vorstand des Obereichungsamtes; von 1879—1899 war er auch Mitglied des Kompetenzgerichtshofes. Im Frühjahr 1881 kam er infolge der Aufhebung des Handelsministeriums in gleicher Eigenschaft zum Ministerium des Innern. Seine Tätigkeit bei den zwei Ministerien war eine einheitliche, weil die Zuständigkeiten des Handelsministeriums, außer dem Eisenbahnwesen, auf das Ministerium des Innern übergingen und Schenkel so die ihm vertrauten Arbeitsgebiete behielt. Von 1888 bis 1899 war er zugleich ständiges Mitglied und Vorsitzender des Landesversicherungsamtes, 1890 bis 1902 auch stellvertretendes Mitglied des Disziplinarhofes, 1891 bis 1899 Bevollmächtigter bei der Rheinschiffahrts-Zentralkommission. Im Jahre 1891 wurde er zum Geh. Oberregierungsrat, 1893 zum Ministerialdirektor, 1895 zum Geh. Rat II. Klasse befördert. 1896 wurde er zugleich zum stellvertretenden Bevollmächtigten beim Bundesrat ernannt.

Neben dieser praktischen Berufsarbeit übte Schenkel auch eine akademische Lehrtätigkeit aus. Im Mai 1875 wurde er mit der Abhaltung von Vorlesungen über populäre Rechtslehre sowie über Forst- und Jagdrecht an der Technischen Hochschule Karlsruhe beauftragt; zugleich wurden ihm die Geschäfte eines rechtsverständigen Beirats im Großen Rate übertragen. Bis zu seiner Ernennung zum Minister erfüllte er diese Aufgabe. Im September 1906 verlieh die Technische Hochschule ihm den Dr. ing. h. c. Als Schenkel im Jahre 1907 die Leitung des Ministeriums des Innern mit dem Posten des Präsidenten der Oberrechnungskammer vertauschte, nahm er die Vorlesungen wieder auf, jedoch nur für kurze Zeit, bis ihn ein schweres Leiden daran hinderte.

Die Verbindung der Verwaltungspraxis mit theoretisch-systematischer Bearbeitung der ihm obliegenden Aufgaben, aus ererbter Neigung und angeregt durch die akademische Lehrtätigkeit, zeitigte eine Reihe ausgezeichneter wissenschaftlicher Werke, die ihm in der gelehrten Welt wie in den Kreisen der Praxis einen Namen als Gelehrter und Theoretiker verschafften. Die Wissenschaft war ihm die Begleiterin der Praxis. Er schuf das wissenschaftliche Rüstzeug für den Praktiker und regte wieder wissenschaftliche Arbeiten an und schützte die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung.

Schenkels Wirksamkeit fiel in die Jahre nach Aufrichtung des Reiches, in denen die deutsche Volkswirtschaft einen mächtigen Auf-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schwung genommen und zugleich eine tiefgreifende Umgestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse sich vollzogen hat. An der diese Entwicklung begleitenden hochgesteigerten Staatstätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung hat er für sein Heimatland Baden und über dessen Grenze hinaus hervorragenden Anteil genommen. Sein bedeutendstes Werk aus der Zeit seiner Tätigkeit als Referent und Ministerialdirektor war die Reform des Wasserrechts. Vom Eintritt ins Handelsministerium an während der ganzen Zeit seines Wirkens bei diesem und dem Ministerium des Innern war er damit befaßt. Das Wasserrecht gehörte vordem zu den am wenigsten befriedigend geordneten Rechtsgebieten. Das von Schenkel ausgearbeitete Gesetz vom 25. August 1876 (mit einigen späteren unbedeutenden Nachträgen) regelte die öffentlich-rechtliche Seite des Wasserrechts; dagegen wurden die wasserrechtlichen Vorschriften des Badischen Landrechts, wenn auch im einzelnen geändert und ergänzt, beibehalten. Einen Kommentar zu dem neuen Gesetz, „Das badische Wasserrecht", ließ Schenkel im folgenden Jahr erscheinen. Die Beseitigung des Badischen Landrechts durch das BGB. gab dann Anlaß, nunmehr die gesamte vom BGB. der Landesgesetzgebung vorbehaltene Materie in einheitlicher legislatorischer Form zu behandeln, zugleich aber auch den geänderten volkswirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechend fortzubilden. So rundete das Wassergesetz vom 26. Juni 1899 die durch das Gesetz von 1876 noch nicht vollendete Kodifizierung. Im Jahre 1902 erschien dann die zweite Auflage seines Kommentars dazu, der über den Bereich des Landes hinaus Bedeutung erlangt hat, vor allem auch wegen der sorgfältigen Behandlung der Fragen des zwischenstaatlichen Rechts. Eine weitere bedeutende wasserrechtliche Veröffentlichung war die auf eingehende rechtsgeschichtliche Studien sich stützende Arbeit über Recht und Verwaltung des Wasserwesens im deutschen Rheingebiete, Teil II von „Der Rheinstrom und seine wichtigsten Nebenflüsse" (herausgegeben vom Zentralbüro für Meteorologie und Hydrographie im Großherzogtum Baden 1889). Aus Schenkels jahrelanger Tätigkeit auf dem Gebiete des Gewerberechts ging ein von Wissenschaft und Praxis außerordentlich anerkannter, in zwei Auflagen erschienener Kommentar zur Deutschen Gewerbeordnung hervor. Aus der Feder Schenkels stammte sodann das 1884 erlassene Straßengesetz, das zwischen den Landstraßen und den Gemeinde-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wegen eine neue Mittelklasse öffentlicher Wege, die Kreisstraßen, schuf. Wissenschaftlich entsprach dieser gesetzgeberischen Arbeit die Darstellung des Wegerechts („Die Landwege") in dem Abschnitt „Verkehrsmittel" in dem 1885 erschienenen Sammelwerk „Das Großherzogtum Baden". Die von Schenkel ausgearbeitete Jagdgesetznovelle von 1886 brachte einerseits der Landwirtschaft gegen Kulturbeschädigungen einen wirksameren Schutz; andererseits kam sie aber auch durch mannigfache Ergänzungen des Jagdgesetzes von 1850 den Bedürfnissen und Wünschen der jagdlichen Kreise entgegen. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Materie gab ein Kommentar mit vorausgeschickter systematischer Darstellung (1886). Ein weiteres gesetzgeberisches Werk Schenkels war das im Jahre 1890 erlassene Berggesetz, das, im wesentlichen dem preußischen Berggesetz nachgebildet, die Bergbaufreiheit in Baden einführte und nur die Regalität des Salzes aufrecht erhielt. Wissenschaftliche Ergänzung dazu war eine volkswirtschaftliche Abhandlung über den Bergbau in Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie" (1891). An der von Dove in seinem Lebensbild Großherzogs Friedrich von Baden (1902) als „höchstrühmliche Leistung der Landesgesetzgebung" besonders hervorgehobenen Reform des gesamten Beamtenrechts, die am 1. Januar 1890 in Kraft trat, hatte Schenkel einen wesentlichen Anteil. Es handelte sich darum, die Unterscheidung von (landesherrlich ernannten) „Staatsdienern" und dekretmäßig Angestellten, die namentlich in der Verschiedenheit der Ansprüche auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung hervortrat und eine unversiegliche Quelle von Mißständen und Klagen bildete, zu beseitigen und statt veralteter, unübersichtlicher und lückenhafter Normen nach dem Muster des Reichsbeamtengesetzes von 1873 ein einheitliches Beamtenrecht zu schaffen. Von Schenkel wurde das Hauptstück, das Beamtengesetz, verfaßt. Besondere Sorgfalt widmete er der Ein- und Durchführung der sozialen Arbeiterversicherung. Zuerst war er mittätig bei der Vorbereitung der sämtlichen Reichsversicherungsgesetze; dann leitete er die Bildung der zur Durchführung der Gesetze nötigen Organisationen und den weiteren Vollzug, in dessen Anpassung an die Eigenart der süddeutsch-badischen Verhältnisse er praktischen Blick und eine glückliche Hand bewährte. Es war sicher zum guten Teil sein Verdienst, wenn eine der Bevölkerung vielfältige Opfer und Lasten auferlegende Gesetzgebung

ohne allzu große Schwierigkeiten und Reibungen durchgeführt werden konnte. Ihm oblag die Ausarbeitung der Landesgesetzgebung, soweit diese mit Rücksicht auf die Landesbedürfnisse im Rahmen reichsgesetzlicher Ermächtigung modifizierend angebracht erschien. So wurde die reichsgesetzliche Krankenversicherung auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter ausgedehnt und eine landesgesetzliche Krankenversicherung der häuslichen Dienstboten geschaffen. Die Organisation der für das Land gebildeten einen Land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft, der auch der Staat mit den Domänenbetrieben beitrat, wurde so vereinfacht, wie es den vorwiegend kleinbäuerlichen Verhältnissen Badens entsprach. Ein Landesversicherungsamt mit reichsgesetzlich abgegrenztem Wirkungskreis wurde als Aufsichts- und Spruchbehörde errichtet und stand bis zum Jahre 1899 unter Schenkels Leitung.

Trotz und neben seiner erstaunlichen Produktivität hatte Schenkel noch Zeit und Sinn für viele andere geistige Interessen, die sich zum Teil auch zu Vorträgen verdichteten; so sprach er u. a. über deutsche Kolonial- und Auswanderungspolitik im Kolonialverein, dessen Karlsruher Abteilung er in den achtziger Jahren leitete, und über den Schweizer Gottfried Keller und schrieb für die „Badischen Biographien" die Artikel über J. N. Fr. Brauer und L. G. Winter. Im Jahre 1883 verheiratete er sich mit Adele Frensdorff, Tochter des politischen Schriftstellers und Vertreters der Kölnischen Zeitung, Dr. E. Frensdorff in Berlin, und gewann so eine behagliche, durch den Verkehr mit einem kleinen, aber vertrauten Kreise befreundeter Familien belebte Häuslichkeit.

Im Jahre 1899 schied Schenkel aus dem Ministerium des Innern, um die Leitung des Verwaltungsgerichtshofes zu übernehmen. Wie seine Amtsvorgänger wurde er vom Großherzog in die Erste Kammer berufen. Auch zum Präsidenten des Kompetenzgerichtshofs wurde er ernannt. Ferner übernahm er die Redaktion der „Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege". Diese für ihn nach seinen eigenen Worten glücklichste Zeit seines Lebens sollte aber nur Episode werden, da er schon im folgenden Jahre wieder zum Ministerium des Innern als dessen Präsident zurückkehrte.

Die historische Leistung seiner Ministerzeit ist die Verfassungsreform von 1904. Als Schenkel die Leitung des Ministeriums über-

nahm, stand im Vordergrund der politischen Diskussion neben der zum Kultusministerium (Nokk, dann von Dusch) ressortierenden Klosterfrage die Forderung direkter Wahlen zum Landtag und einer Änderung der Wahlkreiseinteilung, erhoben von den zur Herrschaft aufstrebenden Parteien der Opposition. Die Regierung, unterstützt von der Nationalliberalen Partei und der Ersten Kammer, hatte sich bisher ablehnend verhalten oder doch gewisse Kompensationen verlangt. In dieser Richtung hatte sich auch die Denkschrift bewegt, welche die Regierung im Dezember 1899 dem Landtag unterbreitet hatte: es wurde vorgeschlagen, unter gleichzeitiger Reformierung der Ersten Kammer die Zahl der Abgeordneten der Zweiten Kammer von 63 auf 75 zu erhöhen, von denen aber nur 50 aus direkter Volkswahl hervorgehen, die übrigen 25 von Kommunal- und Interessenverbänden gewählt werden sollten. Dieser dem damals in Württemberg noch bestehenden Rechtszustand nachgebildete Vorschlag entsprach den Gedanken, die auf dem vorigen Landtag in der Ersten Kammer der Staatsrechtslehrer Georg Meyer unter Zustimmung des Hauses entwickelt hatte und für die wiederholt auch die Nationalliberalen eingetreten waren. Die Zweite Kammer wollte indessen ihren Einheitscharakter als eine Volkskammer gewahrt wissen und erklärte die Vorschläge der Denkschrift für unannehmbar. Da sich auch weiterhin eine grundsätzliche Wandlung in der Stellung der Nationalliberalen Partei zur Wahlrechtsfrage vorbereitete, trat Minister Eisenlohr im September 1900 von seinem Amte zurück und Schenkel wurde sein Nachfolger.

Eine Umgestaltung des Wahlrechts nach dem Muster des Reichstagswahlrechts bedeutete die uneingeschränkte Zulassung der breiten Volksmasse zur Mitwirkung an den Staatsgeschäften. Nach der Auffassung Schenkels, die der damals maßgeblichen, besonders auch der Ansicht des Großherzogs entsprach, sollte aber eine Verfassung, sei es, daß es sich um die politische Vertretung des Volkes im Parlament oder um eine Berufsvertretung wie Landwirtschaftskammer oder Handwerkskammer handelte, ein „Spiegelbild aller qualitativen Kräfte" sein, weshalb dem „quantitativen Moment, dem Moment der Masse", Gegengewichte entgegenzusetzen waren. Eine Lösung der schwebenden Wahlrechtsfrage in diesem Sinne fand er in einer Verstärkung der Ersten Kammer nach Mitgliederzahl und Berechtigung. Der von ihm dem Landtag 1903/04 vorgelegte

Entwurf einer Verfassungsreform wandelte die Erste Kammer ohne Verletzung historischer Rechte aus einem kleinen Haus der Privilegierten zu einem planmäßig aufgebauten Volksvertretungskörper um, indem er den bisherigen Mitgliedern: den Vertretern des hohen und niedern Adels, der Universitäten und beider Landeskirchen, sowie den vom Landesherrn berufenen Mitgliedern, noch Vertreter der gesetzlich organisierten Berufskörperschaften (Handelskammern, Landwirtschaftskammer, Handwerkskammern) und der Kommunalverbände (der größeren und mittleren Städte und der Kreise) sowie einen Vertreter der Technischen Hochschule hinzufügte. Zugleich wurden die Befugnisse der Ersten Kammer in Finanzsachen erweitert. Es ist das Verdienst Schenkels, für die neue Machtverteilung zwischen den beiden Kammern des Landtags einen Ausgleich gefunden zu haben, auf den schließlich, wenn auch nach schwierigen Verhandlungen, alle beteiligten Faktoren sich einigen konnten. Dieses Verdienst wird nicht dadurch gemindert, daß auf Wunsch Schenkels und entsprechend einer Vereinbarung zwischen dem Großherzog und dem lange Zeit gesundheitshalber im Ausland weilenden Staatsminister von Brauer über die parlamentarische Vertretung der Gesetzesvorlage der letztere am Schlusse die Führung übernahm und infolge seiner diplomatischen Gewandtheit und des besonderen ihm von allen Seiten persönlich entgegengebrachten Vertrauens durch Vermittlung zwischen den Parteien und dem Großherzog die letzten Schwierigkeiten überwand. Auch nach Beseitigung der Verfassung infolge der Staatsumwälzung dauert das Verdienst Schenkels noch weiter, rechtzeitig die zur Volksbewegung gewordene Wahlrechtsfrage zur Lösung gebracht, dem Lande einen Konflikt von unabsehbaren Folgen erspart und dadurch, um ein Wort des Großherzogs nach dem Zustandekommen der Vorlage zu gebrauchen, eine friedliche Weiterentwicklung gesichert zu haben. Dieses Verdienst wird man um so höher anschlagen, wenn man damit vergleicht, wie verhängnisvoll die verspätete Inangriffnahme der Wahlrechtsreform in Preußen im Weltkrieg gewirkt hat.

Außer der Verfassungsreform brachten die Ministerjahre Schenkels auch noch auf anderen Gebieten eine Weiterentwicklung. Mehrere neue gesetzliche Berufskörperschaften wurden geschaffen. Im Jahre 1901 traten die Handwerkskammern ins Leben, die

durch das sogenannte Handwerkergesetz von 1897 errichtet worden waren, an dessen Vorbereitung Schenkel bereits mitgewirkt hatte. Der Landtag 1905/06 nahm das Landwirtschaftskammergesetz an (28. September 1906); ferner wurden durch Gesetz vom 10. Oktober 1906 die Ärzte-, Zahnärzte-, Tierärzte- und Apothekerkammern eingeführt. Die staatliche Gewerbefürsorge wurde in dem neu errichteten Landesgewerbeamt zentralisiert. Die Landwirtschaft wurde gefördert durch eine stärkere Beteiligung des Staates an den Kosten des Rindviehversicherungsverbandes (Ges. v. 22. Juli 1904). Auf dem Gebiete der Wasserwirtschaft wurde das schon lange betriebene Projekt der Rheinregulierung zwischen Sondernheim und Straßburg verwirklicht. Gegenüber der Forderung des Landtags nach Verstaatlichung der Ausnutzung der Rheinwasserkräfte vertrat Schenkel den Standpunkt, daß der Staat das mit dem Bau und Betrieb von eigenen Wasserwerken verbundene Risiko nicht tragen könne, daß vielmehr das staatliche Interesse durch entsprechende Konzessionsbedingungen gewahrt werden solle; demgemäß wurde im Jahre 1905 das Kraftwerk Laufenburg konzessioniert. Gegen die von Preußen beabsichtigte Einführung von Schiffahrtsabgaben auf dem Rhein nahm Schenkel bei den darüber im Landtag geführten eingehenden Beratungen entschieden Stellung. Einem über die Kanalisierung des Mains abgeschlossenen Vertrag der Uferstaaten Preußen, Bayern und Hessen trat Baden als Oberlieger bei. Die Gemeindeverfassung wurde weitergebildet durch Wiedereinführung der direkten Wahl des Bürgermeisters und Gemeinderats in Gemeinden mit bis zu 2000 Einwohnern (1902). Ein vom Landtag 1903/04 verabschiedetes Gesetz erschloß den Gemeinden einige neue Einnahmequellen (Verkehrssteuerzuschlag, Lustbarkeitssteuer, Warenhaussteuer) und gewährte die Möglichkeit, im öffentlichen Interesse eine Änderung des Allmendgenusses der Gemeindebürger zu erzwingen. Ein anderes Gesetz verbesserte die Rechtsstellung der Gemeinden bei Heranziehung der Angrenzer zu den Ortsstraßenkosten. Endlich wurde gelegentlich der Anpassung des Gemeindesteuerwesens an die neue Vermögenssteuer durch Gesetz vom 19. Oktober 1906 das gesamte Beitrags- und Gebührenwesen einer Umarbeitung unterzogen, die Einrichtung der ständigen Kommissionen auch den Gemeinden mit 2000 und mehr Einwohnern zugänglich

gemacht sowie eine Heranziehung der Frauen zur Mitwirkung im Armen-, Unterrichts- und Erziehungswesen und bei sonstigen hierzu geeigneten Gemeindeaufgaben vorgesehen. Die Fürsorge für Gemeinde- und Sparkassenbeamte (Ges. v. 8. Juli 1896) wurde auf die im Dienste aller wichtigeren öffentlichen Körperschaften und Anstalten tätigen Personen ausgedehnt, auch der Ruhegehalt gesteigert (3. September 1906). Eine Novelle zum Gebäudeversicherungsgesetz (3. August 1902) unterwarf auch das bisher freigelassene letzte Fünftel des Gebäudewertes der staatlichen Zwangsversicherung gegen Feuerschaden und beseitigte die für die Beitragsleistung angeordnete Klassifizierung der Gemeinden nach Maßgabe der Größe der in ihrem Gebiete vorgekommenen Brandschäden.

Die gesetzgeberischen Erfolge Schenkels sind um so höher anzuschlagen, wenn man die Schwierigkeit seiner parlamentarischen Lage während seiner Ministerzeit bedenkt. In diesen Jahren vollzog sich ein Wandel der Parteien und eine grundlegende Umgestaltung ihrer Kräfteverteilung und Gruppierung. Bei den Nationalliberalen drängten unverkennbar die 1902 zu einem Landesverband vereinigten Jungliberalen nach links. Bei den Sozialdemokraten kam die revisionistische Richtung auf, die praktische Mitarbeit im Staate und positive Reformen erstrebte. Während die Nationalliberalen jahrzehntelang die Stütze der Regierung gewesen waren, schwenkten sie in der zentralen Frage der Politik, der Wahlrechtsfrage, wie oben erwähnt, in die Front der Oppositionsparteien ein. Der neue Staatsminister von Brauer (1901), Nokks Nachfolger, proklamierte eine Politik über oder neben den Parteien. Schenkel versuchte damals eine Mehrheit aus Rechtsliberalen, Konservativen und einem von Wacker emanzipierten Zentrum zu gewinnen. Die Wahlrechtsreform von 1904 hatte jedoch eine neue Parteigruppierung zur Folge. Eine absolute Zentrumsmehrheit trat in den Bereich der Möglichkeit. Zu ihrer Verhinderung bildeten die Nationalliberalen, Demokraten und Freisinn vor den Landtagswahlen im Herbst 1905 einen Wahlbund, den Block. Und als dann bei der Hauptwahl (19. Oktober) das Zentrum 28 von 73 Landtagssitzen gewann mit der sicheren Aussicht, im zweiten Wahlgang noch weitere Sitze zu erhalten, vereinbarten die Blockparteien mit der Sozialdemokratie für den zweiten Wahlgang förmlich ein wahltaktisches Abkommen, infolge-

dessen das Zentrum keinen weiteren Sitz mehr gewann. Die genannten Parteien gingen dann auch noch bei der Konstituierung des Hauses zusammen, infolgedessen der Präsidentenstuhl nicht dem Zentrum, das ihn unter Berufung auf alte Übung des Landtags als stärkste Partei beanspruchte, sondern der 29 Abgeordnetensitze zählenden Liberalen Vereinigung eingeräumt wurde, zu welcher sich die Blockparteien bei Zusammentritt des Landtags zusammentaten, deren Charakter als selbständige Partei aber vom Zentrum bestritten wurde. Die Nationalliberalen stellten den Präsidenten (Gönner). Die Sozialdemokraten erhielten den zweiten Vizepräsidenten (Geck), ohne daß man von ihm die Zusage verlangte, sich an der höfischen Repräsentation zu beteiligen. Dem Zentrum blieb der erste Vizepräsident (Lauck). Daß bei solchen Gegensätzen die Parteileidenschaften aufs äußerste gesteigert und die Parteikämpfe immer erbitterter geführt wurden, sowohl im Landtag wie in der Wahlbewegung, ist begreiflich. Das Zentrum griff Schenkel an wegen wahlagitatorischer Betätigung der Staatsbeamten. Die Regierung dagegen beanstandete eine das kirchliche Amt zu ungesetzlicher Wahlbeeinflussung benützende Wahlagitation katholischer Geistlicher. Nachdem sie hierwegen bereits nach der Reichstagswahl 1903 bei der Kurie vorstellig geworden war, ordnete Schenkel darüber alsbald nach der Landtagswahl 1905 eine von den Amtsvorständen unter Zuziehung von Vertrauensmännern vorzunehmende Erhebung an, die dem Zentrum zu den schärfsten Angriffen gegen ihn Anlaß gab. Trotzdem die neue Mehrheit des Landtags 1905/06 das Zustandekommen des Landwirtschaftskammergesetzes gegen das Zentrum sicherte, erleichterte sie gleichwohl nicht Schenkels parlamentarische Lage wegen des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie. Denn dieses stand nicht nur im Widerspruch zu der gleichzeitig in der Reichspolitik betriebenen Sammlung gegen die Sozialdemokratie, sondern fand auch innerhalb der badischen Nationalliberalen Partei heftige Gegnerschaft; ein wenn auch nur wahltaktisches Zusammengehen mit der Sozialdemokratie wurde als unvereinbar mit den Grundsätzen einer nationalen und liberalen Partei bezeichnet. Der Streit über Schenkels Stellung zur Sozialdemokratie durchzog vom Beginn seiner Ministertätigkeit an alle Landtagsverhandlungen. Schenkel unterschied an der Sozialdemokratie zwei Seiten: einerseits sei

sie eine die Hebung der Lage der untern Stände erstrebende Arbeiterpartei und eine radikale Partei — insoweit sei es einem Regierungsbeamten keineswegs geradezu unmöglich, gewisse politische Akte zusammen mit ihr vorzunehmen; andererseits sei sie eine Klassenpartei, revolutionär und antinational — insofern trenne sie ein Abgrund von der Regierung und den bürgerlichen Parteien. Entsprechend dieser begrifflichen Unterscheidung war auch Schenkels praktische Politik gegenüber der Sozialdemokratie eine unterschiedliche, infolgedessen aber auch geeignet, nach außenhin den Schein der Zwiespältigkeit zu erwecken. Schenkel rief die Entrüstung der Sozialdemokratie hervor, als er die sozialdemokratische Betätigung staatlicher Beamten für unzulässig erklärte, den Schutzmännern sogar untersagte, sich mit Beschwerden an die Sozialdemokratische Partei oder an einzelne Abgeordnete derselben zu wenden, es ferner ablehnte, Sozialdemokraten zu Bezirksräten zu ernennen sowie ihre Versammlungen unbeaufsichtigt zu lassen, oder als er im Jahre 1905 auf Anregung des Reichskanzlers bei ihrer Versammlung in Konstanz das Auftreten ausländischer Redner verbot. Auch wegen der Handhabung der Fabrikinspektion sowie wegen der Erforschung der politischen Gesinnung der Rekruten hinsichtlich ihrer Stellung zur Sozialdemokratie und sonst noch wegen verschiedener Maßnahmen wurde er von der Sozialdemokratie aufs heftigste angegriffen. Andererseits wurde Schenkel vom Zentrum der Begünstigung der Sozialdemokratie angeklagt. Dieses erblickte eine Regierungsempfehlung des Großblocks in einer am Tage nach dem ersten Wahlgang der Landtagswahl 1905 in der amtlichen Karlsruher Zeitung erschienenen Wahlbetrachtung. Schenkel bestritt jegliche Beziehung zu dem aufsehenerregenden Artikel; eine nähere Aufklärung der Zusammenhänge war infolge des Redaktionsgeheimnisses unmöglich. Ferner machte das Zentrum Schenkel verantwortlich für die Überlassung des zweiten Vizepräsidenten an die Sozialdemokratie, zumal ohne vorherige Zusage der Beteiligung an der höfischen Repräsentation, weil er, statt auf die ihm nahestehenden Nationalliberalen entsprechend einzuwirken, dem Zentrum die unmögliche Zumutung gemacht habe, sich als Ersatz für den Präsidenten mit den beiden Vizepräsidenten und dem Budgetpräsidenten zufrieden zu geben. Vor allem aber zog sich Schenkel nicht nur bei seinen politischen Gegnern, sondern auch bei

ernst zu nehmenden Politikern auf befreundeter Seite den Vorwurf einer zu weitgehenden Anerkennung der Sozialdemokratie zu durch eine in der Zweiten Kammer gemachte Bemerkung, er möchte die Vertreter der Sozialdemokratie im Landtag nicht missen, in dem Sinne, es wäre ungerecht und unbillig, wenn eine so große Bevölkerungsgruppe im Parlament nicht vertreten wäre. Immer wieder wurde ihm dieses Wort entgegengehalten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Gegner Schenkels gesucht haben, diese Äußerung und noch anderes, was als Begünstigung der Sozialdemokratie ausgelegt werden konnte, dem Großherzog zu hinterbringen. Daß aber Großherzog Friedrich I. unbedingt ablehnend gegen den „innern Feind" eingestellt war, ist bekannt. Bei solcher Gesinnung ist es verständlich, daß der Großherzog Schenkels Auffassung von der Sozialdemokratie nicht durch seine Berufung als Staatsminister zur leitenden Idee seiner Regierung machen wollte und daher beim Rücktritt von Brauers im März 1905 statt des dienstältesten Schenkel den Justiz- und Kultusminister von Dusch zum Staatsminister ernannte. Bei Schenkels Verhältnis zum Großherzog spielte sicher auch noch eine persönliche Seite mit, insofern Schenkel, der in seiner bürgerlichen Art so gar nichts von einem Hofmann an sich hatte, die von andern Ministern virtuos geübte Fähigkeit suggestiver Beeinflussung mangelte. Seiner Verstandesnatur entsprach es mehr, durch Gründe zu überzeugen. Dazu schadete im Landtag vielfach der von ihm mit erstaunlichem Wissen, Beredtsamkeit und Schlagfertigkeit glänzend vertretenen Sache sein von vielen nicht verstandener Humor, der leicht in Ironie überging und sich, wo er Angriffe abwehrte, oft zu Spott und Sarkasmus steigerte, womit er, gewiß unbewußt und ungewollt, auch persönlich anstieß und reizte. Unter diesen Umständen, zumal der Rückhalt am Landesherrn fehlte, ist es begreiflich, wenn Schenkel nach den überaus erregten Verhandlungen des Landtags 1905/06 seine Gesundheit den Anstrengungen einer weiteren Landtagsperiode nicht mehr für gewachsen hielt und daher um seine Entlassung einkam. Im April 1907 wurde sein Rücktrittsgesuch unter Verleihung höchster Auszeichnungen und unter seiner Ernennung zum Präsidenten der Oberrechnungskammer genehmigt. Bald darauf trat bei ihm das schwere Leiden ein, von dem ihn am 2. Februar 1909 der Tod erlöste. Den Kern seines Wesens traf der

ihm befreundete Geistliche, wenn er am Grabe Schenkel als einen Mann bezeichnete, der im edelsten Sinne des Wortes ein Vorkämpfer für die Freiheit war, nicht der freiheitlichen Phrase, sondern ein Mann der Arbeit für die Freiheit des Gedankens, für die sittliche Freiheit und für die Befreiung alles dessen, was in der sozialen Tiefe der Lösung seiner Bande bedarf.

Quellen: Das von Schenkels Freund F. Lewald im Jahr 1912 im Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog von A. Bettelheim, Band XIV (Die Toten des Jahres 1909) veröffentlichte Lebensbild Schenkels war der Ausgangspunkt. Berücksichtigt konnte ein Schriftwechsel Schenkels werden, dessen Einsicht dem Verfasser von Frau Minister Schenkel gestattet wurde; hierfür wie auch für wertvolle mündliche Mitteilungen sei ihr hier gedankt. Daß amtliche und literarische Publikationen wie z. B. die Landtagsberichte u. dgl. benutzt wurden, ist selbstverständlich.

Gustav Hecht.

Wilhelm Nokk

wurde am 30. November 1832 zu Bruchsal als Sohn des Gymnasialprofessors Anton Nokk geboren. Nachdem er die in Bruchsal begonnene Schulbildung am Freiburger Lyzeum abgeschlossen hatte, zu dessen Leitung der Vater im Jahre 1848 berufen worden war, begann er sich an der Universität Freiburg juristischen Studien zu widmen, die in den folgenden Jahren in Bonn und Heidelberg fortgesetzt wurden und nach abermaligem Besuch der Freiburger Hochschule dort im Jahre 1854 zum Abschluß kamen. Der fleißige Besuch der juristischen Fachvorlesungen ließ dem Studenten doch genügend Zeit, sich auch in der philosophischen Fakultät weiterzubilden, so daß wir in Freiburg Gfrörer, in Bonn Arndt, Dahlmann und Overbeck unter seinen Lehrern finden. Durch dieses Hinausstreben über die Enge des Fachstudiums legte Nokk schon in jungen Jahren den Grundstein zu der vielseitigen Bildung und dem tiefen Verständnis für künstlerische und wissenschaftliche Fragen, die später seiner amtlichen Tätigkeit zu unschätzbarem Vorteil gereichen sollten. Für die Erweiterung seines Gesichtskreises war ferner eine einjährige Reise durch Frankreich und Italien von segensreicher Bedeutung, die er zusammen mit seinem

Kollegen August Eisenlohr (dem späteren Minister des Innern) 1858—1859 unternahm, als nach bestandener zweiter Prüfung eine sofortige Verwendung im Staatsdienst nicht in Aussicht stand. Die Reise führte von Paris über Südfrankreich nach Rom, wo die Freunde einen längeren Aufenthalt nahmen und u. a. mit Anselm Feuerbach verkehrten, der die beiden scherzhaft und doch mit ungeahnter Berechtigung als „Ministerkandidaten" zu bezeichnen pflegte. Nach seiner Rückkehr sofort in den Staatsdienst eingestellt, kam Nokk nach kurzer Tätigkeit an den Gerichten zu Freiburg und Ettenheim schon 1860 als Sekretariatspraktikant in in das Karlsruher Innenministerium und wurde in Abständen von zwei Jahren zuerst zum Sekretär, dann zum Assessor beim Oberschulrat befördert. Mit seiner im Jahre 1865 erfolgten Ernennung zum Assessor beim Ministerium des Innern trat Nokk in ein Arbeitsgebiet ein, dem er nun sechzehn Jahre lang seine besten Kräfte dienstbar machen sollte. Katholische Kirchen- und Ehesachen, kirchliche Stiftungen und Wohlfahrtsanstalten gehörten von Anfang an zu seinem Ressort, das allerdings auch einige Gegenstände umfaßte, die seinem Interesse ferner lagen, wie Forst- und Bergwesen u. a. Nachdem Jolly 1866 die Leitung des Innenministeriums übernommen hatte, trat aber hierin ein Änderung und Vereinheitlichung ein, indem Nokk an Stelle der ausgeschiedenen Forst- und Bergsachen das Volks- und Mittelschulwesen sowie die Lehrerseminarien zugewiesen wurden. Mit Jolly verband Nokk eine enge Freundschaft, die auf weitreichender Übereinstimmung ihrer nationalen und liberalen Grundanschauungen beruhte und auch dadurch nicht erschütetrt werden konnte, daß Nokk als Katholik begreiflicherweise nicht alle kirchenpolitischen Maßnahmen des Ministers bis in ihre letzten Konsequenzen gutheißen konnte. Als Jolly 1868 das Präsidium des Staatsministeriums übernahm, wurde Nokk, der im Vorjahre zum Ministerialrat ernannt worden war, von der Behandlung der kirchlichen Stiftungsangelegenheiten entlastet und dafür mit der Bearbeitung der Hochschul- und Schulstiftungssachen betraut, wodurch sein Geschäftsbereich den ausgesprochenen und einheitlichen Charakter eines Unterrichtsressorts erhielt. Seine Verdienste auf diesem Gebiet wurden 1874, nachdem er kurz zuvor eine ehrenvolle Berufung nach Preußen abgelehnt hatte, durch Ernennung zum Direktor des Oberschulrats

anerkannt, und als 1881 bei einer durchgreifenden Änderung der Behördenorganisation die Kultus- und Unterrichtsverwaltung vom Ministerium des Innern abgesondert und mit der Justiz vereinigt wurde, war es eine Selbstverständlichkeit, daß Nokk unter Berücksichtigung seiner langjährigen Geschäftserfahrung und unbestreitbaren Verdienste mit dem Präsidium des neuen Justiz- und Kultusministeriums betraut wurde. Auf diesem Posten, den er durch zwei volle Jahrzehnte, seit 1893 zugleich als Präsident des Staatsministeriums, versah, hat Nokk unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit und einer außergewöhnlichen Arbeitskraft dem badischen Land unvergeßliche Dienste geleistet.

Der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit lag, wie nicht anders zu erwarten war, bei den Angelegenheiten des Kultus und Unterrichts, die ihm seit den Anfängen seiner staatlichen Laufbahn vertraut waren. Seine Kirchenpolitik, im Streit der Tagesmeinungen nicht immer von allen Seiten anerkannt, hat doch wohl, wenn man schon heute ein abschließendes Urteil wagen darf, den einzig möglichen Weg verfolgt, der aus den Sturmzeiten der Ära Jolly zum friedlichen Nebeneinanderleben staatlicher und kirchlicher Interessen hinzuführen geeignet war. Bei aller Festigkeit in der Wahrung der staatlichen Autorität und freiem Bekenntnis seiner liberalen Überzeugungen hat er sich nie in engen Doktrinarismus verrannt. Sein Wille zu versöhnlichem Entgegenkommen war unverkennbar und fand nur da eine Grenze, wo sein praktischer Blick ihm Zweifel an der Durchführbarkeit zu weitgehender Ansprüche erweckte. Seinem wohlwollenden Eintreten für die kirchlichen Wünsche waren denn auch ebenso die Kirchensteuergesetzgebung (1888 und 1892) wie die glückliche Lösung der Freiburger Bistumsfrage (1882) und eine Reihe von weniger wichtigen, den Interessen der Kirchen durchaus förderlichen Maßnahmen zu verdanken.

Mit welchem Eifer sich aber Nokk auch des ihm anvertrauten Kirchenwesens annehmen mochte, seine ganze Liebe gehörte doch der Unterrichtsverwaltung, zu deren umsichtiger Leitung er nicht weniger wegen seiner persönlichen Eignung als auf Grund der reichen Erfahrungen eines Menschenalters vorzüglich berufen schien. So hat denn die Tätigkeit des Ministers alle Teile dieses umfassenden Bereichs mit gleicher Eindringlichkeit umfaßt und hier ihre nachhaltigsten Erfolge zu verzeichnen gehabt. Im Volks- und Mittel-

schulwesen wurde besonders in den neunziger Jahren eine Reihe grundlegender Reformen durchgeführt. Die beiden Universitäten des Landes erfreuten sich dank Nokks verständnisvoller Fürsorge, die durch Vermehrung der Lehrkräfte und zeitgemäße Ausgestaltung der Universitätsinstitute allen Anforderungen gerecht zu werden suchte, einer wachsenden Blüte. Die Polytechnische Schule in Karlsruhe wurde durch planmäßigen Ausbau des Lehrbetriebs und das Recht der Titelverleihung zum Rang einer wirklichen „Technischen Hochschule" erhoben. Auch künstlerischen Bestrebungen brachte der Minister stets ein reges Interesse entgegen; so setzte er sich etwa für den Ankauf des berühmten Feuerbachschen Werkes „Das Gastmahl des Plato", wohl nicht ohne dankbare Erinnerung an seine eigenen römischen Tage, mit wärmstem Eifer ein. Die Kunstschule verdankt ihre Entwicklung zu einer reich ausgestatteten Akademie seiner unermüdlichen Fürsorge. Die noch heute nicht ganz zum Abschluß gebrachte Inventarisation der Kunstdenkmäler des Landes geht auf seine persönliche Anregung zurück.

Nokk hat zwanzig Jahre als Justiz- und Kultminister gewirkt. Als im Jahre 1901 sein Gesundheitszustand ihm nicht länger ermöglichte, den Anforderungen eines so weiten Geschäftskreises gerecht zu werden, erbat er seinen Abschied, der ihm von Großherzog Friedrich I. in ehrenvollster Form bewilligt wurde. Die Hochschulen wetteiferten, ihrem verdienten Gönner den gebührenden Dank zu zollen, der in siebenfacher Ehrendoktorwürde und der damals zum erstenmal vollzogenen Verleihung des Ehren-Doktor-ingenieurs auch äußerlich einen beredten Ausdruck fand. Einen langen Lebensabend in würdiger Muße zu verbringen war dem also Geehrten nicht mehr vergönnt. Wenige Monate nach seinem siebzigsten Geburtstage, dessen Feier schon durch den leidenden Zustand des Jubilars beeinträchtigt war, schied er aus diesem Leben (13. Februar 1903).

Quellen: F. von Weech, Staatsminister Wilhelm Nokk, Heidelberg 1904. Nekrologe von demselben im Biographischen Jahrbuch VIII (1905) und der Karlsruher Zeitung 1903, Nr. 360.

M. K.

Theodor Clauß

wurde als Sohn eines Lichtenauer Apothekers am 25. Juni 1847 geboren und verbrachte seine Jugend in Mannheim, da die Mutter nach dem frühen Tod ihres Gatten (1850) in diese ihre Heimatstadt übergesiedelt war. Nach Absolvierung des juristischen Studiums an den Universitäten Heidelberg und Berlin und Ableistung des üblichen Vorbereitungsdienstes an den Gerichten zu Pforzheim und Mannheim ließ sich Clauß zunächst als Rechtsanwalt in Kolmar nieder, ohne in diesem Beruf rechte Befriedigung zu finden. Neigung zum Verwaltungswesen und Liebe zur Heimat bestimmten ihn daher 1873 zum Eintritt in den badischen Staatsdienst, wo sich ihm eine erfolgreiche Laufbahn eröffnete. Schon nach drei Jahren wurde er zum Vorstand des Bezirksamtes in Stockach ernannt, 1882 in gleicher Eigenschaft nach Müllheim versetzt. 1884 siedelte er nach Karlsruhe über, wo er zuerst als Finanzrat bei der Steuerdirektion und außerordentliches Mitglied der Zolldirektion tätig war und 1888 zum Ministerialrat im Innenministerium aufrückte. Aber seiner Tätigkeit im Ministerium war keine lange Dauer bestimmt. Als die „Allgemeine Versorgungsanstalt im Großherzogtum Baden" 1889 den Beschluß faßte, ihre Direktion nicht mehr wie bisher alle zwei Jahre wechseln zu lassen, sondern einen Direktor auf Lebenszeit zu ernennen, fiel die Wahl für diesen neuen Posten auf Clauß, der den Staatsdienst alsbald quittierte und die Leitung der Anstalt übernahm. Er hat auf diesem Posten eine segensreiche Tätigkeit entfaltet, deren Ergebnisse sich schon rein äußerlich in dem gewaltig anwachsenden Umfang der Anstaltstätigkeit kundgaben. In den vierzehn Jahren seiner Direktion (1889—1903) stiegen die Zahl der Versicherungen und die Prämieneinnahmen auf mehr als das Doppelte, das Gesamtvermögen fast auf das Dreifache. Zugleich wurde die Stellung der Anstalt als eines wichtigen Faktors im sozialen Leben durch eine Reihe vorbildlicher Reformen, vor allem eine großzügigere Ausgestaltung der Versicherungsbedingungen, bedeutend gehoben. Clauß, der auf seinem Arbeitsgebiet auch literarisch tätig war (Aufsätze über Lebensversicherung in der Beilage der Allgem. Zeitung 1896 bis 1906), wurde durch ein lästiges und unheilbares Augenleiden lange vor der Zeit genötigt, seine fruchtbringende Tätigkeit aufzu-

geben (1903). Die Rücksicht auf seinen greisen Schwiegervater, den Philosophen Kuno Fischer, mit dessen Tochter Marie er seit 1877 in glücklicher, mit zwei Töchtern gesegneter Ehe verbunden war, veranlaßte ihn 1906 zur Übersiedlung nach Heidelberg, die er aber nicht mehr lange überlebte. Wenige Tage nach Kuno Fischer verschied er zu Heidelberg am 20. Juli 1907 an den Folgen eines Schlaganfalls.

Quellen: Personalakten. — Nekrolog in der Karlsruher Zeitung vom 16. November 1907. M. Krebs.

Robert Stutz,

geboren am 6. April 1843 in Freiburg, gestorben am 28. Januar 1905 in Karlsruhe, besuchte das Lyzeum und die Universität in Freiburg und trat nach gut bestandener Staatsprüfung 1865 als Kameralpraktikant in den badischen Eisenbahndienst ein. Der damaligen Übung entsprechend hatte er sich zunächst in allen Zweigen des nichttechnischen Eisenbahndienstes auszubilden und praktisch zu betätigen. In den Jahren 1865 bis 1874 war er auf verschiedenen Bahnhöfen und bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen als Expeditionsgehilfe, Betriebsassistent, Buchhalter, Bahnverwalter und Betriebskontrolleur beschäftigt. Allen Dienstverrichtungen, auch soweit sie für einen Beamten seines Bildungsgrades nicht besonders angenehm und anregend waren, unterzog er sich willig und mit Geschick. Von vornherein zeigten sich sein großer Fleiß, sein scharfer Verstand und seine Liebe für den Eisenbahndienst, Eigenschaften, die ihn auf seiner ganzen Laufbahn begleiteten und zu einem auf allen Gebieten des Eisenbahnwesens erfahrenen, hervorragenden Fachmann machten. Von 1874 bis Ende 1879 war Stutz als Güterdienstinspektor bei der Generaldirektion, von 1880 bis 1881 als Vorstand des Bahnamts Bruchsal tätig. Im Jahre 1881 wurde er als Regierungsrat in das Kollegium der Generaldirektion der Staatseisenbahnen berufen, wirkte zunächst als Personalrespizient, wurde kurze Zeit mit dem Amte des Oberbetriebsinspektors für den Bezirk Mannheim betraut und übernahm dann das Respiziat für das Personenverkehrswesen. Hier fiel seine Tätigkeit in die Zeit, in der überall die Öffentlichkeit auf Reform der Personentarife, natürlich in der Richtung ihrer Ver-

billigung, drängte. Es bildeten sich zahlreiche Eisenbahnreformvereine, die vielfach von dem Grundsatze ausgingen, je billiger der Fahrpreis, desto größer der Verdienst, und die es verstanden, die Öffentlichkeit für ihre meist viel zu weitgehenden Forderungen einzunehmen. In den Jahren 1889 bis 1893 hatten die ungarischen und die österreichischen Staatsbahnen ihre Zonentarife, die belgischen Eisenbahnen und die württembergischen Staatsbahnen billige Zeitkarten zur beliebigen Benützung des ganzen Eisenbahnnetzes eingeführt. Auch in Baden drängte man unter Hinweis auf diese Vorgänge auf Reformen, und Minister von Brauer, der im Jahre 1893 die Leitung der Staatsbahnen übernommen hatte, war dazu auch durchaus bereit. Da war es von großem Wert, daß ein so vortrefflicher Fachmann wie Stutz zur Verfügung stand, der in der Lage war, die Wirkung zu weitgehender Forderungen oder unter anderen Verhältnissen in anderen Ländern eingeführter Neuerungen auf die badischen Staatsbahnen mit aller Schärfe klarzulegen und die für die badischen Verhältnisse passenden Vorschläge zu machen. Die hauptsächlichste von ihm empfohlene Neuerung war das Kilometerheft. Es lautete auf 500 oder 1000 Kilometer, die zu billigen Einheitssätzen berechnet wurden und beliebig mit allen fahrplanmäßigen Zügen auf dem ganzen Staatsbahnnetze abgefahren werden konnten. Diese am 1. Mai 1895 eingeführte Einrichtung erfreute sich bei den Reisenden einer außerordentlichen Beliebtheit. Wenn sie auch nicht vermochte, in Baden eine größere Steigerung der Eisenbahneinnahmen herbeizuführen, als sie auch in anderen Ländern ohne eine solche Einrichtung eintrat, so war doch erreicht, daß die Wünsche der Öffentlichkeit erfüllt waren ohne nachteilige Folgen für die Staatsfinanzen. Das badische Kilometerheft wurde 1907 anläßlich der Einführung einheitlicher Personentarife bei allen deutschen Staatsbahnen wieder aufgehoben. Sein Andenken hat sich aber in Deutschland bis in die Neuzeit erhalten und äußert sich immer wieder in Anträgen an die Reichsbahn auf Einführung dieser Einrichtung für das ganze deutsche Reichsbahnnetz.

Im Jahre 1889 wurde Stutz zum Oberregierungsrat ernannt. 1895 wurde er Mitglied der Direktion der Main-Neckarbahn und hatte als solches Gelegenheit, die badischen Belange bei dieser gemeinsam von Preußen, Baden und Hessen betriebenen Eisenbahn

bestens zu vertreten. Nachdem er 1898 zum Geheimen Rat III. Klasse ernannt worden war, trat er nach Auflösung der Direktion der Main-Neckarbahn 1902 als Vorstand der Rechnungsabteilung zur Generaldirektion der Staatseisenbahnen zurück. Leider konnte er an dieser verantwortungsvollen Stelle nicht mehr lange wirken, da sich bald die Anfänge einer schweren Krankheit zeigten, die zum zu frühen Tode des wegen seiner Tüchtigkeit, wie wegen seiner sonstigen vortrefflichen persönlichen Eigenschaften allgemein geschätzten und beliebten Mannes führte. K. Bitterich.

Graf Franz von und zu Bodman

wurde am 7. Mai 1835 in Bodman am Bodensee geboren als Sohn des Freiherrn Sigmund von und zu Bodman. Die Gymnasialstudien legte er in München zurück an der Königlich Bayerischen Pagerie. Er besuchte dann verschiedene Universitäten, unter anderem Freiburg i. Br., wo er Mitglied des Corps „Suevia" war. 1867 folgte er seinem Vater in den ausgedehnten Familienbesitz, bestehend aus den Grundherrschaften Bodman, Espasingen, Wahlwies, Langenrain, Freudental, Güttingen und Möggingen in den Bezirksämtern Stockach und Konstanz. In erster Ehe vermählte er sich 1860 mit Sophie Freiin von Landenberg, welche ihm 1887 im Tode vorausging, in zweiter mit der verwitweten Freifrau Elisabeth von Speth, geb. Gräfin Bissingen-Nippenburg. Der ersten Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter. 1902 wurde dem damaligen Freiherrn der Grafentitel verliehen; derselbe geht jeweils auf den ältesten Sohn über.

Am 15. November 1906 verschied der erst Einundsiebzigjährige nach zehnmonatlicher Krankheit, nicht nur tief betrauert von seiner Familie, sondern auch von der ganzen Gegend, ja dem ganzen Lande, wie es in zahlreichen Nachrufen zum Ausdruck kam.

Seine wirtschaftliche und politische Tätigkeit war eine äußerst vielseitige. Neben der mustergültigen Bewirtschaftung der eigenen Güter, lag ihm vor allem die Förderung der wirtschaftlichen Verhältnisse der grundherrlichen Dörfer am Herzen. Beispielgebend fürs ganze Land gründete der Graf zur Wahrung der gemeinsamen Interessen Genossenschaften im Wege der Selbsthilfe, Genossenschaften, welche ihren Mitgliedern große Vorteile brachten und

heute noch von seinem Nachfolger, dem Grafen Othmar, in demselben Sinn geleitet, wichtige Faktoren im wirtschaftlichen Leben der Bodmaner Gegend sind. Zu nennen ist vor allem der in Verbindung mit der Rheinischen Hypothekenbank für Bodman und die umliegenden Ortschaften errichtete ländliche Kreditverein, der erste der Gegend, damals vor allem gegründet, um die Bauern aus Wucherhänden frei zu machen. Der Kreditverein hat in den letzten zehn Jahren manchem Landwirt die Weiterexistenz ermöglicht. Das 25. Jubiläum konnte der Graf noch erleben; der Rückblick auf diese fünfundzwanzig Jahre brachte ihm nicht nur reiche äußere Anerkennung, sondern wohl noch mehr innere Befriedigung über das unter seiner Führung Geleistete. Hervorzuheben ist ferner insbesondere auch die Hebung der heute für Bodman so bedeutungsvollen und gewinnbringenden Obstbaumzucht, deren Grundlage von dem Grafen durch Anlage zahlreicher Obstpflanzungen gelegt wurde. Das Verhältnis des Grafen zu den Bewohnern von Bodman und den benachbarten Orten, in welchen seine Familie seit vielen Jahrhunderten sitzt, war ein wahrhaft patriarchalisches, wie es in der heutigen Zeit nicht mehr verstanden wird.

Politisch betätigte sich Graf Franz als Mitglied der Ersten Badischen Kammer und des Reichstags, Mitglied der Ersten Badischen Kammer war Graf Bodman von 1867 ununterbrochen bis zu seinem Tode, zuletzt als Vizepräsident. In den letzten Jahren erwarb er sich besondere Verdienste um das Zustandekommen der Verfassungsreform und der Einführung des direkten Wahlrechtes in Baden. Seinem großen diplomatischen Geschicke ist die Beseitigung der damals in der Ersten Kammer vorhandenen Schwierigkeiten zu verdanken. Dem Reichstage gehörte Graf Bodman von 1877—1888 an. Er war Mitglied der Zentrumspartei und gehörte dieser Partei stets an, wenn er auch wohl nicht in allen Fragen völlig mit ihr einig ging. Jedes schroffe Vorgehen lag seinem milden, konzilianten Wesen fern, in Baden stand er deshalb der sogenannten „Lenderschen Richtung" näher als der „Wackerschen". Am öffentlichen Leben beteiligte sich der Graf als eifriger, glaubenstreuer Katholik. Die Wahrung der Interessen seiner Kirche lag ihm vor allem am Herzen. In der sogenannten Kulturkampfzeit war er einer der wenigen, die ihren angesehenenen Namen in den Dienst der Freiheit ihrer Kirche stellten. Die Katholiken wußten

ihm warmen Dank für sein Eintreten, und das Jahr 1882 sah den Grafen als Präsidenten der Frankfurter Katholikenversammlung, ein Zeichen äußerer Anerkennung für seine Verdienste um die katholische Sache.

Auch heute lebt im Herzen der Bevölkerung trotz allem Wandel der Zeiten die dankbare Erinnerung an ihn noch fort.

Albrecht Frhr. von Stotzingen.

Markus Pflüger,

geboren 8. Mai 1824 zu Lörrach, gestorben ebenda am 5. September 1907, Gast- und Landwirt in Lörrach, war schon in jungen Jahren im öffentlichen Leben seines engeren Vaterlandes tätig. Im September 1848 beteiligte er sich an dem Aufstand von Struve und machte das Gefecht bei Staufen mit. Die Niederlage trieb ihn ins Exil, aus dem er erst im Jahre 1850 in die Heimat zurückkehrte. Dann übernahm er das väterliche, weithin bekannte Gasthaus zum „Hirschen" in Lörrach. Die fünfziger Jahre waren einer öffentlichen Betätigung im demokratischen Sinn nicht günstig. Aber 1859 schloß sich Pflüger mit seinem Freund, dem Freiherrn von Roggenbach, dem Deutschen Nationalverein an und kam dadurch in die vorderste Reihe der badischen Liberalen. Schon früher war er in den Gemeinderat seiner Heimatstadt eingetreten und bei Einführung der neuen fortschrittlichen Kreisverfassung im Jahre 1864 wurde er in den Kreisausschuß Lörrach gewählt, dessen Vorsitz er nahezu vierzig Jahre führte. Die Gründung einer Feuerwehr, die Erbauung der Wiesentalbahn, die Errichtung der Kreishypothekenbank gaben Zeugnis von seiner selbstlosen Schaffensfreudigkeit.

Auch im Jahre 1870 stellte er seinen Mann. Im Verein mit seinem Freund, dem früheren Landtagsabgeordneten Rotteck von Kirchen, organisierte er eine 2000 Mann starke Bürgerwehr zum Schutze des entblößten Oberrheins und hielt dadurch die französischen Freischaren von Einfällen zurück. Freudig begrüßte er die Errichtung des neuen Deutschen Reiches, dessen freiheitlichen Ausbau er für eine der vornehmsten Aufgaben eines echten Liberalismus hielt. Er ließ sich nunmehr auch, nachdem er mehrfach im Hinblick auf die vielen anderen Pflichten ein Mandat abgelehnt,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

im Jahre 1871 bestimmen, für den Landbezirk Lörrach die Vertretung im Badischen Landtag zu übernehmen, wurde dort sofort in die Budgetkommission gewählt und erhielt das wichtige Referat über das Eisenbahnbudget. Im Jahre 1874 entsandte ihn dann der 4. badische Wahlkreis Lörrach-Müllheim in den Reichstag; auch dort erkannte man seine großen Fähigkeiten und schickte ihn in die Budgetkommission. Er hatte sich mit seinen badischen Freunden der nationalliberalen Fraktion angeschlossen und stand auf deren äußerstem linken Flügel. Bald aber erkannte er, daß für seine Anschauungen in derselben dauernd kein Platz sei. So schied er im Jahre 1879 mit dem ihm eng befreundeten Abgeordneten Eduard Lasker aus der Reichstagsfraktion aus und schloß sich, als eine Anzahl führender Männer wie Rickert, v. Forckenbeck, v. Stauffenberg, Bamberger, Braun-Wiesbaden im Jahre 1880 ebenfalls die nationalliberale Fraktion verließen, der von ihnen gegründeten Liberalen Vereinigung (Sezession) an. Mit ihr machte er dann im Jahre 1884 die Fusion mit der Deutschen Fortschrittspartei zur Deutschen Freisinnigen Partei mit.

Im Landtag war er noch im liberalen Fraktionsverband geblieben, da er mit Männern wie Friderich, v. Neubronn u. a. eng befreundet war, und auch seine Wiederwahl in den Reichstag im Jahre 1881 bei den nationalliberalen Führern Kiefer und Lamey keinerlei Widerstand fand. Als aber im Jahre 1884 Miquel in Heidelberg die Bekämpfung der Linksliberalen proklamierte, lockerte sich dieses freundschaftliche Verhältnis. Zwar gelang es ihm, einen nationalliberalen Gegenkandidaten 1884 zu schlagen, aber im Landbezirk Lörrach wurde 1885 unter dem Eindruck agrarischer Wühlereien der nationalliberale Gegenkandidat gewählt, und die Auflösung des Reichstags im Jahre 1887 wegen Ablehnung der Militärvorlage brachte dann auch den Verlust des Reichstagsmandats. Hand in Hand damit ging ein gehässiger persönlicher Kampf vieler früherer Parteifreunde, der so weit ausartete, daß man die gesellschaftlichen Beziehungen zu ihm abbrach und das von ihm verpachtete Gasthaus „Zum Hirschen" boykottierte. Pflüger litt schwer unter diesen Feindseligkeiten ehemaliger Parteigenossen, aber er ließ sich keinen Augenblick in seiner Überzeugung beirren. Für ihn stand fest, daß der Einheit des Vaterlandes auch dessen Freiheit folgen müsse, und daß die innere Politik Bismarcks mit

ihrem Kulturkampf, ihrem Sozialistengesetz und der Entfesselung der wirtschaftlichen Sonderinteressen dem deutschen Volk niemals zum Heile gereichen könne.

Schon bei den nächsten Wahlen 1890 hatte er die Genugtuung, als Kandidat der vereinigten Freisinnigen und Demokraten für den 10. badischen Wahlkreis Karlsruhe-Bruchsal über den nationalliberalen Führer Fieser bei den Stichwahlen den Sieg davon zu tragen, ein Erfolg, der sich 1893, allerdings mit geringerer Majorität, wiederholte. Im Jahre 1897 übernahm er dann auf Drängen seiner Parteigenossen noch das Landtagsmandat der Stadt Lörrach, das er bis zu seiner im Jahre 1901 eingetretenen schweren Erkrankung innehatte. Zwei Sessionen hindurch begleitete er die Stelle des zweiten Vizepräsidenten.

Eine erneute Kandidatur zum Reichstag im Jahre 1898 lehnte er mit Rücksicht auf sein Alter ab. Am 15. Dezember 1901 wurde er durch einen Schlaganfall, der eine rechtsseitige Lähmung zur Folge hatte, aus seiner arbeits- und segensreichen Tätigkeit herausgerissen. Zu dieser Lähmung, die ihn an das Bett fesselte, kam mit der Zeit Schwächung der Sehkraft und nachfolgende gänzliche Erblindung. Am 5. September 1907 erlöste ihn der Tod von seinen langen und schweren Leiden. Aber das Andenken an ihn als einen aufrechten, selbstlosen und tapferen Kämpfer für Deutschlands Einheit und Freiheit blieb unter den Freisinnigen und Demokraten seiner engeren Heimat und des badischen Landes bis heute lebendig.

Friedrich Weill.

Karl Ignaz Trübner,

geboren 6. Januar 1846 in Heidelberg, gestorben 2. Juni 1907 in Straßburg i. E. In dem hohen, schmalen, tiefen bis zum Heumarkt durchgehenden Haus Hauptstraße 139 am Beginn der Altstadt Heidelbergs wuchsen dem angesehenen Goldschmiedemeister Georg Trübner drei Söhne heran, die, so verschieden ihre Lebenswege liefen, mit diesem alten Haus zeit ihres Lebens durch ausgeprägtestes Heimatgefühl eng verbunden geblieben sind. Die hier gepflegten bürgerlich wertvollen Traditionen lebten in den drei Söhnen des Altheidelberger Hauses weiter, in Karl, dem Buchhändler, in Nikolaus, dem Goldschmied, in Wilhelm, dem Maler.

Karl Trübner, ursprünglich von seinem Vater für die Übernahme der väterlichen Werkstätte ausersehen, durfte sich erst auf Fürsprache seines Onkels, des Londoner Buchhändlers Nikolaus Trübner, dem Beruf zuwenden, der seinen geistigen Neigungen auf die mannigfachste Weise entgegenkam, dem Buchhandel. Nach der ersten beruflichen Ausbildung in Heidelberg und Leipzig nahm ihn sein Onkel Nikolaus in sein verbindungsreiches Londoner Geschäft auf, wo er sich unter den Augen des verdienstvollen Mannes jene Weite der Anschauungen und Kenntnisse erwarb, die ihm, als er nach Neugründung der Universität Straßburg daselbst 1872 eine Buchhandlung eröffnete, gerade an dieser für deutsches Wesen und Wissenschaft so wichtigen Stelle vorzügliche Dienste geleistet hat. Zunächst führte er sein Geschäft nur als Sortiment und Antiquariat mit besonderer Berücksichtigung der Auslandsliteratur, bald darauf ließ er sich mit nicht minderem Erfolg die Pflege des Verlages angelegen sein, den er vor allem auf dem Gebiet der Sprachwissenschaften zu starker Eigenart und beachtlichem Umfang zu entwickeln wußte. Seit dem Jahre 1890, nach dem Verkauf des Sortiments, wandte er alle Sorgfalt dem weiteren Ausbau seines Verlages zu, er wollte „gleich dem Onkel Nikolaus kein bloßer Bücherfabrikant werden, sondern für jedes Verlagswerk ein höheres Ziel, eine innere Notwendigkeit vorausgesetzt wissen". Seine Verdienste um Vaterland und Wissenschaft fanden mannigfache, doch nichts weniger als gesuchte äußere Anerkennung durch die Verleihung der Würde eines Ehrendoktors durch die Universität Straßburg im Jahr 1898, im darauffolgenden Jahre eines Kommerzienrates durch die Regierung, im Börsenverein der Deutschen Buchhändler durch Anvertrauung verantwortungsvoller Aufgaben. Er erfüllte sie mit der ihm eigenen Sicherheit seines Auftretens, stets zielbewußt, aristokratisch in seinem Wesen und in seinen Formen.

„Seit dem 26. Juni 1878 war Trübner mit Clara Engelhorn aus Mannheim in kinderloser, aber glücklicher Ehe verbunden und hatte sich mit ihr das Heim eines Kunstfreundes geschaffen. Als nach Verlauf von wenig mehr als einem Jahr [seit 2. Juni 1907] die Gattin dem Gatten im Tode folgte, waren Institute der Wissenschaft und Kunst mit fürstlichen Schenkungen bedacht worden."

Karl Trübners Leben ist im wesentlichen außerhalb seiner engeren Heimat verlaufen. Gleichwohl besteht ein besonderer An-

laß seiner in diesen Blättern zu gedenken. Er war es, der auf Grund klug und selbstlos geführter Unterhandlungen mit der Direktion der Bibliothèque Nationale in Paris auf dem Wege des Tausches die sogenannte Manessesche Handschrift, die große Heidelberger Liederhandschrift, ihrer deutschen Heimat zurückgewonnen hat. Sie wurde durch das Reich der Heidelberger Universitätsbibliothek überwiesen, der Stätte, die allein in deutschen Landen ebensowohl ein historisches wie auch ideelles Recht auf ihren Besitz geltend machen konnte. Die Einzelheiten der Rückerwerbung hat Trübner im Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jahrg. 5, 1888, S. 225 f. selbst berichtet. So hat sich auch Karl Trübner, ähnlich wie sein Onkel, der Londoner Buchhändler Nikolaus Trübner, der 1885 seine an Handschriften und Druckwerken auserlesene Bibliothek der Universitätsbibliothek Heidelberg hinterlassen hat, hier ein dankbarst empfundenes Gedenken gesichert. Seine vaterländische Gesinnung und seine besondere Liebe zur engeren Himat hatte ihn dazu getrieben, die „königliche" Handschrift Heidelberg zurückzugewinnen.

Vgl. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, herausgegeben von A. Bettelheim, Bd. 12, S. 176. R. Sillib.

Josef Bielefeld.

Das Leben des am 5. August 1841 zu Karlsruhe geborenen und dort am 28. Juli 1902 verstorbenen Verlagsbuchhändlers und österreichisch-ungarischen Konsuls Josef Bielefeld findet, vom Standpunkt der Badischen Biographien gesehen, seine Bedeutung darin, daß dieser typische, charaktervolle Vertreter des humanitären und liberalen deutschen Bürgertums der unter den Nachwirkungen von 1848 aufgewachsenen Generation gerade dank den Wesenszügen, die ihr durch die Eigenart des badischen Staats eingeprägt waren, zu einer auf Jahrzehnte fortdauernden, tiefen und in der unitarischen Richtung der deutschen Gesamtentwicklung liegenden Einwirkung auf die Organisation und Arbeit des deutschen Buchhandels und unseren kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt gelangt ist. In zweiter Reihe war seine Lebensarbeit bedeutungsvoll durch seine berufliche und soziale Tätigkeit in der engeren Heimat, durch die Ausgestaltung der von seinem Vater Adolf Bielefeld 1839

gegründeten Buchhandelsfirma zu einem heute in fast allen Ländern der Erde bekannten, besonders mittels seiner Sprachwerke völkerverbindenden und deutsche Geisteswerte verbreitenden Verlagsunternehmen, durch die erfolgreiche Vertretung der deutschen buchhändlerischen Organisationen auf internationalen Kongressen und nicht zuletzt durch die Pflegestätte musikalischer, literarischer und künstlerischer Bestrebungen, die er mit seiner Gattin Henny, geb. Kaulla, der Vaterstadt in seinem Heim bot, einem Mittelpunkte einfachen, hochgeistigen Lebens in starkem Gegensatz zum Materialismus der Zeit.

Nachdem Bielefeld das Gymnasium absolviert, im väterlichen Geschäfte, dann zu Paris, Wien und London seine buchhändlerische Ausbildung erhalten und gründliche Sprachkenntnisse erworben hatte, führte er von 1867 bis 1882 A. Bielefelds Hofbuchhandlung, die sämtliche Zweige des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels enthielt, von da an unter der Firma J. Bielefelds Verlag den Verlag, den er in zwanzig Jahren stark ausdehnte. Erwähnt sei das seiner Initiative entsprungene Sammelwerk „Das Großherzogtum Baden" (1883/85). In klarer Erkenntnis, daß das Buch individueller Pflege bedürfe, lehnte er die Ausdehnung des Geschäfts über das mittlere Maß hinaus ab, das dem Leiter gestattet, jedes Werk selbst in Herstellung und Vertrieb eingehend zu behandeln, ohne Sklave der Berufsarbeit zu werden.

Von 1874 an war Bielefeld eine der treibenden Kräfte in der großen Reform, die den deutschen Buchhandel aus den lebensgefährlichen Zuständen rettete, welche durch Wirkungen der Gewerbefreiheit und der Gründerzeit eingetreten waren. 1875 gründete er als ersten Verein gegen das Unwesen der Schleuderei vorbildlich den Badisch-Pfälzischen Buchhändlerverband, den er wie den Süddeutschen Buchhändlerverein durch Jahre leitete. In der nächsten Zeit widmete er sich im Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler der grundlegenden Umgestaltung dieser Spitzenorganisation des deutschen Buchhandels, die 1887 bis 1889 zum Abschluß kam. Seine größte und folgenreichste Leistung war 1886 die Gründung des Deutschen Verlegervereins, jener heute so machtvollen und besonders im Auslande viel bewunderten Organisation. Es war anfänglich ein kleiner Verein von Provinzialverlegern in Opposition zu den alten Vereinen der Buchhandelszentren Leipzig, Berlin und

Stuttgart, die sich wegen der vorzüglichen und überlegenen Einrichtungen, wie sie Bielefeld geschaffen hatte, nach wenigen Jahren genötigt sahen, im Deutschen Verlegerverein aufzugehen; von der Gründung bis zu seinem Tode leitete ihn Bielefeld als Erster Vorsteher. Sein wesensähnlicher Freund und Nachfolger Karl J. Trübner hat von ihm gesagt: „Er hat den Deutschen Verlegerverein gegründet und organisiert. Er hat alles für ihn getan und sich in ihm ein Denkmal gesetzt dauernder als Erz."

Zu solchen Leistungen befähigten ihn neben seiner durch Güte, Bescheidenheit, Loyalität und Idealismus eindrucksvollen Persönlichkeit vor allem jenes besondere badische Billigkeitsempfinden, auf der sein vielgerühmtes Präsidialtalent, seine versöhnende und einigende Wirkung und das Vertrauen beruhte, das ihm überall entgegengebracht wurde. Auch vom Großherzog Friedrich I., der u. a. anfangs der 1890er Jahre mit ihm die Gründung einer großen badischen Tageszeitung zu erreichen suchte, was sich freilich als undurchführbar erwies und mit der Teillösung endete, daß Geheimrat Dr. Jolly Chefredakteur der München-Augsburger Allgemeinen Zeitung wurde.

Auch in den Bestrebungen für Volksbildung nahm Bielefeld eine führende Stellung ein. Daneben erfüllten die arbeitsreiche Aufgabe des Konsulats, Ehrenämter und Aufsichtsratsstellen, Wohltätigkeit und warmes Interesse für das öffentliche Leben die Tage des pflichttreuen und unermüdlichen Mannes, der mit zähem Willen auch die häufigen gesundheitlichen Hemmungen überwand. Er war ein wertvolles und liebenswürdiges Glied des alten badischen Bürgertums. Otto Leopold Bielefeld.

Adolf Bernhard Siegel,

ein Bruder des Landeskommissärs Karl Siegel, der 1896 ein Opfer der Freiburger Hochwasserkatastrophe geworden ist (Bad. Biogr. V, 729), wurde als ältester Sohn des späteren badischen Generalstabsarztes Dr. Joseph Siegel (Bad. Biogr. IV, 444) zu Ladenburg am 5. November 1828 geboren und wandte sich, nachdem er das Rastatter Lyzeum 1847 absolviert hatte, dem Studium der Medizin zu, das ihn erst nach Heidelberg und später nach Würzburg und Wien führte. Gründlich vorbereitet, unterzog

er sich 1854 der Staatsprüfung mit bestem Erfolge und ließ sich im folgenden Jahre als praktischer Arzt, Oberwund- und Hebarzt in Bruchsal nieder, wo er zugleich mit Antonie Kath. Schmidt sein häusliches Heim gründete und dank seiner hervorragenden Fähigkeiten und Kenntnisse in Kürze ein vielgesuchter und -geschätzter ärztlicher Berater und Helfer wurde. 1862 ging er, einem Rufe der Regierung folgend, als Badearzt nach Badenweiler, das ihm fortan durch volle fünfundzwanzig Jahre zweite Heimat wurde, und übernahm die Oberaufsicht über die Badeanstalten. Badenweiler war damals dank seiner günstigen klimatischen Lage hauptsächlich von Brustkranken besucht, die hier das Frühjahr und den Sommer verbrachten, um dann im Herbst nach dem Süden zu gehen. Bestrebt, sich die Erfahrungen zunutze zu machen, die man dort gesammelt, erbat er sich noch im Oktober 1862 einen fünfmonatlichen Urlaub, um die Kurorte am Genfer See, Hyères, Cannes, Mentone, Nizza und Algier kennen zu lernen. Ein Studienaufenthalt in Wien (1863) diente dazu, ihn mit der Einrichtung und Anwendung des Augen-, Kehlkopf- und Nasenspiegels vertraut zu machen; ähnlichen Zwecken ein mehrwöchentlicher Winteraufenthalt in Würzburg (1867). Von Herbst 1865 bis Januar 1866 weilte er im Pyrenäengebiete; die Ergebnisse dieser Fahrt in klimatologischer und balneologischer Hinsicht legte er in einem ausführlichen Berichte vom 21. Februar 1866 nieder. Es ist bezeichnend für seine Uneigennützigkeit, daß er bei all diesen Reisen, die neben der eigenen Ausbildung auch dem Lande und vor allem Badenweiler zugut kamen, nur in einem Falle einen Zuschuß der Regierung erbat und sonst durchweg die Kosten, von Haus aus schon vermögend, selbst bestritt. Als Badearzt entfaltete er eine außerordentlich fruchtbare und segensreiche Tätigkeit. Sein Wissen, sein sicherer Blick und seine therapeutischen Erfolge verschafften ihm einen von Jahr zu Jahr sich mehrenden, weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichenden Ruf. „Tausende" — so heißt es — „kamen aus fremden Landen und über die Meere, um seinen Rat und Beistand zu erbitten." Arm und reich behandelte er mit der gleichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit; nie hat der gütige und menschenfreundliche Arzt von einem Dürftigen oder wenig Begüterten ein Entgelt angenommen; die Dankbarkeit seiner Schwarzwaldbauern war ihm der schönste Lohn. Daneben war er

eifrig bestrebt, die seiner Obhut anvertrauten Badeanstalten zu vervollkommnen und den Anforderungen der Zeit entsprechend zu gestalten; auf seine Anregung wurde das Marmorbad erbaut. Der Aufschwung, den Badenweiler in jenen Jahren nahm, war nach dem Urteil der obersten Medizinalbehörde „nicht zum geringen Teil" sein Werk, und der Ehrenbürgerbrief, den ihm die Stadt gab, eine wohlverdiente Anerkennung. Auch von seiten des Staats wurden diese Verdienste gewürdigt. Sein Landesherr zeichnete ihn durch Ernennung zum Geheimen Hofrat (1881) und Geheimen Rat (1887) und Verleihung des Kommandeurkreuzes 2. Klasse des Zähringer Löwenordens aus; das Innenministerium erteilte ihm von 1876 ab für die Monate Oktober bis April einen jährlichen Generalurlaub, den Siegel meist in Italien, auf Schloß Bürgeln, dessen eine Hälfte er gekauft, oder in stiller Zurückgezogenheit zu Karlsruhe verbrachte, nachdem ihn 1868 noch eine fünfmonatliche Reise in den Orient geführt hatte. Mit Rücksicht auf seinen leidenden Gesundheitszustand, eine Folge beruflicher Überanstrengung, erbat er im Juli 1887 seine Versetzung in den Ruhestand und nahm dauernd seinen Wohnsitz in Karlsruhe, wo er, auf Ausübung jeder ärztlichen Praxis verzichtend, seinen Lebensabend in der Pflege naturwissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Interessen verbrachte, nach seiner Art im stillen viel Gutes tat und, geistig frisch bis an sein Ende — am 18. Februar 1905 — mit regem Anteil die Zeitereignisse verfolgte.

(Dienstakten, Akten über Badenweiler. — Karlsruher Zeitung vom 22. Februar 1905. — Straßburger Post vom 22. Februar 1905. — Mitteilungen des Sohnes, Herrn Otto Siegel. — Persönliche Erinnerungen.) Karl Obser.

Emil Maier,

Augenarzt, wurde als Sohn eines Finanzrates am 27. Juli 1835 in Karlsruhe geboren und widmete sich nach Besuch des Lyzeums seiner Vaterstadt von 1854 ab, erst in Heidelberg, dann in Würzburg, dem Studium der Medizin. 1860 unterzog er sich der Staatsprüfung und wirkte einige Zeit als Assistent an den Kliniken der beiden Hochschulen. Um sich in der Augenheilkunde, die er als besonderes Fach erwählte, weiter auszubilden, ging er dann

nach Berlin und Wien, wo die beiden Altmeister der heutigen Augenheilkunde, Albrecht von Gräfe und Theodor von Arlt, ihm Gelegenheit dazu boten; auch Prag, das damals über hervorragende Lehrer verfügte, wurde besucht. Auf diese Weise gründlich vorbereitet, ließ Maier sich im April 1863 als praktischer und erster fachlich vorgebildeter Augenarzt in Karlsruhe nieder, wo er sich bald einer umfangreichen Praxis zu erfreuen hatte. Als Klinik zur Behandlung und zu Operationen standen ihm im St. Vinzentiushause Räume zur Verfügung, bis im Jahre 1866 auf Anregung der Großherzogin Luise der Badische Frauenverein im ehemaligen markgräflichen Witwenschlößchen eine Vereinsklinik errichtete und ihm die Leitung der Augenabteilung übertrug. Mit der Zeit, besonders seit die Abteilung zur Kreisaugenanstalt für unbemittelte Kranke erweitert wurde, erwiesen auch diese Räume sich als zu eng. Ein Neubau wurde Bedürfnis. So entstand in der Kaiserallee das Ludwig-Wilhelm-Krankenheim, das 1890 bezogen wurde. Bis dahin hatte Maier seine umfassende Tätigkeit, die auch noch groß genug blieb, als er sich auf sein Spezialfach beschränkte, ganz allein ausgeübt, nur zeitweise von jüngern Kollegen unterstützt. Im neuen Heim erhielt er nun einige Entlastung durch eine ständige Assistenz, die ihm freilich nicht allein zur Verfügung stand, aber trotzdem gönnte sich der Unermüdliche in seiner ausgedehnten Praxis, die weit in die Umgegend von Karlsruhe und in die Pfalz hinein reichte, nur wenig Zeit zur Erholung, die er meist an den Ufern des Bodensees verbrachte. Im Jahre 1902 zwang Krankheit ihn zum erstenmal längere Zeit auszusetzen, dann konnte er mit kürzeren Unterbrechungen wieder bis zum Frühjahr 1904 tätig sein. Von da ab vermochte er aber nur noch zeitweise seinem Berufe nachzugehen, was der arbeitsfrohe Mann bitter empfand. Im Herbst 1904 erlitt er einen Schlaganfall, dem er am 19. Oktober erlag.

Emil Maier besaß ein bedeutendes allgemeines Wissen und Können; in seinem Spezialfach bewährte er sich als ausgezeichneter Diagnostiker und Operateur. Dabei ein wahrhaft humaner Arzt, dessen Wesen Güte war, erwarb er das allgemeine Vertrauen; auch seine kleinen Patienten, auf die er, der große Kinderfreund, sich so gut verstand, hingen mit rührender Liebe an ihm.

Ein schlichter, aufrichtiger Charakter, hat er, allem äußern

Schein und Prunk gründlich abhold, nach Rang und Würden nie gestrebt. Sie wurden ihm ungesucht zuteil. Sein Landesherr, in dessen Familie er lange Zeit ein treuer Berater war, ehrte ihn wiederholt durch Auszeichnungen: 1890 wurde er Geheimer Hofrat, 1897 erhielt er das Kommandeurkreuz 2. Klasse des Zähringer Löwenordens.

Sein äußeres Leben floß verhältnismäßig einfach dahin. Da sein Innenleben sehr reich war, gab er auf großen gesellschaftlichen Verkehr nicht viel. Im Hause, im Familienleben und im altvertrauten Freundeskreise suchte und fand er seine Erholung, sein Glück. Ein offener Sinn und ein feines Verständnis für alles Schöne in Natur und Kunst waren ihm in hohem Maße eigen; seinem malerisch geschulten Auge erschlossen sich auch die intimeren Reize der Landschaft. — (Bad. Landeszeitung vom 28. Oktober 1908.) Rudolf Spuler.

Alfred Maul,

Hofrat, Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe, wurde am 13. April 1828 im Schlosse Fürstenau bei Michelstadt im hessischen Odenwald als Sohn des Rentamtmannes Wilhelm Maul geboren. Mit neun Jahren kam er als Vollwaise zu Verwandten nach Darmstadt. Hier besuchte er die Realschule und studierte auf der Höheren Gewerbeschule (jetzt Technische Hochschule) Mathematik und Naturwissenschaften. Daneben war er ein eifriges Mitglied der Darmstädter Turngemeinde und bildete sich unter Adolf Spieß zum Turnlehrer aus. 1856 übernahm er eine ihm angebotene Lehrerstelle für Realien und Turnen am Realgymnasium in Basel. Von 1856—1869 entwickelte er hier mit gleichgesinnten Freunden im Schul- und Vereinsturnen eine rege praktische und literarische Tätigkeit. 1869 folgte er einem Rufe der badischen Regierung zum Ausbau des Turnens in den Schulen und zur Leitung der neugegründeten Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe.

Was Maul bei seinem Dienstantritt an Schulturnen in Baden vorfand, war sehr dürftig. Nicht einmal zehn Prozent der Volksschulen hatten mit dem Turnen begonnen. Zur Bekämpfung der bestehenden Widerstände galt es, sachkundige Lehrer für den Turnunterricht auszubilden. Dazu wurden drei- bis vierwöchige Kurse

in Karlsruhe eingerichtet und Inspektionsreisen durchs ganze Land unternommen. Als einen Hauptmangel erkannte hierbei Maul das Fehlen einer Schrift, aus der die mit Turnunterricht betrauten Lehrer Belehrung schöpfen konnten. Daher griff Maul die schon in Basel geübte schriftstellerische Tätigkeit wieder auf, mit um so größerer Befriedigung, als er sich über die einzuschlagenden Wege mehr und mehr klar geworden war. Um die Lehrerschaft anzuregen, die eigene turnerische Fertigkeit zu erhalten, veranlaßte Maul in den größeren Städten des Landes die Gründung von Lehrerturnvereinen. Diese bildeten den Kern der alle zwei Jahre tagenden Turnlehrerversammlungen, die 1906 zur Gründung des Badischen Turnlehrervereins führten.

Wie vordem in Basel, so widmete sich Maul auch auf dem neuen Posten der Vervollkommnung des Turnvereinswesens. Zu diesem Zwecke bearbeitete er den Übungsstoff für die Vorturner und Turnwarte, um diesen für alle Altersstufen und für alle Grade der körperlichen Geschicklichkeit geeignete Übungen an die Hand zu geben. Mauls führende Stellung in Turnvereinssachen fand ihren Ausdruck in seiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft (1887—1895).

Der Schwerpunkt der Tätigkeit Mauls lag naturgemäß auf dem Gebiete des Schulturnens. Seine Anschauungen von dem Ziel und der Betriebsweise des Schulturnens wurzelten in den Grundsätzen seines Lehrers Adolf Spieß, des Begründers des deutschen Schulturnens, in der Form, daß, wie in den übrigen Schulfächern, so auch in den Leibesübungen ein geregelter Unterricht stattfinden solle. Spieß starb in den besten Mannesjahren. Unter den zur Fortsetzung des Werkes von Spieß innerlich Berufenen stand Alfred Maul in vorderster Reihe, unbestritten der bedeutendste Schüler von Adolf Spieß. Maul baute das von Spieß Begonnene mit einem Scharfsinn und einer Folgerichtigkeit aus, die Freund und Gegner gleichmäßig bewunderten.

Das von ihm ausgebaute Lehrverfahren hat eine technische und eine psychologische Seite. Die technische Seite wurzelt in folgender Erwägung. Damit auch Schwächliche und Ungeschickte im Massenunterricht zur Bewältigung der vorgesteckten Aufgaben gebracht und ihres Könnens froh werden können, muß der Weg von der ersten rohen Ausführung einer Übungsaufgabe bis zu ihrer

genauen, sicheren und schönen Ausführung in einem Stufengang der Ausführungsvorschriften zurückgelegt werden. Diese Gliederung des turnerischen Lernvorgangs hat Maul zu bestimmten Normen herausgearbeitet und dadurch eine den allgemeinen Unterrichtsgrundsätzen entsprechende Methode des Unterrichts geschaffen, die auch dem Durchschnittslehrer einen erfolgreichen Turnunterricht ermöglicht. Die psychologische Seite der Lehrweise Mauls bestand in dem Zauber, der von dem unterrichtenden Meister auf seine Jünger übersprang. Es war, wie es einmal der Direktor der Württembergischen Turnlehrerbildungsanstalt in Worte faßte, „jene meisterhafte Art in der Anfassung und Behandlung seiner Schüler: ernst und strenge, wie es sich gerade im Turnen besonders ziemt, aber bei allem Ernst und aller Strenge reich an versöhnender Liebe, reich an herzgewinnender Freundlichkeit".

Maul war eine in seltenem Maße ausgeglichene Natur. Dies prägte sich schon in der äußeren Erscheinung aus: in der aufrechten, hochgewachsenen Gestalt und dem elastischen Ausschreiten, in dem scharfgeschnittenen klugen Gesicht mit den klar und durchdringend, aber doch wieder so milde und wohlwollend blickenden Augen, in dem klangreichen, ausdrucksvollen Organ, mit dem er so oft überzeugend, anfeuernd, besänftigend gewirkt. Maul war keine Kampfnatur. So schlagfertig er sich auch erwies, wenn es galt seine Anschauungen zu rechtfertigen: nur mit der größten Überwindung beschritt er den Kriegspfad und mit unverhohlenem Bedauern über die dadurch für positives Arbeiten verlorene Zeit. Die Art, wie Maul arbeitete, kennzeichnete C. Euler, der Direktor der Preußischen Turnlehrerbildungsanstalt, zutreffend also: „Eine ganz besonders angesehene Stellung unter den deutschen Turnlehrern hat sich der Direktor an der Turnlehrerbildungsanstalt zu Karlsruhe erworben und haben deshalb auch seine vorwiegend praktischen Turnschriften rasche Verbreitung gefunden. Maul gehört zu jenen Männern, die nicht den einmal gewonnenen Standpunkt selbstgefällig festhalten, sondern die unabläßig weiterstreben, immer wieder Kritik an sich selber üben und, wenn sie merken, daß auf etwas anderem Wege die Sache sich noch besser gestalten lasse, rasch diesen neuen Weg einschlagen und auch in ihren Schriften zur Geltung bringen. So kann fast jede neue Auflage seiner Schriften ein neues Buch genannt werden."

Solches zielbewußte Streben nach Selbstvervollkommnung und die berührten Gaben des Geistes und des Herzens ließen in dem Leiter der Karlsruher Turnlehrerbildungsanstalt eine Persönlichkeit erstehen, von der Kraft und Begeisterung ausging. In nahezu vierzigjährigem gesegneten Wirken — Maul starb neunundsiebzigeinhalb Jahre alt am 12. Oktober 1907 im aktiven Dienste — war es Badens großem Turnführer beschieden, einen zusehends wachsenden Kreis von Mitarbeitern um sich zu scharen, die, in regem Verkehr mit ihrem Lehrer bleibend, stets neue Anregung von ihm empfingen und ihm fortgesetzt aus ihren Erfahrungen Anregung zu neuen Versuchen boten. Dieses wechselseitige Geben und Nehmen schuf ein Netz freundschaftlicher Beziehungen zwischen Karlsruhe und zahlreichen Orten des In- und Auslandes. Denn nicht nur aus Baden, sondern auch aus den übrigen deutschen Ländern sowie aus der Schweiz, Holland, Österreich, Rumänien, Bulgarien usw. kamen die Turnbeflissenen nach der badischen Landeshauptstadt, um hier als Kursteilnehmer eine Fülle der fruchtbarsten Antriebe für ihr ganzes erzieherisches Wirken zu empfangen. Ich selbst genoß das Glück, dem Altmeister mit am nächsten zu stehen und in vieljährigem persönlichen Verkehr die stärksten Eindrücke für Leben und Beruf zu empfangen.

Es liegt in seinem Sinn, wenn bei der Würdigung seines Lebenswerkes auch gewisser fördernder Faktoren gedacht wird. Zunächst der ihm vorgesetzten Behörde, die, von dem sicheren Gefühl geleitet, durch die Berufung Mauls den rechten Mann auf den rechten Platz gestellt zu haben, seiner Tätigkeit den freiesten Spielraum gelassen hat. Sodann des langjährigen selbstlosen Mitarbeiters an der Turnlehrerbildungsanstalt, Turninspektors Adam Leonhardt. Endlich der Frau Frida Maul, die durch ihr warmfühliges Verständnis für das Wesen und die Arbeit ihres Gatten dessen an fruchtbarer Tätigkeit so reiches letztes Lebensjahrzehnt überaus sonnig gestaltete.

Die Stellung Mauls in der Reihe der großen Träger und Förderer des Turnwesens kommt in einem prägnanten Urteil zum Ausdruck, das der hervorragendste Vertreter der hygienischen Schulgymnastik, der Erforscher der psychologischen Wirkungen der Leibesübungen, Professor Dr. F. A. Schmidt in Bonn, über unseren badischen Turnpädagogen gefällt hat. Beim Ableben Mauls schrieb

er mir als dem Vorsitzenden des Badischen Turnlehrervereins: „Ich bin der Letzte, der verkennen wollte, was Sie und die badische Lehrer- und Turnerschaft an diesem Meister verloren haben. Nicht nur Sie, sondern die ganze Turnerwelt. Einen zweiten Praktiker des Schulturnens wie ihn besaß Deutschland nicht. Keiner wird es vermögen, seinen Platz wieder voll und ganz auszufüllen."

Die seit Mauls Ableben fortgeschrittene Erkenntnis der Übungswerte und Übungsbedürfnisse läßt mancherlei von dem was Maul gelehrt hat, heute als überholt erscheinen. Es betrifft dieses namentlich Auswahl und Anordnung des Übungsstoffes sowie die Ausführungsweise der Übungen. Nicht überholt aber sind das Lehrverfahren Mauls und die von ihm für die Leitung des Turnunterrichts über Lehrton, Behandlung der Turnenden, Weckung und Erhaltung der Turnlust aufgestellten Grundsätze, denn sie sind in psychologischen, also unveränderlichen, Gesetzen verankert. „Darum steht keiner von allen Turnmeistern des neunzehnten Jahrhunderts so fest auch in unserer Gegenwart wie Alfred Maul, der erfahrungsreiche, rastlos schöpferische Turnmeister Badens" (Max Schwarze, Oberturnwart der Deutschen Turnerschaft, Jahnkalender 1928).

Von den zahlreichen Schriften Alfred Mauls seien genannt: Anleitung für den Turnunterricht in Knabenschulen, 3 Teile, Karlsruhe 1876—1897. Die Turnübungen der Mädchen, 4 Teile, Karlsruhe 1879—1892. Das deutsche Schulturnen, Südwestdeutsche Schulblätter 1890. Reckübungen, Barrenübungen, Pferdübungen, Karlsruhe 1902 und 1903.

Lit.: Sickinger, Das 25jährige Jubiläum der Badischen Turnlehrerbildungsanstalt und ihres Direktors A. Maul. Jahrbücher der deutschen Turnkunst 1894. — Sickinger, Zu A. Mauls 70. Geburtstag. Zeitschr. f. Turnen und Jugendspiel 1898/99. — Kunath, Ein Kursus in der Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe. Deutsche Turnzeitung 1902. — Sickinger, Preuß. oder bad. Schulturnen? Karlsruhe 1903. — Frida Maul, Maulsches Mädchenturnen in Schule und Verein. Deutsche Turnzeitung für Frauen 1909. — Leonhardt, Wie kann man an der Hand des Maulschen Lehrplans die Turnlust der Schüler bis in die obersten Klassen wach erhalten? Monatsschrift f. d. Turnwesen 1909. — Broßmer, Alfred Mauls turngeschichtliche Bedeutung im Spiegel seiner

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Schriften. Lahr 1924. — Zum Tode A. Mauls: Ferd. Goetz, Deutsche Turnzeitung 1907; Sickinger, Karlsruher Zeitung 1907, Nr. 320; Gedenknummer der Monatsschr. f. d. Turnwesen 1908, 4. Heft. — Zur Enthüllung des A.-Maul-Denkmals: Karlsruher Zeitung 1911, Nr. 3; Leonhardt, Bad. Schulzeitung 1911, Nr. 17. — Zum 100. Geburtstag A. Mauls: Sickinger, Ztschr. „Die Leibesübungen" 1928, Heft 8, und Bad. Presse 1928, Nr. 173. Gedenknummer der Bad. Turnzeitung 1928, Nr. 15, und der Zeitschrift „Schulturnen" 1928, Nr. 4. — Kunath, Gedächtnisrede am Denkmal A. Mauls, Deutsche Turnzeitung 1928, Nr. 17.

† Anton Sickinger.

Kuno Fischer

wurde am 23. Juli 1824 im Pfarrhaus zu Sandewalde (Schlesien) geboren. Seine Gymnasialjahre (1835—1844) verlebte er in Posen; eine Vita, die er zum Abiturientenexamen verfaßte, läßt bereits jene charaktervolle Selbstzucht und straffe Klarheit des Urteils erkennen, welche ihn später auszeichneten. Im Sommer 1844 studierte er in Leipzig Philologie und hörte Gottfried Hermann und Moritz Haupt. Die Philosophie trat ihm hier vor allem in der Person Christian Hermann Weißes entgegen: einem vielseitigen Denker, der sich nicht nur mit religiösen und ästhetischen Problemen, sondern auch mit Goethes Faust beschäftigte. Aber Fischer wünschte sich wohl in eine entschiedenere Geisteszucht zu begeben und so siedelte er nach Halle über, wo die Hegelianer Joh. Eduard Erdmann und Julius Schaller eine hervorragende Katheder-wirksamkeit ausübten. Zumal Erdmann, der damals an seinem Hauptwerk, dem großangelegten „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie" arbeitete, ist als Fischers Lehrer und Vorgänger zu betrachten: unter seiner Führung drang er in die Systeme von Hegel und Platon, Kant und Fichte, Spinoza und Leibniz ein. Am 14. März 1847 bestand Fischer auf Grund der Dissertation „De Platonico Parmenide" mit Auszeichnung das Doktorexamen.

Gleichzeitig sehen wir ihn als Kritiker und Essayisten tätig. Er nimmt in Oswald Marbachs „Literatur- und Kunstblatt" zu

philosophischen und theologischen Gegenwartsfragen Stellung, er formuliert die Hauptaufgabe seines späteren Lebens als „Philosophie der Geschichte in der Geschichte der Philosophie" und sein wissenschaftliches Ziel als „Durchdringung der Spekulation und Empirie", er diskutiert mit Rudolf Haym über „Die Autorität, welche fällt, und die, welche bleibt", er schreibt über George Sand und die Gräfin Ida Hahn-Hahn. Wichtig wurde eine Abrechnung mit Max Stirner und dem extremen Individualismus in Marbachs „Leipziger Revue"; sie führte zu freundschaftlichen Beziehungen mit Arnold Ruge, dem Führer der Junghegelianer, den Fischer dann auch 1848 durch eine glänzende Charakteristik in Wigands „Epigonen" erfreute. Im selben Jahr veröffentlichte er in dem philosophischen Taschenbuch „Die Akademie" einen größeren Aufsatz über Ludwig Feuerbach und in den „Epigonen" eine tiefgreifende Erörterung über das Wesen der Religion, worin er bei Gelegenheit einer Besprechung Hegel gegen gewisse auf Schleiermacher zurückgehende Gedankengänge in Schutz nimmt. In allen diesen Jugendschriften tritt die eigene philosophische Stellung Kuno Fischers immer deutlicher hervor: die theologische wie die politische Revolution hatten ihm mächtigen Eindruck gemacht, aber er blickte doch mit klarem Auge über die unmittelbare Gegenwart hinaus und hielt an den Überlieferungen unserer Klassikerzeit fest, ohne dabei das Berechtigte und Gute an den Forderungen des realistischer eingestellten Jungen Deutschland zu übersehen.

Anfang 1848 nahm Fischer in Pforzheim eine Stellung als Hauslehrer an. Sie hatte nichts Drückendes an sich: sie gewährte ihm reichliche Muße, sie führte ihn mit der Familie zusammen nach Ostende und Paris, sie hielt ihn längere Zeit in Karlsruhe fest, wo fleißiger Besuch des Hoftheaters zu dramaturgischen Kritiken Anlaß gab, die eine enge Freundschaft mit dem großen Tragöden Ludwig Dessoir zur Folge hatten. Nun traten kunstphilosophische Studien in den Vordergrund. Die gesamte ästhetische Literatur wurde durchgearbeitet und das erste größere Buch entstand 1849: „Diotima. Die Idee des Schönen".

Im September 1850 ermöglichten es Fischer seine Ersparnisse, sich in Heidelberg für Philosophie zu habilitieren, und nun folgten arbeitsvolle und glückliche Jahre. Von Semester zu Semester vermehrte sich die Zahl seiner Zuhörer: die spätere „Geschichte der

neuern Philosophie" wurde mit der ganzen Frische der ersten Konzeption vorgetragen und begann im Juni 1852 zu erscheinen. Im September 1852 vermählte sich der junge Dozent mit Marie Le Mire, der Tochter eines in Heidelberg ansässigen französischen Offiziers. Aber schon im nächsten Jahr kam es zu einer Katastrophe, die glücklicherweise die einzige in Fischers sonst durchwegs erfolgreichem und — wie D. Fr. Strauß in einem Gedicht sagte — „mit aller Götter Gunst" gesegnetem Leben geblieben ist. Der Theologieprofessor Daniel Schenkel glaubte ein Mitglied des Oberkirchenrats in Karlsruhe auf die „verderbliche Wirkung" Fischers aufmerksam machen zu müssen, der nicht ohne spürbare Sympathie über Spinoza Kolleg las. Zunächst blieb die Denunziation zwar ohne größeren Erfolg, aber im September 1853, als mit dem Minister von Wechmar ein ausgesprochener Reaktionär ans Ruder gekommen war, wurde Fischer ohne Angabe eines Grundes die Erlaubnis zur Abhaltung von Vorlesungen entzogen.

Die kraftvolle Überlegenheit, mit welcher Fischer die Maßregelung aufnahm und in den dreiundeinhalb Jahren, in denen ihm die akademische Laufbahn abgeschnitten schien, seinen wissenschaftlichen und literarischen Ruf um so fester begründete, war bewunderungswürdig. Im Vorwort des zweiten Teils seiner Philosophiegeschichte wies er mit ruhigen Worten auf das Geschehene hin; gegen Schenkel wandte er sich in den Streitschriften „Das Interdikt meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel" und „Die Apologie meiner Lehre". Diese glänzende, an Lessing erinnernde Polemik wirkte um so erfreulicher, als sie als bloße gelegentliche Nebenleistung einer energischen, zielbewußten Persönlichkeit erschien, die sich gleichzeitig in einem „Grundriß der Logik und Metaphysik" und in umfassenden Werken über Descartes, Spinoza, Leibniz und Bacon aufs konzentrierteste aussprach. In diesen schweren Jahren erwarb sich Fischer die erhöhte Wertschätzung von Männern wie Schlosser, Rothe, R. Bunsen und die herzliche Freundschaft seines Schicksalsgenossen D. Fr. Strauß. In Berlin zeigten sich A. v. Humboldt, August Böckh u. a. geneigt, ihm den Weg zu einem neuen Wirkungskreis zu ebnen. Aber der Versuch einer Habilitation daselbst scheiterte an den ungesetzlichen Gegenmaßregeln des Ministers K. v. Raumer. Schließlich „rettete das

kleine Jena wieder einmal die Ehre von Deutschland" — wie Humboldt an Chr. J. v. Bunsen schrieb — und Fischer wurde als ordentlicher Honorarprofessor dorthin berufen.

Sechzehn Jahre (1856—1872) wirkte er in Jena mit einem Lehrerfolg, der damals kaum irgendwo seinesgleichen hatte. In einer Zeit, in welcher die deutsche Philosophie sonst daniederlag, erinnerte Fischer in hinreißenden Vorträgen an das große Erbe der Vergangenheit; er zeigte, wie man es erwerben muß, um es zu besitzen. Jetzt entstand der bedeutendste Teil seiner Philosophiegeschichte: das zweibändige Kantwerk (1860/61), mit dessen Veröffentlichung dem Neukantianismus die Bahn gebrochen war. Kant läßt sich nicht „rein historisch", sondern nur „philosophisch" und unter umfassendem „geistesgeschichtlichem" Gesichtspunkt behandeln. Damit ist gesagt, daß Fischer durchaus nicht nur als philologisch geschulter „exakter" Geschichtschreiber der Philosophie wirkte und wirken konnte. Neben seinen philosophiegeschichtlichen Vorlesungen kehrten systematische über Logik und Ästhetik und literaturgeschichtliche über Schiller und Lessing immer wieder. Im Jahr 1863 ergänzte er sein Buch über Descartes durch eine kongeniale Übersetzung der Hauptschriften; 1865 erschien die liebenswürdige kleine Darstellung von „Spinozas Leben und Charakter". Im gleichen Jahr legte Fischer eine gänzlich umgearbeitete und wesentlich erweiterte Fassung seiner „Logik" vor, die eine empirisch gesättigte und transzendentalphilosophisch geklärte Umbildung von Hegels Logik darstellt. Großen Beifall fanden die Schiller-Schriften, deren Reihe schon 1859 mit einer Festrede zur Jahrhundertfeier begann. Sie entstanden aus Vorträgen, die Fischer vor einem größeren Publikum in der „Rose" hielt, und umfaßten zuletzt „Schillers Jugend- und Wanderjahre", „Schiller als Komiker" und „Schiller als Philosoph". In die Jenenser Zeit fallen auch die scharfsinnigen Analysen von Lessings „Nathan" (1864) und Shakespeares „Richard III." (1868) sowie die interessante Abhandlung „Über die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes" (1871), aus der man ersehen kann, inwieweit auch Kuno Fischer die damals aktuelle Verschiebung der ästhetischen Problemstellung vom Spekulativen nach dem Empirisch-Psychologischen mitgemacht hat. Schließlich schrieb er 1858—1870 eine Reihe von Aufsätzen, mit denen er das literarische Schaffen seines Freundes Strauß von

Buch zu Buch begleitete (1908 gesammelt herausgegeben von H. Falkenheim).

Bei dem hohen Ansehen, in welchem Fischer in Jena stand — der Großherzog von Weimar ehrte ihn mit seinem unbedingten Vertrauen; der Erbgroßherzog wurde nach Jena gesandt, um unter seiner beständigen Einwirkung zu sein; 1865/66 begleitete ihn Fischer auf einer Reise durch Italien und Sizilien —, ist es verständlich, daß er 1857 und 1858 die zweimal gebotene Gelegenheit, nach Heidelberg zurückzukehren, ebenso ablehnte, wie 1870 eine Berufung nach Wien. Erst als im Herbst 1872 nach Zellers Weggang ein dritter Ruf nach Heidelberg erfolgte, glaubte er, Jena verlassen zu dürfen und zu müssen. Er ging nach Heidelberg, „um dort zu leben und zu sterben".

Ein volles Menschenalter wirkte Fischer an der badischen Universität, mit der sein Name unzertrennlich zusammenwuchs. Lockende Berufungen nach Wien, Leipzig, Berlin (1881 als Nachfolger Lotzes) schlug er aus. Aber es fehlte auch nicht an Ehrungen aller Art, die seiner nunmehr ins Imposante emporwachsenden Lehrerpersönlichkeit gezollt wurden. Bei Gelegenheit der Fünfhundertjahrfeier der Universität (1886), bei welcher er die Festrede hielt, wurde ihm der Rang eines Wirklichen Geheimen Rats mit dem Titel Exzellenz verliehen. Sein Landesfürst war ihm in herzlicher Freundschaft zugetan. Der siebzigste Geburtstag (1894), die fünfzigste Wiederkehr der Doktorpromotion (1897), die Vollendung des hundertsten Semesters (1900) wurden allgemein gefeiert.

In Heidelberg erhielt die „Geschichte der neuern Philosophie" ihren Abschluß und damit den Charakter des Monumentalwerkes, als welches sie seit 1897 dasteht. Der Bacon-Band wurde zu einer Darstellung der gesamten englischen Aufklärungsphilosophie erweitert. An Fichte, über den Fischer übrigens auch (1877) den Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie schrieb, schloß sich Schelling; Schopenhauer wurde in den Gesamtplan mit aufgenommen. Die Krönung erhielt das Ganze durch eine zweibändige Hegelmonographie (1898—1901), wie sie damals wohl kein anderer hätte schreiben können. Daneben erschien 1883 die ausgezeichnete „Kritik der Kantischen Philosophie"; die „Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie" wurde 1890 auch gesondert herausgegeben; 1897 lieferte Fischer in dem Charaktergemälde „Der Philosoph

des Pessimismus" ein Seitenstück zu seinem früheren Spinozaporträt.

Systematische Probleme behandelte Fischer jetzt nur noch in gelegentlichen Vorträgen: so 1875 „Über die menschliche Freiheit" und 1896 „Über das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen". Seine literaturgeschichtliche Schriftenreihe dagegen baute er weiter aus. Der „Schiller" erhielt 1890 bis 1892 seine endgültige Fassung; die Studie über den „Nathan" wurde zum wohlvorbereiteten Schlußkapitel einer größeren Darstellung von „Lessing als Reformator der deutschen Literatur" (1881). In einem Festvortrag sprach Fischer vor der Weimarer Shakespeare-Gesellschaft über „Shakespeare und die Bacon-Mythen" (1895); ein Jahr später erschien sein Buch über „Shakespeares Hamlet". Vor allem aber beschäftigte er sich in der Heidelberger Zeit mit Goethe. Aus Frankfurter Vorträgen entstand 1877 das (in späteren Auflagen vier Bände umfassende) Werk über „Goethes Faust", dessen Methode 1889 in der Schrift „Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust" gerechtfertigt wurde; 1888 erschien der in der Goethe-Gesellschaft gehaltene Festvortrag „Goethes Iphigenie"; 1890 ein Buch über „Goethes Tasso", 1896 eine Studie über „Goethes Sonettenkranz", 1899 die Festrede „Goethe und Heidelberg".

Bis ins achte Jahrzehnt war Fischer die strahlende Frische seines Geistes ungebrochen erhalten geblieben. Erst der zweite Hegelband und der letzte Teil des Faustbuches zeigen die Spuren sinkender Kraft. Da starb ihm im Jahre 1903 die zweite Gattin (Marie Le Mire hatte er schon 1882 verloren) — diesen Schlag vermochte der Greis nicht mehr zu überwinden. Er mußte seine Vorlesungen aussetzen und trat 1906 auch formell vom Lehramt zurück. Von seiner älteren Tochter und ihren Kindern liebevoll gepflegt, schloß er am 5. Juli 1907 die Augen.

(Vgl. den ausführlichen, hier vielfach benützten Nekrolog von Hugo Falkenheim, Biographisches Jahrbuch von Bettelheim, Band XII, Seite 255—272. Hier ist auch die wichtigste Literatur über Kuno Fischer verzeichnet, zu der im Gedenkjahr 1924 vor allem zwei Festreden von Ernst Hoffmann und Bruno Bauch hinzugekommen sind; ferner Bruno Bauchs Artikel „Kuno Fischer" im 3. Band der „Schlesischen Lebensbilder", 1928.)

Hermann Glockner.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Heinrich Bassermann

ist geboren am 12. Juli 1849 zu Frankfurt a. M. als Sohn des von der Paulskirche her bekannten Politikers und Mannheimer Buchhändlers Friedr. Daniel Bassermann. Seine Jugend verlebte er in Mannheim, seiner eigentlichen Vaterstadt. Von seiner tief frommen Mutter, die mit dem Mannheimer Pfarrer und Theologen Schellenberg befreundet war, empfing er starke religiöse Eindrücke und entschloß sich nach absolviertem Gymnasium zum Studium der protestantischen Theologie. Er studierte in Heidelberg und Jena, wo sein Lehrer Rückert besonders stark auf ihn einwirkte. Mit Entschiedenheit schloß er sich der liberalen Richtung an, die seinem weltoffenen, vom deutschen Idealismus und der Theologie Schleiermachers stark beeinflußten Geist am meisten entsprach. Nach kurzer Zeit praktischer Betätigung als Hilfsprediger am Hofe von Arolsen habilitierte er sich für praktische Theologie in Jena. Bereits im Jahre 1880 erhielt er eine Berufung als Professor der praktischen Theologie nach Heidelberg und wurde 1883 Schenkels Nachfolger als Direktor des Badischen Predigerseminars. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode, der ihn auf einer Schweizerreise am 29. August 1909 zu Samaden plötzlich ereilte. Vermählt war er mit Helene, geborenen Alt, der Tochter eines seinem Elternhause befreundeten Mannheimer Arztes.

Bassermanns Bedeutung lag in erster Linie in seiner hervorragenden Lehrbegabung. Über ein Vierteljahrhundert hat er den größten Teil der badischen Geistlichen für das Amt vorbereitet. Sein gründlicher Unterricht in allen Fächern der praktischen Theologie und seine energisch anfassende Art wirkten in hohem Maß anregend. Charakteristisch für seine Lehrweise war die enge Verbindung zwischen wissenschaftlicher und praktischer, auf das Leben der Kirche zielender Betrachtungsweise. Mit Schleiermacher hielt er die praktische Theologie für die Krönung der theologischen Wissenschaft. Wie in seinen Vorlesungen, so legte er auch in seinem praktisch-theologischen Seminar auf sorgfältige, geschichtliche Begründung hohen Wert. Praktische Bibelauslegung und Geschichte der Predigt fanden gewissenhafte Berücksichtigung. Im persönlichen Verkehr mit seinen Schülern frisch und anspornend, war er als Lehrer, Prediger und Liturg ein hohes Vorbild, dem man sich nicht leicht entziehen konnte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Daneben nahm er mehrfach an den Generalsynoden und damit am kirchenpolitischen Leben seiner badischen Landeskirche Anteil. Theologisch zur Vermittlung neigend, bekannte er sich kirchenpolitisch entschieden zum Liberalismus. Verdienste erwarb er sich um die Förderung der Kirchenmusik, der er in Gemeinschaft mit seinem Freund Philipp Wolfrum als Vorsitzender des Landeskirchengesangvereins hervorragende Dienste leistete.

Unter seinen schriftstellerischen Werken ragt hervor sein „Handbuch der geistlichen Beredsamkeit", das den Gesetzen der Rede eingehende Betrachtung widmet und die Predigt im Sinne Schleiermachers als Darstellung des christlich frommen Bewußtseins entwickelt. Tritt in diesem Werk die Predigt vielleicht zu sehr unter ästhetische und rhetorische Gesichtspunkte, so hat er später diese Einseitigkeit dadurch zu überwinden versucht, daß er das erbauende Moment als Zweckbestimmung stärker hervorhob. Sein „Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik" (Stuttgart 1888) gibt sich zwar nur in Form eines Leitfadens, stellt aber eine gründliche, feinsinnige, auch heute noch nicht veraltete Behandlung der einschlägigen Probleme dar. Seine „Erklärung des badischen Katechismus" zeigt ihn als vorzüglichen Katecheten, der es versucht, den teilweise spröden Stoff dem Verständnis und der Seele der Jugend nahezubringen. In seiner Schrift „Zur Frage des Unionskatechismus" lehnt Bassermann die herkömmliche Form der Katechismen ab und gelangt aus geschichtlichen und pädagogischen Gründen zur Forderung eines Spruchbuchs. Für Baden besonders wichtig ist seine „Geschichte der evangelischen Gottesdienstordnung in badischen Landen", worin er zu dem Ergebnis kommt, daß in Südwestdeutschland unter Führung von Johannes Brenz ein einheitlicher, einfacher Typ des evangelischen Gottesdienstes sich durchsetzte. Aus seiner reichen Predigttätigkeit im Heidelberger akademischen Gottesdienst gingen mehrere Predigtsammlungen hervor, darunter die im Jubiläumsjahr 1886 der Ruperto Carola gewidmeten „Akademischen Predigten". Seine Predigten, von sorgfältiger formaler Durchbildung, wenden sich vorzugsweise an die Gebildeten, denen sie die christliche Wahrheit in schlichter Sprache und ernster Gedankenarbeit nahezulegen suchen. Den Abschluß seiner literarischen Tätigkeit bildete die Sammlung seiner zahlreichen in Zeitschriften verstreuten „Aufsätze zur praktischen Theologie", die noch einmal sein unermüdliches Forschen, seine

wissenschaftliche Reise und die Klarheit seines theologischen Denkens kennzeichnet. Aus seinem Nachlaß gab seine Witwe eine Sammlung Predigten unter dem Titel „Herr, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest" heraus. Bassermanns tief fromme, dabei frische und weitherzige Persönlichkeit, der ein starker Einschuß künstlerischen Blutes nicht fehlte, hat innerhalb der badischen Kirche stark und nachhaltig gewirkt, und es war begreiflich, daß seine Gemeinde durch eine Gedenktafel mit seinem wohlgelungnen Relief in der St. Peterskirche zu Heidelberg seine Züge in Dankbarkeit und Liebe festzuhalten suchte.

(Vgl. Alte Mannheimer Familien V, 122/5; Chronik der Stadt Heidelberg, Jg. 1909, S. 383ff.) Otto Frommel.

Theodor Ludwig,

geboren am 25. Mai 1868 in Emmendingen, gestorben am 16. Oktober 1905 in Straßburg als außerordentlicher Professor der Geschichte an der Kaiser-Wilhelms-Universität, besuchte die heimatliche höhere Bürgerschule und von 1881 an das Gymnasium zu Freiburg i. Br., um sich seit dem Herbst 1886 dem Studium der Geschichte und der Staatswissenschaften zu widmen. Als der einzige Sohn wohlhabender Eltern war er in der Lage, den Studienplan — in Freiburg, Berlin, Straßburg — ganz nach seinem Wunsch, ohne Rücksicht auf Staatsprüfung und Anstellung, zu gestalten. Starke Hemmungen brachte nur die schwankende Gesundheit, die ihn wochen- und monatelang aus der Arbeit herausriß und auch in sein späteres Leben nur zu oft störend eingriff. Von seinen akademischen Lehrern bekannte er sich Harry Breßlau, Reinhold Koser und Conrad Varrentrapp zu besonderem Dank verpflichtet, auf staatswissenschaftlichem Gebiet ward ihm Georg Friedrich Knapp je länger je mehr der verehrte und bewunderte Führer.

Den Weg in die Wissenschaft bahnte sich Ludwig mit der 1894 erschienenen Promotionsschrift: „Die Konstanzer Geschichtschreibung bis zum 18. Jahrhundert". Von Breßlau auf W. Arndts Vermutung hingewiesen, daß in die jüngeren Konstanzer Bistumschroniken offenbar Teile eines älteren Werks aus dem 11. und 12. Jahrhundert hineingearbeitet seien, hatte er die Frage zum Ausgangspunkt für eine acht Jahrhunderte umfassende Darstel-

lung der Konstanzer Historiographie genommen. Die gute kritische Schulung und die fesselnde Behandlung des Stoffs, gepaart mit der Gabe, aus ortsgeschichtlichen Studien geschöpfte Erkenntnis für die allgemeine Geschichte nutzbar zu machen, erregten bei einer Erstlingsschrift berechtigtes Aufsehen; mehr denn einmal ist darauf hingewiesen worden, daß diese Arbeit einem älteren und erfahreneren Historiker alle Ehre gemacht haben würde.

Reifer noch und vollendeter trat zwei Jahre später diese Verknüpfung von territorialgeschichtlichen und allgemeinen Gesichtspunkten in einer die starke Einwirkung des Straßburger Staatswissenschaftlichen Seminars verratenden Schrift hervor: „Der badische Bauer im 18. Jahrhundert". Über den Titel hinausgreifend lenkt Ludwig hier nach einer Übersicht über die Agrarverhältnisse um die Mitte des 18. Jahrhunderts den Blick zurück bis zum Ausgang des Mittelalters als dem Zeitpunkt, da die von der Bauernbefreiung beseitigten Zustände sich befestigt haben. Für die folgenden Jahrhunderte vermag er ein im wesentlichen einheitliches Bild zu entwerfen; nur gelegentlich miteinander verbunden stehen die altertümlichen, die Agrarverfassung bestimmenden Institutionen: Leibes-, Gerichts- und Grundherrschaft, in ihrer Bedeutung scharf erfaßt und gekennzeichnet, nebeneinander. Ihre Vereinigung in der Hand der Landesherren, ohne daß sich also zwischen die Bauern und die Landesherren ein Gutsherr eingeschoben hätte, wird als die allmählich reifende Frucht der markgräflichen Politik nachgewiesen. Die Behandlung des letzten Abschnitts endlich, die Darstellung der auf die Aufhebung der Leibeigenschaft, auf Fronreform und Grundentlastung gerichteten Bestrebungen Karl Friedrichs und seiner Beamten, ist stets verdientermaßen als ein Kabinettsstück feinsinniger Einfühlung in den Stoff gepriesen worden.

Und abermals zwei Jahre später folgte, wiederum unter Verknüpfung der allgemeinen Geschichte mit der territorialen, nicht minder aber auch mit der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, die Habilitationsschrift: „Die deutschen Reichsstände im Elsaß und der Ausbruch der Revolutionskriege", mit der Ludwig in eine vielbehandelte Streitfrage entscheidend eingriff. Um den Maßstab zu finden, den die zwischen Frankreich und einer Anzahl im Elsaß begüterter Stände schwebenden Streitigkeiten für den Kriegsausbruch haben, fiel ihm wiederum die keineswegs leichte Aufgabe zu,

die Lage der Fürsten und Ritter vor jener Zeit zu veranschaulichen, ihre landes- und gerichtsherrlichen Rechte zu kennzeichnen sowie die noch fast unerforschte Geschichte des französischen Regiments im Elsaß im Umriß vorzuführen. Dabei ist ihm der Nachweis gelungen, daß von einem Anrecht auf landesherrliche Stellung keine Rede mehr sein konnte, daß vielmehr „aus Landesherren, Fürsten und Reichsrittern sehr angesehene Rentenempfänger geworden waren, die nebenbei auch einige öffentliche Funktionen ausübten". Die Rolle selbst aber, die der Elsässer Angelegenheit in der Frage nach dem Kriegsausbruch zukommt, hat er — im Streit der Meinungen in einer Art Mittelstellung — richtig und glücklich definiert: weder so bedeutend, wie sie die eine Partei ansieht, noch so untergeordnet, wie sie der anderen erscheint. Denn ihr Verlauf ist gewiß letzten Endes durch den allgemeinen Gang der Dinge bestimmt worden, deshalb aber ist sie doch nicht ohne jeden Einfluß auf denselben gewesen.

Diese drei von kleineren Abhandlungen und zahlreichen Kritiken umrahmten Bücher sind es, die als Werke von bleibender Bedeutung das Andenken an Ludwigs wissenschaftliche Tätigkeit wach halten werden. Eine größere Arbeit hat er seitdem nicht mehr vollendet: die neuen Aufgaben und Pflichten, die ihm aus seiner am 29. Mai 1897 erfolgten Habilitation erwuchsen, nahmen viel Zeit in Anspruch, so daß ein neuer Plan — eine auf archivalischer Grundlage aufzubauende Geschichte der badischen Verwaltung in der Entstehungszeit des Großherzogtums, für die Veröffentlichungen der Badischen Historischen Kommission bestimmt — nur langsam gefördert werden konnte. Wie schwer er die hier sich aufdrängenden Probleme nahm, wie gewissenhaft er mit ihnen sich auseinanderzusetzen bemüht war, ist seinen Freunden noch aus manchem Gespräch in Erinnerung; innerlich völlig fertig geworden war er mit der Bewältigung des Stoffs noch nicht. Von den vorhandenen Teilentwürfen ist daher seinem Wunsch gemäß nichts veröffentlicht worden, während die umfangreichen Auszüge aus Karlsruher und Pariser Archiven Willy Andreas, der im Auftrag der Kommission die Arbeit einige Jahre später als „Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung in den Jahren 1802 bis 1818" aufnahm, für seine Darstellung zustatten gekommen sind.

In Straßburg im Juni 1902 zum außerordentlichen Professor

ernannt, durfte sich Ludwig in den letzten Jahren stets vermehrten Erfolgs seiner Lehrtätigkeit erfreuen. Das hob und beglückte ihn und steigerte seine Leistungsfähigkeit, deren er sich in seiner bescheidenen Art allmählich erst voll bewußt geworden war. Das Ziel der Laufbahn, die ordentliche Professur, schien dem unaufhörlich Wachsenden und Reifenden im Herbst 1905 in naher Aussicht, als ihn ein Typhusanfall aufs Krankenlager warf und heftiges Fieber die schwachen Kräfte schnell verzehrte. Seine letzte Stunde kam in der Frühe des 16. Oktober. Die ganzen Hoffnungen seiner Eltern, große Erwartungen der Wissenschaft gingen mit ihm ins Grab. Hans Kaiser.

Felix Hecht,

Dr. jur., Großherzoglich Badischer Geheimer Hofrat, Direktor der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim, wurde geboren am 27. November 1847 in Friedberg in Hessen. Er stammte aus bürgerlicher jüdischer Kaufmannsfamilie, besuchte das Frankfurter Gymnasium, das damals unter der Leitung des Philologen Tycho Mommsen, des Bruders von Theodor Mommsen, stand, und bestand 1865 mit Auszeichnung das Maturitätsexamen. Nach juristischen und staatswissenschaftlichen Studien in Gießen, Göttingen und Heidelberg promovierte er 1867 in Heidelberg mit dem Prädikat: maxima cum laude. In Heidelberg war vor allem Bluntschli sein Lehrer; mit ihm verbanden ihn auch später freundschaftliche Beziehungen. Seine Doktordissertation über „Die Kalendarienbücher, eine Abhandlung aus dem Gebiete des römischen Verkehrslebens", wurde in Heft 1 der Rechtsgeschichtlichen Abhandlungen von Dr. Ascher 1868 aufgenommen. Um rechtshistorische Studien in Holland, dem Ursprungslande der Inhaberpapiere, treiben zu können, hielt er sich dann längere Zeit in Utrecht auf; als Frucht dieser Studien erwarb er mit seiner Habilitationsschrift „Ein Beitrag zur Geschichte der Inhaberpapiere in den Niederlanden" 1869 die venia docendi in Heidelberg. Diese Arbeit war ein Teilabschnitt eines geplanten rechtsgeschichtlichen Werkes „Niederländisches Handelsrecht in der Blütezeit des Freistaates", zu dessen Vollendung er indessen später nicht mehr kam. Auf Veranlassung Kohlers

wurden einzelne Abschnitte 1907 in der „Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht", Bd. LIX, gedruckt.

Die Absicht, sich ganz der akademischen Laufbahn zu widmen, gab Hecht im Jahre 1871 auf, nachdem er auf Empfehlung eines seiner Lehrer von dem Konsortium, das sich zur Gründung der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim gebildet hatte, zur Mitarbeit an dem Entwurf der Satzungen, sowie zur Ausarbeitung eines Geschäftsplanes und des Ausbaues der inneren Organisation herangezogen worden war. Nach vollzogener Gründung wurde er zum ersten Direktor des neuen Instituts gewählt, infolgedessen er seinen Wohnsitz nach Mannheim verlegte. 1875 schloß er den Ehebund mit einer Tochter des Kommerzienrats Bamberger in Mainz, einer Nichte des bekannten Parlamentariers und Währungsfachmanns Ludwig Bamberger.

Die Rheinische Hypothekenbank nahm dank ihrer guten Fundation, aber auch dank der Organisationsgabe und leidenschaftlichen Arbeitskraft Hechts bald einen außerordentlichen Aufschwung und entwickelte sich zu einem der führenden Realkreditinstitute in Deutschland. Hechts Bestreben war von Anfang an, die an ihn herantretenden Aufgaben nicht nur mit den Augen des reinen Praktikers und Geschäftsmannes anzusehen, sondern sie mit wissenschaftlichem Ernst, der auf gründlicher theoretischer Schulung beruhte, ex profundo zu erfassen. So verband er stets die praktische Tätigkeit in der Leitung eines großen Kreditinstituts mit der wissenschaftlichen Durchdringung einer damals noch so gut wie unangebauten Materie, nämlich des Bodenkredits und der diesem benachbarten Rechts- und Wirtschaftsgebiete. Schon das groß angelegte, 1873 erschienene Werk „Die Kreditinstitute auf Aktien und auf Gegenseitigkeit", von dem aber nur Band 1, „Das Börsen- und Aktienwesen der Gegenwart und die Reform des Aktiengesellschaftsrechts", fertiggestellt worden ist, zeigt, wie Hecht die ihm sich eröffnenden Probleme der Gestaltung des deutschen Wirtschaftslebens zunächst wissenschaftlich verarbeitete, ehe er daranging, die gewonnenen Ergebnisse praktisch zu verwerten. Diese faßte er dann systematisch zu einem wissenschaftlichen Werke zusammen, das in der damaligen Zeit des herrschenden Wirtschaftsliberalismus, der in der Aktiengesellschaft die einzig wirksame Forderung der wirtschaftlichen Organisation erblickte, einem allgemein empfundenen Be-

dürfnisse entgegenkam. Hechts Versuche, von höherer volkswirtschaftlicher und juristischer Warte aus einen Überblick über das gerade auf dem Gebiete des Bankwesens sich anbahnende Chaos zu gewinnen, führten ihn auch später auf diese Weise zu seinen umfangreichsten und bedeutendsten, namentlich sehr aufschlußreichen Werken, die ihn zu einem bahnbrechenden Forscher auf dem Gebiete der praktischen Wirtschaftspolitik werden ließen. Es erschienen aus seiner Feder: 1880 „Bankwesen und Bankpolitik in den süddeutschen Staaten"; 1884 auf Verlassung des italienischen Ministeriums, das damals Material für die Gründung eines Bodenkreditinstituts in Rom sammelte, „Appunti di statistica e legislazione comporata sugli Istituti di Credito fondiario" [übersetzt im italienischen Statistischen Amt].

Hechts Hauptwerk „Die Organisation des Bodenkredits in Deutschland. Erste Abteilung: Die staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute" ist 1891 erschienen. Das Werk sollte in der zweiten Abteilung die Hypothekenbanken, in der dritten die Landschaften enthalten; von diesen Abteilungen sind jedoch nur die statistischen Bände 1903 und 1908 erschienen. Es ist zu bedauern, daß Hecht bei der großen Fülle der sonst auf ihm lastenden Arbeit nicht mehr die Zeit gefunden hat, auch den textlichen Teil zu bearbeiten. Die erschienenen Werke erschlossen die wissenschaftliche Erkenntnis der Organisation des Bodenkredits; ohne sie wäre das sehr schwer zugängliche, in den alten Registraturen der Kreditinstitute verstreute Material, das bis in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts zurückreicht, kaum mehr zu gewinnen.

Hecht faßte frühzeitig auch die Erweiterung seiner archivalischen und rechtsgeschichtlichen Forschungen auf die ausländische Organisation des Bodenkredits in das Auge. Er legte zu diesem Zweck zu einer Zeit, als es die heutigen Bankarchive noch gar nicht gab, eine reichhaltige Sammlung von Materialien aus allen Ländern über die speziellen Erscheinungen und Formen, wie das Kapital für die Förderung der wirtschaftlichen Interessen des Grundbesitzes gewonnen wurde, an und versuchte auch ein Organ dafür zu schaffen, dessen erster Halbband 1901 unter dem Titel „Der europäische Bodenkredit" [Leipzig, Duncker & Humblot] erschien. Der Halbband bezog sich jedoch zunächst nur auf deutsche Verhältnisse und brachte neben einer später zu erwähnenden Ab-

handlung über die Anwendung der Lebensversicherung zur Tilgung langfristiger Hypothekenschulden nur die Fortsetzung der Darstellung der Entwicklung der staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute.

In den Drucksachen des 1900 in Paris abgehaltenen Internationalen Kongresses für mobilisierte Wertpapiere [Congrès international des valeurs mobilières] veröffentlichte er erstmalig eine statistisch-monographische Darstellung der Realkreditorganisationen in allen Staaten Europas.

Im Jahre 1909 machte er nochmals den Versuch, ein alle Belange der in- und ausländischen Bodenkreditorganisation umfassendes Organ ins Leben zu rufen, die „Jahrbücher des europäischen Bodenkredits", von deren erstem Band allerdings auch nur die erste Hälfte erschien; aus Hechts Feder stammen drei Beiträge.

Er fand nicht mehr die Zeit, das umfangreiche weitausschauende Vorhaben zu verwirklichen, das in der Tat die Kräfte eines einzelnen weit überstiegen hätte. Näher liegende Aufgaben aus dem Gebiete des heimischen Wirtschaftslebens, speziell der Kreditorganisation, fesselten seine Kräfte. In den früheren Jahren, als er noch nicht in der Organisation des Bodenkredits seine eigentliche Lebensaufgabe gefunden hatte, waren ihm auch Wirtschaftsfragen, die in der aufblühenden Mannheimer Gewerbe- und Handelstätigkeit auftraten, nicht fremd geblieben und er stellte bereitwillig sein reiches Wissen und Können in den Dienst der heimatlichen Interessen. Anfangs der achtziger Jahre beschäftigte ihn sehr stark das Lagerhauswesen in Mannheim; als Frucht seiner Studien erschienen drei kleinere, aber reiches wissenschaftliches Material bietende Arbeiten, unter denen wir seine Untersuchungen in dem Buche „Die Warrants [Lager- und Lagerpfandscheine]. Mit Beiträgen zur Geschichte und Statistik des Lagerhauswesens", 1884 in Stuttgart erschienen, hervorheben.

Nachdem Hecht im Jahre 1886 nebenamtlich auch in die Direktion der Pfälzischen Hypothekenbank in Ludwigshafen a. Rh. eingetreten war, die mit seiner Hilfe als besonderes Institut für die andersgearteten Verhältnisse der Pfalz und des rechtsrheinischen Bayern gegründet wurde, faßte er eine Zeitlang besonders die Kreditverhältnisse der ländlichen und kleingewerblichen Bevölkerung in Baden und Bayern in das Auge. Ferner erschienen

zwei Arbeiten über das Sparkassenwesen, die den gleichen wissenschaftlichen und praktischen Motiven entsprangen. Dem ländlichen Personalkredit, also der Frage des Genossenschaftswesens, widmete er mehrere Abhandlungen, die in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik [Band 76 und 78] erschienen, auf dessen Tagung in Köln er am 24. September 1897 auch das einschlägige Referat hielt. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, wie umfangreich und schwierig damals die Gewinnung der Unterlagen für die zusammenfassende Bearbeitung der noch in der Entwicklung befindlichen und zersplitterten genossenschaftlichen Kreditorganisation gewesen ist.

Man kann an der Hand des Verzeichnisses seiner mehr den Charakter von Gelegenheitsschriften tragenden rund 70 Arbeiten ziemlich genau den Entwicklungsgang der Rheinischen Hypothekenbank hinsichtlich der öffentlichen, an sie herantretenden Probleme verfolgen; es würde zu weit führen, sie alle einzeln aufzuführen. Unter anderem entstand, als die Rheinische Hypothekenbank für ihre Pfandbriefe das Privileg der Mündelsicherheit in Baden und Hessen anstrebte, das Werk über „Mündel- und Stiftungsgelder in den deutschen Staaten" (Stuttgart 1875), in der damaligen Zeit ausschließlich partikularer Rechtsschöpfung bahnbrechend für diesen wichtigen Zweig des privatrechtlichen Vermögensrechts.

Gleichfalls in den Interessenbereich der Bank fallend und auf praktischen Erfahrungen fußend war das Gutachten für den 13. Deutschen Juristentag „Durch welche Einrichtungen läßt sich das gerichtliche Hinterlegungswesen am zweckmäßigsten ersetzen" [Verhandlungen, Band 1, 1876], sodann der Aufsatz „Zur Frage des Faustpfandrechts für Pfandbriefe" [Hirths Annalen, 1880]. Beide waren veranlaßt durch das Bestreben, den Pfandbriefgläubigern eine besondere pfandrechtliche Sicherung auf die Unterlagshypotheken zu verschaffen, wie sie für Baden durch Gesetz vom 12. April 1892 geschaffen wurde.

Mit dem für Hypothekenbanken besonders wichtigen Emissionswesen und den damit in Zusammenhang stehenden Rechtsfragen der Börseneinführung befaßte Hecht sich in Holdheims Wochenschrift 1892 [Nr. 28 und 29] „Der Prospektzwang und der Emissionszwang". Diese letztere Schrift führte bereits zu der ausgedehnten Wirksamkeit, die Hecht gegen Ende des Jahrhunderts infolge der

in Aussicht stehenden reichsgesetzlichen Regelung des Hypothekenbankwesens und des Rechtes der Inhaberschuldverschreibungen entfaltete. In der Internationalen Vereinigung für Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre hielt Hecht am 24. März 1897 einen Vortrag „Über die Grundsätze eines Reichsgesetzes für die Bodenkredit-Aktienbanken"; dem 24. Deutschen Juristentag erstattete er ein Gutachten „Ist die reichsgesetzliche Regelung des Hypothekenbankwesens und der gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen zu empfehlen?" Daß Hecht mit zu den führenden Persönlichkeiten gehörte, die an der Herstellung des Gesetzgebungswerkes mitarbeiteten, war selbstverständlich; auf seinen Einfluß sind wesentliche Abänderungen in der Fassung einzelner Bestimmungen zurückzuführen. Er publizierte später über die ganze Materie den Abschnitt „Das Hypothekenbankrecht" in Kohlers Enzyklopädie der Rechtswissenschaft [6. Aufl.].

Die in jene Zeit fallenden schweren Krisen bei einigen Hypothekenbanken in Berlin 1899, in deren Verfolg er auch als gerichtlicher Sachverständiger hinzugezogen wurde, gaben ihm Veranlassung zu einigen aufschlußreichen Arbeiten, die in den Bänden 110 und 111 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik veröffentlicht wurden und über die er in der Generalversammlung des Vereins in München [1903] auch das Referat erstattete, das als „Lehren der Krisis" in Band 113 der Schriften veröffentlicht wurde.

Hatte Hecht in den ersten Jahrzehnten seiner Wirksamkeit sich vorwiegend mit Aufbaufragen der Organisation des Bodenkredits, also vorzugsweise mit Fragen der Kreditpolitik vom Standpunkt der Kapitalsorganisation, und dem Problem der Herstellung einer den Bedürfnissen des Kreditnehmers entsprechenden Kapitalzufuhr beschäftigt, so trat er seit Anfang der neunziger Jahre den Fragen des Kreditkonsums näher. Wir lernen ihn vor allem als Agrarpolitiker kennen. Er trug die Frage an die Öffentlichkeit, wie der verschuldete ländliche Grundbesitz sich wieder von der Schuldbelastung zweckmäßig befreien könne, nachdem der Kredit die notwendige Produktionsverbesserung herbeigeführt habe. Hecht widmete dem Problem zunächst die Schrift „Die ländlichen Darlehen der Rheinischen Hypothekenbank, Mitteilungen aus der Praxis" [1892] und ging dann bald darauf zu der eifrigen Propagierung der Schuldentlastung mit Hilfe der Lebensversicherung über. Ein-

geleitet wurde sie durch einen Vortrag in der Generalversammlung der badischen landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften am 25. April 1893 „Die Befreiung des ländlichen Grundbesitzes von Hypothekenschulden durch Annuitäten und Lebensversicherung". Insbesondere aber verfocht er den Gedanken auf der preußischen Agrarkonferenz vom 28. Mai bis 2. Juni 1894 [vgl. den bei Paul Parey in Berlin erschienenen Bericht]. Noch eine Reihe von kleineren Veröffentlichungen befaßte sich mit diesem Lieblingsthema. Zusammengefaßt wurden alle Einzelheiten und gleichzeitig auf mathematisch-versicherungstechnische Grundlagen gestellt in dem ersten Bande des Sammelwerkes „Der europäische Bodenkredit" unter dem Titel „Die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes". Ein praktischer Erfolg ist diesen Bestrebungen, trotzdem ihnen auch von seiten der landwirtschaftlichen Organisationen damals großes Interesse zugewandt wurde, nicht beschieden gewesen.

Ein zweiter Reformgedanke, den Hecht namentlich in den letzten Jahren seines Lebens zu verwirklichen suchte, war der einer Organisation des gewerblichen Grundkredits. Wie die Landwirtschaft und das städtische Wohnhauseigentum sollte auch die grundbesitzende Industrie durch eine erleichterte Zufuhr von langfristigem Kredit in ihren Produktionsverhältnissen durch Befreiung von einem Teile ihrer kurzfristigen Kreditverbindlichkeiten wirtschaftlich gestärkt werden. Hecht fand auch die Unterstützung des damaligen Zentralverbandes der deutschen Industrie und unternahm mit dessen Hilfe umfassende private Erhebungen, deren ersten Niederschlag der Vortrag über „Die Organisation des langfristigen industriellen Kredits" in der Generalversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Mannheim vom 15. September 1908 bildete. Auch dieser Gedanke griff der wirklichen Entwicklung im deutschen Kreditwesen weit voraus.

Einige Jahre nach der Jahrhundertwende legte Hecht seine Ämter in Mannheim nieder; er behielt zwar seinen Wohnsitz bei, hielt sich aber zumeist in Berlin auf, wo ihn mannigfache geschäftliche und wissenschaftliche Interessen festhielten. Auf einer Reise nach Berlin traf ihn im Eisenbahnzuge am 18. Oktober 1909 ein Herzschlag, der seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel setzte. Seine Asche wurde in Mannheim beigesetzt.

Das Verdienst Felix Hechts liegt vor allem in der gründ-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

lichen juristischen und volkswirtschaftlichen Durchdringung der Probleme, die an ihn in seiner praktischen Tätigkeit herantraten. Er verstand es, die vielfachen Schwierigkeiten, die in der damaligen noch rein partikularen gesetzlichen, verwaltungsrechtlichen und autonomen Regelung wichtiger Rechtsmaterien und kreditwirtschaftlicher Organisationen begründet waren, zu überwinden und er hat damit vielfach vorbereitende, sichtende und klärende Arbeit geleistet und Anregungen gegeben, die der späteren Zeit eine Fülle von Material übermittelten. Fr. Schulte.

Friedrich Ratzel,

der die moderne geographische Wissenschaft mit hat begründen helfen und unbestritten noch zu ihren führenden Geistern zählt, ist Badener von Geburt, ja mehr von Lebensart und Gesinnung sein Leben lang geblieben. In bescheidenen Verhältnissen ist Friedrich Ratzel aufgewachsen, geboren in Karlsruhe am 30. August 1844 als dritter Sohn des in großherzoglichen Diensten stehenden Kammerdieners Ratzel. Aus seinen Kindheitserinnerungen, wie sie in den „Glücksinseln und Träumen" niedergelegt sind, hat man lange geschlossen, daß das Geburtshaus im großherzoglichen Schloßpark gestanden habe. Aber tatsächlich ist Ratzel in dem Hause Nr. 123 der früheren „Langen"-, jetzigen Kaiserstraße auf die Welt gekommen. Anläßlich des XXII. Deutschen Geographentags 1927 hat die Stadtverwaltung an diesem Hause — das ältere Geburtshaus hat freilich einem mehrgeschossigen Neubau Platz machen müssen — eine Gedenktafel zu Ehren Friedrich Ratzels anbringen lassen. Aber richtig ist, daß die Eltern später in ein Nebengebäude des Schlosses übersiedelten, und inmitten einer großen Natur hat Friedrich Ratzel Eindrücke empfangen, die für sein ganzes Leben bestimmend waren. Dazu traten zahlreiche Ausflüge an und über den Rhein, in den Kraichgau und in das Albtal. Ein selten begabter Schüler, mußte er zunächst dem Wunsche, zu studieren, entsagen, da der älteste Bruder, der spätere Architekt und Professor Ratzel, seine Studien noch nicht vollendet hatte. So mußte sich Friedrich Ratzel glücklich preisen, daß er einem Berufe zugeführt wurde, der ihm wenigstens die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung gab. Er kam mit fünfzehn Jahren in die ländlich-

altertümliche Apotheke von Eichtersheim im Kraichgau. Nachdem er in Neckarbischofsheim seine Gehilfenprüfung bestanden, vervollständigte er seine Ausbildung in Rapperswyl am Zürichersee und in Mörs am Niederrhein. Mit eisernem Fleiß gelang es ihm, sich gleichzeitig auf die badische Abiturientenprüfung vorzubereiten, dabei in Rapperswyl unterstützt von F. Bertheau. Nach bestandenem Abiturientenexamen und dem pharmazeutischen Examen erhielt er nun von den Eltern die Genehmigung, an der Technischen Hochschule Karlsruhe Naturwissenschaften zu studieren. Zweiundzwanzigjährig bezog er 1866 die Hochschule seiner Vaterstadt, wo er bei C. Zittel Geologie und Paläontologie hörte. Bald aber sehen wir ihn in Heidelberg, wo er unter Pagenstecher Zoologie und unter Benecke und Blum Geologie studierte; hier promovierte er auch 1868 mit einer zoologischen Arbeit. Nach der Doktorprüfung ging er nach Cette und Montpellier, um an den Küsten des Mittelmeers seine zoologischen Studien fortzusetzen und bei dem Naturforscher Ch. Martins Vorlesungen zu hören. Von diesem südfranzösischen Studienaufenthalt sandte er der „Kölnischen Zeitung" „Zoologische Briefe vom Mittelmeer" und „Skizzen aus Südfrankreich", und dieser so recht zufällig geknüpften Verbindung verdankt Ratzel mit die entscheidendste Wendung seines Lebens, die vom Naturforscher zum Geographen. Die Aufsätze brachten ihm nicht nur das in seiner damaligen Lage doppelt erwünschte Honorar ein, sondern auch den Auftrag, als Reiseberichterstatter weitere Gebiete des Mittelmeers aufzusuchen. Er nahm den Auftrag an, und wir verdanken den anschließenden Reisen ausgezeichnete Skizzen von Italien und Sizilien. Im Winter 1869/70 hielt sich Ratzel in Jena, Dresden und Berlin auf, hier die Bekanntschaft des Ethnologen A. Bastian machend. Der Ausbruch des Kriegs machte Pläne einer Reise nach Ostasien zunichte und Ratzel eilte zu den Fahnen. Als Kriegsfreiwilliger trat er beim 5. Badischen Infanterieregiment Nr. 113 ein und nahm am Feldzug mit Auszeichnung teil — als erster Gemeiner seines Regiments erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse. Leicht verwundet wurde er in einem Straßengefecht von Straßburg-Neudorf, ernster in dem Treffen von Auxonne. Nach längerem Lazarettaufenthalt wurde Ratzel als felddienstuntauglich entlassen.

Bald sehen wir ihn wieder im Dienste des großen rheinischen

Blattes auf Reisen in Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien, der Balkanhalbinsel, an der Adria, in Italien und Sizilien, in den Alpen. Entscheidender noch für seine spätere Laufbahn aber war eine zweijährige Reise von 1873 bis 1875 nach Mittel- und Nordamerika. In Mexiko und Kuba konnte er in den Spuren eines Alexander von Humboldt wandern, in den Vereinigten Staaten aber betrat er wissenschaftlich und literarisch vielfach völliges Neuland. Um so stärker war denn auch die Wirkung seiner mehrbändigen Werke über die Vereinigten Staaten, die vor allem die kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnisse vollendet zur Darstellung brachten. Aber auch die großartigen Naturlandschaften wurden zum Gegenstand der Untersuchung und Darstellung gemacht — mit dem Felsengebirge befaßte sich seine Antrittsvorlesung in München. Den Gedanken, in Nordamerika Farmer zu werden, hatte er aufgegeben und er war in die Heimat zurückgekehrt, wo er sich 1875 auf den Rat Siegmund Günthers für das Fach der Geographie an der Technischen Hochschule München habilitierte.

Die Zeit der Reisen wurde nun abgelöst durch Jahrzehnte akademischer Lehrtätigkeit und gesteigerten wissenschaftlichen Schaffens. Bald gab er aber auch die Schriftleitung der Zeitschrift „Das Ausland" auf, die er zwei Jahre geleitet hatte. In München stand er in engem Gedankenaustausch vor allem mit seinem Freunde Moritz Wagner. Einen Ruf nach Leipzig als Nachfolger Peschels lehnte er ab, um dann aber einem zweiten Ruf als Nachfolger Ferdinand von Richthofens im Jahre 1886 Folge zu leisten. Der sächsischen Landesuniversität gehörte er bis zu seinem Tode an und war mit K. Lamprecht, F. Hauck, K. Bücher, W. Ostwald und seinem badischen Landsmann W. Wundt eine ihrer Zierden. In München und vor allem in Leipzig entstanden Ratzels große Werke, in denen er sich immer mehr vom Naturforscher zum Kulturgeographen, zum Anthropogeographen entwickelte. Ist dieser letztere Begriff auch von Ratzel nicht geschaffen, so ist er doch erst durch ihn gangbare Münze geworden. Seine Berufung nach Leipzig aber verdankt er wesentlich dem Vorschlag Roschers, auf den die „Anthropogeographie" einen starken Eindruck gemacht hatte.

Nicht leicht ist es aber, Ratzels wissenschaftliche Stellung scharf zu umreißen, zu umfassend waren seine Interessen, und seine Originalität rührte wie die mancher seiner geographischen Zeit-

genossen davon her, daß er als Außenseiter zur Geographie kam und sich sein Lehrgebäude selbst zimmerte. Dabei steht er natürlich auf den Schultern älterer Geographen, insbesondere Karl Ritters. Unbestreitbar groß ist aber sein Einfluß auf die geographische Wissenschaft nicht nur, sondern auch auf eine Reihe Nachbarwissenschaften. Wir erinnern z. B. an die Helmoltsche Weltgeschichte, die nach Gedankengängen Ratzels angelegt ist. Sein Werk ist viel größer als das in den zahlreichen Arbeiten seiner Schüler zum Ausdruck kommt. Wenn Martin Spahn aber gesagt hat, Ratzel habe überhaupt keine Schüler, so mag dem entgegen gehalten werden, daß eine so einzigartige wissenschaftliche Persönlichkeit wie Ratzel sich nicht kopieren läßt.

Gewaltig ist das Lebenswerk Ratzels: das Verzeichnis seiner Schriften, Aufsätze und Bücherbesprechungen umfaßt nicht weniger als 1200 Nummern, darunter 18 große, zum Teil mehrbändige Werke, manche davon in mehrfacher Auflage erschienen. Unter diesen kommt der „Anthropogeographie", der Sammlung geographischer Handbücher, die Ratzel selbst begründete und A. Penck weiterführte, besondere Bedeutung zu. Aber uns will scheinen, als ob noch größere Wirkungen ausgegangen seien von seinen gehaltvollen und formvollendeten Aufsätzen und von seiner „Politischen Geographie" (1903), in dritter Auflage 1923 von E. Oberhummer besorgt. Die moderne Geopolitik fußt ganz wesentlich auf diesem Werk, Männer wie R. Kjellén bekennen sich zu Ratzel als ihrem Meister, die neue „Politische Geographie" von Maull ist ohne Ratzel nicht zu denken. Viel zu wenig gewürdigt ist Ratzel auch als Begründer der modernen Völkerkunde, die sich in Gegensatz stellt zu den Lehren Bastians vom „Völkergedanken" und den „Geographischen Provinzen". Seine zweibändige „Völkerkunde" (2. Aufl. 1894/95), an deren Redigierung Hans Meyer wohl keinen ganz unwesentlichen Anteil hatte, ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Aber Ratzel hat doch auch die physische Geographie befruchtet, das beweisen seine Arbeiten über „Die Schneedecke, besonders in deutschen Gebirgen" (1889) über „Karrenfelder im Jura" (1892), über die Erdpyramiden u. a. m. Vor allem hat er stets auch der Polarforschung und alpinen Fragen sein Interesse zugewandt. Ratzel hat auch die Aufmerksamkeit auf die frühere Vergletscherung der deutschen Mittelgebirge gelenkt. So konnte Hans Meyer mit

Fug und Recht diese Verdienste Ratzels dadurch ehren, daß er dem ersten von ihm entdeckten afrikanischen Gletscher am Kibo den Namen Ratzelgletscher gab.

Ratzel hat auch die Geschichte seiner Wissenschaft gepflegt und sie selbst durch die stattliche Reihe von rund 150 Nekrologen vermehrt, erschienen zumeist in der Allgemeinen Deutschen Biographie und im Biographischen Jahrbuch. Mancher vergessene Geograph wurde durch ihn damit wieder zu Ehren gebracht.

Das heutige Geographische Institut der Universität Leipzig ist wesentlich das Werk Ratzels. Obwohl selbst nie im Lehrberuf tätig, sah er doch eine wesentliche Aufgabe in der Heranbildung eines tüchtigen Geographielehrerstandes, und wenn Sachsen lange führend auf diesem Gebiete blieb, so ist es das Verdienst Ratzels und seines Nachfolgers Josef Partsch.

Wenn aber die Krönung des Gebäudes der Geographie die Länderkunde bedeutet, muß Ratzel unzweifelhaft zu ihren Meistern gerechnet werden. Zahlreiche länderkundliche Arbeiten stammen aus seiner Feder. Wir nennen seine Aufsätze über Korsika, über den Wendelstein (Zeitschr. d. D. Ö. A.-Vereins 1886), über amerikanische Landschaften. Dem deutschen Volk aber hat er die schönste Landeskunde geschenkt mit dem liebenswürdigen Bändchen „Deutschland" (1898), in fünfter Auflage (1921) besorgt von E. von Drygalski. Welches Naturgefühl und Schönheitsempfinden ihn beseelte, das beweist vor allem sein Schwanengesang, das Buch „Über Naturschilderung" (1904). Auch manches Gedicht ist ihm geglückt, so ein Glückwunsch auf den 1898 von seiner dritten Ostafrikaexpedition zurückgekehrten Hans Meyer. Ratzel war von Haus aus eine religiöse Natur, und dieser Zug verstärkte sich immer mehr, und philosophische Betrachtungen nahmen einen breiteren Raum ein.

Ein Mann, der eine umfassende politische Geographie schreiben konnte, mußte dem politischen Leben der Nation nahe stehen. So sehen wir Ratzel vielfach das Wort ergreifen zu Kolonialfragen; für die Flotte setzte er sich ein mit seiner Schrift „Das Meer als Quelle der Völkergröße" (1900). Die deutsche Auswanderung beschäftigte ihn lebhaft — der chinesischen Auswanderung hatte seine Habilitationsschrift gegolten. Früher und stärker wie mancher seiner Zeit- und Fachgenossen hat er dem Grenz- und Auslanddeutschtum seine Aufmerksamkeit geschenkt, wir erinnern an seine Ausfüh-

rungen über die Deutschamerikaner und seine Abhandlung „Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen" in den Grenzboten.

So war das Arbeitsfeld Ratzels ein großes, und er versuchte den ganzen Kosmos zu umspannen. Dabei dürfte freilich mancher Versuch, wie auch sein großes Werk „Die Erde und das Leben" (1901/02) durch das Gedankengebäude Alfred Hettners methodisch überholt sein.

Tief verwurzelt war Ratzel in seiner deutschen Heimat und seine besondere Liebe galt doch auch der engeren badischen Heimat, mochten auch die äußeren Beziehungen sich im Laufe der Jahre immer lockerer gestaltet haben, wohl nicht durch seine Schuld. Seinem oberrheinischen Heimatland hat er in den „Südwestdeutschen Wanderungen", erschienen in den Grenzboten und dann wieder abgedruckt in den „Glücksinseln und Träumen" (1906) ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Wir dürfen auch Aufsätze nennen wie die „Geographische Studien über Baden" in der Karlsruher Zeitung vom 6. Juli 1879 oder „Badenser in den Vereinigten Staaten" (Karlsruher Zeitung vom 23. und 30. Januar 1881). Dem badischen Schrifttum hat er stets seine Aufmerksamkeit zugewandt, so vor allem den Schriften H. Hansjakobs. Das beweisen Besprechungen in den Grenzboten 1901 („Verlassene Wege") oder in der Deutschen Rundschau 1897 („Aus dem badischen Schwarzwald") oder der Aufsatz im Kynast 1889 („Das Leben eines Schwarzwälders Hausierers").

Seine zweite Heimat aber wurden ihm die Alpen und das Alpenvorland. Auf seinem Sommersitz Ammerland am Starnberger See ereilte ihn unerwartet der Tod am 6. August 1904. Hier ruht er im Angesicht der Alpen, die er so eindrucksvoll zu schildern gewußt hat. Seine Frau überlebte ihn um zwanzig Jahre. Der sechzigste Geburtstag sollte zum Gegenstand besonderer Ehrung werden des Mannes, der so viele äußere Anerkennung schon gefunden und danach doch nie gestrebt hatte; die Festschrift seiner Schüler, ein stattlicher Band, herausgegeben von H. Helmolt, wurde so zur Gedächtnisschrift. Zahlreiche Gelehrte des In- und Auslandes aber würdigten das Lebenswerk Ratzels und widmeten ihm Nachrufe. Wir nennen solche von K. Lamprecht, K. Weule, O. Kämmel, A. Penck, H. Reishauer, M. Eckert, H. Helmolt, M. Spahn, Th. Achelis, H. Haack, von italienischer Seite O. Marinelli, von

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

amerikanischer E. Ch. Semple und Krug-Genthe, von französischer J. Brunhes. Die umfassendste Würdigung hat sein Schüler K. Hassert in der Geographischen Zeitschrift XI, 1905, verfaßt. Das Biographische Jahrbuch und der Deutsche Nekrolog J. Bettelheims brachte im IX. Band (1. Januar bis 31. Dezember 1904) einen Nachruf von O. Hantzsch und schmückte den Band (erschienen 1906) mit dem Bildnis Ratzels in Heliogravüre. Eine Marmorbüste Ratzels von Max Lange fand Aufstellung im Geographischen Seminar der Universität Leipzig. Ein Bildnis danach bringt die Festschrift des XXII. Deutschen Geographentags Karlsruhe 1927, herausgegeben von F. Metz. Ein Verzeichnis der Schriften Ratzels, das wohl auf Vollständigkeit Anspruch erheben kann, ist von Viktor Hantzsch gefertigt und dem zweiten Band der „Kleinen Schriften" Friedrich Ratzels (München, Oldenbourg 1906) beigefügt.

Friedrich Metz.

Franz Friedrich Graeff

wurde am 13. Juni 1855 in Bretten (Baden) als Sohn des dortigen Oberamtsrichters Emil Graeff geboren. Er besuchte das Gymnasium bis zur Unterprima, studierte dann an den Technischen Hochschulen Karlsruhe und Charlottenburg und an den Universitäten Berlin und Freiburg i. Br. In Freiburg promovierte er im März 1878 mit einer Arbeit über „Beiträge zur Kenntnis einiger Naphthalinderivate" multa cum laude. Er war von dieser Zeit an Assistent am Freiburger Chemischen Institut. Schon vor seiner Promotion im Jahre 1875 hatte er als Studierender in Karlruhe in Gemeinschaft mit A. Michaelis und mit A. Claus drei Mitteilungen über organische Verbindungen in den Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft veröffentlicht. Während seiner Freiburger Assistententätigkeit erschienen an derselben Stelle noch drei weitere von ihm über Naphthalinderivate. Im Jahre 1883 bewarb er sich bei der Philosophischen Fakultät auf Grund einer größeren Arbeit: „Zur Kenntnis der Mononitronaphthalin-monocarbonsäuren (Nitronaphthoesäuren)" um die Zulassung als Privatdozent mit der venia legendi für reine und angewandte Chemie. Im März dieses Jahres wurde er vom Ministerium als Privatdozent zugelassen. Bald nachher, schon Ende

des Sommersemesters 1884 ließ er sich beurlauben, um sich in Mineralogie und Kristallographie weiter ausbilden zu können. Er studierte zu diesem Zweck zunächst in München bei P. Groth und dann bei dem damals bedeutendsten Petrographen, bei Rosenbusch in Heidelberg, und arbeitete dort bis Anfang 1887. Als erstes Ergebnis dieser Arbeiten erschien 1887 im Neuen Jahrbuch für Mineralogie eine kleine Notiz über „Laavenit im brasilianischen Eläolithsyenit". Inzwischen war Heinrich Leopold Fischer, der von 1854 bis 1886 den Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie bekleidet hatte, gestorben. Sein Nachfolger wurde 1886 Gustav Steinmann. 1887 reichte Graeff der Freiburger philosophischen Fakultät eine größere Arbeit ein über die „Mineralogisch-petrographische Untersuchung von Eläolithsyeniten von der Serra de Tingua, Provinz Rio de Janeiro, Brasilien". Er hatte das Material dazu durch die Vermittlung Rosenbuschs von der Brasilianischen Geologischen Landesaufnahme erhalten. Mit dieser Arbeit bewarb er sich bei der Fakultät um Erweiterung der venia legendi auf die Fächer Mineralogie und Geologie, was auf Antrag der Fakultät auch vom Ministerium genehmigt wurde. Ende 1888 verhandelte der Karlsruher Mineraloge Knop mit Graeff wegen Übernahme der dortigen Assistentenstelle und stellte ihm einen remunerierten Lehrauftrag für mikroskopische Mineralogie und Gesteinskunde in Aussicht. Graeff blieb aber in Freiburg und erhielt 1888 den Titel eines außerordentlichen Professors, 1892 auch einen bezahlten Lehrauftrag. 1896 wurde er zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor für Mineralogie, Kristallographie und Petrographie ernannt. Inzwischen hatte er begonnen, die kristallinen Gesteine des südlichen Schwarzwalds und die mannigfachen Eruptivbildungen des Kaiserstuhls nach mineralogisch-mikroskopischen Methoden zu erforschen. In den Jahren seit 1889 erschienen mehrere kleinere und größere Spezialarbeiten von ihm darüber. Wie sehr er darüber hinaus den ganzen Kaiserstuhl und den kristallinen Schwarzwald in der weiteren Umgebung Freiburgs systematisch durchforscht hat, zeigen seine Ausführungen in dem mit G. Steinmann 1890 gemeinsam herausgegebenen „Geologischen Führer der Umgebung von Freiburg". In ihm hatte Graeff den Kaiserstuhl die kristallinen Gesteine und Erzgänge des Schwarzwalds bearbeitet.

Diese Arbeiten Graeffs im Schwarzwald erfolgten in enger

Verbindung mit der Badischen Geologischen Landesaufnahme. Seine Mitarbeit an der Badischen Geologischen Landesanstalt begann schon gleich in den ersten Monaten ihrer Gründung. Schon im Dezember 1888 ist H. Rosenbusch mit Graeff in Verhandlungen eingetreten über die Aufnahme des Blattes Freiburg und seiner weiteren Umgebung. Graeff ist in dieser Tätigkeit rasch vorwärts gekommen und kam schon sehr früh zu Vorstellungen über die Gneisformationen des Schwarzwaldes, die seiner Zeit weit vorauseilten. Sie waren zwar oft nicht in Übereinstimmung mit den damaligen Auffassungen der Geologischen Landesanstalt, entsprachen aber durchaus unseren heutigen Anschauungen.

Als Ergebnis seiner Spezialkartierung und Spezialuntersuchungen erschien im Jahre 1897 gemeinsam mit G. Steinmann das geologische Blatt Hartheim-Ehrenstetten nebst Erläuterungen, in dem Graeff die Gneise und anderen kristallinen Gesteine des Schwarzwaldrandes behandelt hat.

Auch im Kaiserstuhl ist Graeff schon in den neunziger Jahren dem Kern des Problems sehr nahe gewesen. Immer wieder hat er in den Diskussionen die Kontakterscheinungen im Zentrum des Gebirges als Tiefengesteinskontakt erklärt, lange bevor der Essexit aufgefunden und seine Ausdehnung als Stock erkannt wurde. Zunehmende Krankheit haben es wohl verhindert, daß ihm dieser Fund gelang, den J. Soellner im Jahre 1912 machte.

Neben dieser Durchforschung von Südbaden arbeitete Graeff auch im Montblancmassiv, in den Euganeen und machte weite geologische Reisen in Mittelitalien, Sizilien, Österreich-Ungarn, den Karpathen und Frankreich. Reiche, sorgfältig etikettierte Sammlungen, die sich heute im Mineralogischen Institut der Freiburger Universität befinden, brachte er als Ausbeute dieser Reisen mit. Auch einige Arbeiten über die Petrographie der Montblancgruppe und der Euganeen hat er noch veröffentlicht.

Seine Vorlesungen waren einfach und anspruchslos und hielten sich in Umfang und Höhe an die guten Lehrbücher der Mineralogie, Petrographie und Lagerstättenkunde jener Zeit. Graeffs volle Persönlichkeit als Lehrer und Mensch trat erst in den Seminarien und Übungen zutage. Hier versammelte er an einem langen Tisch seine älteren Schüler (Chemiker, Naturwissenschaftler, Mineralogen) um sich und suchte die letzten Schwie-

rigkeiten, die noch von der Vorlesung oder vom Praktikum her bestehen mochten, zu beseitigen. Alle Teilnehmer waren des Lobes voll über diese Art des Unterrichts. Die Exkursionen gingen in den Kaiserstuhl, in den mittleren Schwarzwald, von dem weitere Gebiete damals schon aufgenommen waren, und an den Schauinsland. Unermüdlich suchte Graeff hier Kenntnisse und Anschauungen seiner Schüler zu fördern und trat dabei den meisten auch als Mensch sehr nahe.

Er blieb unverheiratet. In seinem Wesen war er einfach, von biederem und schlichtem Sinn, seinen Freunden war er ein zuverlässiger und aufopfernder Gefährte. Nach langem und schwerem Leiden starb er am 4. Dezember 1902 im Alter von erst 47 Jahren.

(Nachruf auf F. F. Graeff von A. Osann in den Ber. d. Oberrhein. Geolog. Ver. 36. Vers. in Nördlingen, 1903, 40—32; enthält auch ein vollständiges Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Weitere Mitteilungen verdankt der Verfasser dem Direktor der Bad. Geol. Landesanstalt, Herrn Oberbergrat Dr. Schnarrenberger in Freiburg i. Br.)

H. Schneiderhöhn.

Johannes Heinrich Meidinger

entstammt einer Familie, die nach der Tradition ursprünglich aus Tirol vor dreihundert Jahren nach Oberhessen eingewandert war. Der Name ist weithin zuerst durch seinen Großvater bekannt geworden, der als Sprachlehrer in Frankfurt a. M. lebte und die in dreißig Auflagen verbreitete, französische, durch zahlreiche Anekdoten belebte Grammatik verfaßt hat. Sein Vater war der Pfarrer Johannes Meidinger, der bald nach der am 29. Januar 1831 erfolgten Geburt des Sohnes nach Niederrad berufen wurde. Die Mutter, Antoinette, geb. Buff, war eine Tochter des jüngsten Bruders von Werthers Lotte. Schon 1843 verlor er den Vater, worauf die Familie wieder nach Frankfurt zog und Meidinger dort das Gymnasium besuchte. Nach der Reifeprüfung 1849 bezog er die Universität Gießen, um sich unter der Leitung seines Onkels, des Physikers Heinrich Buff, dem Studium der Naturwissenschaft, insbesondere der Physik zu widmen. Ende 1853 wurde er promo-

viert, seine Dissertation „Voltametrische Messungen" behandelte ein Thema aus dem Gebiet der ihn besonders interessierenden Elektrizität. Nun wandte er sich nach Heidelberg, um bei Bunsen noch eineinhalb Jahre Chemie zu studieren, wozu er schon in Gießen unter Liebig den Grund gelegt hatte.

Die langen Herbstferien 1855 benutzte er zum Besuch der Weltausstellung in Paris. Schon 1851 hatte er die erste Weltausstellung in London auf einige Wochen besucht, und die auf beiden Ausstellungen von den Leistungen der Technik empfangenen Eindrücke wirkten derart auf ihn, daß er beschloß, ganz seiner Neigung zur Technik zu folgen. Er blieb daher bis Ostern 1856 in Paris und von dann bis Ende des Jahres in London, um technologische Studien zu machen. Dieser Entschluß des jungen, auf sich selbst gestellten Mannes führte ihn einen Weg, der kaum betreten war und unsicher erscheinen mußte. Wohl gab es damals eine mechanische Technologie auf Grundlage des Maschinenbaues und eine chemische Technologie auf Grundlage der Chemie, aber Meidinger erstrebte eine physikalische Technologie, doch Elektrotechnik und technische Physik haben sich erst später entwickelt. Seine frische Arbeitsfreudigkeit und glückliche Umstände haben ihn trotzdem zum Ziel geführt.

Anfang 1857 habilitierte er sich in Heidelberg für Technologie; in seiner ersten Vorlesung während des Sommersemesters behandelte er die Elektrizität in ihren technischen Anwendungen. Es war die erste elektrotechnische Vorlesung an einer deutschen Hochschule. Im gleichen Jahr trat er in die Ehe mit Elisabeth Glaub aus Gießen.

Im Heidelberger Gewerbeverein entfaltete sich damals durch die Einführung der Gewerbefreiheit ein regeres Leben, Meidinger wurde bald ein eifriges Mitglied, anregend durch Experimentalvorträge und Berichte von seinem Besuch der zweiten Weltausstellung 1862 in London. Seine Gabe des populären Vortrages betätigte er auch in stark besuchten Vorträgen vor gemischtem Publikum, den ersten, die in Heidelberg gehalten wurden.

Die Aufgabe, eine aus Paris mitgebrachte elektrische Uhr dauernd in Gang zu halten, war mit den damals gebräuchlichen Elementen von Daniell und von Bunsen nicht durchführbar, da diese Elemente alle ein bis zwei Tage neu zusammengesetzt werden

müssen. 1859 gelang Meidinger die Erfindung seines Elementes, das, in ähnlicher Weise wie das Daniellsche zusammengesetzt, ein Jahr und darüber Strom liefern kann. Die Idee, die beiden Flüssigkeiten im Element statt durch die bald zerstörte Tonzelle nur durch ihr verschiedenes spezifisches Gewicht getrennt zu halten, hat sich vorzüglich bewährt. In der Telegraphie, zum Betrieb von Hausklingeln u. dgl. fand das Meidingerelement rasch ausgedehnte Verwendung und hat Meidingers Namen allgemein bekannt gemacht.

Seine rege Betätigung im Heidelberger Gewerbeverein blieb nicht unbeachtet. Als im Jahre 1864 die Landesgewerbehalle in Karlsruhe begründet wurde, erwählte das Handelsministerium Meidinger zum Vorstand. Mit dem Titel Professor trat er Anfang 1865 die neue Stellung an und widmete sich der großen Aufgabe mit regstem Eifer und unermüdlicher Arbeitslust. Es galt zunächst eine gewerbliche Bibliothek zu schaffen, geeignete Ausstellungsgegenstände zu erwerben, die Tätigkeit der Gewerbevereine zu beleben, und daneben fand er noch Zeit für belehrende Vorlesungen im Saal der Anstalt, die zehn Jahre hindurch von ihm gehalten wurden. In den ersten Jahren besorgte Meidinger die Bibliothek ganz allein und stellte dafür nach eigenem Plan den Katalog zusammen. Den ganzen, dem Katalog gewidmeten Zeitaufwand hat er auf volle zwei Jahre geschätzt. Weitere Arbeit erwuchs aus der Prüfung der aufgenommenen Ausstellungsgegenstände und der Beantwortung von Anfragen der Gewerbetreibenden. 1867 begründete er die Badische Gewerbezeitung, die zuerst monatlich, später häufiger herausgegeben, anfänglich fast ganz allein von ihm verfaßt wurde und deren Redaktion er bis 1903 geführt hat. Seine eigenen Mitteilungen belaufen sich auf über fünfhundert, viele mit den Ergebnissen seiner Untersuchung und Kritik technischer Gegenstände oder den Berichten der von ihm besuchten Ausstellungen.

Die mancherlei Fragen, die bei der Ofenheizung auftreten, hatten ihn schon zu Beginn seines Amtes wie überhaupt alles Technische im Haushalt beschäftigt. Er machte darüber eingehende Versuche und bediente eigenhändig mehrere Dutzende von Öfen der verschiedensten Einrichtung mit allerlei Brennmaterial. Eine Frucht dieser Studien war seine Erfindung eines Dauerbrandofens, ausgeführt zuerst für die Koldeweysche Polarexpedition 1869.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Auch diese Erfindung hat seinen Namen weithin verbreitet. In vielen Aufsätzen legte er seine Erfahrungen über die Ofenheizung nieder, seine Untersuchungen darüber, über den Zug in Kaminen, die Temperaturverteilung im geheizten Zimmer waren die ersten systematisch durchgeführten und grundlegend. Eine technische Anwendung des Dauerbrandofens wurde im Kriegsjahr 1870/71 bei der Einrichtung eines Trockenturmes für Lazarettwäsche, den Meidinger für den Badischen Frauenverein konstruierte, gemacht. Die Überlegungen und Erfahrungen über die Technik im Haushalt verwertete Meidinger 1873 beim Bau seines Hauses (Nowacksanlage Nr. 2). Dabei waren die Anordnung besonderer Kamine für jedes Stockwerk, um das lästige Rauchen zu verhindern, eines Zugkamines für die Abortgrube, wodurch die Aborte geruchlos wurden, eines Trockenturmes für die Wäsche, der Küchen auf der Nordseite, von eingebauten Kassenschränken, elektrischer Klingeln u. a. vorbildliche Neuerungen, die viel Interesse erregten und in einer besonderen Schrift beschrieben wurden.

Nachdem der Vortragssaal in der Landesgewerbehalle durch die neu gegründete Kunstgewerbehalle in Anspruch genommen war, hielt Meidinger seine gewerblichen Vorträge im hiesigen Gewerbeverein und viele in denen des Landes sowie an anderen Orten, im ganzen gegen hundert, den letzten 1900 in Villingen über Gas oder Elektrizität. Dabei berichtete er häufig über seine Beobachtungen auf Ausstellungen, insbesondere auf den europäischen Weltausstellungen, die er von London 1851 bis Paris 1900 sämtlich besucht und eingehend studiert hatte. Für drei größere Ausstellungen in Karlsruhe hat er vorbildliche Kataloge verfaßt. 1884 wurden an der Landesgewerbehalle Kurse für Handwerksmeister eingerichtet, auch hierbei beteiligte sich Meidinger durch Vorträge über elektrische Hausleitungen und Blitzableiter sowie für Hafner über Heiztechnik.

Eine eingehendere Würdigung der Verdienste Meidingers um das badische Gewerbe, als sie hier gegeben werden kann, findet sich anläßlich seines Rücktrittes vom Amt in der Badischen Gewerbezeitung XXXVII, S. 478, 1904.

An der Technischen Hochschule hatte Meidinger 1869 den Lehrauftrag für technische Anwendungen der Elektrizität und für Heizung und Ventilation erhalten, der 1874 zur ordentlichen Professur

erhoben wurde. Seine Verdienste auch auf diesem Gebiet seines Wirkens wurden 1891 durch die Ernennung zum Hofrat, 1902 zum Geheimen Hofrat anerkannt.

Man ersieht, wie die amtlichen Verpflichtungen die ganze Arbeitskraft Meidingers in Anspruch nahmen, doch hinderten sie ihn nicht, die Interessen seiner Studienzeit dauernd zu bewahren. Im Karlsruher Naturwissenschaftlichen Verein war er unter allen das eifrigste Mitglied, und zweiunddreißig Jahre hindurch versah er das Amt des Sekretärs und des Bibliothekars. Der Dank wurde ihm bei seinem siebzigsten Geburtstag durch die Ernennung zum Ehrenmitglied. Inhalt und Zahl (ca. 120) der von ihm in den Vereinssitzungen gebrachten Mitteilungen zeugen von seinem regen, alles Neue lebhaft ergreifenden Geist. Größere Abhandlungen in den von ihm herausgegebenen Vereinsverhandlungen betreffen die „Geschichte des Blitzableiters", eine sehr wertvolle Übersicht über dessen gesamte Literatur, „Merkwürdige Blitzschläge", deren Verlauf und Wirkung Meidinger selbst untersucht hat, und „Durchsichtigkeit der Luft im Hinblick auf Fernsichten", ein Zeugnis einer besonderen Seite seines Wesens, seiner Freude an der Natur. Fast jeder Urlaub führte ihn zu größeren Reisen in die Schweiz, nach Italien, England und Schottland oder Norwegen, oft begleitet von der gleichgestimmten und gleich rüstigen Gattin.

Der Hochzeitstag (gleichzeitig Geburtstag der Gattin, 4. Dezember 1830) wurde jährlich durch eine größere Gesellschaft gefeiert, wobei die Gäste meist durch eine besondere Veranstaltung überrascht wurden, z. B. am Tag der silbernen Hochzeit 1882 durch die hier noch unbekannte elektrische Beleuchtung des Saales mit Glühlampen.

Meidinger war ein rüstiger Fußgänger und bis ins höhere Alter auch Schlittschuhläufer; dieser Abhärtung verdankte er die gute Gesundheit, die ihm trotz von beiden Eltern stammender Anlage zur Tuberkulose bis zuletzt erhalten blieb. Nach kurzer Krankheit ist er am 11. Oktober 1905 gestorben, betrauert von der überlebenden Gattin, einer Pflegetochter und dem sehr großen Kreis seiner Freunde, zu denen wohl alle gehörten, die zu dem anregenden, liebenswürdigen Manne in nähere Beziehung gekommen waren.

Aug. Schleiermacher.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Julius Neßler

hat sich bereits durch seine Doktorarbeit „Über ein neues Reagens auf Ammoniak und freie fixe alkalische Erden, über das Verhalten von Jodquecksilber zu Ammoniak" einen berühmten Namen verschafft, denn auch heute noch wird das nach ihm genannte Reagens von den Chemikern aller Länder gebraucht. Sein späteres Wirken als Forscher und Landwirtschaftsberater sichert ihm aber erst recht ein dauerndes Gedenken.

Er wurde am 6. Juni 1827 als Sohn des frühverstorbenen Konditors Neßler und seiner Ehefrau Luise, geb. Schaller, in Kehl geboren, besuchte in Kork bei Kehl und in Offenburg die Höhere Bürgerschule und trat 1841 als Lehrling in die Apotheke von Kippenheim ein. Von dieser Tätigkeit nicht befriedigt, bildete er sich 1842 bis 1845 zum Mechaniker bei Kabinettschlosser Weiß in Karlsruhe aus und arbeitete danach in einer mechanischen Fabrik in Mülhausen im Elsaß. Er wandte sich indessen wieder dem Apothekerberuf zu und war von 1845 bis 1853 als Apothekergehilfe in Mülhausen, Münster im Elsaß, Kolmar, Frankfurt a. M., Paris, Baden-Baden und Durlach tätig. 1853 bezog er die Universität Freiburg i. Br. und legte hier am 24. Juni 1854 das Staatsexamen mit gut ab. Als Assistent von Babo promovierte er hier 1856 summa cum laude mit der obenerwähnten Arbeit. Von 1856 bis Mai 1857 arbeitete Neßler in Heidelberg als Assistent von Bunsen, mit dem ihn ebenso wie mit Babo ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis verband. Die hierauf folgende Tätigkeit als Chemiker in der Chemischen Fabrik von Pauli in Rüppurr bei Karlsruhe genügte ihm auf die Dauer nicht, weil er eine selbständige Stellung anstrebte. Er faßte den Plan, ein landwirtschaftlich-chemisches Laboratorium zu errichten und bot der Großherzoglichen Zentralstelle für Landwirtschaft in Karlsruhe an, Analysen und Untersuchungen für sie gegen ein Aversum von 1500 fl. auszuführen. Es waren damals in Baden schon wiederholt Bestrebungen zutage getreten, wie in anderen deutschen Ländern eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt zu errichten. Auch der Ministerialrat im Ministerium des Innern, Dietz, setzte sich in einer Denkschrift für die Errichtung ein. Dank eines Gutachtens von Stöckhardt über die voraussichtlichen Kosten und eines sehr

anerkennenden Empfehlungsschreibens von Bunsen kam dann im April 1859 ein Vertrag zwischen der Zentralstelle und Neßler zustande, der es ihm möglich machte, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Im Sommer 1859 nahm er seine neue Tätigkeit auf. Es gelang ihm ungewöhnlich rasch, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, die er in populären Aufsätzen und Vorträgen in das praktische Leben übertrug, und durch den regen Verkehr, den er mit der Landwirtschaft anknüpfte und dauernd unterhielt, sich und seiner Anstalt allgemeine Anerkennung und weitgehendes Vertrauen zu erwerben. Schon im August 1864 war die Einstellung eines Assistenten nötig, dem 1868 ein zweiter folgte.

Infolge von ehrenvollen Berufungen, die an Neßler aus Österreich und der Schweiz ergingen, wurde das Verhältnis zwischen der Regierung und der Versuchsanstalt neu geregelt. Im April 1870 erhielt Neßler die Staatsdienereigenschaft (mit Rückwirkung bis zum 1. April 1865) unter gleichzeitiger Ernennung zum Professor und Vorstand der Agrikultur-chemischen Versuchsstation. Diese Anstalt, die von 1890 ab den Namen Landwirtschaftlich-chemische Versuchsanstalt führte, hat er bis zu seiner am 1. Juli 1901 erfolgten Pensionierung geleitet und ihr ein überaus hohes Ansehen verschafft, das weit über die Grenzen Badens hinausging. Seinen Ruhestand konnte Neßler nur wenige Jahre genießen. Infolge eines Herzschlages verschied er unerwartet am 19. März 1905.

Seine Ehefrau Luise, geb. Ringer, mit der er seit 1860 bis zu ihrem Hinscheiden (1902) in glücklichster Ehe lebte, schenkte ihm drei Söhne, die schon zu seinen Lebzeiten angesehene Lebensstellungen einnahmen.

Neßlers wissenschaftliche Tätigkeit ist ungewöhnlich fruchtbringend gewesen. Die Arbeiten über die Bereitung und Pflege des Weines, seine Krankheiten und seine Untersuchung sind von grundlegender Bedeutung. Auch mit der Düngung des Weinstockes und der Bekämpfung der Rebkrankheiten hat er sich sehr viel beschäftigt und hierüber zahlreiche wertvolle Untersuchungen veröffentlicht. Ebenso widmete er umfangreiche Arbeiten der Erforschung des Tabaks und der Verbesserung des Tabakbaues. Dabei vernachlässigte er keineswegs die Förderung des Anbaues anderer Kulturpflanzen, soweit sie für Baden besondere Bedeutung haben, und auch die badischen Böden und die in Baden vorkommenden

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Torfarten sind von ihm eingehend studiert worden. Die dauernd zunehmende Tätigkeit seiner Versuchsanstalt auf dem Gebiete der Kontrolle landwirtschaftlicher Bedarfsstoffe führte auch ausgedehnte Untersuchungen über Düngung, Düngemittel, Futtermittel, Pflanzenschutzmittel u. dgl. herbei. Eine vollständige Zusammenstellung seiner Arbeiten findet sich im Tätigkeitsbericht der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Augustenberg für das Jahr 1909, auf die hier verwiesen werden muß. An selbständigen Werken gab er heraus: Der Wein, seine Bestandteile und Behandlung, nebst Anhang über Düngung der Reben und über Untersuchungsmethoden der Weine. Chemnitz 1865, Ed. Focke. — Düngerlehre. Mannheim 1866, J. Schneider. — Der Wein, seine Bestandteile und Behandlung. 2. Aufl. Chemnitz 1866, Ed. Focke. — Der Tabak, seine Bestandteile und seine Behandlung. Mannheim 1867, J. Schneider. — Arbeiten der Großherzoglichen Versuchsstation Karlsruhe. Karlsruhe 1870, G. Braun. — Die Behandlung des Weines, insbesondere auch Verhütung und Beseitigung von Weinkrankheiten, mit einem Anhang: Verbessern des zu sauren Mostes und Weines und Bereitung von Trester- und Hefenwein. Ravensburg 1872, Eugen Ulmer. — Die Behandlung, Pflege und Untersuchung des Weines. 2. Aufl. Stuttgart 1873, Eugen Ulmer. 7. Aufl. 1897. — Die Rebwurzellaus, ihr Vorkommen bei Genf und in Südfrankreich, ihr etwaiges Auftreten auch in Deutschland und die Mitttel, sie zu bekämpfen. Stuttgart 1875, Eugen Ulmer. — Naturwissenschaftlicher Leitfaden für Landwirte und Gärtner. Berlin 1880, Hempel & Parey; 3. Aufl. 1896. — Die Weine Badens, nebst Beurteilung der Weine überhaupt und Behandlung derselben in Privat- und Wirtskellern. 1. Aufl. Karlsruhe 1887, G. Braun. 3. Aufl. 1902. — Düngerlehre für Landwirtschafts- und ländliche Fortbildungsschulen. Bühl 1897, Konkordia.—

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit darf auch die unermüdliche Aufklärungsarbeit nicht vergessen werden, die er in zahllosen belehrenden Veröffentlichungen und Vorträgen geleistet und die ihm eine überaus große Achtung und Wertschätzung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens eingetragen hat.

Zahlreiche Ordens- und Titelauszeichnungen zeigten, wie hoch Neßler von seinem Landesherrn geschätzt wurde. Nicht minder wurden seine Verdienste anerkannt durch Landwirtschaft, Ge-

werbe und Handel, was deutlich durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede des Landwirtschaftlichen Vereins im Königreich Bayern (1868), der Landwirtschaftsgesellschaft in Wien (1870), des Badischen Landesgartenbauvereins (1884), des Ortsgartenbauvereins Karlsruhe (1884), der Societa agraria di Gorzia (1890) und des Deutschen Weinbauvereins (1901) zum Ausdruck kam. F. Mach.

Albrecht Hänlein,

Musikdirektor in Mannheim, wurde am 7. Oktober 1846 in München geboren. Sein Vater war der Ministerialsekretär Georg Albrecht Hänlein, der selber einem Pfarrhaus in Unterfranken entstammte. Er starb schon 1851, die Mutter, Anna, geb. Oberhofer, konnte nur unter großen Anstrengungen und Entbehrungen ihre vier Söhne großziehen. Der jüngste, Albrecht, zeigte schon früh musikalische Begabung. Als es sich um die Entscheidung über seinen Lebensberuf handelte, wurde der Phrenologe Gall zu Rate gezogen. Er stellte bei seiner Untersuchung fest, der Knabe erscheine zunächst als zum Theologen bestimmt, er könne aber auch Musiker werden. Da Mittel für ein theologisches Studium nicht vorhanden waren, war die musikalische Ausbildung der gewiesene Weg. Albrecht Hänlein empfing sie auf dem Münchener Konservatorium. Seine Hauptfächer wurden Klavier- und Orgelspiel. Von seinen Lehrern lernte er insbesondere Joseph Rheinberger hochschätzen; in dankbarer Anhänglichkeit hat er die Beziehung zu ihm allezeit lebendig erhalten. Nach seiner Abgangsprüfung kam er, noch nicht zwanzig Jahre alt, zunächst nach Schaffhausen. Dort konnte er sich als Klavierlehrer und Männerchorleiter nach und nach einen Wirkungskreis schaffen. 1869 wurde er von dem ehemaligen Direktor des Münchener Konservatoriums, Franz Hauser, darauf aufmerksam gemacht, daß in Mannheim durch den Weggang Eduard Mertkes nach Köln ein aussichtsreiches Tätigkeitsfeld frei werde. Er entschloß sich, dem Ruf zu folgen, und Mannheim sollte seine zweite Heimat werden und bleiben. In den ersten Jahren wirkte er dort als Klavierlehrer und erteilte den Gesangunterricht im Großherzoglichen Institut. Eine Organistenstelle war einstweilen nicht verfügbar. Albrecht Hänlein trat aber schon im Laufe der siebziger Jahre als Konzertorganist hervor. Er begann im Winter regelmäßige Orgelvorträge zu veranstalten, und er hat sie bis zum Ende

seines Lebens fortgeführt. Sie machten die Hörer mit der Orgelliteratur von Bach bis Reger bekannt. 1883 wurde er dann Organist an der Trinitatiskirche. Er konnte erreichen, daß die Orgel, auf der einst Mozart und der Abt Vogler gespielt hatten, durch W. Sauer in Frankfurt an der Oder neu gestaltet wurde. Sie wurde das Instrument, das jahrzehntelang die eigentliche Mitte seines künstlerischen Wirkens bildete, im Gottesdienst und im Sonntagnachmittagskonzert. 1874 hatten sich in Mannheim eine Anzahl musikalischer Persönlichkeiten aus der evangelischen und der neu entstandenen altkatholischen Gemeinde zusammengeschlossen, um den Gottesdiensten der beiden Bekenntnisse an Festtagen die Mitwirkung eines gemischten Chores zu sichern. Es entstand der Verein für klassische Kirchenmusik, der an je drei Sonntagen im Jahr in der Trinitatiskirche und der Schloßkirche sang, vor allem aber alljährlich mit einem Konzert vor die Öffentlichkeit trat. Albrecht Hänlein war unter den Begründern dieses Kirchenchores, über fünfundzwanzig Jahre hat er ihn geleitet und eine ansehnliche Reihe wertvoller kirchlicher Chorwerke aus alter und neuer Zeit mit ihm aufgeführt. Allmählich reichte aber seine Wirksamkeit über den Kreis der örtlichen Musikpflege hinaus. Vom Evangelischen Oberkirchenrat wurde ihm die Aufsicht über die Kirchenorgeln mehrerer Diözesen übertragen, bis er dann Orgelbaukommissär für das ganze Unterland wurde. Er half den Badischen Landeskirchengesangverein begründen (1879/80), er gehörte dessen Vorstand an und war an der Herausgabe des neuen Gesangbuches (1882), des Choralbuches (1883) und des Präludienbuches (1885) beteiligt. Für die Bedürfnisse der Kirchenchöre des badischen Landes stellte er später noch mit dem Oberhofprediger Helbing die Vierzig Chorgesänge zusammen. Mehrmals wurde er mit der Abhaltung von Orgelkursen betraut; über Fragen des kirchlichen Orgelspiels, des Orgelbaus und der musikalischen Ausgestaltung des Gottesdienstes äußerte er sich in Vorträgen vor Diözesansynoden, hin und wieder auch in Zeitschriften. Für den Verlag C. F. Peters gab er Werke neuerer Orgelkomponisten heraus, so von Mendelssohn, Rinck, Adolph Hesse und Kühmstedt. Gelegenheit zu weiterer Ausdehnung seiner Tätigkeit als Organist und Chorleiter bot ihm seine Berufung an die Hauptsynagoge der Mannheimer israelitischen Gemeinde; er hat in dieser Stellung fast drei Jahrzehnte lang erfolgreich ge-

wirkt. Ein gern ausgeübtes Nebenamt endlich war ihm die Betreuung der Bühnenorgel des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters; es gelang ihm hier auch nach jahrelangen Bemühungen, die Bewilligung eines neuen Orgelwerkes durchzusetzen. Der Ausstattung der evangelischen Kirchen Mannheims mit neuzeitlichen Orgeln galt dauernd seine Sorge. Ebenso war er immer wieder bemüht, größeren Oratorienaufführungen die Mitwirkung einer Konzertorgel zu sichern. Ein erster Schritt zu diesem Ziel war die Aufstellung einer von Musikfreunden gestifteten kleinen Orgel im damaligen Saalbau. Sie wurde später in den Nibelungensaal des Rosengartens hinübergenommen, leider aber nicht der Größe des Raumes entsprechend erweitert und ausgebaut. Dagegen erhielt der Musensaal eine neue, angemessene Konzertorgel.

Albrecht Hänleins musikalische Wirksamkeit hat sich so nach allen Seiten über das Gebiet ausbreiten können, nach dem er von Anbeginn hingestrebt hatte, über das der Orgelmusik und der musikalischen Durchgestaltung des evangelischen Gottesdienstes. Hier mitzuwirken, war ihm nicht nur ein künstlerisches Anliegen; was er hier gab, wuchs aus dem lebendigen inneren Anteil eines schlicht frommen Herzens hervor. Darum kam ihm von aller Musik doch die der großen klassischen Meister von Bach bis Brahms innerlich am nächsten. Zugleich hat er aber doch auch die Macht der neuen musikalischen Schöpfungen Richard Wagners unmittelbar an sich erfahren und sich in den Jahren, da die große Erscheinung noch heiß umstritten war, mit warmer Begeisterung für sie eingesetzt. Er war denn auch einer der fünf Gerechten, wie Wagner sie nannte, die unter Emil Heckels Führung den ersten Richard-Wagner-Verein ins Leben riefen, und als dann Wagner sich bereit erklärte, selber in Mannheim ein Orchesterkonzert zu leiten, konnte er bei einem Besuch in der Villa Tribschen die Einzelheiten der denkwürdigen Veranstaltung vom 20. Dezember 1871 zuerst mit dem Meister besprechen.

Aus regem Schaffen wurde Albrecht Hänlein am 31. August 1909 abberufen. Wenige Tage vorher hatte er noch in voller Frische in einem Sonntagmorgenkonzert die neue Orgel des Wiesbadener Kurhauses gespielt. Sein Grabstein trägt die Inschrift der Orgelempore des Musensaales im Mannheimer Rosengarten: Musica est praeludium vitae aeternae. Theodor Hänlein.

Hermann Dimmler.

Zu den Männern, deren Wirken auf das musikalische Leben Freiburgs von großem Einfluß war, indem sie dasselbe ein gutes Stück vorwärts und aufwärts führten, gehört auch Musikdirektor Hermann Dimmler.

Er stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Rottweil am Neckar. Am 11. August 1843 geboren, zeigte er schon in früher Jugend große Neigung zur Musik. Mit acht Jahren erhielt er die ersten Klavierstunden. Nach dem Besuch der Schulen seiner Vaterstadt sollte er den Kaufmannsberuf ergreifen. Erst nach Überwindung vieler Schwierigkeiten setzte er es durch, daß er der Musik sich widmen durfte. Er besuchte zunächst das Konservatorium in München, wo er drei Jahre den Klavierunterricht Maiers genoß.

Seine anstrengenden Studien brachten ihm die vorzüglichsten Zeugnisse ein, führten aber auch in seinem achtzehnten Jahre zu einem schweren Nervenleiden. Er suchte und fand Heilung in Altdorf in der Schweiz. Zu seiner weiteren Erholung siedelte er 1863 nach Freiburg über, wo seine Schwester wohnte.

Hier fand er liebevolle Aufnahme, und sein freundliches und gütiges Wesen verschaffte ihm bald viele Bekannte und Freunde, auf deren Drängen er sich dauernd in Freiburg als Musiklehrer niederließ. Staunenswerter als seine technische Fertigkeit und sein musikalisches Auffassungsvermögen war seine Fähigkeit, die größten Feinheiten aus den Kompositionen herauszuholen und sie in seinen Konzerten den Zuhörern in vollendeter Weise zu Gehör zu bringen.

Auch als Musikpädagoge leistete er Tüchtiges. Große Freude hatte er an den Kindern, deren Herzen er durch sein freundliches, leutseliges und liebevolles Auftreten für seine Person und für die Musik zu gewinnen verstand. Noch mehr wußten ihn die fortgeschrittenen Schüler zu schätzen. Seinen glänzenden Klaviervorträgen zuzuhören, war ein Hochgenuß, und die Art und Weise, wie er seine Schüler in den Geist der Kompositionen einführte, hinterließ tiefe und bleibende Eindrücke.

In weiteren Kreisen wurde man auf ihn aufmerksam durch seine kunstverständige Leitung bei verschiedenen Konzerten. Den größten und ausschlaggebenden Einfluß auf das musikalische Leben Freiburgs gewann er durch die Gründung des „Philharmonischen

Vereines" (am 22. November 1877), der, wie er anläßlich dessen fünfzigster Aufführung im Jahre 1884 schrieb, in der Absicht ins Leben gerufen wurde, daß er nur rein musikalischen Zwecken dienen und die Aufführung größerer Chöre und umfangreicher Orchesterwerke aus alter und neuer Zeit ermöglichen sollte. Auch sollte dem musikliebenden Freiburg Gelegenheit geboten werden, die bedeutendsten Künstler zu hören.

Wie mit seinem Lehrer Liszt, so verkehrte Dimmler auch mit Richard Wagner in freundschaftlicher Weise.

Die hervorragenden Leistungen des Philharmonischen Vereines spornten auch den älteren Chorverein „Liedertafel" zu größerer Tätigkeit an. Infolge der angehäuften Konzertaufführungen traten finanzielle Schwierigkeiten ein, bis „Liedertafel" und Philharmonischer Verein sich zum „Musikverein" unter neuer Leitung verschmolzen. 1890 zog Dimmler sich von der Dirigententätigkeit zurück und gab sich nur dem Lehrberuf hin.

Als Mensch war Dimmler ein Mann von Herzensgüte und großer Bescheidenheit bei all seiner umfassenden Allgemeinbildung, besonders auf dem Gebiete der Musikliteratur, und bei seinen künstlerischen Leistungen. Wie sein idealer Sinn große Opfer für den Philharmonischen Verein brachte, so hat sein gutes Herz auch manchem bedürftigen Studentlein und vielen Armen Unterstützung gewährt.

Als tiefgläubiger frommer Christ, dem Religion eine wichtige Herzensangelegenheit war, ist er nach einem erlittenen Schlaganfall am 18. April 1903 aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Sein Leichenbegängnis, bei dem Stadtrat Fehrenbach (der spätere Reichskanzler) die Leichenrede hielt, gestaltete sich zu einer großen Huldigungs- und Dankesfeier.

Die Stadt hat seinem Andenken ein Denkmal gesetzt, indem sie einer Straße seinen Namen verlieh. Carl Schweitzer.

Ferdinand Schober,

Dompfarrer, war zu Pfullendorf am 18. Januar 1843 als Sohn braver Webersleute geboren. Er besuchte das Gymnasium in Freiburg, absolvierte daselbst auch das Studium der Theologie und erhielt im August 1869 die Priesterweihe. Nach kurzem Wirken als

Kooperator am Münster zu Konstanz wurde er zum Präfekten am Erzbischöflichen Knabenseminar, dem sogenannten Konradihaus, befördert und war bis zum Jahre 1874 in dieser Stellung tätig. Durch seine wohlwollende Güte fand er in ausgezeichneter Weise den Weg zu den jungen Herzen. Die hervorragende Priesterpersönlichkeit, an der alles echt und gediegen war, die mit jeder Faser des Seins für die Kirche lebte, nötigte allen Ehrfurcht und Achtung ab, auch jenen, die ihre Geistesrichtung nicht teilten.

Als 1874 das Knabenseminar durch den Staat aufgehoben wurde, nahm er zur wissenschaftlichen Weiterbildung einen fünfmonatlichen Urlaub und ging dann 1875 als Benefiziumsverweser am Münster nach Konstanz. Das Jahr 1884 brachte die Wiedereröffnung des Konradihauses, zunächst als Privatanstalt; Schober wurde Rektor und verblieb in diesem Amte bis zum Jahre 1894.

Hervorragendes hat der Unermüdliche in dieser Zeit auf vielen Gebieten geleistet. Als Seelsorger ging er mit dem bekannten Münsterpfarrer und feinsinnigen Literaturhistoriker Brugier Hand in Hand und erwarb sich große Verdienste um die Neubelebung des religiösen Geistes. Sein Herz überströmte von Güte gegen Arme und Notleidende trotz mancher Enttäuschungen.

Auch um die Restaurierung des Konstanzer Münsters machte Schober sich verdient; er rief mit Brugier den Münsterbauverein ins Leben. Um weiteste Kreise für das Unternehmen zu begeistern, gründete er die Zeitschrift „Altkonstanz", deren Redaktion er jahrelang führte. Die von ihm publizierte „Baugeschichte des Konstanzer Münsters" verrät nicht nur den kundigen Lokalhistoriker, sondern auch den sachverständigen Kenner der Kunstgeschichte und feinen Ästhetiker. Daneben legte er die Früchte seiner fleißigen Studien in den verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift für Geschichte des Bodensees nieder.

Nicht minder eifrig zeigte sich Schober auf dem Gebiete des Vereinswesens. Er schuf in Konstanz den Katholischen Dienstbotenverein, hielt Vorträge im Gesellenverein und war lange der politische „Rundschauer" im Katholischen Männerverein. Weitere Verdienste erwarb er sich um den Presseverein, d. h. die „Konstanzer Nachrichten". Es war keine unfruchtbare Arbeit. An Bitternissen fehlte es dem Unentwegten nicht, aber er ließ sich nicht erbittern. Er durfte es erleben, daß zwar langsam und anfangs kaum merk-

bar, aber doch stetig der katholische Glaubensmut und die Überzeugungstreue der Katholiken erstarkte. Hervorragenden Anteil hatte Schober an der Aufdeckung der Gemälde in der ältesten Kirche der Insel Reichenau und an der Inventarisierung der ältesten Denkmäler von Konstanz und Umgebung.

Als er 1894 zum Münsterpfarrer in Freiburg ernannt worden war, wurde ihm der Abschied schwer. Er mußte scheiden von einer Stadt, die ihm ans Herz gewachsen war, deren Geschichte er wie wenige kannte. Am meisten wurde sein Weggang von der Jugend bedauert. Einer seiner Schüler hat am Abend seines Lebens gestanden: „Ich habe wenige Männer gekannt, die einen so befruchtenden und anregenden Einfluß auf die in der Entwicklung begriffenen Gemüter ausübten wie Schober. Er war mehr Vorbild als Lehrer, er drang auf Ordnung, aber ohne engherzig und kleinlich zu sein, weil er wußte, daß dem jungen Menschen ein gewisser Spielraum bleiben müsse, damit er die Freiheit gebrauchen lerne." Schober selbst fühlte sich am glücklichsten bei der Jugend.

Auch als Münsterpfarrer in Freiburg suchte Schober in rastloser Arbeit seinen Pflichten getreu zu werden. Andern zu dienen, hielt er für die erste und höchste Aufgabe seines Priesterberufes. Daneben war er ein eifriger Jünger der Karitas und ein unermüdlicher Mitarbeiter auf sozialem Felde. Die katholische Volksbibliothek, das Annastift, der Elisabethenverein, die Priesterkongregation und andere Korporationen hatten an ihm einen freudigen Förderer und Gönner. Gerne lauschte man seinen Vorträgen, die er in der „Konstantia", im Katholischen Bürgerverein, im Breisgauverein „Schauinsland" hielt.

Im Jahre 1898 erhielt Schober den Titel Erzbischöflicher Geistlicher Rat, 1902 wurde er Dekan des neuerrichteten Stadtdekanats Freiburg und am 22. Dezember 1902 ernannte Erzbischof Dr. Thomas Nörber den hochverdienten Priester zum Ehrenkanonikus an der Dom- und Metropolitankirche.

Am 29. März 1906 durfte er nach einem Leben reich an Arbeit und Erfolgen von dieser Erde Abschied nehmen. Seine sterblichen Überreste ruhen in der Nähe der neuen prächtigen gotischen Kapelle auf dem Friedhofe, deren Bau er mit aller Hingebung gefördert hat. (Bad. Jahrbücher vom 30. 3. und 3. 4. 1906.)

F. Dor.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Franz Gregor Belz

wurde geboren am 1. Juli 1832 in Westernhausen (O.-A. Künzelsau) an der Jagst im württembergischen Frankenland als Sohn des Hafnermeisters Philipp Michael Belz. An seiner württembergischen Heimat ist er zeitlebens mit Liebe und Stolz gehangen. Zum Volksschullehrer ausgebildet, war er als solcher nur wenige Monate in Schönberg tätig, worauf ihm ein geistlicher Oheim, der später Pfarrer von Wehingen bei Spaichingen wurde, die Mittel zur Fortentwicklung seiner bedeutenden musikalischen Talente dadurch bot, daß er ihn auf das Konservatorium für Musik in Stuttgart brachte. Hier konnte der strebsame Jüngling unter Leitung des trefflichen Faißt sich ausbilden. Mit guten Zeugnissen ausgestattet, verließ er die württembergische Landeshauptstadt und begab sich 1864 nach Freiburg i. Br. Hier fristete er zunächst durch Privatunterricht in Musik ein bescheidenes Dasein, bis er durch eine glänzende Aufführung von Franz Schuberts „Der häusliche Krieg" unter Mitwirkung von Freiburger Dilettanten die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zog. Dadurch ermutigt, gründete Belz bald darauf die Freiburger „Liedertafel", die unter seiner Leitung in kurzer Zeit zu großer Blüte gelangte und bei einem Gesangswettstreit in Solothurn den ersten Preis errang. Am 16. April 1867 wurde er mit dem Gesangsunterricht am Freiburger Gymnasium betraut, welches Amt er — bei einem lange Zeit sehr bescheidenen Gehalt — fast vier Jahrzehnte hindurch mit vorbildlichem Eifer und Hingabe bekleidete. Unter allgemeinem freudigen Beifall konnte ihm an der Schlußfeier der Schule Juli 1892 Gymnasiumsdirektor Bender zu seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum einen Lorbeerkranz überreichen; am 24. April 1894 erhielt er das Verdienstkreuz vom Zähringer Löwen. Gleichzeitig war ihm der Organistendienst beim katholischen Schülergottesdienst übertragen worden, und gerade in der Leitung des Kirchengesanges hat er Hervorragendes geleistet. Nachdem er längere Zeit auch einen akademischen Gesangchor mit Erfolg geleitet, wurde er 1873 zum akademischen Musikdirektor ernannt.

Als Gesanglehrer hat Belz mehr als eine Generation der heranwachsenden studierenden Jugend Freiburgs und Oberbadens herangebildet, beliebt und verehrt von seinen zahlreichen Schülern, denen er Lehrer, aber auch Erzieher war, schon durch seine

charaktervolle Persönlichkeit, die bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit einnahm durch die Festigkeit der Grundsätze, die Tiefe der religiösen Überzeugung, die Lauterkeit und den Adel des Wesens. Deshalb war er auch als Gesellschafter weit und breit beliebt und gern gesehen. Durch zahlreiche musikalische Schöpfungen, die meist Gelegenheitszwecken ihren Ursprung verdankten, hat er sich einen guten Ruf in der musikalischen Welt verschafft, und es ist zu bedauern, daß eine Anzahl seiner wertvollen Kompositionen bei einem Brand im Musikzimmer des Gymnasiums als Manuskript verloren ging.

Nach nur zehntägigem Krankenlager ist er, durch das Alter geschwächt, einer Lungenentzündung am 4. Mai 1906 erlegen, tief betrauert von weiten Kreisen der Bevölkerung Freiburgs, das ihm zur zweiten Heimat geworden war. Am 6. Mai wurde ihm an der Stelle, wo er für so viele vorangegangene Kollegen den Grabgesang geleitet, von dankbaren Schülern das letzte Lied gesungen.

(Personalakten, Freiburger Tageszeitungen. Jahresberichte des Gymnasiums Freiburg. Persönliche Erinnerungen.)

Hermann Mayer.

Max Fischer

wurde zu Freiburg i. Br. am 27. Januar 1852 als Sohn des Gemeinderatssekretärs Emil Fischer und der Elise, geb. Hermann, geboren. Ob seine vornehmen Paten, Freiherr Maximilian von Reinach-Werth zu Niederehnheim und Karoline v. Ittner zu Konstanz, Einfluß auf den Knaben hatten, steht dahin. Entscheidend für sein Leben war jedenfalls seine ererbte künstlerisch-musikalische Veranlagung, die er mit seinen Geschwistern teilte. Gefördert wurde sie von seinem Onkel, dem Arzt und nachmaligen Professor der Mineralogie an der Freiburger Universität Hofrat Dr. Heinrich Fischer, der selbst sehr musikalisch war und dessen Fürsorge für die Familie nie erlahmte. Max Fischer besuchte einige Jahre die Höhere Bürgerschule, aber zu Hause setzte er sich, statt zu lernen, lieber an das Klavier und führte mit gleichgesinnten Kameraden Goethesche und Schillersche Dramen auf. Bald wandte er sich ganz der Musik zu. Er nahm bei dem Musiklehrer Carl Greiner Klavierunterricht und wirkte zum Studium im Orchester als Geiger mit. 1873 begab

er sich nach Leipzig, um sich am dortigen Konservatorium, namentlich unter Kretzschmar und Jadassohn, in Klavierspiel und Kompositionslehre weiter auszubilden. Hernach finden wir ihn zunächst als Geiger und 1875/76 als Musikdirektor und Chorrepetitor am Freiburger Stadttheater, darauf als Kapellmeister an verschiedenen Theatern, so in Aachen, Ulm und Zürich (1878), und seit 1885 wieder in Freiburg. Hier dirigierte er bis 1887 die „Liedertafel", um sich sodann als Musiklehrer eine dauernde Existenz zu gründen, wozu ihn seine am 20. März 1888 vollzogene Vermählung mit Jakobina Rapp, der Tochter seines Rektors an der Höheren Bürgerschule und nachmaligen Kreisschulrats Hofrat Karl Rapp, veranlaßt haben wird. Viele Jahre dirigierte er den akademischen Gesangverein „Zaringia", der ihn zum Ehrenmitglied ernannte. In zahlreichen Konzerten wirkte er als Klavierbegleiter mit. In den letzten Jahren seines Lebens war er außerdem als Lehrer für Theorie am Freiburger Musikkonservatorium tätig. Als Lehrer, Pianist und Komponist leistete er Bedeutendes. Seine Liederkompositionen, von denen mehrere, so das populäre Lied „Gruß dem Breisgau" (1892), im Verlag Ruckmich in Freiburg erschienen sind, zeichnen sich durch Melodienreichtum, Innigkeit und Klangschönheit aus. Für den Breisgauverein „Schauinsland" schuf er die Musik zu dem von Ludwig Bihler verfaßten Festspiel „Der goldene Marti". Einige Gedichtvertonungen lyrischer Art sind „Muster der Übereinstimmung von vokaler und instrumentaler Komposition". Die meisten seiner Werke blieben infolge seiner Bescheidenheit der Öffentlichkeit vorenthalten. Er liebte die Kunst um der Kunst willen. In der Vollreife seines Talentes starb Fischer zu Freiburg kinderlos am 29. September 1903. Er war ein bedeutender Künstler und zugleich ein guter, ungewöhnlich sympathischer Mensch. An größeren Leistungen hat Fischer zwei Symphonien, verschiedene Chorwerke und Kammermusik aufzuweisen. Kurz vor seinem Tod komponierte er u. a. einen Trauermarsch.

(Nachruf von Wilhelm Schlang in der Breisgauer Zeitung vom 30. September und 2. Oktober 1903, Nr. 228 und 230; Freiburger Zeitung, 1. und 3. Oktober 1903, Nr. 229 und 231; Freiburger Bote, 2. Oktober 1903, Nr. 226; Freiburger Tagblatt, 1. Oktober 1903, Nr. 222; private Mitteilungen.)

Fr. Hefele.

Adolf Pfeiffer

wurde am 23. Juni 1837 in dem kleinen Dorf Auerbach, Pfarrei Mudau (Odenwald), geboren (alle anderen Angaben in der Literatur und in den Urkunden sind falsch). Sein Vater wurde bald nach der Geburt Adolfs nach Hardheim als zweiter Lehrer versetzt; er wurde nach 48, als Revolutionär verdächtigt, abgesetzt und zog nach Heidelberg, wo er sich und seine Familie durch Musikstunden ernährte. Hier absolvierte Adolf das Gymnasium, studierte Chemie und war aktiv bei der Burschenschaft „Frankonia" (1857). Doch drängte es ihn ganz zur Musik; er studierte daher am Konservatorium in Frankfurt am Main. Pfeiffer begleitete dann die Stellung eines Kapellmeisters am Theater in Magdeburg und Kiel. In Magdeburg wurde der Violinvirtuose Ole Bull, ein Norweger und Schüler Paganinis, auf Pfeiffer aufmerksam und verpflichtete ihn als Partner für seine Konzertreisen.

Später erhielt Pfeiffer als Nachfolger des Komponisten Isenmann die Stelle als Dirigent des Männergesangvereins „Konkordia" in Offenburg, des gemischten Cäcilienvereins und des „Liederkranz" in Schutterwald. In Offenburg war er sechsunddreißig Jahre tätig. Von dieser Stadt, die ihm zur zweiten Heimat wurde, konnte er sich nicht trennen: so lehnte er einen ehrenvollen Ruf als Universitätsmusikdirektor nach Gießen ab, ebenso schlug er einen Ruf nach Konstanz als Leiter des Männergesangvereins Bodan aus. In Offenburg verheiratete er sich mit Ida, der jüngsten Tochter des Bezirksarztes Dr. Karl Schmidt. Pfeiffer war von 1881—1901 Ausschußmitglied des Badischen Sängerbundes. Bei Gesangswettstreiten in Baden, Württemberg, Elsaß und der Schweiz wirkte er oft als Preisrichter, auch war er bei dem Verlag Schauenburg in Lahr bei der Herausgabe des Kommersbuches beratend tätig. 1901 zog er sich zur Ruhe zurück; am 5. Oktober 1902 ist er von einem schweren Herzleiden durch den Tod erlöst worden.

Pfeiffer war ein äußerst feinsinniger Klavierspieler mit perlender Technik, ein sehr guter, sich anpassender Begleiter. Schon mit fünfzehn Jahren trat er mit seinem jüngeren Bruder Eugen, der Harmonium spielte, im großen Saale des Museums in Heidelberg als Solist auf in einem Vokal- und Instrumentalkonzert, wobei er außerordentlich günstig besprochen wurde. Er betätigte

sich auch als Komponist von Salonstücken für Klavier, von Walzern nach Wiener Art, die von der Kurkapelle in Baden-Baden gerne aufgeführt wurden, darunter der bekannte „Marienwalzer" (vierhändig). Seine Albumblätter op. 1 und „Maigruß" für Singstimme und Pianoforte werden heute noch verlegt. Auch für Männerchöre hat Pfeiffer Verschiedenes geschrieben, das Anklang gefunden hat. In seinen Kompositionen kommt seine große Freude zur Natur vielfach zum Ausdruck. Seine Verdienste um das musikalische Leben Badens, speziell Offenburgs, wurden durch Verleihung des Zähringer Löwenordens gewürdigt. (Biographisches Jahrbuch VII, S. 88; Krug, 50 Jahre Bad. Sängerbund, S. 51; und Mitteilungen der Verwandten, speziell der Söhne Fritz und Hubert in Dortmund.)

E. Batzer.

Karl Waßmannsdorff,

in Berlin am 24. April 1821 geboren, hat dort auf dem Gymnasium „Zum Grauen Kloster", das er Ostern 1841 als „Erster unter allen" verließ, und dann auf der Universität (bis 1844) seine Ausbildung als Philologe erhalten. Schon als Schüler erfaßte ihn eine fast leidenschaftliche Liebe zur Turnerei und brachte ihn mit den führenden Persönlichkeiten der Turnkunst, mit Jahn, Eiselen und vor allem mit Spieß, in enge Verbindung. Es ist Waßmannsdorffs unbestreitbares Verdienst, einer der ersten, vielleicht der erste gewesen zu sein, der Spieß von Anbeginn richtig verstanden und die Bedeutung seiner neuen Lehren in ihrem vollen Umfang erkannt hat. Als seine Bemühungen, bei der Neubearbeitung von Jahns „Deutscher Turnkunst" auch die Spießschen Turnschriften berücksichtigt zu sehen, fehlschlugen, unterzog er sich auf eigene Faust der Arbeit, die „Lehre der Turnkunst" von Spieß gründlich durchzuarbeiten und zu beleuchten („Zur Würdigung der Spießschen Turnlehre", Basel 1845). Von Anfang an neigte er besonders dazu, neben der Steigerung seines turnerischen Geschicks einen tieferen Einblick in die geschichtliche Entwicklung aller Zweige der Leibesübungen zu gewinnen, den Übungsstoff in systematischen Zusammenhang zu bringen und auch die Turnsprache auf wissenschaftlich sicheren Sprachboden zu stellen und einheitlich zu gestalten. Auf dem Gebiete der Turngeschichte und der Turnsprache ist

Waßmannsdorff wie kein anderer tätig gewesen. Er gilt deshalb nicht mit Unrecht als der „Turnphilolog" unter den Turnführern. Von allem will er entbehrliche Fremdwörter aus der Turnsprache verbannen und ist unermüdlich tätig, innerhalb der deutschen Turnkunst aus dem Wesen der Übungen heraus die richtigen Beziehungen zu finden. 1845 an das Gymnasium in Basel berufen, erteilte er in den obersten Klassen deutschen Unterricht und zugleich Turnunterricht neben Spieß, mit dem ihn bald enge Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft verband. 1847 nach Heidelberg berufen, um das Turnen an dem Lyzeum, der Höheren Bürgerschule, den Volksschulen, der Universität und auch im Turnverein zu pflegen, blieb Waßmannsdorff doch mit Spieß in innigster Beziehung. 1861 überreichte er dem Großherzog eine Denkschrift über das Turnwesen des Landes. 1863 erhielt er von der Universität Jena die philosophische Doktorwürde. Er wurde der Mittelpunkt aller turnerischen Bestrebungen, von denen er alles Politische fernzuhalten suchte. Als er sich vom Schulunterricht zurückzog, blieb er doch dem Vereinsturnen zugewandt, war Mitglied des Ausschusses der Deutschen Turnerschaft, und zwar als Kreisvertreter des X. Turnkreises von 1864—1891, gehörte zum Ausschuß der deutschen Turnlehrer und leitete 1876 die Achte allgemeine deutsche Turnlehrerversammlung zu Braunschweig. Zunehmende Kränklichkeit zwang ihn in den letzten Jahren sich von diesen Tätigkeiten zurückzuziehen. Doch hörte er nicht auf, seine geschichtlichen Arbeiten fortzusetzen. Er starb zu Heidelberg am 6. August 1906.

Über Waßmannsdorffs erstaunlich umfangreiche literarische Tätigkeit gibt Aufschluß „Geschichte des Turnunterrichts" von Dr. C. Euler, 3. Auflage, neu bearbeitet von Carl Rossow, Gotha 1907. Biographisches ebenda, außerdem in der Chronik der Stadt Heidelberg für 1906. Heidelberg 1909. † A. Sickinger.

Heinrich Buhl,

ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Heidelberg, wurde am 2. Juni 1848 zu Deidesheim (Rheinpfalz) geboren. Sein Vater, Weingutsbesitzer Franz Peter Buhl, stammte aus Ettlingen und hatte sich 1836 zu Deidesheim niedergelassen, wo er sich mit Josephine Jordan verehelicht hatte. Heinrich Buhl war der

jüngste Sohn aus dieser Ehe. Nach häuslichem Unterricht besuchte er das Mannheimer Gymnasium und nahm dann, siebzehnjährig, das Studium der Jurisprudenz an der Universität Heidelberg auf, um es in Würzburg, Göttingen und Berlin fortzusetzen. Er legte die beiden Staatsexamen in Bayern ab, war auch einige Zeit in der Praxis tätig, hatte aber schon auf der Universität unter dem bestimmenden Einfluß Vangerows den Plan gefaßt, sich der akademischen Laufbahn auf dem Gebiete des römischen Rechts zu widmen, nachdem er bereits 1868 mit bestem Erfolge promoviert hatte. Er habilitierte sich 1875 an der Universität Heidelberg, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Seine Habilitationsschrift „Beiträge zur Lehre vom Anerkennungsvertrag" trat der Lehre Otto Bährs kritisch entgegen (s. dessen Rezension in der Krit. Vierteljahrsschr. XVIII, 334 ff.). Die Lehrtätigkeit erstreckte sich bald auch auf französisches Zivilrecht und badisches Landrecht. Buhl wurde 1878 zum außerordentlichen Professor, 1884 nach Ablehnung eines Kieler Rufes zum Honorarprofessor ernannt, um schließlich im Jahre 1886 den nach Renauds Tode neuerrichteten Lehrstuhl für Zivilprozeß und französisches Recht zu übernehmen. Seine literarische Tätigkeit blieb aber dem ursprünglichen Gebiete erhalten; er veröffentlichte einen Aufsatz über „Die agrarische Frage im alten Rom", eine Untersuchung über den römischen Juristen Africanus (1881), ein größeres, aber nicht zur Vollendung gediehenes Werk über Salvius Julianus (I. Bd. 1886), sowie eine Schrift über Donellus (1892). Das Erscheinen des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs, an dessen wissenschaftlicher Einführung er sich durch eine Studie über „Das Recht der beweglichen Sachen" (1901) beteiligte, stellte auch ihm neue Lehraufgaben, denen er mit der gleichen instruktiven Klarheit oblag, die seinen Vortrag stets ausgezeichnet hatte. Als Prorektor (1902/03) widmete er seine Programmrede dem im Vordergrunde jener Tage stehenden Problem „Römisches Recht und Bürgerliches Gesetzbuch". Er wurde 1903 zum Geheimen Hofrat ernannt und vertrat die Universität während einer Legislaturperiode in der Ersten Kammer. — Seit 1876 mit Elisabeth von Struckoff (von der Insel Ösel stammend) vermählt, hatte er 1889 das herrliche Leunenschloßsche Anwesen zu Füßen des Heidelberger Schlosses, Hauptstr. 232—236, erworben (vgl. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, II, 118) und es zum Heim einer vornehmen Geselligkeit werden lassen. Ein seit

jüngeren Jahren immer wieder auftretendes fieberhaftes Leiden zwang ihn im Herbst 1906, einen Krankheitsurlaub anzutreten, von dem er nicht mehr zurückkehren sollte: am 4. Februar 1907 verschied er zu Luxor in Ägypten in den Armen seiner Gattin. Er wurde im Familiengrab zu Deidesheim bestattet. Sein Haus zu Heidelberg mit dem bis zum Schlosse hinauf ziehenden Garten hinterließ er der Universität als ein teures Vermächtnis, in dem der Name des feinsinnigen, heimattreuen Gelehrten dauernd erhalten bleiben wird.

† Karl Heinsheimer.

Gustav Rümelin

war von 1878 bis 1907 ordentlicher Professor der Rechte in Freiburg i. Br. Er lehrte Zivilrecht, und zwar zunächst römisches, und seit 1898 deutsches bürgerliches und römisches Recht.

Rümelin entstammt einer in Württemberg verwurzelten Familie. Sein Vater, ebenfalls Gustav mit Vornamen, ist der bekannte schwäbische Staatsmann, Statistiker und Sozialphilosoph, später Kanzler der Universität Tübingen. Seine Mutter ist gleichfalls Württembergerin, eine geborene Schmoller aus Heilbronn. Über den Vater vgl. dessen Lebensabriß von Schmoller in der Allgemeinen Deutschen Biographie 35, 597 ff. = Schmollers Jahrbuch 31, 1469, sowie die Schrift seines jüngeren Sohnes, des jetzigen Kanzlers an der Universität Tübingen, Max von Rümelin: „Gustav Rümelin. Erinnerungen an meinen Vater" (1927).

Gustav Rümelin wurde am 1. Mai 1848 in Nürtingen geboren. Sein Vater, damals dort Rektor der Lateinschule, war eben zum Abgeordneten der Nationalversammlung gewählt worden. Den Hauptteil der Jugend- und Schuljahre, die Zeit von 1850 bis 1865, verbringt Rümelin in Stuttgart. Sein Vater kommt dorthin als Referent für den humanistischen Unterricht im Oberstudienrat, wird dann Referent im Kultusministerium und ist schließlich als Staatsrat bis 1861 dessen Leiter. Der Vater läßt ihn die letzten Gymnasialklassen (Prima) in Straßburg an dem französischen Lyzeum absolvieren. Das Abiturientenexamen besteht er 1867 in Stuttgart. Er studiert zunächst in Heidelberg und hört vornehmlich Vangerow und Renaud. 1868 kommt er nach Tübingen. Dorthin waren seine Eltern inzwischen übergesiedelt. Sein Vater hat sich 1867 dort der akademischen

Lehrtätigkeit zugewendet. Im Herbst 1869 tritt er als Einjährig-Freiwilliger in das 2. Württembergische Reiterregiment ein. Er macht in diesem Regimente den Krieg 1870/71 mit, vom Dezember 1870 an als Leutnant. Seine Studien schließt er im Juni 1873 mit der ersten und seine Ausbildung im November 1874 mit der zweiten württembergischen höheren Justizdienstprüfung ab.

Rümelin wendet sich der akademischen Laufbahn zu. Auf einer Studienreise, die er mit Hilfe eines Staatsstipendiums macht, hat er Ihering kennen gelernt. Von dieser bedeutenden Persönlichkeit angezogen, geht er nach Göttingen. Schon 1875 ist er dort Privatdozent für römisches Recht. Es findet sich damals ein beachtlicher Kreis junger Dozenten in Göttingen zusammen. Bald nach Gustav Rümelin habilitieren sich dort Ernst Zitelmann und Viktor Ehrenberg. Beide erzählen in ihren Selbstbiographien von dieser Zeit und von dem anregenden Verkehr mit Gustav Rümelin (Rechtswissenschaft in Selbstdarstellungen, Bd. I, 1924, S. 70 und S. 182). 1878 wird Rümelin in Göttingen außerordentlicher Professor. Im gleichen Jahre wird er als ordentlicher Professor nach Freiburg berufen. Vom Wintersemester 1878/79 an bis zu seinem Tode wirkt er an der Universität Freiburg.

Rümelins wissenschaftliche Arbeiten zeichnen sich durch schlichte Klarheit, straffe geradlinige Gedankenführung und Zielstrebigkeit der Darstellung aus. „Er liebte es", so sagt sein jüngerer Bruder Max von ihm, „gerade auf das Ziel loszugehen, ohne viel nach rechts und links zu blicken" (Rechtswissenschaft in Selbstdarstellungen, Bd. II, 1925, S. 190). Die Ergebnisse werden unter Verzicht auf wissenschaftliches Rank- und Beiwerk in möglichst größter Einfachheit herausgestellt. Der Kundige weiß, daß gerade diese Einfachheit schwer erarbeitet ist. Allen seinen Arbeiten eigen ist der auf das Methodische gerichtete Zug. Das zeigt schon seine Habilitationsschrift von 1875, die einen Beitrag zur Lehre von der exceptio rei iudicatae bringt. Die akademische Antrittsschrift, mit der er sich in Freiburg 1878 einführt, ist rein methodischer Art. Ihr Thema lautet: „Juristische Begriffsbildung". Die Ergebnisse der logischen Forschungen von Sigwart und Lotze werden der Rechtswissenschaft fruchtbar gemacht. Es wird Grundlegendes für die juristische Begriffsbildung erschlossen.

Die wissenschaftlschen Arbeiten schreiten auf dieser methodischen

Bahn weiter. Nicht immer ist dies aus dem Titel der Arbeit erkennbar. Die erste größere Monographie „Die Teilung der Rechte" von 1883 ist eine methodische Vorarbeit zur Klarstellung des Unterschiedes zwischen dinglichem und obligatorischem Rechte. In dem Aufsatz „Obligation und Haftung" im Archiv für die Civilistische Praxis (68, 151—216) von 1885 wird in methodischer Weise in Form einer Polemik gegen Brinz abgegrenzt, was in einer kurzen diagnostischen Definition über das Wesen der Obligation zu sagen möglich ist. Dabei wird Beachtliches über das Wesen der Obligation überhaupt gesagt. Als Prorektor hält Rümelin 1891 seine vielbeachtete Rede über „Werturteile und Willensentscheidungen im Civilrecht". In dieser seiner Rektoratsrede führt er die Grundgedanken seiner Antrittsschrift von 1878 weiter. Die wissenschaftliche Tätigkeit der Juristen wird skizziert; grundlegende methodische Probleme wie etwa das der Analogie werden beleuchtet. Fünf Jahre nach Rümelins Tode (1912) wird eine zweite Auflage, ein unveränderter Abdruck dieser Rede, erforderlich. In dem Rektoratsprogramm zum Geburtstage des Großherzogs Friedrich I. behandelt Rümelin „Methodisches über juristische Personen". Führende Köpfe der Zeit, Ihering, Gierke, Bekker, Brinz, stritten um den Begriff der juristischen Person. Rümelin sucht seiner Art gemäß durch methodische Besinnung Klarheit über die Streitpunkte zu schaffen. Im folgenden Jahre (1892) bringt er in der Festschrift für Ihering „Zweckvermögen und Genossenschaft" in Einzelprobleme dieses Gebietes ein. Er versucht sowohl die Theorie des Zweckvermögens von Brinz wie die Genossenschaftstheorie Gierkes zu widerlegen. Seine einleuchtenden methodischen Bedenken haben freilich nicht vermocht, dem weiteren Vordringen der Lehre Gierkes Einhalt zu tun. Von seinen Werken aus der Zeit vor dem BGB. werden noch heute besonders beachtet die Schriften über die juristische Begriffsbildung und über Werturteile und Willensentscheidungen.

Den Übergang vom Pandektenrecht zum Bürgerlichen Gesetzbuch begleitet die kleine Schrift „Der civilistische Unterricht und das bürgerliche Gesetzbuch" (1869). Sie zeigt Rümelin als pädagogisch interessierten akademischen Lehrer. Seiner ganzen, auf Klarheit und Einfachheit gerichteten wissenschaftlichen Art entsprechend, hat er es als akademischer Lehrer auch verstanden, den jungen Juristen die Grundbegriffe des Zivilrechtes deutlich zu machen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Unter dem neuen Gesetzbuch entsteht die zweite größere Monographie Rümelins, sein letztes literarisches Werk (1905): „Dienstvertrag und Werkvertrag". Sein dem Leben zugewandter Sinn läßt ihn ein Thema wählen, das dem sich langsam Bahn brechenden Arbeitsrecht zugehört. Die Behandlung des Stoffes ist feinsinnig, aber wesentlich kritisch zergliedernd. Er ist in seinem letzten Werke der Zerleger geblieben, der er nach Zitelmanns Urteil schon in seiner Jugend war. Vor allem aber bleibt er methodisch. Das Buch schließt mit methodischen Zusammenfassungen, an die andere — darunter auch der Verfasser dieser Zeilen — angeknüpft haben. Gustav Rümelin ist uns in seinem nicht umfang- aber inhaltsreichen literarischen Werk vor allem Methodiker des Zivilrechts. Im Methoschen hat er Bleibendes geschaffen.

Erheblich ist Gustav Rümelins Wirken für die Freiburger Universität. Er ist 1891/92 ihr Prorektor. Er gehört der akademischen Baukommission an und ist seit Ostern 1893 ihr Vorsitzender. Als solcher hat er das für die Freiburger Universität auf lange Zeit hinaus bedeutsamste Unternehmen betrieben und gefördert: den Neubau des Kollegienhauses auf dem Platze der alten Rempartkaserne. Eine Denkschrift von 1896 entwickelt mit der Rümelin eigenen Knappheit die Notwendigkeit und die Finanzierung dieses Neubaues. Seit Oktober 1893 ist Gustav Rümelin auch Vertreter der Universität in der Ersten Kammer. Er hatte hier Gelegenheit, sich als Jurist zu betätigen. So war er z. B. 1902 Berichterstatter für das Gesetz betreffend die Überleitung der ehelichen Güterstände des älteren Rechtes in das Reichsrecht. Auf seine Anregung sind wohl nicht unwesentliche Abänderungen in diesem Gesetz zurückzuführen. Vor allem aber hat er hier in der Ersten Kammer die Interessen der Universität vertreten und den Neubau des Kollegienhauses durchzusetzen gewußt. 1906 wird der Grundstein zu diesem Gebäude gelegt (vgl. die Festschrift zur Feier der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes). Rümelin wird vom Großherzog mit Ehren bedacht (Geheimerat; Ritterkreuz Bertholds I.). Gerade ein Jahr später entreißt ihn am 11. Juni 1907 mitten aus der Semesterarbeit heraus der Tod.

Heinrich Hoeniger.

Friedrich Jolly

stammt aus einer südfranzösischen Refugiéfamilie, die nach dem Edikt von Nantes in Deutschland einwanderte und durch mehrere Generationen in Mannheim lebte; sie schenkte der Wahlheimat eine Reihe von hervorragenden Männern (Gelehrten und Beamten). Der Großvater war Bürgermeister der Stadt Mannheim. Ein Sohn von ihm, also ein Vatersbruder Friedrich Jollys, war der liberale badische Staatsmann und Staatsminister Julius Jolly. Der andere Sohn, der Vater Friedrich Jollys selbst, der berühmte Physiker Philipp Gustav von Jolly (Bad. Biogr. IV, 199), war zuerst Ordinarius für Physik in Heidelberg und dann, von 1854 an, in München. Er gehörte dort dem Kreise von Gelehrten, Künstlern und Dichtern an, die König Maximilian II. um sich zu sammeln verstand; auch die Kinder wurden früh mit den Mitgliedern dieser Runde bekannt. Das Familienleben, in dem der Knabe mit seinen Geschwistern aufwuchs, war ein äußerst glückliches und harmonisches. Der Vater war nicht nur ein Gelehrter von Weltruf, sondern auch ein hervorragender Mensch, der sich die Liebe seiner Kinder durch Eingehen auf Eigenart und Neigungen zu sichern wußte. Die Jugendjahre verlebte Friedrich in Heidelberg, wo ihm im zwölften Lebensjahre das linke Auge durch den Schleuderwurf eines Kameraden vollständig verloren ging, und seit 1854 in München. Hier bezog er im Jahre 1872 als Siebzehnjähriger die Universität. Er besaß große Vorliebe für Physik und Mathematik und wollte eigentlich Ingenieur werden. Durch den seinem Hause und ihm selbst befreundeten großen inneren Kliniker Pfeufer wurde er der Medizin gewonnen; seinen physikalischen Neigungen blieb er indes treu, wie sich später in seinen Arbeiten zeigte. Im vierten Semester zog er nach Göttingen; von dort stammt seine erste Arbeit: „Über das Vorkommen von Bernsteinsäure im Harn". Im Jahre 1867 bestand er in München das ärztliche Staatsexamen glänzend; die Doktorarbeit handelte: „Über die Ganglienzellen im Rückenmark". Nach der bayrischen Staatsprüfung (1868), in der er der Erste von 54 Kandidaten war, unternahm er, wie es damals üblich war, eine Studienreise nach Berlin und Wien. Hierauf folgte ein halbjähriger Studienaufenthalt in der unterfränkischen Irrenanstalt Werneck, wo er unter den berühmten Psychiatern von Gudden und Grashey in die klinischen und praktischen Aufgaben der Irrenheilkunde

eingeweiht wurde. 1870 kam er als Assistent an die Irrenanstalt des Juliushospitals in Würzburg zu Rinecker, einem außergewöhnlich vielseitigen und aktiven Geiste, dem seine Schüler — außer Jolly gehörten von bekannten Psychiatern noch Grashey, Ganser, Rieger, Kräpelin u. a. m. dazu — unendlich reiche Anregung und Förderung verdankten. In Würzburg trat Jolly zu verschiedenen Gelehrten in engere Beziehung, insbesondere auch zu dem Physiologen Fick, in dessen Laboratorium er wichtige experimentell-physiologische Arbeiten mit größtem Eifer unternahm, so über Hirndruck und Gehirnerschütterung, Leitung und Reaktion der Muskeln und Nerven usw. Ebenso widmete er sich der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie. In Würzburg gründete er auch einen „Klub der Jungen", in dem die Assistenten und Privatdozenten sich zusammenfanden und ihre geistigen Interessen verfochten. Er selbst habilitierte sich (1871) mit der Arbeit: „Über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Gehirn". Im Jahre 1870/71 zog er mit in den Krieg nach Frankreich und nahm an der Schlacht bei Sedan als Feldarzt teil.

Schon 1872 erhielt er einen Ruf zum Leiter der Irrenanstalt Pirminsberg (St. Gallen), ebenso an die Universität in Dorpat als innerer Kliniker; beide lehnte er ab. Dagegen trat im Jahre 1873 auf Grund der Empfehlungen des pathologischen Anatomen von Recklinghausen, der ihn in Würzburg schätzen gelernt hatte, das Anerbieten der psychiatrischen Professur in Straßburg als Nachfolger des nach Graz berufenen Professors Richard von Krafft-Ebing, seines badischen Landsmannes, an ihn heran, das er annahm. Vorher unternahm er noch eine Studienreise nach England und Schottland zur Erkundung der dortigen interessanten Irrenfürsorgeverhältnisse. 1874 schloß er mit Anna Boehm, der Schwester seines Jugendfreundes, die Ehe, aus der vier Kinder hervorgingen. In Straßburg lebte sich der junge Professor rasch ein und wurde befreundet mit Pelman, dem Direktor der Irrenanstalt in Stephansfeld, ferner mit den Professoren von Recklinghausen, Schmiedeberg, Lücke Kußmaul, Schwalbe, Waldeyer und von Leyden. Schon im Jahre 1875 wurde er nach Ablehnung von Rufen nach Leipzig, später nach Heidelberg und Würzburg, ordentlicher Professor der Psychiatrie. Von Anfang an ging er mit aller Kraft an das Projekt des Neubaues einer Klinik für Straßburg heran, da die vorhandenen Zustände mehr als dürftig waren. Seinem besonderen Geschick in der Behandlung von Personen wie

von Sachlagen ist es zu danken, daß man vorwärts kam. Immerhin dauerte es noch dreizehn Jahre, bis die nach Jollys Plänen erbaute Klinik (1886) eröffnet werden konnte. In Straßburg erwarb sich Jolly nicht nur als Forscher und klinischer Lehrer, sondern auch als behandelnder Seelenarzt weithin Hochschätzung und Anhänglichkeit. Auch seine hervorragenden menschlichen Seiten sicherten ihm die allgemeine Beliebtheit nicht nur in den Universitätskreisen, sondern auch bei allen Behörden und in der gesamten Bevölkerung.

Im Jahre 1890, nach siebzehnjähriger erfolgreicher Tätigkeit in Straßburg, wurde er als Nachfolger des verstorbenen C. Westphal ordentlicher Professor der Psychiatrie und Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik an der Charité in Berlin. Er siedelte dahin über, ein Jahr nachdem sein Vorgänger in Straßburg, von Krafft-Ebing, von Graz aus die Wiener Professur erlangt hatte. In Berlin stand Jolly von Beginn an vor derselben Aufgabe wie in Straßburg, nämlich aus den unzulänglichen lokalen Verhältnissen herauszukommen und den Neubau einer psychiatrischen und Nervenklinik durchzusetzen. Es bedurfte wiederum langer Jahre und ebenso gewandter wie energischer Verhandlungsführung, um auch dieses Ziel zu erreichen. Im Jahre 1901 konnte die neue Nervenklinik bezogen und mit einer Sitzung des Deutschen Vereins für Psychiatrie eröffnet werden. Auch der Bau der psychiatrischen Klinik wurde nach Jollys Plänen begonnen; die Vollendung sollte er leider nicht mehr erleben.

In Berlin harrte noch eine Fülle von anderen bedeutsamen Aufgaben des hervorragenden und arbeitsfreudigen Mannes. Er wurde Mitglied der wissenschaftlichen Deputation des Medizinalwesens, ebenso des Reichsgesundheitsamts und des wissenschaftlichen Senats der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärische Bildungswesen. Er hatte Fortbildungskurse für Zivil- und Militärärzte abzuhalten und war Vorsitzender mehrerer wissenschaftlicher Fachvereine, so der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, der Berliner Psychologischen Gesellschaft, der Gesellschaft der Charitéärzte u. a. m. Außerdem war er Herausgeber des „Archivs für Psychiatrie". Lange Zeit war er der Vorsitzende des Deutschen Vereins für Psychiatrie, und wer immer diese Tagungen mitmachte, konnte sich überzeugen, mit welcher Gewandtheit, Sicherheit, Ruhe und Freundlichkeit er den großen Verein und seine Tagungen zu glücklichen Erfolgen führte.

Die wissenschaftliche Bedeutung Jollys ist eine überaus vielseitige. Er ging, wie bereits erwähnt, in Verwertung seiner vom Vater ererbten physikalischen Veranlagung aus von experimentell physiologischen und elektrischen Problemen, widmete sich im Anschluß daran der Untersuchung von Rückenmarkskrankheiten (Verletzungen, Tumoren, Strangerkrankungen) und ging dann zum Grenzgebiet zwischen Neurosen und Psychosen über, wobei er besonders eingehend die Hysterie, Neurasthenie und Hypochondrie behandelte. Der Verbindung der Neurologie mit der Psychiatrie hat er von jeher das Wort geredet, sich aber auch immer der therapeutischen Fragen als der praktischen Auswirkungen der experimentellen Untersuchungen angenommen. „Anatomie und Physiologie des Nervensystems können immer nur die Rolle als Hilfswissenschaft spielen", ist eines seiner Worte; als Gesamtziel faßte er den Zusammenschluß aller Kräfte und Richtungen innerhalb seiner Wissenschaft zur Erforschung der Krankheiten und zur Vervollkommnung der Heilmethoden auf.

Von praktischen Fragen, die von ihm behandelt wurden, seien genannt: „Die Psychosen im Verlauf körperlicher Erkrankungen", ferner „Unterbringung der Epileptischen und Geisteskranken", sodann forensisch-psychiatrische Fragen: Referate über geminderte Zurechnungsfähigkeit und über die Trunksucht. Sehr verdienstvoll sind seine Arbeiten über „Methoden der Ernährungstherapie bei funktionellen Erkrankungen des Nervensystems". Nicht vergessen werden darf ihm seine energische Mitarbeit und Förderung bei Gründung der ersten größeren Volksnervenheilstätte, des „Hauses Schönow" bei Zehlendorf. Zwei aufklärende Vorträge: „Über Irrtum und Irrsinn" (1893), eine feinsinnige Studie, und „Arzt und Geisteskranke" (1904) sind auch für weitere Kreise wertvoll.

Zum klinischen Lehrer besaß Jolly eine hervorragende Begabung durch die ungemein klare und plastische Wiedergabe seiner vielseitigen Beobachtungen und Untersuchungen wie auch durch die unbedingte Beherrschung des Stoffes auf allen Fachgebieten, sowohl in den mehr theoretischen wie auch in allen praktischen Fragen. Treffende Kritik und maßvoller Standpunkt zugleich waren ihm eigen.

Nicht minder ausgezeichnet war er als Arzt am Krankenbette; er besaß im hohen Maße die psychologische Kunst, den einzelnen Kranken vom ersten Moment an nach seiner Individualität zu erfassen und feinfühlig psychisch zu behandeln. So erwarb und erhielt er

sich das Vertrauen aller, die in seinen Kreis traten, die Dankbarkeit seiner Kranken, die unbedingte Anhänglichkeit seiner Freunde und Schüler, die Wertschätzung seiner Kollegen und seiner Bekannten bis in die höchsten Kreise, insbesondere auch als Berater der Behörden und Ministerien.

Friedrich Jolly starb nach nur kurzer Krankheit am 4. Januar 1904 an Zerreißung und Durchbruch eines Aortenaneurysmas in den Herzbeutel. Eine glückliche Mischung von Anlagen in Temperament und Charakter, unbedingte Lauterkeit und Klarheit, Ruhe, Geduld und Gleichmäßigkeit, Unbestechlichkeit und Neidlosigkeit, Vornehmheit, Anmut und Würde vereinigten sich in ihm zu einer harmonischen Gesamtpersönlichkeit von selten liebenswürdigem und liebenswertem Wesen. „Ein sonniges Gemüt, stets im psychischen Gleichgewicht, wohltuend auf seine Umgebung — eine Natur aus einem Guß!", „Wo er hinkam, war Sonnenschein und Glück!" und „Feinde hat er nie gehabt!", so lautet das Urteil seiner Freunde. Er bekannte sich zu dem Leitspruche, daß es nichts Schöneres gäbe als die Wahrheit und das Trachten nach ihr. Max Fischer.

Hermann Lossen

wurde geboren am 7. November 1842 auf der Emmerhäuser Hütte, Reg.-Bez. Wiesbaden, als Sohn eines Eisenhüttenbesitzers. Abiturient des Gymnasiums zu Hadamar mit der Note „sehr gut", bezog er Ostern 1862 die Universität München, wo er durch seinen Vetter, den späteren Historiker Max Lossen, in den Freundeskreis des nachmaligen Reichskanzlers Frhr. von Hertling, Lujo Brentano, Leopold Kny eingeführt wurde. Auch mit Karl Köster, dem späteren Bonner Pathologieanatomen, wurde er befreundet. Bereits als junger Student verfaßte er unter Leitung von Voit zwei physiologische Stoffwechselarbeiten: „Über die Ausscheidung von Ammoniak durch die Lungen" (Zeitschr. f. Biologie, 1865) und „Über den Einfluß der Zahl und Tiefe der Atembewegungen auf die Ausscheidung der Kohlensäure in den Lungen" (Zeitschr. f. Biol., 1866), seine spätere Doktordissertation. Das Verhältnis zu Voit war ein sehr inniges, so daß Voit ihn später einmal seinen ersten und liebsten Schüler nannte und Lossen Physiologe geworden wäre, wenn ihn nicht seine Tätig-

keit im Kriege 1866 der Chirurgie zugeführt hätte. Seine weitere Ausbildung erlangte er in Würzburg, wo er 1866 promovierte, und Berlin bei den bekannten Professoren Bamberger, Recklinghausen, Langenbeck, Graefe, Virchow und Frerichs.

Erste chirurgische Tätigkeit übte Lossen 1866 nach dem Gefecht bei Tauberbischofsheim im dortigen preußischen Feldlazarett als freiwilliger Hilfsarzt aus. Nach kurzem Aufenthalt in Wien an der Billrothschen Klinik war er 1868—70 Assistent bei dem Chirurgen Richard von Volkmann in Halle, der damals Listers Antiseptik in die deutsche Chirurgie einführte. In seiner Begeisterung für den Zusammenschluß Deutschlands unter preußischer Führung begleitete er Volkmann 1870 bei Kriegsausbruch und wurde dirigierender Arzt an den großen Barackenlazaretten zu Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe, wo seine Tätigkeit besonders von Billroth anerkannt wurde (Billroth, Kriegschir. Briefe, S. 64 u. 223). Nach dem Frieden Assistenzarzt an der Chirurgischen Klinik von Hofrat Simon in Heidelberg, 1872 Privatdozent für Chirurgie, 1875 außerordentlicher Professor, wurde er während der Erkrankung Simons und nach dessen Tode 1876—77 mit der Leitung der Klinik und Abhaltung der Vorlesungen vertretungsweise betraut. Mit der Berufung Czernys endete seine Tätigkeit an der Universitätsklinik. Einer Aufforderung von Franz von Chelius folgend, übte er fernerhin in dem neubegründeten St. Josephshaus eine reiche operative Tätigkeit aus; dazu übernahm er 1884—1905 die Chirurgische Abteilung der Kinderklinik „Luisenheilanstalt". 1894 wurde er auf einstimmigen Antrag der Fakultät Honorar-, 1908 ordentlicher Honorarprofessor und 1902 Hofrat.

Außer vielbesuchten Vorlesungen und Operationskursen begründeten seinen Ruf als akademischer Lehrer und Forscher zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen. Von den zusammen 46 Büchern und wissenschaftlichen Arbeiten Lossens sind die bekanntesten: „Grundriß der Chirurgie von C. Hueter", dessen 2. bis 7. Auflage in den Jahren 1883—96 als „Hueter-Lossen" erschien. — „Die Verletzungen der untern Extremitäten", Lief. 65 der Deutschen Chirurgie von Billroth-Lücke, 1880. — „Allgemeines über Resektionen", Pitha-Billroth, Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie, 1882. — „Die Resektionen der Knochen und Gelenke", Lief. 29 b der Deutschen Chirurgie, 1894; von der damaligen Kritik als „klassisches Werk" bezeichnet. — „Grundriß der Frakturen und Luxationen." Stuttgart,

Enke, 1897. — „Frakturen und Luxationen" in Kochers Enzyclopädie der gesamten Chirurgie, 1903. — „Studien und Experimente über den Mechanismus der Brucheinklemmungen" (6 Veröffentlichungen im Zentralbl. f. Chir. u. Archiv f. Klin. Chir. 1874—77). — „Neurektomie des Trigeminus II nach osteoplastischer Resektion des Jochbeins nebst Vorschlag zu einer neuen Schnittführung" (wird heute nach Lossen benannt, Zentralbl. f. Chir., 1878, Nr. 5. — „Die Bluterfamilie Mampel in Kirchheim b. Heidelberg", Deutsche Zeitschr. f. Chir., 1876, Bd. 7. — „Dasselbe als 2. Bericht mit Stammbaum", Deutsche Zeitschr. f. Chir., 1905; eine für die Vererbungswissenschaft bahnbrechende Arbeit, zu einer Zeit, wo man die Bedeutung der Vererbung und ihre Grundlagen noch wenig kannte; sie galt der 4. Generation der Bluterfamilie Mampel und bestätigte die Gültigkeit des früher von Lossen gefundenen gynäkophoren Vererbungsgesetzes. — „Kriegschirurgische Erfahrungen", Deutsche Zeitschr. f. Chir., Bd. I u. II. — Zahlreiche kleinere Veröffentlichungen erschienen vor allem in Virchows Archiv, der Deutschen Zeitschrift für Chirurgie, der Berliner Klinischen Wochenschrift, dem Archiv für klinische Chirurgie, die letzte 1909 in der Münchner Medizinischen Wochenschrift.

Hermann Lossen war ein kraftvoller Mann von geradem, liebenswürdigem Charakter, großer Begabung und Arbeitskraft. Seine exakte Art kennzeichnete auch die kalligraphisch schöne Frakturschrift, in der alle seine Bücher geschrieben waren, eine Freude der Setzer. — Sein organisatorisches und Rednertalent fanden vielfache Verwendung: bei dem 500jährigen Universitätsjubiläum 1886 und der Naturforscherversammlung 1889 wie bei den Festspielen für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal.

Neben seinem ärztlichen Beruf waren die Natur und die Berge seine Freude. Er war auch langjähriger Vorsitzender der Heidelberger Sektion des Alpenvereins. Mit gleicher Liebe gehörte er seinem Vaterlande und seiner Kirche an. Wenn Lossen trotz seiner Tüchtigkeit nicht zur ordentlichen Professur gelangte, so wurde dies vielfach den Kulturkampfjahren zugeschrieben. Am 27. August 1909 machte nach längerem Leiden ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

W. Lossen.

Heinrich Julius Holtzmann

entstammte einer in Baden heimischen alten Theologenfamilie. Als ältester Sohn des nachmaligen Prälaten Karl Julius Holtzmann (s. Bad. Biogr., III, 59ff.) und seiner Frau Adelheid Sprenger am 17. Mai 1832 in Karlsruhe geboren, wurde er vorgebildet auf den Schulen von Karlsruhe und Heidelberg. Nach dem Abitur (Herbst 1850) studierte er hauptsächlich an der Heidelberger Universität, von deren Lehrern ihn vor allem R. Rothe beeinflußte. Dazwischen zwei Semester in Berlin (1851/52), um dort von Vatke „nachhaltige Anregungen", wenn nicht gar „Ziel und Richtung" zu empfangen. Nach dem Examen im Herbst 1854 Pfarrvikar zu Badenweiler geworden, vertauschte er drei Jahre später, wegen der Kirchenpolitik des Prälaten Ullmann, das Amt mit der akademischen Laufbahn. Seit 1858 Privatdozent an der Ruperto-Carola, ging Holtzmann nach dogmengeschichtlichen Anfängen bald zum Neuen Testament über. Er betätigte sich zugleich im Universitätsgottesdienst und auch am evangelischen Predigerseminar. 1861 zum außerordentlichen Professor aufgerückt, wurde er 1862 Doktor der Theologie von Wien. Er verheiratete sich 1864 mit Lina Weber, der Tochter des Heidelberger Historikers: eine Ehe, aus der drei Söhne und eine Tochter hervorgegangen sind. Nach Ablehnung eines Rufes nach Wien trat er 1865 als Ordinarius in die engere Fakultät der Rothe, Schenkel, Hundeshagen und Hitzig ein und blieb so zunächst seiner Wirksamkeit in Heidelberg erhalten, wie sie z. B. noch ein Hausrath und ein Bassermann erlebt haben. Und zugleich der lebendigen Mitarbeit an den kirchlichen und politischen Verhältnissen der Heimat — mochte er in Wort und Schrift „gegen die Partei der rückläufigen Theologie und Kirchenpolitik in Baden" und für die Ziele seines Protestantenvereins in den Kampf ziehen, oder als gewähltes Mitglied der Zweiten Kammer (1867—71) in allen Kulturfragen, besonders als Sachverständiger in Dingen des Volksschulwesens mitwirken, oder als Politiker für die Verständigung mit Preußen eintreten.

Dann aber traf ihn 1874 der für sein ferneres Leben entscheidende Ruf an die kurz zuvor neu begründete Hochschule des wiedergewonnenen Straßburg, diese wahrhaft große Universität mit den freilich nicht entsprechend großen Hörerzahlen, an die Fakultät der Ed. Reuß, Kunitz, Alf. Krauß usw. Straßburg ist er

von da ab — eine Berufung nach Berlin 1875 kam wegen kirchenpolitischer Hemmungen nicht zustande — treu geblieben bis ins Alter. Und die Kaiser-Wilhelms-Universität wußte bald, was sie an diesem Manne gewonnen hatte! An dem großen Gelehrten mit der Vielseitigkeit des Wissens und der Interessen, der erstaunlichen Assimilationskraft und der von gelehrtem Eigensinn freien Empfänglichkeit für Belehrung; mit der rücksichtslosen Wahrheitsliebe und dem treffsicheren, meist in konzentriertester Form gegebenen Urteil; mit der unvergleichlichen Produktivität, wie sie nur bei pünktlichem Frühaufstehertum und geregeltster Einteilung des gesamten Tagewerks erschwinglich ist. An dem scharfsinnigen Theologen, der ohne eigentliches Schulhaupt zu werden wie F. Chr. Baur, tatsächlich doch wie vor ihm jener zum Repräsentanten der protestantischen Theologie seiner Zeit wurde; der als Meister der historisch-kritischen Arbeit auf seinem besonderen Gebiet doch alles andere war als ein Spezialist des Neuen Testaments; der der größte neutestamentliche Kritiker seiner Zeit heißen durfte, ohne doch den frommen Sinn des Bibelforschers und etwa die auf die Studenten übergehende warme Begeisterung vermissen zu lassen, oder die Gabe, eine akademische Gemeinde in den Bann seiner gedankenschweren, ethisch orientierten, aber auch eines Hauches von Mystik nicht entbehrenden religiösen Reflexionen und Meditationen zu ziehen. An dem ganzen Menschen endlich mit seiner Weltoffenheit und Weltüberlegenheit, mit der mannhaften, sich selbst nicht sparenden Bereitschaft, jederzeit für die Sache seiner Überzeugung einzustehen, und der persönlichen Friedfertigkeit wie der Liebenswürdigkeit des Herzens; mit der ungekünstelten, schlichten Bescheidenheit eines wirklich Großen, der, frei von aller Pose und Salbung, die Vorstandsplätze nicht liebte, auf „Geschäfts- und Renommierreisen" nicht zog und auch keine Selbstbiographie schreiben mochte; mit seiner gründlichen Abneigung gegen alles Steife, Doktrinäre und Pedantische, aber auch alles Radikale, und dem Sinn für Humor, für eine Unterhaltung abseits von Fachsimpelei und für entspannende Gemütlichkeit.

Welches Ansehen und welches Vertrauen Holtzmann sich bei den Kollegen aller Fakultäten erworben hatte, ist ihm in Straßburg immer wieder bezeugt worden: schon 1878 wurde er zum Rektor der Kaiser-Wilhelms-Universität gewählt, 1886 zum Mitglied des Thomaskapitels, 1892 hatte er die Kaisergeburtstagsrede zu halten, 1897

wurde er Ehrendoktor der philosophischen Fakultät, 1898 übertrug man ihm die Bismarckrede, 1902 widmete ihm seine Fakultät als Festgabe zum 70. Geburtstag eine Sammlung theologischer Abhandlungen. Nicht gering war auch sein Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse des Elsaß. In seine letzten Straßburger Jahre fielen dann freilich schwere Prüfungen. Den Tod des ältesten Sohnes (1896) und den kurz darauf erfolgten der Gattin (1897) hat er eigentlich nicht überwunden. Er sei seitdem, äußert sich der Sohn Robert Holtzmann, der Welt abhanden gekommen; ihre Sorgen und Mühen, in denen er einst als froher Kämpfer lebte, haben ihn nicht mehr interessiert. Im Herbst 1904 zog er sich aus dem Lehramt zurück, und, obgleich die Universität gewünscht hätte, die Person des überragenden Gelehrten und den Rat seiner abgeklärten Weisheit noch weiterhin in Straßburg zu behalten, siedelte er 1906 nach Baden-Baden über, um sich dort, entlastet von der Fülle der Beziehungen und Geschäfte, in bescheidener Behausung unermüdlich bis zum Ende literarischen Arbeiten zu widmen. Er starb nach kurzem Krankenlager am 4. August 1910, nachdem er zuvor mehrfache Operationen über sich hatte ergehen lassen müssen. Gäbe es noch eine deutsche Universität Straßburg, so stände in ihrem Lichthof heute seine Büste als eines Ebenbürtigen neben der von Ed. Reuß!

Der schriftstellerische Ertrag dieses Lebens ist erstaunlich reich. Holtzmann selbst drückte es einmal dahin aus: „Ja, ich habe viel zu verantworten". Im Rahmen einer kurzen Skizze ist nicht mehr als ein Nennen des Hauptsächlichsten möglich. Auf seinem eigentlichen Gebiete, dem des Neuen Testaments, hat Holtzmann fast überall wirksam eingegriffen. Er begann mit der Herausgabe von Bleeks Synoptischer Erklärung der drei ersten Evangelien (1862). Seine Meisterschaft erwies bereits sein erster Beitrag zu einer umfassenden historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament, nämlich die Untersuchung „Die synoptischen Evangelien, ihr Ursprung und ihr geschichtlicher Charakter" (1863). Sollte das Neue Testament nach Baurs Auffassung der Niederschlag urchristlicher Kämpfe um das rechte Verständnis des Evangeliums Jesu sein, so war die richtige Antwort auf die Frage entscheidend geworden, wo dies Evangelium am getreuesten erhalten sei. Baur und seine Schüler hatten gemeint: im Matthäus. Dem Markuslöwen Holtzmann gelang es, die Priorität des zweiten Evangeliums zur Anerkennung zu bringen

und die Evangeliumforschung in die neuen Bahnen der Zweiquellentheorie hinüberzuführen — dabei erschwerte ihm kein Entdeckerneid, anzuerkennen, was neben ihm B. Weiß zu dem gleichen Ergebnis beigetragen hatte. Von neutestamentlichen Arbeiten aus der Heidelberger Zeit sind neben der Beteiligung an Bunsens Bibelwerk, VI ff., 1865 ff., und an Holtzendorffs Protestantenbibel, 1872, wenigstens zwei weitere noch hervorzuheben: die sozusagen eine neutestamentliche Zeitgeschichte und ein Leben Jesu vertretende Darstellung „Judentum und Christentum im Zeitalter der apokryphischen und neutestamentlichen Literatur", 1867 — Holtzmanns Beitrag zu seines Schwiegervaters Weber Geschichte des Volkes Israel und der Entwicklung des Christentums — und die scharfsinniger „Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe auf Grund ihrer Verwandtschaftsverhältnisse", 1872, deren reichlich kompliziertes Resultat allerdings verhältnismäßig wenig Zustimmung gefunden hat.

In Straßburg folgte 1880 zunächst die Monographie „Die Pastoralbriefe, kritisch und exegetisch behandelt", und von 1889 ab der „Handkommentar zum Neuen Testament", in dem Holtzmann selbst die Erklärung der Synoptiker, der Apostelgeschichte und der johanneischen Schriften übernahm. Diese Kommentare sind auf Grund von Vorlesungen entstanden und enthalten, was sich dem Verfasser auf Grund langjähriger Kollegpraxis als „vortragbar und zugleich mehr oder weniger unabkömmlich herausgestellt hat" (I^1, III). Holtzmann hat an diesen durch ihre prägnante Kürze ausgezeichneten Erklärungen in den beiden folgenden Auflagen noch manches gebessert, in der dritten Auflage sogar eine einschneidende Änderung vorgenommen: statt einer einheitlichen Erklärung der Synoptiker, bei der allein „der so umfängliche, alle wesentlichen Fragen, die zum «Leben Jesu» gehören, berührende Stoff auf verhältnismäßig geringen Raum zusammengefaßt werden konnte" (I^1, III), gibt er nun, in einem dem Anfänger das Verständnis erleichternden Verfahren, zu Matthäus, Markus und Lukas gesonderte Kommentare, denen nur eine einleitende Besprechung der gemeinsamen Perikopen vorangeschickt wird (I^3, IV). Im ganzen war aber schon mit dem ersten Wurf das gesteckte Ziel erreicht worden. Rückblickend hat Holtzmann selbst es noch 1908 für erwünscht erklärt, daß „neben gelehrten, aber mehr oder weniger im Dienste kirchlicher Tendenzen oder gläubiger Interessen stehenden Kommentaren auch solche geschrieben werden, welche

die Ergebnisse der bisherigen, keineswegs in lauter Dunkel und grauer Nacht verlaufenden Geschichte der Auslegung und der Kritik zusammenfassen, um als Grundlage für weitere, die Kontinuität der Forschung wahrende Urteilsbildung zu dienen" (IV^3, III). Die dauernde Bedeutung der Arbeit Holtzmanns aber wird man vielleicht am einfachsten daran messen können, wie außerordentlich viel von dem Seinen in das gewissermaßen die Fortsetzung des Handkommentars bildende Lietzmannsche Handbuch übergegangen ist.

Den stärksten Eindruck — auf Inland und Ausland — haben allerdings die beiden großen zusammenfassenden Werke aus der Mohrschen Sammlung theologischer Lehrbücher gemacht. Vor allem das der Neutestamentlichen Einleitung (1885, ^{3}1892). Das wissenschaftliche Ziel eines solchen Lehrbuches ist, Studierende zur wissenschaftlichen Selbständigkeit zu erziehen, das praktische, für Angehörige aller Richtungen brauchbar zu sein: beide blieben unerreicht, wo jemand lediglich die eigene Anschauung als die alleinberechtigte vortragen wollte. Auf solche Gründe führt Holtzmann selbst seine mit Bedacht gewählte und nicht ohne Selbstüberwindung durchgeführte Haltung zurück: „der eigene Standpunkt konnte und sollte nicht verleugnet werden; er mußte aber zurücktreten hinter dem Streben nach einer unbefangenen Darstellung, welche jedwede, einer wissenschaftschaftlichen Begründung fähige Ansicht zum Wort und zum Recht gelangen läßt" (Neut. Einl. ^{3}V). Die Vorsicht im Abwägen des Für und Wider, die Objektivität des Referierens, um derentwillen man Holtzmann wohl „den Besitz einer eigenen Meinung, vielleicht sogar auf Hauptpunkten", hat absprechen wollen, mußte auf dem Gebiet der Einleitungswissenschaft besonders hervortreten, auf dem „die Natur der Probleme selbst ein endgültiges Urteil vielfach erschwert". Holtzmann seinerseits hat zur Erklärung auf die langjährige Rezensentenverpflichtung hingewiesen, „von allem Notiz zu nehmen, was der Büchermarkt bringt". Da habe er gelernt, „die Unumgänglichkeit einer gewissen Zurückhaltung mit Endurteilen zu begreifen" (Neut. Theologie ^{2}VI, vgl. ^{1}VI). Das wird gewiß richtig sein, ebenso wie das andere, daß seine Vertrautheit mit dem Stand der Probleme und seine eminente Beherrschung der gesamten Fachliteratur in Wechselwirkung zu jener Rezensententätigkeit gestanden haben. Dennoch entsprach das von einem Renan als typisch für den deutschen Gelehrten bezeichnete Verfahren, die eigene Ansicht nur im Zusammen-

hang mit alter und neuer Forschung zu entwickeln, wie die Vorsicht Holtzmanns bei der Entscheidung, letztlich doch wohl dem tiefen Verantwortungsgefühl eines Mannes, dem es ebenso widerstrebte, irgendein Stücklein schon von anderen getaner Arbeit ungewürdigt und ungenützt zu lassen, wie durch voreiliges Zufahren für später etwas zu verderben. Jedenfalls hat seine Einleitung gerade in ihrer Eigenart so vorbildlich gewirkt, daß z. B. Jülicher (Einleitung ^{1}V) seine eigene Behandlung desselben Gegenstandes nur als eine Einleitung zu der Holtzmannschen angesehen wissen wollte. Auch in dem sonst ganz anders gearteten, weiteren großen Lehrbuch, dem der „Neutestamentlichen Theologie" (1897; auch in der zweiten, erst nach Holtzmanns Tode, 1911, gedruckten Auflage absichtlich nicht zu einer Religionsgeschichte des Urchristentums ausgeweitet), das von den neutestamentlichen Anschauungen zu der in ihnen sich aussprechenden Religion hinführen will, ist das gleiche Verfahren, „eine möglichst umfassende . . . Umschau, eine gleichmäßige Übersicht über die Herkunft und den Stand der Kontroversen, eine zuverlässige Darstellung des Kampfes der Meinungen angestrebt" (^{2}V). Vielleicht am allerausgeprägtesten findet sich dieses Bemühen, das den Fortschritt der Arbeit als eine Gesamtleistung erscheinen läßt, in der letzten biblisch-theologischen Monographie „Das messianische Bewußtsein Jesu" (1907) wieder. Zu den genannten Hauptwerken tritt dann noch seine durch Exaktheit ausgezeichnete Mitarbeit an Kompendien wie „Schenkels Bibellexikon", 1869 ff., an „Holtzmann-Zöpffels Lexikon für Theologie und Kirchenwesen" (1882, ^{3}1895), an Guthes kurzem Bibelwörterbuch, 1903. Ferner eine Fülle von gelehrten Abhandlungen in den verschiedensten Zeitschriften und von popularisierenden Vorträgen und Aufsätzen über biblische Fragen. Endlich die schon erwähnte, namentlich in 18 Jahrgängen des Theologischen Jahresberichts geübte Rezensententätigkeit, in der Holtzmann außer durch Knappheit und sprühende Lebendigkeit besonders durch die Gabe glänzte, jeden neuen Beitrag zur Forschung alsbald an dem richtigen Platze einzuordnen. Sah er sich jener Leichtfertigkeit gegenüber, mit der „auf dem neutestamentlichen Gebiete nicht wenige lehren wollen, ohne eine Ahnung davon zu haben, was hier zuvor ernstlich zu lernen wäre" (Neut. Theologie, ^{2}VI, vgl. ^{1}VI), so konnte er unerbittlich scharf werden. Gelegentlich mag auch er sich nicht vom Parteivorurteil freigehalten haben. Im allgemeinen, und besonders im Alter, dürfte er eher zu nachsichtig im Anerkennen gewesen sein.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Von den übrigen Disziplinen hatte ihm von jeher die praktische Theologie besonders am Herzen gelegen. Nicht nur als Prediger von eigener Note hat er gewirkt (s. oben, dazu J. Hülsmann in der Zeitschr. f. pr. Theol., 1883), wovon die 1901 erschienene letzte, vierteilige Sammlung seiner Predigten Zeugnis ablegt. Sondern er hat auch der Homiletik durch wichtige historische Beiträge und durch Bemühung um die praktische Auslegung neutestamentlicher Schriften (vgl. zuletzt: H. Holtzmanns praktische Erklärung des 1. Thessalonicherbriefs, herausgeg. von E. Simons, 1911) gedient. Ebenso der Katechetik durch geschichtliche Studien über die Katechese der alten wie der mittelalterlichen Kirche und durch seine Stellungnahme gegenüber ihren theoretischen und praktischen Gegenwartsproblemen. Seine Vorlesungen über Pädagogik waren besonders geschätzt, und auch im Interesse der Mission hat er mehrfach das Wort ergriffen. So war er auch imstande, den 2. Band von Alf. Krauß' „Lehrbuch der praktischen Theologie" nach dem Tode des Verfassers herauszugeben. (Im allgemeinen vgl. Bassermann, Theol. Monatshefte, 1902, S. 172 ff.).

Aber auch die Dogmengeschichte hatte ihn in seinen Anfängen beschäftigt (vgl. besonders: Kanon und Text, 1859). Zur Kirchengeschichte hat er beigesteuert durch manche biographische Skizze und durch die Anmerkungen zu dem in Gemeinschaft mit Budde herausgegebenen Briefwechsel zwischen Ed. Reuß und Graf (1904). In der systematischen Theologie war er heimisch genug, um nicht nur die letzten Bände von Rothes Ethik² zum Druck zu befördern, sondern auch „den Theosophen und Gnostiker Rothe" in einer eigenen Schrift darzustellen („Rothes spekulatives System", 1894). Und selbst auf dem Gebiete der kirchlichen — und nicht bloß der kirchlichen — Kunst hatte sich der Vielgereiste eine fast fachmännische Kenntnis erworben, die er dann in reizvollen Veröffentlichungen betätigte: „wir müssen eben alles Erreichbare, was schön und schwerwiegend ist, in unser Herz hineintun, damit es dadurch groß und weit werde. Dann können wir's wieder einmal anderen geben, wenn sie es brauchen."

Mit solcher universalen Geistesbildung und mit seiner aufrichtigen Religiosität war dann gerade Holtzmann an seinem Lebensabend auch der Berufenste, um in der „Kultur der Gegenwart" (I, IV, 1906) über das umfassende Thema „Die Zukunftsaufgabe der Religion und

der Religionswissenschaft" aus dem festen Glauben an die Zukunft beider zu reden.

Von eigentlichen Nachrufen auf Holtzmann aus dem Jahre 1910 seien genannt die von K. J. Neumann, Straßburger Post vom 5./7. August, von P. W. Schmidt, Frankfurter Zeitung vom 11. August, von Goldschmit, Badische Landeszeitung Nr. 365, von P. Wernle, Basler Nachrichten vom 10. August, endlich der von J. Websky aus den Protestantischen Monatsheften, S. 289 ff. Die Veröffentlichung einer Bibliographie durch R. Holtzmann steht immer noch aus. Doch bietet das in den Würdigungen Holtzmanns durch Jülicher (Protestantische Monatshefte, 1902, S. 165 ff.), durch E. Simons (Religion in Geschichte und Gegenwart, [1]III, 1912, S. 119 ff., neu bearbeitet in der 2. Auflage, 1928, von A. Meyer) und besonders durch v. Dobschütz (Realenzyklopädie, [3]XXIII, 1913, S. 655 ff.) aufgeführte Material einstweilen Ersatz. E. Klostermann.

Karl Futterer

wurde am 2. Januar 1866 als Sohn des Domänenrates K. Futterer zu Stockach in Baden geboren und besuchte das Gymnasium zu Heidelberg bis zum Maturitätsexamen 1885. Seine Studienzeit verbrachte er an den Universitäten Heidelberg und Berlin. In Heidelberg promovierte er 1889 zum Doktor und wurde hierauf Assistent am Geologisch-mineralogischen Institut zu Freiburg i. B., in welcher Stellung er jedoch nur kurz verblieb. 1890 siedelte er, nachdem er noch im Frühjahr desselben Jahres das Lehramtspraktikantenexamen für Mathematik und Naturwissenschaften in Karlsruhe gemacht hatte, als Hilfsarbeiter an der Geologisch-mineralogischen Abteilung des Museums für Naturkunde nach Berlin über und habilitierte sich 1892 an der Universität Berlin als Privatdozent für Geologie und Paläontologie.

Schon während der Studienzeit übte besonders Ferdinand von Richthofen einen starken Einfluß auf Futterer aus, und diese Einwirkung von Richthofens dauerte während seines künftigen Lebens in bestimmender Weise an. Er fühlte und bezeichnete sich in erster Linie als Schüler von Richthofens, in dessen Fußtapfen er als Asienforscher zu treten hoffte. — 1895 wurde Futterer als außerordentlicher Professor der Geologie und Mineralogie nach Karlsruhe an die

Technische Hochschule berufen, 1897 zum ordentlichen Professor ernannt. Seit 1899 hatte Futterer noch das Amt des Vorstandes der Mineralogisch-geologischen Abteilung des Großherzoglichen Naturalienkabinetts inne.

In seinen Forschungen und Veröffentlichungen betätigte sich Futterer auf den verschiedensten Gebieten. Sein Interesse galt, wie es für den Schüler von Richthofens nahe lag, in reichem Maße geologischen Fragen, insonderheit Asiens. Er behandelte ferner allgemeingeologische Themata wie Erdbeben und Gebirgsbildung. Seine paläontologisch-stratigraphischen Forschungen beschäftigen sich mit dem mittleren Lias von Östringen, den Hippuriten von Nabresina und den Kreideablagerungen der karnischen Voralpen und des Friaul.

In den Arbeiten über die Ganggranite von Großsachsen und die Quarzporphyre von Thal, sowie den Granitporphyr von der Griesscharte bewegt er sich auf petrographischem Gebiet und in der Monographie über das Gold Afrikas liefert er einen Beitrag über die geschichtliche und wirtschaftliche Bedeutung der afrikanischen Goldproduktion.

Als schönste Lebensaufgabe schwebte ihm die Beteiligung an der geologischen und geographischen Erforschung Asiens vor.

Der badische Oberamtmann Dr. Holderer rüstete aus eigenen Mitteln eine Asienexpedition aus und lud Futterer zur Teilnahme an dieser Reise ein. Mit Feuereifer begann er, unterstützt durch von Richthofens reiche Erfahrungen, sich auf diese Expedition vorzubereiten.

Die Holderer-Futtererſche Asiendurchquerung von West nach Ost dauerte von 1897 bis 1899, und ihre Ergebnisse wurden in einem mehrbändigen Werk (Verlag Dietrich Reimer, Berlin) niedergelegt.

Mitten in der Verarbeitung seiner Forschungsergebnisse wurde Futterer von schwerer, unheilbarer Krankheit befallen, welche ihm die Vollendung seines Asienwerkes unmöglich machte. Am 17. Februar 1906 wurde er von seinem Leiden durch den Tod erlöst.

Die Fertigstellung des Asienwerkes wurde jedoch sichergestellt und erfolgte durch die Herren Dr. F. Noetling und Dr. K. Andrée. So endete die mit den schönsten Hoffnungen begonnene Laufbahn dieses von größtem Schaffensdrang beseelten Mannes in tragischer Weise schon mit dem 40. Lebensjahre.

Neben seinem Asienwerke zeigen die übrigen Publikationen Futterers die Vielseitigkeit seiner Arbeitstätigkeit, der er so früh entrissen wurde.

W. Paulcke.

Wilhelm Wetz

wurde am 7. Oktober 1858 im rheinhessischen Dorf Eppelsheim geboren. Er ist aus dem Jungbrunnen deutschen Bauerntums hervorgegangen, das schon so oft den höheren Schichten unseres Volkes neue, unverbrauchte Kräfte und frisches Blut zugeführt hat. Seine glänzende Begabung bestimmte ihn schon von vornherein zu einer Bildung, die über die Dorfschule hinausragte. Er durchlief das Gymnasium und bezog die Universität Straßburg, um dort neuere Literaturgeschichte zu studieren. Im Jahre 1887 habilitierte sich Wetz ebenda für vergleichende Literaturgeschichte. Während er in seiner Habilitationsschrift von dem sogenannten rührenden Drama der Franzosen ausgegangen war, betrat er das Gebiet seiner eigentlichen Lebensarbeit mit dem 1890 in erster Auflage erschienenen Buch „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte", Bd. 1. Leider ist diesem ersten Bande kein zweiter gefolgt; Shakespeare aber bildete fortan den Mittelpunkt seines Forschens und Lehrens.

In diesem seinem Hauptwerk steht Wetz unter dem Einfluß Hippolyte Taines, dessen Methode psychologisch zergliedernder Betrachtung er auf die Hauptgestalten in Shakespeares Dramen übertragen und an ihnen weitergebildet hat. Das Buch erregte durch die Kühnheit des Angriffs gegen die in der damaligen Literaturwissenschaft herrschende Richtung und die fast verblüffende Neuheit seiner Urteile großes Aufsehen. Es wurde anfangs von der Kritik zwar als bedeutend anerkannt, aber doch meist abgelehnt. Erst allmählich hat es sich einen Ehrenplatz in der Shakespeare-Forschung errungen und auf diese stark und nachhaltig eingewirkt.

Jenes Buch über Shakespeare war die Veranlassung, daß Wetz, der von Hause aus gar nicht Anglist war, sich der englischen Philologie als zünftiger Vertreter anschloß, einem Fache, das ihm seinem Bildungsgange und auch seiner eigenen Neigung nach ursprünglich gewiß recht fern lag. Im Jahre 1895 wurde er nämlich von der philosophischen Fakultät seiner Heimatsuniversität Gießen aufgefordert, sich dort für englische Philologie umzuhabilitieren, und 1896 zum außerordentlichen Professor dieses Faches ernannt. So war er in die englische Philologie eigentlich durch einen Zufall hineingeraten. Mit der Gewissenhaftigkeit, die stets ein Hauptmerkmal seines Wesens war,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

trat er aber nun an die auch für ihn, trotz seiner großen Fähigkeiten, gewiß nicht leichte Aufgabe heran, sich in ein ihm zum großen Teil fremdes, vielfach sogar unsympathisches Wissensgebiet einzuarbeiten. Besondere Selbstüberwindung muß ihn die Bewältigung der sprachlichen Seite der Anglistik gekostet haben; aber auch hierin konnte er schließlich als akademischer Lehrer seinen Mann stehen, wenn er sich auch innerlich in sprachlichen Dingen nie recht heimisch gefühlt hat.

Im Frühjahr 1902 wurde Wetz als ordentlicher Professor der englischen Philologie an die Universität Freiburg i. Br. berufen. Hier hat er achtundeinhalb Jahre gewirkt und als beliebter akademischer Lehrer eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. In der Vollkraft seiner Jahre und seines Schaffens raffte ihn ein früher Tod dahin; er starb zu Freiburg am 23. Juni 1910 am Nierenkrebs.

Neben den schon genannten Werken seien von seinen wissenschaftlichen Leistungen noch genannt seine 1891, noch in der Straßburger Zeit, erschienene, gegen ten Brink gerichtete Schrift: „Über Literaturgeschichte", eine Auseinandersetzung über die literaturgeschichtlichen Grundfragen, und seine treffliche biographische Einleitung zu der Neuausgabe von Adolf Böttgers Byron-Übersetzung. Aus seinem Nachlaß erschien nach seinem Tode noch ein Werk über seinen Lieblingsdichter: „Die Lebensnachrichten über Shakespeare mit dem Versuch einer Jugend- und Bildungsgeschichte des Dichters", Heidelberg 1912.

Seine bedeutende Persönlichkeit trug das Gepräge einer ganz ausgesprochenen Eigenart. Infolge seiner ungewöhnlichen Laufbahn, die ihn vom Bauerntum bis zu einer ordentlichen Universitätsprofessur geführt hat, und weil er einen großen Teil seiner Bildung, trotz Gymnasium und Universität, sich selbst zu verdanken hatte, war er sein Leben lang in manchen Vorurteilen befangen, die sonst am ehesten Autodidakten anzuhaften pflegen. Er hatte eine ganz besondere Vorliebe für das Ungewöhnliche, Blendende, Neue, Paradoxe, während es ihn sichtlich unangenehm berührte, wenn man ihm gegenüber eine allgemein anerkannte Wahrheit aussprach. Auch in seinen eigenen Urteilen war er oft paradox. Es ist begreiflich, daß ein so geistvoller Mann wie Wetz an der Paradoxie seine besondere Freude hatte; er überschätzte aber ihren Wert. Jene Vorliebe für das Paradoxe, Neue ging bei ihm aus seinem starken Unabhängigkeitsdrange hervor, der ihn davor bewahrte, sich durch hergebrachte Werturteile beeinflussen zu lassen. Die Selbständigkeit seines Urteils betätigte er

auch in seiner wissenschaftlichen Polemik, in der er gewöhnlich recht scharf wurde, aber ohne dabei jemals die Grenzen reiner Sachlichkeit zu überschreiten. In pädagogischer Hinsicht konnte aber jene Vorliebe bei den weniger Begabten seiner Schüler gefährlich wirken, weil sie dadurch veranlaßt werden mochten, das Neue für wertvoller zu halten als das Wahre.

Als wissenschaftlicher Forscher zeichnete sich Wetz durch einen ungewöhnlichen psychologischen Scharfblick in der Beurteilung von Dichter und Dichtung aus. Dieser Scharfblick, der sich am glänzendsten in seinem Hauptwerk bewährt, zeigt sich besonders bei der Aufdeckung der innersten Persönlichkeit des Dichters selbst, der künstlerischen Beweggründe und Absichten, die den dichterischen Gestalten zugrunde liegen. Ein solcher Scharfblick läßt sich freilich nicht lehren; insofern wird auch hier wieder eine der wertvollsten Eigenschaften an Wetz der Mehrzahl seiner studentischen Zuhörer unzugänglich gewesen sein.

Seine Persönlichkeit wurde gekennzeichnet durch eine seltene Vornehmheit der Gesinnung und ein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl. Aller steifen Förmlichkeit, allem Hochmut, der sich bei Inhabern akademischer Würden sonst so leicht einstellt, war er abhold. Im persönlichen Verkehr trat er mit einer schlichten natürlichen Würde auf. Er war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, dessen Forschen freilich mehr tief als umfangreich war, sondern auch ein edler Mensch.

Literatur: Mein Nachruf auf Wetz im Shakespeare-Jahrbuch, Jg. 47 (1911), S. 215—217. — Mein Aufsatz „Die englische Philologie an der Universität Freiburg i. Br." in „Aus der Werkstatt", Festschrift der Freiburger Universitätsbibliothek zur Freiburger Tagung der deutschen Bibliothekare 1925, S. 136—139. — Ferner Wilhelm Franz: „Wilhelm Wetz" (1858—1910), in der „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht", Bd. 10 (1911), S. 146—156 und 249. — Hans Hecht im Vorwort zu Wetzens „Lebensnachrichten über Shakespeare", S. III—IX. — B. Hoffmann: Professor Dr. Wilhelm Wetz, Sonderabdruck aus dem Sonntags-Blatt des „Darmstädter Täglichen Anzeigers", Jg. 9, Nr. 8—10, vom 22. Februar, 1. und 10. März 1914. — Friedrich Meineckes am Grabe des Verstorbenen gesprochene Gedächtnisworte, abgedruckt in den „Akademischen Mitteilungen der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br.", N. F., 8. Semester, Freiburg 1910, S. 53—55. Eduard Eckhardt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wilhelm Ihne

ist ein Sohn des Sauerlandes. Versteckt im Walde liegt dort die seit Menschengedenken im Besitz der Familie befindliche Ingemerter Mühle. In ihr wurde sein Vater geboren, wurde Kaufmann und lebte als solcher in Bonn. Seiner Ehe mit einer Fürther Bürgerstochter entsprangen drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn Wilhelm, dieser geboren in Fürth den 2. Februar 1821.

In Bonn besuchte Wilhelm Ihne Volksschule und Gymnasium, von dem er als Studiosus der Philologie zur Universität überging. Als Einzwanzigjähriger schloß er mit der Promotion die akademische Studienzeit ab. Von den Freuden der Studentenzeit hat er nicht viel genossen. Schon als Gymnasiast hatte er sich einen Teil seines Lebensbedarfs durch Stundengeben erwerben müssen. Das setzte sich während seiner Studentenjahre fort. Einmal hat er sogar einen Blinden die Anfangsgründe der Geometrie gelehrt. So nahm ihn der Ernst des Lebens schon früh in die Schule. Seiner sittlichen Kraft aber ist zu danken, daß er sein ganzes Leben lang die Arbeit nicht als harte Plage, sondern aus innerem Drang als freudig erfüllten Lebenszweck betrachtet hat.

Für den Philologen waren damals die Zeiten schlimm. Eine lange Wartezeit wollte er aber nicht ertragen. So übernahm er etwa 1843 eine Hauslehrerstelle in der Familie des Lord Hastings in London. Das war eine entscheidende Wendung in seinem Leben, die ihn zum erstenmal mit englischem Leben und Wesen in Berührung brachte und für seine Lebensarbeit von grundlegender Bedeutung wurde. Damals schon trat er in lebhaften Verkehr mit englischen Männern und Frauen verschiedener Kreise, so vor allem auch im Hause Hastings mit Vertretern der englischen Aristokratie, die damals England und das englische Weltreich regierte. Dieser Verkehr weitete seinen Blick und gab ihm Einsichten in Weltwirtschaft und Weltherrschaft, die auf sein politisches Denken den tiefsten Einfluß ausübten.

Im Jahre 1846 heiratete er und kehrte, da ihm eine Stelle als Gymnasiallehrer in Elberfeld angeboten war, mit seiner jungen englischen Frau nach Deutschland zurück, Dort blieb er aber nur zwei Jahre. Er benutzte die Gelegenheit, eine Schule in Liverpool zu erwerben. Vierzehn Jahre lang hat er sie geleitet und zu hoher Blüte gebracht. Es war eine Tagesschule. Die Eltern der Schüler

waren meist Angehörige des Mittelstandes. Damit kam Wilhelm Ihne in ausgedehnte Berührung mit weiten Schichten der gewerblichen und kaufmännischen Bevölkerung. Welchen Vertrauens er sich hier erfreuen durfte, zeigt sich darin, daß eine Vereinigung, die unter dem Namen Mechanics Institution Bildungszwecken diente, ihn, den Deutschen, 1852 zu ihrem Vorstand wählte und bis zu seinem Scheiden von England an dieser Stelle beließ.

So befriedigend die Schule sich entwickelte, so erfreulich die wirtschaftlichen Verhältnisse sich gestalteten, die Sehnsucht nach der deutschen Heimat wurde von Jahr zu Jahr drängender. So verkaufte denn Wilhelm Ihne im Jahre 1863 seine Schule und zog — nunmehr auf ökonomisch gesichertem Boden stehend — nach Heidelberg, wo er das an der Neuenheimer Landstraße gelegene Anwesen des Professors Welker erwarb. Dort lebte er mit Frau und Kindern — vier Söhnen und einer Tochter — mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Vor allem kam jetzt der lang gehegte Plan zur Ausführung, die „Römische Geschichte" zu schreiben. Die Arbeit daran füllte die nächsten Jahre aus.

Im Jahre 1873 errichtete die badische Regierung an der Universität Heidelberg einen Lehrstuhl für englische Sprache und Literatur und übertrug ihn Wilhelm Ihne, der schon damals als einer der genauesten Kenner dieser Wissensgebiete galt. Dazu trat noch die langjährige Verbundenheit mit englischem Leben und Wesen, die ihm für die akademische Lehrtätigkeit wertvollsten Stoff lieferte. Gerne folgte er als außerordentlicher Professor diesem Ruf, der ihm die Möglichkeit einer erfreulichen und hoch befriedigenden Tätigkeit eröffnete. Er hielt von da ab seine Vorlesungen und Übungen, deren Inhalt englische Sprache und Literatur, aber auch Abschnitte der römischen Geschichte umfaßte. Sehr zu statten kam ihm die volle Beherrschung der englischen Sprache, die es ihm ermöglichte, ohne Mühe seine Vorlesungen auch in dieser Sprache zu halten. 1883 wurde er ordentlicher Honorarprofessor.

Seine literarische Tätigkeit begann Wilhelm Ihne schon früh. Neben Abhandlungen für wissenschaftliche Zeitschriften trat er im Jahre 1856 mit der ersten größeren Arbeit an die Öffentlichkeit. In den Proceedings of the Literary and Philosophical Society of Liverpool veröffentlichte er seine Studie „A plea for the Emperor Tiberius", in der er, lange bevor diese Frage in Deutschland in Fluß geriet, zum erstenmal in systematischer, erschöpfender Untersuchung

die Unhaltbarkeit des in den Quellen, besonders von Tacitus, gegebenen Charakterbildes des Tiberius nachwies. Die Arbeit wurde, da sie in englischer Sprache und in einem in Deutschland kaum verbreiteten Jahrbuch veröffentlicht wurde, in Deutschland wenig beachtet. Doch wurde sie 1892 von Wilhelm Schott in deutscher Übersetzung neu herausgegeben. Ihr Grundzug ist das Streben nach historischer Gerechtigkeit, ihr Vorzug die tiefe Einsicht des Verfassers in die Staatsnotwendigkeiten eines Weltreichs, wie es das römische war.

Diese Veröffentlichung zeigt, wie weit die Vorarbeiten für das Hauptwerk, die „Römische Geschichte", zurückreichen, deren erster Band im Jahre 1868 erschien. Der Verfasser wendet sich damit, wie er in der Vorrede zum ersten Band mitteilt, nicht in erster Linie an Gelehrte und Forscher, sondern an das gesamte gebildete Publikum. Das Werk ruht auf wissenschaftlicher Prüfung der Quellen, verzichtet aber auf die Mitgabe des gelehrten Apparates. Der Verfasser hofft, durch populäre Behandlung des Stoffes auch die schwierigeren Fragen dem Verständnis nahegebracht zu haben.

Der ursprüngliche Plan sah drei Bände voraus. Aber bald kam die Einsicht, daß der massenhafte Stoff diesen Rahmen sprengen mußte; noch fehlte die Darstellung der inneren staatlichen Entwicklung des römischen Volkes. Sie galt es bis zu ihrem Höhepunkt zu verfolgen und ihren Zerfall bis zum Aufbau der neuen Staatsordnung unter Augustus zu schildern. So wuchs die Arbeit auf acht Bände, deren letzter im Jahre 1890 erschien. In den letzten zwei Bänden sind ausgedehnte Abschnitte einer hinterlassenen Arbeit des bekannten Philologen W. A. Zumpt, eines vom Verfasser hoch verehrten Freundes, eingearbeitet. Auch verzögerte sich der Abschluß des Werkes dadurch, daß es gleichzeitig in einer vollständig von Wilhelm Ihne geschriebenen englischen Ausgabe erschien.

Der eine Vorzug dieser römischen Geschichte liegt in der Klarheit der Darstellung, die auch für verwickelte Vorgänge und Zustände die leitenden Fäden zu finden weiß. Noch schwerer aber wiegt, daß in ihr ein deutscher Gelehrter spricht, der mit offenem Blick und klarem Verständnis an den Brennpunkten des heutigen englischen Reiches tiefe Einblicke in die Zusammenhänge, Notwendigkeiten und Bedingtheiten eines Weltreiches gewonnen und damit eine unvergleichliche Schule politischen Denkens durchlaufen hatte.

Aber alle diese wissenschaftliche, literarische und unterrichtliche

Tätigkeit erschöpfte die arbeitsfrohe Kraft dieses Mannes noch nicht. Schon bald nach der Übersiedlung nach Heidelberg begann er, junge Leute, besonders Engländer, die deutsch lernen und mit dem deutschen Leben in Berührung kommen wollten, zu kürzerem und längerem Aufenthalt in sein Haus aufzunehmen. Das Unternehmen hatte einen vollen Erfolg, besonders da der Hausherr aus seinem langjährigen Verkehr mit englischer Jugend deren besonderen Neigungen und Empfindungen volles Verständnis entgegenbrachte. Und als es sich darum handelte, den ältesten Sohn des Prinzen von Wales, des späteren Königs Eduard VII., den Herzog von Clarence, nach Deutschland zu schicken, um dort deutsch zu lernen und einen Blick in deutsches Leben zu tun, fiel die Wahl auf das Haus Ihne in Heidelberg. Dort brachte der junge Thronfolger einige Monate zu. Der Erfolg hat seine Eltern offenbar befriedigt. Als zwei Jahre später der Herzog von Clarence starb, wurde auch der zweite Sohn, Herzog von York, der jetzige König von England, zu einem halbjährigen Aufenthalt nach „Felseck" geschickt. Damit ergaben sich freundliche Beziehungen zum englischen Königshaus, die von beiden Seiten auch weiterhin gepflegt wurden. Auf einen Besuch des Prinzen von Wales folgte eine Einladung zu einem vierwöchigen Besuch auf dem Schloß Abergeldie in Schottland. Zwei Jahre später lud die Königin Viktoria Ihne zu einem mehrwöchigen Besuch auf ihrem Schloß Balmoral zu sich. Auch mit der damaligen deutschen Kronprinzessin ergab sich freundlicher Verkehr, der besonders lebhaft wurde, als der älteste Sohn, Ernst Ihne, für diese das Schloß Friedrichsruhe bei Homburg v. d. H. erbaute. In allen diesen Kreisen ist dem charaktervollen, aufrechten, kerndeutschen Mann volle Anerkennung und ehrendes Vertrauen entgegengebracht worden.

Die regelmäßige Arbeit wurde durch mehrere Reisen nach England unterbrochen, wo alte Freunde begrüßt und neue Beziehungen geknüpft wurden. Besonders wertvolle Eindrücke hinterließ ein halbjähriger Aufenthalt in Rom im Winter 1880/81, bei dem die tiefe Wunde ausheilen sollte, die der Tod seines jüngsten Sohnes gerissen hatte. Höher schlug da das Herz des alten Philologen, der jetzt alle die Stätten sehen durfte, von denen er in seiner römischen Geschichte so viel berichtet hatte.

Ein Vorkommnis aus dieser Zeit aber mag noch erzählt werden. Ihne verkehrte in Rom viel in der Deutschen historischen Gesellschaft

die ihre regelmäßigen Sitzungen mit Vorträgen von Mitgliedern und Gästen abhielt. Dazu hatte auch Ihne einen Vortrag über eine Einzelfrage bezüglich einer Inschrift angemeldet. Dabei wurde ihm mitgeteilt, daß der Vortrag in lateinischer, italienischer oder französischer Sprache zu halten sei, nur diese Sprachen seien für die Verhandlungen der Gesellschaft zugelassen. Da wallte sein deutsches Herz hoch auf und er ruhte nicht eher, bis ihm gestattet wurde, seinen Vortrag in deutscher Sprache zu halten.

Im Jahre 1890 starb seine Frau, mit der er dreiundvierzig Jahre in glücklichster Ehe gelebt hat, deren Güte und Herzenswärme ihm sein Haus so reich gemacht hatte. Noch elf Jahre danach konnte er seine regelmäßige Arbeit in alter Kraft fortführen. Achtzigjährig erbat und erhielt er seine Versetzung in den Ruhestand. Als ihm damit die stählende Kraft der täglichen Pflichterfüllung genommen war, begann seine Frische zu schwinden. Zwar plante er noch eine Reise nach England, aber zur Ausführung ist sie nicht mehr gekommen. Am 18. Mai 1901 machte nach kurzem Unwohlsein ein sanfter Tod diesem arbeitsreichen Leben ein Ende. E. Rebmann.

Adolph Blankenhorn

wurde am 6. Juni 1843 in der Weinstadt Müllheim als Sohn des Gutsbesitzers Friedrich Blankenhorn und seiner Gattin Judith, geborenen Krafft, geboren. Er genoß in seinem Elternhaus eine sorgfältige Erziehung durch Hauslehrer und besuchte später das Gymnasium in Karlsruhe. Hier widmete er sich dann dem Studium der Naturwissenschaften an der Technischen Hochschule, siedelte aber später zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse an die Universität Heidelberg über, wo er unter Bunsen, Kirchhoff, Helmholtz und anderen besonders dem Studium der Chemie oblag. Er promovierte am 3. August 1864 in Heidelberg und war dann im elterlichen Weinbaubetrieb in Müllheim und auf dem Blankenhornsberg am Kaiserstuhl tätig. Aber seinen Forscherdrang befriedigte die Tätigkeit nicht. Er kannte aus eigener Erfahrung die Nöte des Weinbaues und wollte ihm helfen. Mit klarem Blick durchschaute der junge Forscher, welche Vorteile für den Weinbau herausspringen müßten, wenn dieser ebenso wie die Weinbereitung auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt würde. Ver-

ständnis fand er für diese Ideen in seiner Zeit allerdings nicht, weder beim Winzer noch bei der Regierung, und so siedelte er kurz entschlossen nach Karlsruhe über, wo der ideal veranlagte junge Gelehrte aus eigenen Mitteln das erste Weinbauinstitut in Deutschland, das Önologische Institut Blankenhorn, ins Leben rief, geeignete Fachleute als Mitarbeiter heranzog und eine umfassende Tätigkeit entwickelte, über welche die von ihm gegründeten „Annalen der Önologie" (1869—1883) Zeugnis ablegen. Um weiter für seine Idee zu werben, habilitierte er sich 1870 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe für das Fach Weinbau und erhielt dort später den Professortitel. Leider war aber Blankenhorn der gewaltigen Arbeit, die er sich auf die Schultern lud, körperlich nicht gewachsen. Er wurde leidend, das Leiden verschlimmerte sich zusehends und zwang ihn nach nur etwa 15jähriger Betätigung, ganz seiner Arbeit zu entsagen. Dadurch gingen natürlich manche Unternehmungen, die Blankenhorn ein Vermögen gekostet hatten, wieder zugrunde, aber die Idee, die in ihnen steckte, glimmte weiter und wurde 15 Jahre nach seinem am 6. Januar 1906 in Konstanz erfolgten Ableben Wirklichkeit. Die Regierung entschloß sich, ein Badisches Weinbauinstitut zu errichten, dessen Aufgaben sich ungefähr mit dem decken, was Blankenhorn von einer solchen Anstalt erhoffte.

Ein Überblick über die hervorragendsten Leistungen Blankenhorns auf dem Gebiete des Weinbaues wird noch besser seine unvergänglichen Verdienste klar legen.

Als erste Notwendigkeit erkannte er die Zusammenstellung aller auf Weinbau und Kellerwirtschaft bezüglichen Literatur aus allen Ländern. Diese wertvolle und überaus schwierige Arbeit hat sein Mitarbeiter Wagemann durchgeführt und in den „Annalen der Önologie" veröffentlicht. Was er an Weinbauliteratur erhalten konnte, schaffte er sich an und so ist die Bibliothek Blankenhorn, die sich jetzt im Besitz des Weinbauinstituts in Freiburg befindet, eine der umfangreichsten derartigen Büchersammlungen.

Da vor sechzig Jahren die Sortenbezeichnung im Weinbau noch recht unklar war, erkannte Blankenhorn die Notwendigkeit einer genauen Sortenbeschreibung und, im Zusammenhang damit, einer einheitlichen Sortenbenennung. Es wurde unter seiner hauptsächlichen Mithilfe die Internationale Ampelographische Kommission geschaffen, deren Vorsitzender er war. Die Arbeiten dieser Kommission gaben

die Grundlage für die später von verschiedenen Seiten erschienenen ampelographischen Werke.

Auf dem Gebiete der Reblausbekämpfung hat sich Blankenhorn ganz besondere Verdienste erworben, denn er durchschaute bei der erstmaligen Feststellung des Insektes im Jahre 1868 in Europa sofort die ungeheure Gefahr, in der sich der europäische Weinbau befand, wenn der uneingeschränkte Rebenversand nicht unterbunden würde. Seine Gedanken sind dann auch in das Reblausgesetz mitverarbeitet worden. Aber auch die jetzt im Vordergrund des Interesses stehende Anpflanzung reblauswiderstandsfähiger Reben hat er schon betrieben. Durch Aussaat von Samen amerikanischer Reben wollte er Sorten züchten, die reblauswiderstandsfähig sind und gleichzeitig einen brauchbaren Wein liefern. Das Problem ist weder ihm noch sonst jemand bis auf den heutigen Tag geglückt. Als Ergebnis seiner Züchtungen ist bemerkenswert die sogenannte Taylor-Rebe, Sämling Blankenhorn, die heutzutage in Mittel- und in Nordbaden große Verbreitung gewonnen hat, trotz des minderwertigen Weines, den sie liefert und trotz ihrer Reblausanfälligkeit.

Neben den schon erwähnten „Annalen der Önologie", die wissenschaftlichen Charakter tragen, schuf Blankenhorn noch die Zeitschrift „Der Weinbau", die von 1875—1883 erschien und gleichzeitig das Organ des Deutschen Weinbauvereins darstellte, dessen Präsident Blankenhorn von 1874—1893 war. Ebenso wie ihn der deutsche Weinbau durch Ernennung zu seinem Präsidenten ehrte, so erhielt er aus allen Weltteilen Anerkennungen, Diplome und Ehrenurkunden für die Beschickung der verschiedenen Weltausstellungen mit weinbaulichem Ausstellungsmaterial. Blankenhorn war also eine international anerkannte Größe, auf die wir stolz sein können. Im Weinbauinstitut in Freiburg erinnert an ihn ein besonderer von mir als Blankenhorn-Museum eingerichteter Raum.

K. Müller.

Karl Schäfer

war der bedeutendste Architekturlehrer im Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts. Von gleicher Bedeutung war er als schaffender Künstler für die Baukunst seiner Zeit. Wenn auch ihm die Schwächen dieser Zeit bis zu einem bestimmten Grade anhafteten, so sind doch die besten seiner Werke von bleibendem Wert und überragen die

seiner Zeitgenossen in dem Maße seiner großen Persönlichkeit. Als Lehrer aber ist er für die Entwicklung der späteren Generation auf das Konstruktiv-Sachliche hin geradezu bestimmend gewesen.

Er wurde geboren am 18. Januar 1844 in der reformierten St. Martinsgemeinde in Kassel. Er war auch äußerlich ein Sohn des Hessenlandes. Wer den germanischen Typ dieser Gegend kennt, findet ihn in ihm wieder; hochgewachsen, blond, mit langem, aber schmalem Bart, entsprechend dem länglichen Bau des Gesichts; die gerade, kräftige, aber wohlgebildete Nase zwischen den klugen, blauen Augen bildet in gerader Linie die Fortsetzung einer kräftigen und ausdrucksvollen Stirn, die ihrerseits wieder einen mächtigen und schön geformten Schädel abschließt. Seine im Lichthof der Technischen Hochschule in Charlottenburg aufgestellte Büste, modelliert von Breuer, gibt ihn besser wieder als das bekannter gewordene Porträt von Samberger.

Schon als Knabe seiner Eltern beraubt und auf sich angewiesen, verfolgte er zielbewußt den Weg, auf den ihn Anlage und Neigung wiesen. Mit vierzehnundeinhalb Jahren verließ er die Bürger- und Realschule, um vier Jahre die Höhere Gewerbeschule in Kassel zu besuchen. Sie verfolgte die technische Fachausbildung ihrer Schüler in frühem Alter — Schäfer kam beim Eintritt schon in die dritte Klasse — und vermittelte die Allgemeinbildung nebenher, ein Prinzip, das in preußischer Zeit ganz aufgegeben wurde zugunsten einer mittleren technischen Fachausbildung auf der Grundlage der Elementarschule oder des vorausgegangenen sogenannten „Einjährigen" einerseits und einer akademischen Ausbildung auf der Basis des erst spät erworbenen Abiturums andererseits. Es kommt neuerdings in unseren modernen Gewerbeschulen, wenn auch nur auf das Handwerk angewandt, wieder zur Geltung.

Schäfer war gewiß auch als Lernender ein Ausnahmemensch. Zu welch früher Fertigkeit und Reife im Fach diese alte hessische Art der Gewerbeschule aber verhalf, zeigt sich bei ihm deutlich. Schon mit achtzehnundeinhalb Jahren wurde er „Lehrer im Bauwesen" an der Herzoglich Braunschweigischen Baugewerbeschule in Holzminden, nachdem er sich in Kassel nicht nur in der Architektur, sondern auch im Ingenieur- und Maschinenbauwesen, soweit die Schule es ermöglichte, ausgebildet hatte. Und mit vierundzwanzig Jahren, nachdem er inzwischen auch in der Baupraxis teils als Gehilfe namhafter Bau-

meister jener Zeit, wie Ungewitter in Kassel und Hase in Hannover, teils als selbständiger Meister, zahlreiche Aufträge ausführend, herangereift war, sehen wir ihn sich um die Nachfolge Ungewitters und um den Lehrstuhl für Architektur an der Schule bewerben, die er erst sechs Jahre vorher als Schüler verlassen hatte.

Die Bewerbung hatte Erfolg. Der Direktor der Anstalt selbst bezeichnet in seinem Zeugnis den ehemaligen Schüler als hochbegabt, außerordentlich strebsam, in allem, was er tue, bestimmt und als einen würdigen Nachfolger Ungewitters. Er unterrichtete im Entwerfen, in Formenlehre, in Geschichte der Architektur und in Perspektive. Es zeigte sich aber bald, daß ein Mann mit so ausgesprochener Eigenart und von so unbeugsamen Grundsätzen in seinem Fache zu dem kleineren Geist seiner Umgebung nicht recht passe. Der neue Direktor beschwerte sich über seine Selbstüberschätzung und seine Unbeeinflußbarkeit. Auch seiner Lehrmethode stand er verständnislos gegenüber. So nahm Schäfer die Umwandlung der Höheren Gewerbeschule in eine gewöhnliche zum Anlaß seines Abschieds, nachdem er nur zwei Jahre dort gelehrt hatte.

Er hatte den Entschluß nicht zu bereuen. Mit siebenundzwanzig Jahren ging er nach Marburg, wo er in den Jahren 1871 bis 1877 als Universitätsbaumeister den Grund zu seinem Ruhm auf dem Gebiete des schaffenden Architekten legte.

Marburg gehört zu den Universitäten, die 1866 preußisch geworden sind, und hat wie diese alle durch den Umschwung gewonnen. Die früheren Kleinstaaten waren nicht in der Lage, ihre Lehranstalten auf der Höhe zu halten, die durch den Fortschritt der Naturwissenschaften geboten war. Hier griff Preußen sofort ein, und so stand Schäfer vor dankbaren Aufgaben. Die Periode seines fruchtbarsten Schaffens begann.

Von den vielen Bauten, die in diesen Abschnitt seines Lebens fallen, steht das neue Kollegien- und Aulagebäude obenan. Schäfer war, wie schon Ungewitter vor ihm, durchdrungen von dem Glauben, daß nur die Wiederanknüpfung an das Mittelalter die Kunst aus dem Formalismus, in den sie durch die Renaissance und die von ihr abgeleiteten Stile geraten war, zu einer gesunden, aus der lebendigen Quelle des Handwerks schöpfenden, heute würde man sagen „sachlichen", Auffassung führen könne. Deshalb baute er gotisch dem Sinne nach, d. h. den gotischen Geist angewandt auf die Verhältnisse

des neunzehnten Jahrhunderts. Er war sich dabei durchaus bewußt, daß diese neugotische Bauweise keine Wiederholung des Mittelalters sein könne, da anderen Zeiten andere Erscheinungen entsprechen müssen, sondern daß auch sie ihrer Zeit gerecht werden müsse. Gleich mit diesem ersten größeren Werk stellte sich der kaum Dreißigjährige in die erste Reihe der schaffenden Architekten.

Ein Bauwerk, insbesondere in einer kulturell uneinheitlichen und unsicheren Zeit, wie es die heutige ist, muß nach zwei Seiten hin auf seinen Wert untersucht werden. Die eine zeigt die Vorzüge oder Mängel, die sich aus der Zeit selbst ergeben, die etwas der Zeit Gemeinsames sind und allen ihren Schöpfungen anhaften, man könnte sie den objektiven Wert oder Unwert nennen. Die andere wird der persönlichen Qualität des Schöpfers gerecht, sie weist die subjektive Beschaffenheit des Werkes auf. So wird ein Bauwerk, das einer kulturell hochstehenden Zeit angehört, also etwa der Vergangenheit bis 1800, immer einen objektiv hohen Kunstwert haben, während seine subjektiven Eigenschaften je nach der Persönlichkeit des Erbauers schwanken, und umgekehrt wird ein Bauwerk aus einer so fragwürdigen Kulturperiode wie der des neunzehnten Jahrhunderts in seinem letzten Drittel stets die charakteristischen Schwächen dieser Zeit aufweisen, während es wiederum, subjektiv betrachtet, ganz dem Maße entsprechen muß, mit dem sein Erbauer zu messen ist, wobei es ein Zeichen von dessen Größe zu sein pflegt, wenn es ihm gelingt, die Schwächen seiner Zeit mehr als andere zu überwinden und seinem Werke dadurch etwas Überzeitliches, Allgemeines zu geben. Nur ganz Vereinzelte unter seinen Zeitgenossen haben das in dem Maße vermocht wie Schäfer.

Die bezeichnendste Schwäche seiner Zeit war die Sucht, malerisch zu bauen und in einer ganz falschen Vorstellung vom Wesen des Malerischen jeden, auch den kleinsten Bau zu zerlegen und zu gruppieren, anstatt ihm seine einfache, natürliche Grundform zu lassen. Auch das Marburger Universitätsgebäude zeigt deutlich das Bestreben nach dieser malerischen Wirkung durch Gliederung, aber, gemessen an den gleichzeitigen Werken, mit großer Zurückhaltung. Sein prachtvoller Grundriß bei vorbildlicher Ausnutzung eines höchst schwierigen, mit großen Höhenunterschieden behafteten Geländes und seine geistvolle und formenschöne Durcharbeitung ließ es einer englischen führenden Architekturzeitschrift damals als das vollendetste neuere

Gebäude des Kontinents erscheinen. So steht es weit über seiner Zeit, aber auch heute, wo wir die Übertreibungen jenes Abschnitts schärfer beurteilen, müssen wir ihm als dem Ausdruck einer großen schaffenden Persönlichkeit einen bleibenden Wert zuerkennen.

Leider gelang es Schäfer, der in Marburg außerdem eine größere Anzahl von Privatbauten und das beachtenswerte Botanische Institut ausführte, nicht, sein Hauptwerk zu Ende zu führen. Das eigentliche Kollegiengebäude ist zwar in allen Teilen noch von ihm, ein wesentlicher Teil des Ganzen aber, die Aula, ist nach seinen Entwürfen von anderen Händen fertiggestellt worden. Auch hier hat sich wieder gezeigt, daß für eine Natur wie die seine die Einordnung in die bürokratischen Verhältnisse eines normalen Staatsbetriebs unmöglich ist. Nach einer Reihe von Schikanen, die damit endeten, daß man das Universitätsbauamt in den staatlichen Organismus eingliederte und dem dortigen Hochbauamt unterstellte, verließ er Marburg, um nach Berlin überzusiedeln, sehr zum Schaden des nur halb vollendeten Werkes, das eine engstirnige und kurzsichtige Behörde in Verkennung der wertvollen Eigenart und der berechtigten Besonderheit des genialen Ausnahmemenschen den Händen des nunmehr „zuständigen" staatlichen Baubeamten überließ, nicht aber zu seinem Schaden und dem der Kunst.

In Berlin fand der Dreiunddreißigjährige zunächst einen Wirkungskreis als Hilfsarbeiter im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, aber schon ein Jahr später, mit dem Jahr 1878, begann seine Tätigkeit als Hochschullehrer und damit die zweite, für die Mit- und Nachwelt wichtigste Epoche seines Lebens. Auch wenn Schäfer nichts gebaut hätte, seine Lehrtätigkeit, die von einem beispiellosen Erfolge begleitet war, stellt ihn an die Spitze derer, die die Entwicklung der neueren Bauweise entscheidend beeinflußt haben.

Durch die letzten zwei Drittel des neunzehnten Jahrhunderts laufen zwei Strömungen in der Baukunst nebeneinander her, eine verknöcherte Neuantike, die unmittelbar zurückführt auf den Hellenismus Schinkels und Winckelmanns und die aus der Romantik geborene neumittelalterliche Bewegung. Sie standen in schroffstem Gegensatz zueinander. Dem starren und fremden Formalismus der ersteren setzte die letztere die auf deutscher Überlieferung fußende, aus dem bodenständigen Quell heimischer Weise gespeiste Auffassung entgegen. Es ist ohne Zweifel im wesentlichen das Verdienst Schäfers, dieser Richtung zum Sieg verholfen zu haben. Ihr Durchbruch zeigt sich

zwar in anderer Weise und zu einer anderen Zeit, als Schäfer selbst es erwartet hatte, nämlich erst heute, zwanzig Jahre nach seinem Tode, und nachdem erst noch einmal die Renaissance in einem modernen Barock und Klassizismus ein kurzes Wiederaufleben gefeiert hat, aber das, was an der modernen Bewegung gesund ist, ihr Zurückgehen auf das Konstruktive und das Handwerkliche, ihre Unvoreingenommenheit der Form gegenüber und deren Zurückdrängung und Versachlichung, ist durchaus dem Sinne nach mittelalterlich und entspricht letzten Endes dem, was Schäfer gelehrt hat, wenn es sich auch in Formen zeigt, die er noch nicht sah und nicht sehen konnte.

Schäfer lehrte in Berlin erst an der Bauakademie, dann an der Technischen Hochschule, in die sie umgewandelt wurde, mit ungeheurem Erfolg. Er erweckte eine Begeisterung, wie sie vor und nach ihm keiner Hochschule beschieden war. Groß war die Macht seiner Persönlichkeit. Holtmeyer sagt in seiner Lebensbeschreibung (Jahrbuch der Denkmalpflege im Reg.-Bez. Kassel I, Elwert, Marburg 1920) von ihm: „Sein Selbstvertrauen, sein gerades stolzes Wesen, seine warmherzige, von Übertreibung freie Begeisterung, seine Leutseligkeit und Hilfsbereitschaft gewannen ihm die Herzen. Äußeren Ehrungen abhold, ein Feind der Phrasen und Formeln, lebte er seiner Kunst und seinen Schülern. In der Arbeit ernst, in der Rede gemessen, konnte er in der Erholung ausgelassen lustig sein. Aber auch ehrlich zornig konnte er werden, wenn er Unrecht sah. Der starke Mann verbreitete ein Gefühl der Sicherheit um sich. Seine Schüler glaubten an ihn und seine Mission."

Seiner Bedeutung und Größe auf dem Gebiete des Lehrers entsprachen nicht die Aufträge, die er als schaffender Künstler bekam. Zwar sprechen auch in diesem Lebensabschnitt eine größere Anzahl privater Bauten von seiner schöpferischen Meisterschaft, um nur den Equitablepalast, das erste eigentlich moderne Kaufhaus Berlins, zu nennen, aber die großen Aufträge, vor allem im Kirchenbau, die ihm gelegen hätten wie keinem Zweiten, gingen alle in andere Hände.

So ist es nicht zu verwundern, daß er, auf der Höhe seines Ruhmes, nach sechzehn Jahre langer Tätigkeit Berlin mit Karlsruhe vertauschte, wo ihn zwar eine kleinere Hochschule, dafür aber eine reichere Bautätigkeit erwartete. Sein Name lockte auch hier die Studierenden in einer ungewöhnlichen Zahl, und für die Zurücksetzung bei der Vergebung von Aufträgen in Berlin entschädigte ihn die nun

einsetzende Praxis. An Neubauten sind die bemerkenswertesten die Universitätsbibliothek in Freiburg und die altkatholische Kirche mit Pfarrhaus in Karlsruhe. Daneben zeugen eine Reihe von profanen Neubauten von der Vielseitigkeit seines Schaffens. Bedeutender aber sind die großen Wiederherstellungsbauten, die in diese Zeit fallen, der von Jung-St.-Peter in Straßburg, des Friedrichsbaus am Heidelberger Schloß und des Doms in Meißen. Diese Aufgaben lagen ihm besonders. Sie verlangten große künstlerische Gestaltungskraft bei engster Einfühlung in das Historische und großer Pietät gegenüber dem Vorhandenen. Alle erhob er zu Leistungen von bleibendem Wert. Nur wenige haben vor und neben ihm Ähnliches erreicht und nach ihm wird es keinen mehr geben, der die für solche Aufgaben erforderliche Vereinigung von künstlerischem Können und tiefgegründetem historischem Wissen besitzt.

Die Wiederherstellungstätigkeit der Architekten um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts herum ist viel umstritten. Es verbietet sich, diese Frage hier zu erörtern. Das eine aber ist sicher, daß auch auf diesem Gebiete bei Schäfer, ebenso wie bei seinen Neubauten, die große künstlerische Persönlichkeit den Ausschlag gibt, die keins seiner Werke verleugnet und die seine Wiederherstellungen ebenso hoch aus der Masse des Zeitgenössischen heraushebt wie seine anderen Werke.

Eine dritte Seite seines Schaffens darf nicht unerwähnt bleiben, die literarische. Schon früh begann er mit Publikationen baugeschichtlichen Inhalts, und während seines ganzen Lebens griff er, wenn auch immer nur gelegentlich, zur Feder. So vorbildlich er auch als Publizist gewirkt hat — seine Schriften sind Kunstwerke wie seine Bauten —, so tritt er doch hierin gegen seine großen Vorgänger Ungewitter und Violet le Duc zurück. Zu einer systematischen Zusammenfassung seiner Lehre, wie es jene getan haben, ist er nicht gekommen.

Noch dreizehnundeinhalb Jahre lebte und wirkte er in Karlsruhe, bis er am 5. Mai 1908 im fünfundsechzigsten Lebensjahre einem längeren Leiden erlag. Er hatte seine Aufgabe erfüllt, denn er hatte die Wege der Abkehr von einer veralteten Kunstauffassung und der Wiederanknüpfung an die heimische Art gewiesen, ohne selbst etwas anderes darin zu erblicken als die Vorbereitung auf eine einst kommende, wieder einheitliche, eigene und zeitgemäße Baukunst. Er starb auch nicht zu früh, denn das Ziel konnte er nicht sehen; was sich aber an Übergangserscheinungen und an Versuchen, das Historische

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

zu überwinden, noch bei seinen Lebzeiten anbahnte, erfüllte ihn mit Zweifel und Ablehnung. Er sah nicht, daß das Wesentliche seiner Lehre Wurzel gefaßt hatte und daß nur das Zeitliche und Vergängliche dabei von dem ebenso Zeitlichen und Vergänglichen der nächsten Generation abgelöst wurde.

Zur Ergänzung sei verwiesen auf: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, XIII. Band, 1910, Berlin, Georg Reimer, S. 147 ff., und die schon erwähnte Lebensbeschreibung von Holtmeyer.

Karl Caesar.

Hermann Mohr.

Kommerzienrat Hermann Mohr in Mannheim (1846—1902) gehörte zu den führenden Industriellen Badens.

Die Familie Mohr stammt aus Bruchsal. Ihr gehört der bekannte liberale Parlamentarier Sigmund Bernhard Mohr an, der Obergerichtsadvokat und Ehrenbürger der Stadt Mannheim war (gest. 1860). Er war der Sohn des Bernhard Mohr, der als Leutnant dem Zweibrückischen Regiment des Oberrheinkreises angehörte und nach seinem Abschied aus dem Militärdienst Stadtrentmeister in Bruchsal war. Ein anderer Sohn Bernhard Mohrs war Johann David Mohr, Gerbermeister und Weinhändler in Bruchsal (gest. daselbst 1833). Dessen Sohn Joseph Mohr (geb. 1813, gest. 1865) ließ sich in Mannheim nieder und war zunächst in der Holz- und Kohlenhandlung Reiß & Co. tätig. 1847 trat er aus dieser Firma aus und vereinigte sich mit Adolf Staelin aus Calw und Philipp Krauth aus Höfen zum gemeinschaftlichen Betrieb einer Langholz- und Bretterhandlung unter der Firma Staelin & Cie., Mannheim und Calw. Späterhin nahm die Firma den Namen Mohr & Co. an. Die Lager- und Geschäftsräume befanden sich auf dem Jungbusch, der damals noch ein idyllisches Gartengelände war. Das Neckarufer diente als Stapelplatz für die aus dem Schwarzwald kommenden Holzmengen, die hier in mächtige Rheinflöße umgebaut wurden.

In dem von ihm erbauten Wohnhaus, das sich gegenüber dem ehemaligen Dalbergschen Garten erhob, wuchs eine zahlreiche Kinderschar heran. Das fünfte Kind war Hermann Mohr, der am 17. Februar 1846 in Mannheim geboren wurde. Während seine Brüder in die väterliche Holzhandlung eintraten und sie nach dem Tode

Joseph Mohrs (gest. 1865) weiterführten (die Firma Mohr & Co. siedelte später nach München über), wandte sich Hermann Mohr dem Studium des Maschinenbaues zu und begründete die Linie der Eisen-Mohrs. Nach dem Besuch der Höheren Bürgerschule in Mannheim studierte er am Polytechnikum in Karlsruhe drei Jahre lang die Ingenieurwissenschaften. Ein Semester, das er an der Universität Heidelberg zubrachte, diente nationalökonomischen Studien. Hierauf war er 1½ Jahre in Chemnitz als Techniker in einer Maschinenfabrik praktisch tätig. Im Jahre 1867 war er als Ingenieur auf der Pariser Weltausstellung beschäftigt. Nach Schluß dieser Ausstellung begab er sich in die Vereinigten Staaten, wo er in zweijährigem Aufenthalt die rasch aufsteigende amerikanische Industrie kennen lernte. Im Familienbesitz befindet sich die photographische Aufnahme einer von Hermann Mohr als Ingenieur in Taunton, Massachusetts, bei den Mason Works 1869 konstruierten, mit zwei Kesseln und vier Zylindern versehenen, doppelköpfigen Lokomotive „Janus" von besonderer Zugkraft.

Nach dem Kriege trat Hermann Mohr 1871 in Mannheim das angeborene Bürgerrecht an und verheiratete sich im folgenden Jahre mit Josephine Horstmann († 1929).

Die von ihm betriebene Maschinenfabrik Mohr & Federhaff geht auf den zunftmäßigen Betrieb des seit 1801 in Mannheim als Zeug- und Zirkelschmiedemeister tätigen Johann Schweizer zurück (gest. 1850). Zu den mannigfaltigen Erzeugnissen seines Betriebes, der sich allmählich zum industriellen Unternehmen weitete, gehörten auch Waagen, von der einfachsten Küchen- und Ladenwaage an bis zu den großen Brückenwaagen. Ferner fabrizierte die Firma Johann Schweizer sen., die der Sohn Cäsar Schweizer 1863 an den Ingenieur Karl Schenck verkaufte, Hebewerkzeuge jeder Art, Aufzugmaschinen, Kranen und Zentrifugal-Trockenmaschinen. 1869 trat Karl Elsässer, 1871 Hermann Mohr in die Firma ein, die sich nun Mannheimer Maschinenfabrik Schenck, Mohr & Elsässer nannte. Der erste Techniker der Firma Johann Schweizer sen. war Karl Benz. Nach dem Austritt Karl Elsässers (1877) und Karl Schencks (1881) nahm Hermann Mohr seinen Neffen Gustav Federhaff jr. als Teilhaber in die Firma auf. Von da ab lautete die Firmenbezeichnung wie heute noch Mannheimer Maschinenfabrik Mohr & Federhaff. Mohrs Teilhaber war der Sohn seiner Schwester Auguste und des in die Holzfirma eingetretenen

Gustav Federhaff aus Calw. Ein von der Firma Johann Schweizer sen. gefertigter Drehkran mit Handbetrieb steht noch heute am Neckarufer in Mannheim unterhalb der Friedrichsbrücke. Der erste Dampfkran, den die badische Bahn für den Mannheimer Hafen bestellte, wurde geliefert von einer englischen Fabrik, aus der ihn die Firma Johann Schweizer sen. durch Vermittlung eines Amsterdamer Hauses bezog. Hermann Mohr, der seinen Stolz darein setzte, die Abhängigkeit vom Ausland zu überwinden, nahm nach Eintritt in die Firma die eigene Fabrikation von Dampfkranen mit Erfolg auf. Ferner begann die Firma mit der Herstellung von Materialprüfungsmaschinen. Die Fabrikation von Waagen wurde weiter ausgebildet und insbesondere auch die Herstellung von Aufzügen, die sich allmählich aus der einfachen, von Hand betriebenen Winde zu dem modernen, elektrisch betriebenen Personen- und Lastenaufzug entwickelten.

Im Jahre 1893 starb Federhaff, und Hermann Mohr mußte die alleinige Leitung der Fabrik übernehmen. Er zeigte sich auch dieser vermehrten Arbeitslast gewachsen und verstand durch die Heranziehung tüchtiger Mitarbeiter das Werk stetig zu vergrößern. Weithin nach auswärts, auch in das Ausland, wurden Erzeugnisse der Fabrik geliefert. Ein ehrenvolles Denkmal ihrer Leistungsfähigkeit bildet im Hamburger Hafen die erste größere elektrisch betriebene Portal-Krananlage am Versmannkai, deren maschinelle Ausrüstung aus den Mohrschen Werkstätten stammt. Die unermüdliche Arbeit war von großem Erfolg begleitet. Mit voller Befriedigung konnte Hermann Mohr auf sein mit hohem Können und frischem Unternehmungsgeist ausgestaltetes Lebenswerk zurückblicken, als er am 1. Juli 1896 im Kreise seiner Angestellten und Arbeiter die Feier des fünfundzwanzigjährigen Geschäftsjubiläums beging.

Die Fabrik wurde immer größer, fast jährlich entstanden in dem Anwesen an der Friedrichsfelder Straße Neubauten, und als am 15. April 1902 der Tod Hermann Mohr aus seiner Tätigkeit abrief, zählte sein industrielles Unternehmen 80 Angestellte und 350 Arbeiter.

Mohrs Verdienste und Leistungen wurden durch mannigfache Ehrungen anerkannt. 1892 wurde ihm der Titel eines Kommerzienrats zuteil. Mehr als 20 Jahre hindurch gehörte er der Mannheimer Handelskammer an. Der Vorsitzende der Handelskammer widmete ihm folgenden Nachruf: „Nur einige Monate ist es her, da sahen wir ihn noch in unserer Mitte, da nahm er noch Anteil an unseren

Arbeiten mit jener Lebhaftigkeit, jenem warmen Interesse, das ihm eigen war. Wer von uns hätte damals gedacht, daß der anscheinend so rüstige und arbeitsfreudige Mann schon den Tod im Herzen trage! Seit 1878 hat er unserer Kammer als Mitglied angehört; er war uns ein rastlos tätiger und begabter Mitarbeiter, der es überaus ernst nahm mit seinen Pflichten, ein hochgeschätzter, unvergeßlicher Kollege. Gleich tüchtig als Kaufmann wie als Techniker hat er sein weithin bekanntes Fabrikgeschäft, eines der größten Unternehmen am hiesigen Platze, begründet, und bis zu seinem Ende mit vorzüglichem Erfolg geführt. In der Landesgewerbehalle vertrat er unsere Handelskammer während einer längeren Reihe von Jahren mit großer und allgemein anerkannter Sachkenntnis. Besonders große Verdienste hat er sich aber als Vorsitzender des hiesigen Fabrikantenvereins um unsere hochentwickelte Industrie erworben. Möge er sanft ruhen! Ein ehrendes und dankbares Gedenken wird ihm die Handelskammer stets bewahren."

Bei der Enquete über die Revision des Patentgesetzes wurde er 1886 vom Reichskanzler zur Teilnahme an den hierauf bezüglichen Arbeiten berufen. Der sozialpolitischen Gesetzgebung widmete er von Anfang an besondere Aufmerksamkeit und förderte die Entwicklung auf diesem Gebiet bei vielen Gelegenheiten durch seine Ratschläge. Fünf Jahre leitete er die von ihm organisierte Badische Sektion der Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft als Vorsitzender und war auch mehrere Jahre bis zu seinem Tod Vorsitzender des Mannheimer Fabrikantenvereins.

Trotz seiner starken geschäftlichen Inanspruchnahme liebte er die Geselligkeit und nahm freudigen Anteil an musikalischen Veranstaltungen in seiner Familie. Alles Neue fand sein lebhaftes Interesse. Großes Aufsehen erregte ein von ihm im Jahre 1900 erworbenes elektrisches Automobil, das er für seine Fahrten benutzte.

Das von Hermann Mohr zu hoher Blüte entwickelte Fabrikunternehmen, das nach seinem Tode von seinen drei Söhnen Hermann, Felix und Otto geleitet wird, hat sich zu einem der bedeutendsten in der Mannheimer Industrie emporgeschwungen. Es genießt mit seinen Erzeugnissen weithin ehrenvollen Ruf.

(Handschriftliche Familienchronik von Sigmund Mohr; Nekrologe in den Mannheimer Zeitungen; Mannheimer Chronik 1902, S. 72; Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, 1907, III, S. 333.)

F. Walter.

Karl Albert Wagner,

der Gründer der bekannten Freiburger Buchdruckfirma, wurde am 19. Januar 1839 zu Münster i. W. geboren, wo er sich dem Buchdruckgewerbe zuwandte und von 1855 ab seine Lehrlings- und Gehilfenzeit durchmachte, um sich dann nach vorübergehender Tätigkeit in München gegen Ende der sechziger Jahre in Radolfzell niederzulassen, wo er mit Fanny Epple einen Ehebund schloß, dem dreizehn Kinder entsprossen. Von Radolfzell siedelte er nach Freiburg über, wo er, um sich selbständig zu machen, gemeinsam mit dem Buchdrucker Flamm die 1860 gegründete Offizin von C. Schmidt ankaufte, die er nach dem Tode seines Teilhabers von 1872 ab auf eigene Rechnung weiterführte. Durch sorgfältig ausgeführte Arbeiten, Zuverlässigkeit in allen Maßnahmen sowie durch schnelle Bedienung gelang es Wagner nach und nach, seinem kleinen Geschäfte immer größere Ausdehnung zu verschaffen. Hand in Hand ging damit die den wachsenden Anforderungen der Zeit sich anpassende Vervollkommnung der Betriebseinrichtungen und maschinellen Leistungen. So verschiedenartig die Druckaufträge waren, überall setzte Wagner sich mit seinem ganzen beruflichen Können ein. Seit 1871 wurde das Freiburger Tagblatt als amtliches Verkündigungsblatt der Stadt im Hause gedruckt. 1909 ging die Firma auch zum Kunstdruck (Autotypie und Vielfarbendruck) über und begann bald auch mit dem Druck von farbenphotographischen Bildern; ihre Leistungen gerade auf diesem Gebiet trugen ihr besondere Anerkennung ein. Schon 1898 hatte Wagner die alten Geschäftsräume in der Nußmannstraße verlassen und war nach der Bertholdstraße übergesiedelt; kaum ein Jahrzehnt später zwang die rasche Ausdehnung des Betriebs zur Errichtung von Erweiterungsbauten, die eine eigene elektrische Anlage zur Erzeugung von Licht- und Kraftstrom erhielten. Mit vier Leuten hatte Wagner einst begonnen; im Jahre 1928 zählte die Firma weit über 100 Angestellte und Arbeitskräfte, sie gehört zu den angesehensten Großdruckereien des Landes.

Geistesfrisch und arbeitsfreudig ist Wagner bis zum letzten Lebenstage in seinem Geschäfte tätig gewesen. Am Abend des 10. November 1904 erlag er in Freiburg, wo er gewirkt, einem Herzschlage. Sein Werk, das er aus bescheidensten Anfängen zu achtunggebietender Höhe emporführte, zeigt, was ein einzelner Mensch vermag, der

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

durch Fleiß, Pflichttreue und Unternehmungsgeist vorwärts zu kommen strebt.

Vgl.: Heinrich Auer, C. A. Wagner, der Mann und sein Werk. Werden und Wachsen einer süddeutschen Druckerei. Denkschrift zum fünfzigjährigen Geschäftsjubiläum der Firma C. A. Wagner. Freiburg i. B., 1922, Selbstverlag der Firma.

* *

Karl Maria Ruckmich,

geboren am 24. Februar 1832 als Sohn des Musikalienhändlers Bonifaz Ruckmich und dessen Ehefrau Walpurga Theresia, geb. Wangler, sollte ursprünglich Postelève werden, trat aber schließlich in Mannheim in eine kaufmännische Lehre. Da unter der Mißwirtschaft seines Stiefvaters die väterliche Musikalienhandlung in Freiburg stark zurückgegangen war, entschloß sich der eben aus der Lehre gekommene, erst zwanzigjährige Karl Maria Ruckmich, die Leitung zu übernehmen, begegnete aber vielen Schwierigkeiten. Die sechs Freiburger Buchhändler hatten sich den Rückgang des Ruckmichschen Geschäfts zunutze gemacht und den Verkauf von Musikalien in ihren Buchhandelbetrieb übernommen; sie stellten sich nun einmütig gegen die erforderliche amtliche Handelserlaubnis des jungen Ruckmich. Ihnen schlossen sich ebenso einmütig die vier Freiburger Klaviermacher an, weil sie ihre eigene Existenz durch Ruckmich bedroht sahen. Infolge dieser Einsprüche zog sich nicht nur die Erteilung der staatlichen Handelskonzession volle vier Jahre hinaus, sondern auch die Aufnahme in das Bürgerrecht der Stadt Freiburg wurde immer wieder abgelehnt. Aber in zäher Unbeugsamkeit wiederholte Ruckmich seine Gesuche immer wieder, bis der Gemeinderat am 12. August 1856 verfügte, dem Bittsteller werde unter Dispens des noch nicht ganz erreichten gesetzlichen Alters die Zusicherung erteilt, daß er nach erhaltener stadtamtlicher Handelskonzession zum Antritt des angeborenen Bürgerrechts zugelassen werde. Nachdem Ruckmich auch die damals vorgeschriebene Handelsprüfung bestanden hatte, erhielt er am 29. September 1856 die Handelskonzession. Unter seiner tüchtigen Führung blühte das Geschäft immer mehr empor, und als am 26. September 1861 die Heirat mit der schönen und reichen Badwirtstochter Luise Ziebold nicht nur eine tatkräftige Mitarbeiterin an die Seite des

jungen Handelsherrn stellte, sondern auch ein nicht unbedeutendes Heiratsgut zubrachte, da war die Neuentfaltung gesichert. Aber auch die 1861 erfolgte Verlegung des Geschäfts nach dem Haus Bertholdstraße 3 genügte bald nicht mehr für die nötige Erweiterung, so daß am 22. Dezember 1875 das Anwesen Bertholdstraße 15, das alte Schneiderzunfthaus „Zum großen Schäppelin", angekauft und zum neuzeitlichen Musikhaus ausgebaut wurde. Durch den Zukauf etlicher Freiburger und Colmarer Musikalienhandlungen, durch die Gründung von Zweigniederlassungen in Mülhausen und Konstanz wurde der Geschäftskreis immer weiter gezogen. Als am 10. November 1902 Ruckmich kurz nach der Feier des 75jährigen Jubiläums des Musikhauses Ruckmich starb, bestanden Handelsbeziehungen nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch bis in die Türkei, Indien und Japan. Die Witwe und der Sohn Ludwig Ruckmich übernahmen das Musikhaus und führten es in der alten Tradition weiter.

H. W. Fladt.

Konstantin Foehlisch,

Geheimer Oberforstrat und Kollegialmitglied bei der Forst- und Domänendirektion, wurde am 21. Mai 1829 zu Wertheim als Sohn des dortigen Lyzeumsdirektors Geheimen Rats Dr. J. G. Foehlisch (vgl. Bad. Biogr., Bd. I, S. 255) geboren. Nach Absolvierung des Lyzeums widmete er sich 1847—1850 an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe dem Studium der Forstwissenschaft, die damals durch Klauprecht vorzüglich vertreten war. Als Erster unter sieben Kandidaten bestand er 1851 die Staatsprüfung mit der Note „gut". In einer neunjährigen Tätigkeit als Forsttaxator fand er reichlich Gelegenheit, sich mit den verschiedenartigsten Waldverhältnissen des Landes bekannt und vertraut zu machen, was ihm bei seinem späteren Wirken in der Zentralbehörde sehr zustatten kam. Das Jahr 1860 brachte ihm die Ernennung zum Bezirksförster in Ziegelhausen mit einem Anfangsgehalt von jährlich 800 Gulden. Die großen Kameralwaldungen boten ihm ein ergiebiges Arbeitsfeld, um verschiedene Formen der natürlichen und künstlichen Verjüngung, des Kulturwesens und der Jungwuchs- und Bestandspflege zur Anwendung zu bringen. Im Auftrag des Finanzministeriums unternahm er — ein Zeichen, wie hoch man ihn schon schätzte, — im Frühjahr 1864 eine forstliche

Studienreise durch den hessischen Odenwald und das nördliche Württemberg. Der Bericht, den er darüber erstattete, ist im Druck bei Braun erschienen. Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden. Das eine aber muß im Interesse der geschichtlichen Wahrheit gesagt werden, daß er nicht nur ein ehrenvolles Zeugnis für das gediegene, objektiv selbständige forstliche Werturteil ist, das der junge Beamte sich angeeignet hatte, sondern mit seiner souveränen Beherrschung des Stoffes und seiner klaren, anschaulichen Darstellung sowohl nach der forsttechnischen wie forstpolitischen Seite hin und seiner eindringenden Prüfung fremder Einrichtungen und Vergleichung mit den landesüblichen in seiner Art ein Musterbeispiel darstellt, das auch heute, und gerade heute, wo man über die unbestreitbaren Verdienste der früheren Forstverwaltung da und dort hinwegzusehen geneigt ist, jungen Forstbeamten angelegentlich zum Studium empfohlen werden kann.

Das Jahr 1868 brachte für Baden forstorganisatorisch die Aufhebung der zwischen Zentrale und Bezirksforsteien bestandenen zwischeninstanzlichen äußeren Forstinspektionen und Übertragung des gesamten Aufsichtsdienstes an die Zentrale, für Foehlisch zugleich die Berufung in das Forstkollegium als Assessor, der 1869 die Ernennung zum Forstrat folgte. Foehlisch und der gleichaltrige Krutina (Bad. Biogr., VI, S. 124) haben als einsichtsvolle Männer das Oberförstersystem stets gefördert, da sie die ihm entspringende Hebung der Initiative und Berufsfreudigkeit richtig einzuschätzen wußten. Die Heranbildung von tatkräftigen, charakterfesten Forstmännern war das Ergebnis dieser Einstellung. Aus Foehlischs langjähriger Referententätigkeit seien zunächst seine Bemühungen um Besserstellung des Forstschutzpersonals und strengere Auswahl von Anwärtern genannt, welch letztere dann 1897 zu den von Könige nach württembergischem Vorbild eingerichteten Forstwartkursen führten. Sodann sein Eingreifen bei der in den achtziger und neunziger Jahren einsetzenden Massenverbreitung des Kiefernspinners im untern Rheintal und der Nonne im Bodenseegebiet durch zweckmäßige Verordnungen und die energisch durchgeführte, im Vollzug von ihm selbst überwachte Bekämpfung der Schädlinge.

Als echter Naturfreund war Foehlisch, wie jeder richtige Forstmann, ein Freund des Wildes und einer weidgemäßen Hege und Jagdausübung, dabei dem damals vorherrschenden System der Hand-

verpachtung zugetan, um namentlich auch einzelnen abseits wohnenden Forstbeamten auf wichtigen Posten kleine Vergünstigungen zukommen zu lassen und sie dadurch zu längerem Verbleiben zu bestimmen. In den regelmäßigen Sitzungen begründete er in gewandter, den Stoff voll bemeisternden Rede, die oft von überlegenem Humor gewürzt war, seine zur Beratung stehenden Anträge.

Der Schwerpunkt seines Wirkens lag in der Wahrnehmung des äußeren Dienstes, wo seine reichen Erfahrungen und die Vorzüge seiner sicheren Einstellung auf eine vernünftige, standortsgemäße Forstwirtschaft vollauf zur Geltung kommen konnten. In seiner langjährigen Inspektionsgruppe, dem Odenwald und angrenzenden Bauland, hat er die Umwandlung der Hackwaldungen in den Neckarbergen in ihren ersten Anfängen gefördert; wesentlich seiner Anregung ist auch die Vorbereitung für die Umwandlung der Mittelwaldungen in Hochwald (Rotbuchenbegünstigung) sowie die Einführung des Massenabgabesatzes an Stelle des Flächenhiebsatzes zu verdanken, auf sein lebhaftes Eintreten für die Aufforstung von Ödland und Schafweiden im Odenwald die Entstehung der heutigen Stiftswaldungen von Mosbach und der Gemeindewaldungen von Mudau zurückzuführen. In einer zweiten Hauptgruppe, den Schwarzwaldbergen am Oberrhein von Säckingen bis Staufen, mit Einschluß des Wiesentales, hat er in gleicher Weise, vor allem in den Bezirken Säckingen, Kandern und Oberweiler, die Aufforstung von Ödland und Weide eifrig betrieben. Im ganzen Gebiet aber wirkte er, vereint mit Krutina, der den verstärkten systematischen Ausbau des Wegnetzes erstrebte und erreichte, mit Hilfe außerordentlicher Budgetmittel erfolgreich für bessere Erschließung der holzreichen Bezirke, durch die der ganze Betrieb intensiver gestaltet und die Einnahmen erheblich gesteigert wurden. Neben seinem Hauptamte versah Foehlisch seit 1883 über zwanzig Jahre lang auch die Stelle eines forsttechnischen Beirats bei der Standesherrschaft Salem und seit 1893 auch bei der Generalintendanz der Großherzoglichen Zivilliste.

Seine Verdienste wurden nach Gebühr gewürdigt. 1885 erfolgte seine Ernennung zum Oberforstrat, 1902 zum Geheimen Oberforstrat; sein Landesherr zeichnete ihn durch die Ritterkreuze des Zähringer Löwen- und des Bertholdordens aus und verlieh ihm 1904 das Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. Im Dezember desselben Jahres suchte der Fünfundsiebzigjährige, der

bis dahin körperlich und geistig frisch geblieben war, nach 53jähriger Dienstzeit um seine Versetzung in den Ruhestand nach. Noch vier Jahre waren ihm vergönnt, bis am 22. Januar 1909 der Tod seinem arbeits- und erfolgreichen Leben ein Ziel setzte.

Mit ihm und dem ihm im Tode vorangegangenen Krutina schieden zwei hochbegabte Forstmänner, die vier Jahrzehnte hindurch der badischen Forstverwaltung ihr besonderes Gepräge gaben und sich in ihrem Wesen und Wirken bestens ergänzten.

Eugen Gretsch.

Friedrich Eckardt

wurde in Karlsruhe als Sohn des Geheimen Finanzrats Eckardt am 11. Mai 1822 geboren. Nach Besuch der Volksschule und des Lyzeums der Vaterstadt, das er bis zur obersten Klasse durchlief, trat er am 7. Februar 1840 als Postaspirant in den Dienst ein. Nach abgelegter erster Staatsprüfung wurde er 1842 Postpraktikant und rückte 1846 in eine Sekretärstelle bei der Direktion der Großherzoglichen Posten und Eisenbahnen ein. In dieser Stelle verblieb er bis zu seiner 1854 erfolgten Ernennung zum Fahrpostkassierer in Freiburg. 1857 wurde ihm die Vorstandstelle bei dem neueingerichteten Eisenbahnpostamt in Heidelberg übertragen, das bereits im November des gleichen Jahres nach Karlsruhe verlegt wurde. 1859 wurde er als Vorstand des Post- und Eisenbahnamtes mit dem Titel „Postmeister" nach Basel versetzt und von da 1863 als Postrat und Mitglied der Direktion der Verkehrsanstalten nach Karlsruhe berufen. Bei der Vereinigung des badischen Postwesens mit der Reichspostverwaltung wurde ihm 1872 die Leitung der neugebildeten Oberpostdirektion in Konstanz übertragen, welche außer dem oberhalb der Rench und Kinzig gelegenen Teil des Großherzogtums auch die Hohenzollernschen Lande umfaßte. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand am 1. Januar 1895. Am 7. Februar 1890 konnte er sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern, bei welcher Gelegenheit ihm für sein verdienstvolles Wirken nicht nur der Dank des ihm allzeit gewogenen obersten Chefs der Reichspost, des damaligen Generalpostmeisters von Stephan, sondern auch die volle Anerkennung der weitesten Kreise aus Handel und Industrie in warmen Worten bezeugt wurde: auch die angrenzenden

Postverwaltungen von Württemberg und der Schweiz wußten seine Bemühungen um die Pflege freundnachbarlicher und den Geschäftsverkehr erleichternder Beziehungen zu würdigen. Mit voller Befriedigung konnte Eckardt am Ende seiner dienstlichen Tätigkeit, für die ihm der Dank des Kaisers und des Landesherrn zu teil wurde, auf das Erreichte zurückblicken: die Posteinrichtungen des ihm unterstellten Bezirks waren in jeder Hinsicht erweitert und verbessert worden; durch eine größere Zahl von Neubauten — darunter auch das stattliche Oberpostdirektionsgebäude in Konstanz — war für die gute und zweckmäßige Unterbringung des Postbetriebs und des Personals gesorgt worden. Seine den Bedürfnissen der ihm untergebenen Beamten das richtige Verständnis entgegenbringende Amtsführung erwarb ihm volles Vertrauen und Wertschätzung; wegen seines freundlichen, liebenswürdigen Wesens erfreute er sich in allen Gesellschaftskreisen großer Beliebtheit. Am 2. März 1903 ging er, nahezu 81 Jahre alt, zur ewigen Ruhe ein.

Weiland.

Max Doll

war am 13. Februar 1833 zu Schelzberg bei Achern geboren. Er besuchte das Gymnasium und sodann die mathematische und mechanisch-technische Abteilung der Technischen Hochschule zu Karlsruhe. Nach Ablegung der Geometerprüfung Mai 1852 war Doll zunächst bis 1858 als Katastergeometer tätig. Am 1. Januar 1859 trat er in den Dienst der Technischen Hochschule über, woselbst er unter dem Altmeister der Vermessungskunde, Professor Dr. W. Jordan, tätig war. Zunächst Assistent, dann seit 1865 Hilfslehrer und seit 1872 Lehrer, wurde ihm am 18. Januar 1873 durch Großherzogliche Entschließung der Titel Obergeometer erteilt, während ihm die Philosophische Fakultät der Universität Jena den Doktorgrad verlieh.

Seiner Lehrtätigkeit entsprang eine Reihe nennenswerter fachwissenschaftlicher Erzeugnisse. Veröffentlicht wurden von ihm: „Vorlegeblätter zum Planzeichnen", Stuttgart 1873 — „Übungsblätter zum Plan- und Terrainzeichnen", Karlsruhe 1888 — „Die Nivellierinstrumente und deren Anwendung", Stuttgart 1876 — „Lehrbuch der praktischen Geometrie", Leipzig 1886 — „Grundzüge einer rationellen Katastervermessung", Stuttgart 1878. Letztere Arbeit

erschien in der „Zeitschrift des Vermessungswesens", wo auch eine Reihe anderer kleiner Aufsätze von ihm wiedergegeben worden sind.

Von seinen Fachgenossen wurde Dolls literarische Tätigkeit sehr geschätzt. Seine Schriften verraten eine durchaus abgerundete Erfahrung in der Unterrichtserteilung wie auch in der praktischen Anwendung des Vermessungsfaches. Zugleich war er eifriges Mitglied und Förderer des Deutschen Geometervereins und stand deshalb zu seinen Lebzeiten bei jung und alt seiner Fachmitwelt in gutem Ansehen. Bei seiner Zuruhesetzung am 1. Januar 1899 wurde ihm durch Großherzog Friedrich von Baden in Anbetracht seiner Verdienste das Ritterkreuz erster Klasse vom Zähringer Löwen verliehen.

Max Doll verheiratete sich mit 27 Jahren mit Sophie Scherer, der Tochter des Privatmanns Jakob Scherer von Karlsruhe. In einer 43jährigen, sehr glücklichen Ehe lebte Doll im Kreise der Seinen bis zu seinem Tode am 1. Januar 1905. Der Ehe entsprossen zwei Töchter, Elisabeth und Mathilde, während zwei Söhne in frühem Alter starben. Beide Töchter verheirateten sich an Wissenschaftler mit bekanntem Namen. Die älteste Tochter verehelichte sich mit Dr. Heinrich Hertz, dem berühmten Physiker, die jüngere nahm den Physiker Dr. Pulfrich beim Zeiß-Werk Jena zum Gatten, den Erfinder der Stereophotogrammetrie und damit Begründer der modernen wirtschaftlichen Vermessung mittels des Lichtbildes.

Paul Walther.

Karl Friedrich Sachs

entstammt einer altangesehenen badischen Beamtenfamilie. Als Sohn des 1852 verstorbenen Majors Friedrich Sachs zu Konstanz am 11. Mai 1830 geboren, entschied er sich schon früh für den militärischen Beruf, wurde 1848 Leutnant und 1855 Oberleutnant im 3. Badischen Infanterieregiment, rückte 1861 zum Hauptmann im Badischen Jägerbataillon auf, trat als solcher 1867 auf kurze Zeit in das Leibgrenadierregiment über, wurde 1868 als Major wieder in sein altes Infanterieregiment versetzt und nahm 1871 seinen Abschied, um sich nach Karlsruhe zurückzuziehen, wo ihm 1899 bei der Kaiserparade der Charakter als Oberstleutnant verliehen wurde. Hier lebte er fortan bis zu seinem Tode, vielfach beschäftigt mit Studien über badische Militärgeschichte, als deren bester Kenner er galt und

für die er mancherlei Material sammelte. Vor allem aber wirkte er in unermüdlicher, treuer und selbstloser Arbeit als Berater und Sachwalter aller Witwen und Waisen, als Wohltäter aller Bedrängten, die sich an ihn wandten. Kein Gang, keine Bittschrift waren ihm zu viel, wenn es ihnen zu helfen galt. In seiner bescheidenen Weise, allen Dank stets abweisend, hat der wackere, für sich selbst fast bedürfnislose Mann hier unendlich viel Gutes gewirkt. Hochgeachtet und verehrt, nicht nur bei seinen Kameraden, sondern in allen Schichten der Bevölkerung, im vertrauten Kreise ein guter Erzähler, von dessen behäbigem Humor und treffendem Witz manch köstliche Anekdote im Umlauf war, wurde und war er in dem alten Karlsruhe der achtziger und neunziger Jahre eine der volkstümlichsten Gestalten, und als der Großherzog ihm in Anerkennung seiner Verdienste um das öffentliche Wohl 1895 das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens verlieh — eine für einen ehemaligen Offizier seines Grades einzig dastehende Auszeichnung —, war die Freude über diese Ehrung eine allgemeine und aufrichtige. Bis ins hohe Alter hinein ein rüstiger Wanderer und Freund der heimatlichen Berge, in denen er gründlich Bescheid wußte, übernahm Karl Friedrich Sachs nach dem Tode von Schnars auch zwanzig Jahre hindurch die Bearbeitung der Neuauflagen von dessen „Schwarzwaldführer". Als er am 22. Januar 1910 zur großen Armee abberufen wurde, zeigte sich bei seiner Beisetzung noch einmal die ganze Wertschätzung, die er genoß, in der Teilnahme weiter Kreise der Einwohnerschaft.

(Badisches Militärvereinsblatt 1910, 134, und persönliche Erinnerungen. — Seine militärgeschichtl. Sammlung im Gen.-Landesarchiv.) Karl Obser.

Johannes Valentin Reinmuth

wurde als Sohn eines Bäckermeisters am 14. August 1845 in Ladenburg geboren, 1867 unter die badischen evangelischen Pfarramtskandidaten aufgenommen, 1871 Pfarrer in Eberstadt, 1875 Pfarrer in Knielingen, 1904 Oberkirchenrat, und starb am 21. Juni 1907.

Ihm ist in einem Nachruf bezeugt worden, daß er ein Meister gewesen sei in der Kunst, seine Zeit auszunützen und die Minute zu Rate zu halten. Fügt man hinzu, daß er ein Mann war von großer Bedürfnislosigkeit, dem nur die Arbeit ein Lebensbedürfnis war, der sich neben dem Frieden des Hauses nichts gönnte, kaum einmal Ur-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

laub, außer daß er die Blumen liebte und pflegte, so hat man die Erklärung dafür, daß er in den dreißig Jahren seines Knielinger Pfarramts trotz der umfangreichen seelsorgerlichen Arbeit, die auf ihm lag und die er mit größter Treue und Menschenfreundlichkeit besorgte, eine umfassende öffentliche Tätigkeit entfalten konnte. Vom Elternhaus her war ihm die biblische und bekenntnistreue Einstellung eigen, und, ins Amt eingetreten, trieb es ihn sofort, in diesem Sinn auch über den Aufgabenkreis des schlichten Pfarramts und der Kirchengemeinde hinaus zu wirken. Bald war auch der Schritt in die politische, und zwar nicht nur in die kirchenpolitische, Arena getan. Hier schloß er sich aufs engste an den damaligen Führer der Konservativen in Baden, D. K. A. Mühlhäußer, an. Nachdem einmal seine Arbeitskraft, der eine gute Gesundheit und die löbliche Gewohnheit des Frühaufstehens zustatten kam, erprobt war, wurde er immer mehr zur Mitarbeit herangezogen. 1880 wurde ihm die Leitung des Kirchen- und Volksblattes, lange Zeit das einzige Sonntagsblatt in Baden, übertragen. Dazu kam dann die Leitung des mehr wissenschaftlich und politisch eingestellten Korrespondenzblattes der Evangelischen Konferenz, heute „Kirchlich-Positive Blätter" genannt, ursprünglich des Monats-, dann des Wochenblatts der theologischen und kirchlichen Rechten. Auch das damalige politische Organ der konservativen Partei, die „Landpost", hat Reinmuth zeitweise geleitet.

Da hatte er den Boden, sich in größerem Rahmen auszuwirken. Er hat das unermüdlich getan. Es war die Zeit der Kämpfe um die dogmatische, kirchenrechtliche und liturgische Geltung des Apostolikums und um den Inhalt des Katechismus. Reinmuth ist dem Kampf nicht aus dem Weg gegangen. Es konnte nicht ausbleiben, daß er dabei mit den Vertretern der liberalen Richtung, auch mit der Kirchenbehörde zusammenstieß. Diese hat ihm wiederholt ihr Mißfallen zu erkennen gegeben. Seine Gegner nannten ihn wohl einen Zänker u. ä., und für einen nicht kleinen Kreis war er Jahre hindurch die bestgehaßte Persönlichkeit in der badischen evangelischen Landeskirche. Er nahm das hin als ein Schicksal, dem nun einmal Männer von seiner inneren Einstellung und öffentlichen Haltung nicht entgehen könnten. Persönliche Feindseligkeit war ihm fremd; nachgetragen hat er nie jemand etwas. Er war im Grund gar keine Kampf- oder gar Streitnatur; persönlichen Angriffen gegenüber erschien er oft geradezu hilflos. Es vereinigten sich vielmehr in ihm

das Pflichtbewußtsein und die Unbekümmertheit des Bekenners mit einer gewissen Lehrhaftigkeit. Ein Beweis der Umsicht, mit der er die Sache der kirchlichen Rechten betrieb, ist seine Bemühung, junge Theologen an sich heranzuziehen. Nicht um die Bildung einer Schule oder Gefolgschaft, sondern um die Gewinnung von Geistlichen positiver Richtung war es ihm dabei zu tun. In wachsender Zahl hat er Studenten und Kandidaten der Theologie auf die Prüfungen vorbereitet, auch ihren Studiengang geleitet oder doch beeinflußt. Wenn in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die positive Richtung in der evangelischen Kirche äußerlich und öffentlich zunehmend stärker hervortrat — im Kirchenvolk selber hatte sie immer den breiteren Boden —, so hat Reinmuth daran nicht das kleinste Verdienst. Das kam darin zum Ausdruck, daß er 1893 zum Vorsitzenden der Evangelischen Konferenz gewählt wurde.

Zehn Jahre hatte er sie geleitet, als der eine Sitz im Oberkirchenratskollegium wieder zu besetzen war, der herkömmlich einem Vertreter der positiven Richtung überlassen wurde. Präsident D. Helbing faßte dafür Reinmuth ins Auge: ein Entschluß von beachtenswerter und nicht genug anzuerkennender Großzügigkeit. Der Großherzog scheint ohne weiteres damit einverstanden gewesen zu sein, und Reinmuth selbst ohne besondere Bedenken die Berufung angenommen zu haben. Dabei leitete die Absicht, die positive Richtung mehr zur kirchenregimentlichen Mitarbeit heranzuziehen. Aber die Erwartung hat sich nicht erfüllt. D. Helbing wußte es nicht und Reinmuth hat es nicht gemerkt, daß ihm in den letzten Jahren die Leitung der Rechten schon fast ganz aus den Händen entglitten war. Jetzt gewannen die „Jungen", die „Stürmer" und „Dränger", vollständig die Oberhand, und die Antwort der Positiven auf die Berufung ihres bisherigen Führers war eine verschärfte Kampfansage an das Kirchenregiment. Die Spannungen waren zu groß, als daß sie von oben her sich hätten meistern lassen. Dieses Mißgeschick einer guten Absicht hat auf lange hinaus lähmend gewirkt und die Lösung dringlicher Aufgaben, wie die Neubearbeitung des Kirchenbuchs und des Katechismus, verhindert oder doch aufgehalten.

Unter diesem Sachverhalt hat Reinmuth schwer gelitten. Persönliche Beziehungen haben sich zwar nicht gelöst; der im Grund friedliebende und demütige Mann hat fortgefahren, Freundschaft zu pflegen und guten Rat zu erteilen. Aber daß seine öffentliche Wirk-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

samkeit dieses Ende fand, das in der Tat nicht mehr und nicht weniger bedeutete als eine Verurteilung durch die eigenen Parteigänger, hat er nicht verwunden. So war es ein Kreuzesweg, den er in der auszeichnenden Stellung eines Mitglieds der Behörde zu gehen hatte. Um so mehr, als die besondere Veranlagung, die nun einmal für die amtliche und kollegiale Verwaltungs- und Regierungstätigkeit erforderlich ist, bei ihm nicht sehr ausgebildet war. Dazu kam, daß bei dem bis dahin kräftigen und gesunden Mann sich die Anfänge einer Erkrankung des Herzens und der Nieren in besorgniserregender Weise bemerkbar machten. Nach scheinbarer zeitweiliger Besserung schritt die Krankheit rasch fort und brach seine körperliche Kraft. Schon nach nicht viel mehr als dreijähriger Zugehörigkeit zum Oberkirchenrat mußte er um seine Zuruhesetzung nachsuchen und nach weiteren sieben Wochen wurde er aus schweren Leiden heimgeholt. Bis in die letzten Tage hinein war er zu treuer Beratung in kirchlichen Dingen bereit.

Außer den üblichen Auszeichnungen, die ihm sein Landesherr, der ihn schätzte, verliehen hatte, besaß er die Würde eines Doktors der Theologie, mit welcher er im Jahre 1900 von der Greifswalder Theologischen Fakultät in Anerkennung seiner kirchlichen Wirksamkeit geehrt worden war. Th. Friedr. Mayer.

Franz Siegel

kam am 23. Dezember 1828 in Bruchsal als Sohn eines Gastwirts zur Welt, besuchte das Progymnasium seiner Vaterstadt und dann zwei Jahre lang das Lyzeum in Heidelberg und studierte 1848 daselbst und später in München Kameralwissenschaft. Nach bestandener Kameralpraktikantenprüfung wurde er 1853/54 bei den Domänenämtern Bruchsal und Wiesloch verwendet und kam 1856 als Sekretariatspraktikant zum Katholischen Oberkirchenrat, wo er zugleich für den Großherzoglichen Oberschulrat zu arbeiten hatte. 1861 wurde er landesherrlich angestellt, 1862 Assessor und Kollegialmitglied beim Oberschulrat, 1864 Oberschulrat, 1877 Rat bei der Oberrechnungskammer und 1883 schließlich Präsident des Katholischen Oberstiftungsrats. Am 1. Januar 1900 trat er nach mehr als 46 Dienstjahren in den Ruhestand und starb, 77 Jahre alt, am 25. Mai 1905 in Baden-Baden, betrauert von seiner Witwe und drei Kindern.

Einfach, schlicht und geradlinig wie der Lebenslauf war die Per-

sönlichkeit. Das Urbild eines tüchtigen Beamten der alten Schule, der bescheiden, ohne politischen oder gesellschaftlichen Ehrgeiz, nur seinem Dienst lebte und darin aufging; gewissenhaft, pünktlich bis ins Kleinste, anspruchslos und sparsam für seine Person und im Amte. Äußeres Hervortreten entsprach nicht seinem Wesen. Gemäß seiner Vorbildung und Veranlagung bevorzugte Siegel die kameralistischen Aufgaben seines Dienstbereichs. Stets war er peinlich bestrebt, alle in der abklingenden Kulturkampfzeit etwa noch auftretenden Spannungen zwischen Staat und Kirche auf dem Gebiet der kirchlichen Vermögensverwaltung vorsichtig auszugleichen und beiden Teilen gerecht zu werden, gewandt hierbei unterstützt von dem klugen, taktvollen Kollegen Fetzer.

In seiner Amtszeit vollzog sich zum großen Teil die Auseinandersetzung mit den Ansprüchen der Altkatholiken, die Einführung der örtlichen Kirchensteuer und die Vorarbeit zur Sicherung des kirchlichen Grundbesitzes anläßlich der Grundbuchneuanlegung sowie diejenige zur Erhebung allgemeiner Kirchensteuer. Das Anwachsen der Städte und Ortschaften schuf das Bedürfnis nach Vergrößerung und Neubauten von Kirchen und Pfarrhäusern; die Ortskirchensteuern gewährten die Möglichkeit, ihm zu genügen. Neue Pfarreien entstanden, eine rege kirchliche Bautätigkeit setzte ein. Durch all dies dehnte sich der Kreis und die Zahl der Geschäfte des Katholischen Oberstiftungsrats und mehrte sich die Verantwortung des Präsidenten, besonders gegen Ende von Siegels dienstlicher Tätigkeit. Mit unermüdlichem Fleiß und beneidenswerter Rüstigkeit widmete er sich seinem Berufe bis zur Jahrhundertwende.

Mehrfache Auszeichnungen, zuletzt der Orden Bertholds I., zeugten von der Anerkennung, welche seine lange Amtstätigkeit gefunden hat. † J. Schweitzer.

Franz Anton Keck,

Divisionspfarrer, wurde zu Endingen a. K. am 29. Juni 1838 geboren, besuchte das Lyzeum zu Freiburg und wandte sich dann in Löwen dem Studium der katholischen Theologie zu. In Mecheln 1866 zum Priester geweiht, ging er nach Nordamerika, wo er erst als Hilfsprediger in Rochester, später als Pfarrer an der St. Vinzentiuskirche in Buffalo wirkte.

Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich kehrte er 1870 nach der alten Heimat zurück, um als freiwilliger Feldgeistlicher die deutschen Truppen zu begleiten, und zeichnete sich dabei durch Unerschrockenheit und Opferwilligkeit aus, wenn es galt, im feindlichen Feuer die Verwundeten und Sterbenden aufzusuchen und ihnen Hilfe und Trost zu bringen. In Ausübung seines Berufs geriet er vor Belfort in französische Gefangenschaft, wurde als angeblicher Spion zum Tode verurteilt, von den vorrückenden Deutschen aber wieder befreit. Nach Kriegsende amtete er kurze Zeit als Pfarrer zu Stetten am Kalten Markt, übernahm aber schon 1872 auf Wunsch des katholischen Armeebischofs die Funktionen eines Divisionspfarrers zu Konstanz, ging als solcher 1878 nach Diedenhofen und von da über Saarbrücken, wo er während einer heftigen Choleraepidemie in den Lazaretten wacker seiner Pflicht nachging, als Militäroberpfarrer des 17. Armeekorps nach Koblenz. Im Januar 1907 trat er in den Ruhestand und zog sich nach Endingen zurück. Von hohem, kräftigem Wuchse, mit langwallendem Barte, eine stattliche Erscheinung, war er auch seinem Wesen nach ein echter, rechter Soldatenpfarrer; gütig, temperamentvoll und launig, wußte er mit seinen Leuten zu reden und war bei den Mannschaften allseitig beliebt. Noch kurz vor seinem Tode, der am 21. April 1907 erfolgte, wurde er von Papst Pius X. zum Ehrenkämmerer ernannt, nachdem ihm von seiten seines Kaisers und seines Landesherrn zuvor schon zahlreiche Auszeichnungen zuteil geworden waren. In einem Büchlein „Meine Erlebnisse als deutscher Feldpater während des deutsch-französischen Krieges" hat er seine Eindrücke anschaulich geschildert (2. Auflage, Koblenz 1904).

(Literatur: Bad. Militärvereinskalender 1908, S. 62. — Freib. Diözesanarchiv, N. F., 12, 21. — Persönliche Erinnerungen.)

K. O.

Gustav Brugier,

geboren am 18. August 1829 in Tauberbischofsheim, widmete sich dem Studium der katholischen Theologie und begann nach der am 10. August 1852 erfolgten Ordination seine Seelsorgertätigkeit als Kaplan in Karlsruhe. Von 1860 war er als Klosterbeichtvater in Rastatt tätig, wo er zugleich eine Dozentenstelle an der dortigen Klosterschule versah. 1884 wurde ihm dann die ausgedehnte Münster-

pfarrei in Konstanz übertragen, welche er bis zu seinem Tode — 13. September 1903 — innehatte. Am 18. Mai verlieh ihm Leo XIII. die Würde eines päpstlichen Hausprälaten. Neben seinem pfarramtlichen Wirken, das ihm allseitige Hochschätzung und Verehrung einbrachte, fand Brugier auch noch Muße zu publizistischer Tätigkeit. Fanden seine Schrift zum „Neunhundertjährigen Jubiläum des Bischofs Konrad von Konstanz" und seine in elf Auflagen erschienene „Liturgische Erklärung der heiligen Messe" schon allgemein Anklang, so galt dies ganz von seiner „Geschichte der deutschen Literatur". Das Erscheinen dieses lebensfrisch und populär geschriebenen Buches, welches sich vornehmlich zum Gebrauch an höheren Schulen und zum Privatstudium eignete, galt als literarisches Ereignis, und eine Reihe von Kritikern wies hinsichtlich der Gemeinverständlichkeit desselben darauf hin, daß es zuvörderst Brugier gelungen sei, die Kenntnis der deutschen Literatur in breite Volksschichten zu tragen.

(Vgl.: Oberrhein. Pastoralblatt, V (1903); Schr. d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees, 33 (1904); Freib. Diöz.-Arch., N. F., VII.)

Siebert.

P. Benevenut (Georg) Stengele

wurde in Altheim bei Frickingen im badischen Linzgau am 5. April 1842 als Sohn eines Wagners geboren. Trotz großen Neigungen und Fähigkeiten zum Studium mußte der junge Georg auf ausdrücklichen Wunsch der Stiefmutter nach Vollendung der Volksschule das väterliche Handwerk erlernen. Indessen ließ er sich aber nach Erlangung der Volljährigkeit nicht von seinem Vorhaben abbringen, und mit Hilfe von Stipendien wurden in kurzer Zeit die Gymnasialstudien bei den Benediktinern von Mariastein (Basel) nachgeholt. Schon längst entschlossen, selbst Ordensmann zu werden, fand Stengele im Juni 1869 Aufnahme im Minoritenkloster zu Würzburg und erhielt bei der Einkleidung den Namen Benevenut. Nach Ablegung der feierlichen Gelübde im Juni 1893 wurde er am 6. August des gleichen Jahres zum Priester geweiht. Seine Tätigkeit als Ordensmann entfaltete er zunächst in Oggersheim (Rheinpfalz), später in Schönau (Unterfranken) und in Schwarzenbach (Mittelfranken), kehrte aber alsbald wieder in sein Heimatkloster zurück, das er bis zu seinem Tode am 11. November 1904 nun nicht mehr verließ. Die Klosterbibliothek, zu deren Ver-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

walter er bestellt wurde, sowie der Beichtstuhl gaben dem stillen Minoritenmönch, dem die Natur die für den Missionsprediger unumgänglich notwendige Redegabe versagt hatte, ein weites Feld für segensreiche Lebensarbeit. Stengeles Neigungen für historische Studien fanden alsbald Ausdruck in zahlreichen, meist kleineren Publikationen, welche der Geschichte einzelner Orte und Klöster gewidmet waren. Seine besonderen Interessen galten dem badischen Linzgau — Stengeles Heimat. In seiner „Linzgovia sacra" sowie in mehreren namhaften Beiträgen zu verschiedenen Bänden des Freiburger Diözesenarchivs veröffentlichte er seine Forschungsergebnisse, wodurch er sich bleibende Verdienste um die Heimat- und Kirchengeschichte des badischen Landes erwarb.

(„Linzgovia sacra", 1887. Über Stengele und seine im Freiburger Diözesanarchiv veröffentlichten Aufsätze vgl. Birnaukalender 1929, S. 54 ff.) Siebert.

Carl Scholl.

Als Sohn eines Beamten, späteren Amortisationskassendirektors, ist Carl Scholl in Karlsruhe am 17. August 1820 geboren. Aber nicht väterliches Vorbild, sondern großväterliche Art und Lebenshaltung übten entscheidenden Einfluß auf den Heranwachsenden. Und zwar machte sich der von zwei Seiten her geltend: seine beiden Großväter, wie überdies noch mehrere Oheime, waren Pfarrer. Starke Neigung zu lehrhaftem Führen lag ihm von daher unverkennbar im Blut. Und dazu kam noch ein zweites: noch aus den Erinnerungen des Achtzigjährigen spricht deutlich der Stolz, den das Kind empfand, wenn es — in den Schulferien — am Sonntagmorgen an der Hand des zur Predigt schreitenden großväterlichen Seelenhirten zur Kirche ging und mit recht wachem Bewußtsein an der dem würdigen alten Herrn neben ihm erwiesenen Achtung teilnahm. Er war ersichtlich aufgeweckt und — ehrgeizig genug, um schon damals den Wunsch nach ähnlich autoritativer Stellung lebhaft zu empfinden. Kein Wunder, daß der Jüngling, der von 1826 bis 1838 das Lyzeum in Karlsruhe durchlaufen hatte, sich wie selbstverständlich dem Studium der Theologie zuwandte. Daß es nicht der Geist starrer dogmatischer Gebundenheit war, was ihm aus den Pfarrhäusern und Kirchen seiner Jugendtage entgegenwehte, sondern

der eines freilich etwas unklaren, dafür aber auch ungemein weitherzigen, toleranten Christentums, das hat seiner nichts weniger als unkritischen Natur diese Wahl ohne Zweifel sehr erleichtert. Auch kam die Verträglichkeit der Konfessionen untereinander, wie sie uns aus jenen Tagen vielfach überliefert ist, und die freundliche Nachbarschaft zwischen Theologie, Wissenschaft und Literatur seinen innersten Neigungen aufs Glücklichste entgegen.

Schon Tübingen aber, wo er von 1838—1841 studierte, brachte ihm den damals unvermeidlichen Konflikt. Die Baur, Zeller, und nicht zuletzt das heimlich verschlungene „Leben Jesu" David Friedrich Straußens rissen ihn aus der theologischen Unentschiedenheit, in der er aufgewachsen war, unerbittlich heraus und stellten ihn vor die Wahl zwischen dogmatischem Positivismus und grundsätzlich unbeschränktem Liberalismus. Nicht ohne schwere innere Kämpfe entscheidet er sich innerlich für die Freiheit. Heidelberg, wo er im Jahre 1842 sein Studium zu Ende bringt, bestärkt ihn nur in seinem Standpunkt. Ja, sogar eine tröstliche Hoffnung schöpft er aus der Tatsache, daß er trotz seiner im Examen mit aller Deutlichkeit ausgesprochenen Überzeugung für geeignet und würdig befunden wird zu predigen, zu lehren und Sakramente zu spenden. Um jedoch erst mit sich selber völlig ins reine zu kommen, geht er nach gut bestandenem Examen, unter Verzicht auf ein Vikariat, im Sommer 1842 als Lehrer an das Lyzeum Karlsruhe. Die dabei übernommene Verpflichtung zu predigen, trägt ihm gleich bei der ersten Gelegenheit (23. Sonntag nach Trin. 1842) einen flammenden Protest dreier positiver Pfarrer (Wilhelmi, Eichhorn, Haag) im „Badischen Kirchen- und Schulblatt" ein. Fühlbar aus der Stimmung des „nun erst recht" heraus hält er seine zweite, die „Frühlingspredigt" (1843), diesmal unbehelligt. Anfang 1844 gibt er die Lehrerlaufbahn auf, weicht aber auch jetzt der Aufforderung, sich um ein Vikariat zu bewerben, aus und unternimmt eine Reise, die ihn nach München, Tirol, Venedig und durch Oberitalien und die Schweiz wieder heim führt. Nicht ausgeschlossen erscheint es, daß er sich gerade damals von seiner früh erwachten poetischen Begabung nachhaltigere Erfolge versprach. Ein von Dr. Bauer in der jetzt der Badischen Landesbibliothek angeschlossenen ehemaligen Karlsruher Theaterbibliothek gefundenes Manuskript eines — am 12. Mai 1844 in Karlsruhe aufgeführten — Dramas: „Prinz Ludwig von Baden" (gemeint ist der

Türkenlouis) legt die Vermutung nahe. Der Erfolg muß aber so sehr ermutigend nicht gewesen sein. Heimgekehrt, macht Scholl sein Examen als Philologe, mit der weiter dauernden Verpflichtung, als Prediger auszuhelfen. Und wieder entspringt daraus, diesmal zum endgültigen Bruch führend, der Konflikt. Die damals in ganz Deutschland mächtig aufflammende religiöse Bewegung, die von dem Breslauer Pfarrer Ronge ausging, hatte auch ihn erfaßt. Gewohnt zu bekennen, erklärte er sich in seiner Predigt am 5. Januar 1845 offen für den neuen Reformator, und dem folgte, auf eine Beschwerde zweier Hörer hin, am 18. Januar seine Suspension.

Damit war der Würfel auch über sein äußeres Leben gefallen. Alles, was ihm nun noch eine Zeitspanne von fast sieben Jahrzehnten an innerer und äußerer Unruhe, an Kämpfen, Erfolgen und Enttäuschungen brachte, war unvermeidliche Folge dieser grundsätzlich entscheidenden Wendung.

Der erste Schritt war sein Anschluß an die deutsch-katholische Bewegung und die Berufung zum Prediger der jungen Mannheimer Gemeinde. (Probepredigt am 4. Januar 1846.) Schon 1847 aber gibt er diese Tätigkeit auf. Sich durch freie Vorträge eine Existenz zu schaffen, mißlingt. Ebenso der auf Ronges Anregung unternommene Versuch, in der Hamburger Freien Gemeinde als Prediger anzukommen. Der Gedanke, nach Amerika auszuwandern, taucht auf. Da bietet eine freireligiöse Hamburger Familie ihm die Stelle eines Hauslehrers an. Ein paar Monate bleibt er. Bis die in Österreich ausgebrochene Revolution ihn durch die Aussicht auf fruchtbare Tätigkeit religiöser Natur nach Wien zieht. Er gründet dort — 1848 — und bald darauf in Graz eine freie Gemeinde und findet, wie überall, wo er wirkte, warme Freunde. Aber die siegreiche Reaktion duldet ihn und seine Arbeit nicht. 1849 wird er ausgewiesen. In Schweinfurt findet er den nächsten Wirkungskreis als Prediger, aber auch hier nur für kurze Zeit. 1850 führt ihn die Auswanderersehnsucht über den Kanal; doch ändert er — bereits in London — seinen Entschluß noch einmal und kehrt über Paris (1851) wieder heim. Unter dem Druck der österreichischen Polizei erläßt im folgenden Jahre (unterm 11. September) das Großherzogliche Stadtamt Karlsruhe ein Fahndungsschreiben „wegen Hochverrats" gegen ihn, worauf er in die Schweiz flieht. Bis 1858 lebt er in Zürich als freier Schriftsteller, die letzten drei Jahre als Direktor des Züricher

Aktientheaters. In der gleichen Eigenschaft finden wir ihn 1858—1860 in Freiburg im Breisgau, von wo er schließlich, bereichert um die Erfahrung, daß er zum Geschäftsmann nicht tauge, in seine alte, ihm weit gemäßere Tätigkeit zurückgeht: 1860—1868 ist er wieder freireligiöser Prediger in Mannheim. Zum zweitenmal durch mancherlei Enttäuschungen von da vertrieben, predigt er 1868—1875 in Nürnberg, um doch wieder nach Baden zurückzukehren: 1875—1880 sehen wir ihn in Heidelberg. Dann aber holen ihn die Nürnberger wieder, denen er nun die Kraft seines hohen Alters noch volle 18 Jahre hindurch widmet. 1899 scheidet er aus dem Amt und siedelt nach München über, wo er, bis in seine letzten Tage unermüdlich schriftstellerisch tätig, noch neun Jahre lebt. Am 26. März 1907 ist er gestorben; seine Asche wurde auf seinen Wunsch in Mannheim beigesetzt.

Carl Scholl war eine vorbildliche Kämpfergestalt von entschieden liberaler Prägung. Kampf und Bekenntnis war der Inhalt von allem, was er redete und schrieb. Und es gibt keine Frage, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Gemüter bewegte, zu der er nicht Stellung genommen hätte in einer seiner zahlreichen Flugschriften oder in der von 1869—1902 von ihm nahezu ohne jede fremde Mitarbeit herausgegebenen Monatsschrift „Es werde Licht!", oder als erfolgreicher Redner auf seinen Vortragsreisen, die ihn ein halbes Jahrhundert lang durch so ziemlich alle größeren Städte besonders des südlichen, aber auch des nördlichen Deutschland führten. Der Redner aber so gut wie der Schriftsteller hielt sich bei aller Freimütigkeit und bewußten rhetorischen Beschwingtheit zeitlebens vom Gehässigen und Fanatischen vollkommen frei. Ganz im Geiste eines wahrhaft unparteiischen Liberalismus stellte er jederzeit Versöhnung und Einheit über alle trennenden Gegensätze. Kein Wunder, daß er mit einer gegen sein Lebensende stark wachsenden Resignation in eine Zeit hineinsah, die als höchste Freiheitsform die Ellbogenfreiheit anerkannte.

Verheiratet war Scholl seit 1862 mit der im Jahre 1840 geborenen Tochter Regine des Rabbiners Eller in Zelle, die ihm in glücklicher Ehe sieben Kinder schenkte, darunter zwei Söhne, die beide jung starben. Daß auch seine Frau ihm (im Juli 1902) im Tode vorausging, war der schwerste Schlag, der den vom Schicksal nicht Verwöhnten traf.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Von seinen Streit- und Aufklärungsschriften seien erwähnt: „Drei Vorträge, gehalten vor der deutsch-katholischen Gemeinde Mannheim, zugleich als Rechtfertigung meines Anschlusses" (1846). „Meine Suspension" (1846). „Das Wesen des Deutschkatholizismus oder die Versöhnung des Glaubens und der Wissenschaft" (1846). „Die Messiassagen des Morgenlandes" (1852). „Zur Einigung der Konfessionen in der Religion der Humanität" (1860). „Freie Stimmen aus dem heutigen Frankreich, England und Amerika über Lebensfragen der Religion" (1863). „Die Entstehung des Papsttums" (1867. 1894). „Nehmen wir alles?" (1870). „Die neueste Gewalttat Roms oder das Dogma der Verzweiflung" (1870). „Offener Brief an einen protestantischen Geistlichen Bayerns" (1870). „Dem Andenken Ludw. Feuerbachs" (1872). „Wahrheit aus Ruinen oder das ewige Evangelium der Humanität" (1873). „Meine Sterne. Eine Sammlung von Gedichten" (1885; 4. Aufl. 1906). „Offener Brief an einen deutschen Bischof" (1891). „Gegen Rom und römische Anmaßung" (1890). „Krieg dem Kriege!" (1893). „An der Grenzscheide zweier Welten" (1893). „Was droht uns von Rom?" (1896). „Religion auf Kommando" (1896). „Die große Lüge im religiösen Leben der Gegenwart" (1890). „Meine Kämpfe. Erinnerungen und Gedichte" (1902). „Durch Nacht zum Licht! Mein religiöser Entwicklungsgang" (1904).

Von seinen poetischen Arbeiten: „Die Beethovenfeier in Zürich." (Ein dramatischer Prolog. 1854.) „Serubabel." (Schauspiel. 1854.) „Auf dem Weg zur Wahrheit." (Gedichte. 1855.) „Die Brüder." (Eine Alpenszene. 1861.) „Raymund de Beziers." (Trauerspiel. 1879.)

A. Sexauer.

Ferdinand Scipio.

Die Familie Scipio stammt aus Waldeck. Gottfried Wilhelm Scipio (1752—1830), der Jurist, Arzt und hohenzollerscher Hofrat in Worms war, zog 1816 nach Mannheim. Sein Sohn Georg Wilhelm Scipio (1792—1847) ist der Vater Ferdinand Scipios, der als Jüngster von mehreren Geschwistern am 27. August 1837 in Mannheim geboren wurde. Er besuchte zunächst die humanistischen Schulen in Weinheim und Mannheim, darauf 1856 die Ecole Centrale des Arts et Manufactures in Paris, die er 1859 mit dem

Diplom eines Zivilingenieurs verließ. Nach einem Jahr praktischer Arbeit bezog er die Universität Heidelberg, wo er besondere Studien in der Chemie bei Bunsen und in der Geschichte bei Häusser betrieb. Trotz der technischen Vorbildung, die ihn eigentlich zu einem anderen Beruf bestimmt hätte, widmete er sich nach Abschluß der Universitätsstudien 1862 der Verwaltung des Familieneigentums, das aus den Gütern Seehof bei Hemsbach an der Bergstraße und Rineck im Amt Mosbach bestand. Neben der Umbildung sterilen Sandbodens durch Rieselbewässerung aus der Weschnitz befaßte er sich mit dem Hopfenbau, bei dem er ein Drahtsystem erfand, das auf der Pariser Weltausstellung 1867 als „System Scipio" ausgezeichnet wurde. Seine Hauptsorge galt aber in der späteren Zeit Rineck, das er von 1872 ab als alleiniger Besitzer bewirtschaftete.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der sechziger Jahre machten Scipio von selbst zum Vorkämpfer des Gedankens des solidarischen Zusammenschlusses der Landwirte. Er widmete sein Augenmerk zunächst dem Landwirtschaftlichen Bezirksverein Mannheim. Er war ferner der erste Vorsitzende des Pfalzgauverbandes der landwirtschaftlichen Bezirksvereine Unterbadens. Seine eigene Gründung war 1870 der Landwirtschaftliche Club in Mannheim, in dem er 33 Jahre den Vorsitz geführt hat. Dieser Club vereinigte die praktischen Landwirte zum Zwecke der beruflichen Fortbildung. Seiner Initiative gelang es, im Jahre 1880 auf dem Gelände des heutigen Friedrichsparks in Mannheim eine große landwirtschaftliche und gewerbliche Ausstellung zu veranstalten. Scipio wurde bald Mitglied des Landwirtschaftlichen Zentralausschusses für Baden und des Deutschen Landwirtschaftsrates. Ebenso wurde er nach der Gründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft 1886 als badisches Mitglied in den Gesamtausschuß gewählt. Seinem Eingreifen war es mit zu verdanken, daß die große Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft im Jahre 1902 in Mannheim stattfand.

Es war selbstverständlich, daß sich die politischen Parteien Unterbadens den bewährten landwirtschaftlichen Führer zu sichern suchten. Ferdinand Scipio war durch Abstammung und Geburt ein Angehöriger des liberalen Bürgertums seiner Zeit. Er stand den Zielen des Nationalvereins nahe und erkannte bereits in den sechziger Jahren die geschichtliche Mission Preußens. Durch seine Verheiratung mit Clothilde Jordan aus Deidesheim (1865) kam er auch verwandt-

schaftlich in eine besonders politisch eingestellte Atmosphäre (Jordan, Buhl, Deinhard). Scipio schloß sich der Nationalliberalen Partei an, auf deren rechtem Flügel er stand. Als 1874 Staatsrat Dr. Lamey, der bisherige Vertreter des 11. badischen Reichstagswahlkreises Mannheim-Weinheim-Schwetzingen, sein Mandat niederlegte, wurde Ferdinand Scipio von der Nationalliberalen Partei aufgestellt und glatt gewählt. Auch 1877 wurde er mit großer Mehrheit wiedergewählt. 1878 jedoch unterlag er gegen den Demokraten Wilhelm Kopfer. Nach sechsjähriger Pause stellten ihn die Nationalliberalen im Wahlkreis Bensheim-Erbach wieder auf. 1884, 1887 und 1890 wurde er stets mit großer Mehrheit gewählt, 1893 drang er jedoch gegen den Antisemiten Hirschel nicht mehr durch.

Die parlamentarische Hauptarbeit Scipios lag mehr in den Ausschüssen, wo er seinen Rat und seine Erfahrung als wirtschaftlicher Sachverständiger und auch als Süddeutscher in den einschlägigen Fragen ausgezeichnet zur Geltung bringen konnte. Er gehörte der Budgetkommission und der Petitionskommission an und war naturgemäß Spezialist für landwirtschaftliche, im besonderen für Tabak- und Hopfenfragen. Er verzettelte sich jedoch nicht in lokale oder Einzelfragen. Sein großer Gesichtskreis und seine auf geschichtlicher Erkenntnis beruhende Auffassung von der Notwendigkeit der inneren und äußeren Durchdringung des Reichsgedankens lenkten Blick und Tätigkeit auf Gebiete, die weit jenseits partikularer Interessen lagen. Organisation und Förderung des Auswanderer- und Transportwesens nach Übersee, dieses wiederum gestützt durch Ausbau des Versicherungswesens dafür, sind besondere Belege seiner Weitzügigkeit.

In die zweite Periode seiner Reichstagstätigkeit fällt der Übergang zur Kolonialpolitik. Auf diesem Gebiete betätigte sich Scipio mit besonderer Begeisterung, so daß man ihn geradezu als Kolonialpionier ansehen kann. Er war von Anfang an Mitglied der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft und der Neuguineakompanie. 1897/98 erwarb er im Norden Kameruns Küstengelände, auf dem er die Pflanzung Idenau vornehmlich für den Kakaobau errichtete. Dieser Idealismus war aber außerordentlich kostspielig und bereitetete ihm zeitweilig große Sorgen.

Scipio war an sich kein hinreißender Redner. Ihm fiel der freie Fluß der Rede schwer, weshalb er sich in der Hauptsache auf sachliche Angaben und Daten beschränkte. Aber gerade diese schlichte

und sachlich unanfechtbare Art des Vortrages, die sich auch in seinen für die „Kölnische Zeitung" verfaßten Kommissionsberichten widerspiegelte, sicherte ihm stets das Ohr des Hauses, zumal er immer bemüht war, auch dem gegnerischen Standpunkt gerecht zu werden.

Scipios Ziel und Aufgabe war, wie es seiner hochentwickelten sozialen Einstellung entsprach und wie er es selbst ausdrückte, das Suum cuique eines jeden Standes im Vaterlande. Da er sein ganzes politisches Leben nach diesem Grundsatze eingerichtet hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß ihm nach seiner Wahlniederlage 1893 immer wieder von neuem aussichtsreiche Kandidaturen angeboten wurden. Er lehnte sie aber ab, um sich den wirtschaftlichen Fragen und den Belangen der engeren Heimat widmen zu können. Dazu machte ihn seine Doppelstellung in Industrie und Landwirtschaft besonders geeignet. Seine Zugehörigkeit zur Portlandzementfabrik Mannheim und zur Zuckerfabrik Frankenthal einerseits und zur Rheinischen Hypothekenbank, deren Vorsitz er von der Gründung (1871) an bis zu seinem Tode führte, und einer Reihe von weiteren wirtschaftlichen Unternehmungen andererseits, ließ ihn die Verschiedenartigkeit der Interessen, aber auch die Notwendigkeit ihrer gemeinsamen Förderung erkennen, zumal in den Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Kriege. Der Verschuldung des landwirtschaftlichen Berufsstandes steuerte er durch die Einführung des Annuitätensystems, das der Grundentlastung dankbare Wege eröffnete.

1895 erfolgte seine Berufung in die Erste Badische Kammer. Auch hier war er einer der erfahrensten Sachverständigen für Wirtschaftsfragen. Als 1903 sein Mandat ablief, lehnte er eine Wiederberufung ab. Sein Nachfolger wurde der Mannheimer Oberbürgermeister Beck. Ungeachtet seiner großen beruflichen und parlamentarischen Inanspruchnahme verwandte Scipio einen großen Teil seiner Zeit für vaterländisch-charitative und evangelisch-kirchliche Ziele. So war er 1870/71 Lazarettvorstand und Mitbegründer des Männerhilfsvereins in Mannheim. Trotz der Fülle der Ehrenämter und sonstigen Funktionen war Ferdinand Scipio persönlich bescheiden und zurückhaltend. Den Titel eines Geheimen Kommerzienrates und den durch Verleihung eines württembergischen Ordens erhaltenen Adel hat er nach außen fast niemals angewandt. Er wollte, als den er sich stets bezeichnete, nur ein einfacher Gutsbesitzer sein. In seinem Haus, das sich durch traditionelle edelste Gastfreundschaft auszeichnete,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

herrschte ein großer Verkehr, an dem viele bedeutende Männer der Politik, der Wirtschaft und des deutschen Geisteslebens teilnahmen. Tief betrauert, starb er in Mannheim am 22. Mai 1905.

Ferdinand Scipio war, das kann man heute aus der Rückschau eines Vierteljahrhunderts nach seinem Tode sagen, der Typ des deutschen Bürgerpatriziers der alten Schule. Prinz Max von Baden, der als Präsident der Ersten Kammer ihn während der letzten Jahre seines Lebens kennengelernt hatte, faßte sein Urteil in die treffenden Worte zusammen, er habe selten einen Mann gesehen, in dem so viel Güte mit so viel Weisheit gepaart gewesen sei.

Kurt Fischer.

Berthold Baumstark,

geboren zu Freiburg i. Br. am 29. November 1843, war der jüngste von sechs Söhnen des Freiburger Philologieprofessors Anton Baumstark (Bad. Biogr. I, 52), von denen Reinhold (Bad. Biogr. IV, 51) durch sein Hervortreten im öffentlich-politischen Leben in weiteren Kreisen bekannt wurde. Nach Absolvierung des Lyzeums seiner Vaterstadt besuchte Berthold die Universitäten Freiburg und Tübingen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, legte 1865 und 1867 die beiden vorgeschriebenen Staatsprüfungen ab und ließ sich nach Erledigung des staatlichen Vorbereitungsdienstes 1869 zu Karlsruhe als Rechtsanwalt nieder. Mit kurzer Unterbrechung im Kriege von 1870/71, in dem er als Divisionsauditeur im Felde verwendet wurde, verbrachte Baumstark seine ganze folgende Lebenszeit in der Residenzstadt und war nahezu 40 Jahre in seinem Berufe tätig, in dem er sich allgemeinen Ansehens erfreute. Das hohe Vertrauen, das er bei seinen Standesgenossen sich erwarb, bewirkte 1883 seine Wahl zum Vorsitzenden des Vorstandes der Badischen Anwaltskammer. Die Ernennung zum Fiskalanwalt 1892 bezeugte, wie sehr seine Fähigkeiten auch von der Regierung eingeschätzt wurden. Bei seinem Übertritt in den Ruhestand 1907 ehrte die Justizverwaltung mit Worten dankbarer Anerkennung seine Verdienste um die Rechtspflege, nachdem Großherzog Friedrich I. ihn 1905 schon durch Verleihung des Kommandeurkreuzes des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet hatte. Nur kurze Altersrast war ihm vergönnt: am 3. Januar 1909 setzte der Tod seinem Leben ein Ziel.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sein hoher, stattlicher Wuchs, sein feines, dunkelblasses Antlitz, mit dem langwallenden, schwarzen Barte und dem belebten, feurigen Auge, gaben der äußeren Erscheinung ein eindrucksvolles Gepräge. Dabei war er abhold jeder Pose. Seine tüchtige juristische Begabung wirkte sich in Schrift und Rede nach Inhalt und Form immer schlicht und sachlich aus, ohne Pathos und Floskeln, freimütig, wohldurchdacht und klar. Ehrgeiz und Streben nach Geltung und Ehrung in der Öffentlichkeit lagen ihm fern. Am politischen Leben sich zu beteiligen, lehnte er ab. Nur einmal, vor den Reichstagswahlen von 1890, ließ er sich als alter Burschenschafter — er war Mitglied der Freiburger „Teutonia" — dazu herbei, an der Spitze der damals in Baden gebildeten Freisinnig-demokratischen Partei mit seinem Namen hervorzutreten.

In seiner Lebens- und Berufsarbeit war Baumstark geleitet von einem starken Gerechtigkeitswillen gegenüber seinen Mitmenschen, ohne Ansehen der Person. Gewalttat und Unrecht gegen Schwache und Bedrängte fanden in ihm einen scharfen und unerbittlichen Bekämpfer; die Berufspflicht des Anwalts als Sachwalters im Dienste des Rechts war ihm Herzenssache. Dem Präsidenden der Anwaltskammer und Vorsitzenden ihres Ehrengerichts galt die Wahrung der Integrität und Würde seines Standes allezeit als oberstes Gebot.

Gustav Binz.

Karl Cadenbach

wurde zu Essen am 6. September 1835 geboren als Sohn des dortigen Professors Karl Cadenbach, der 1850 als Lyzeumsdirektor nach Heidelberg übersiedelte, und widmete sich nach dort bestandenem Abitur 1852 in Bonn und Heidelberg dem Studium der Rechte, wobei er für die Lösung einer akademischen Preisaufgabe „Über die Allmenden" ausgezeichnet wurde. 1858 Rechtspraktikant, 1860 Referendär, war er von 1864 bis 1882 als Staatsanwalt in verschiedenen Städten des Landes tätig, wurde 1882 Oberlandesgerichtsrat, wirkte 1887 bis 1897 als Landgerichtsdirektor in Waldshut und Mannheim, wurde dann Landgerichtspräsident zu Waldshut und Offenburg und kam 1902 als solcher nach Heidelberg, wo er wenige Monate nach seiner Zuruhesetzung am 23. September 1910 verschied. Seit 1867 war er mit Luise von Krafft-Ebing, einer Schwester des

bekannten Wiener Psychiaters, vermählt. Als Mensch und Beamter erfreute sich Cadenbach einer außerordentlichen Beliebtheit und Wertschätzung, wie sie wohl selten einem richterlichen Beamten zu teil wird. Liebenswürdig und leutselig, unterhielt er auch in weiteren Kreisen der Bürgerschaft stets die freundlichsten Beziehungen.

Von der hohen Auffassung, die er von seinem Berufe hatte, zeugen die in der Heidelberger Chronik (1910, S. 294) mitgeteilten Worte, die er beim Ausscheiden aus seinem Amte an sein Heidelberger Kollegium richtete. „Man kann" — so urteilt einer seiner damaligen Berufsgenossen — „Cadenbachs Persönlichkeit vielleicht nicht besser zeichnen, als indem man ihn eine richterliche Natur nennt. Gerechtigkeit war der Grundzug seines Wesens und seine Richtschnur, nicht nur im Gerichtssaal. Sie war — auch darin war er ein echter Richter — gemildert durch menschliche Güte und äußerte sich in ruhiger Klarheit. So bot er allen, die ihn kannten, ein wohltuendes Bild pflichtbewußter Vornehmheit."

(Personalakten. — Mitteilungen von Herrn Universitätsprofessor Dr. Heinsheimer in Heidelberg. — Chronik der Stadt Heidelberg 1910, 294 f.) K. O.

Gustav Schlusser

wurde zu Wiesloch als Sohn eines mittleren Beamten am 5. Juni 1860 geboren und widmete sich, nachdem er im Karlsruher Gymnasium seine humanistische Schulbildung empfangen, 1877 bis 1880 in Heidelberg dem Studium der Rechte. 1880 unterzog er sich der ersten, 1884 der zweiten juristischen Staatsprüfung, beidemal mit rühmlichem Erfolg. 1886 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen, wurde der junge hochbegabte und strebsame Beamte im folgenden Jahre als Amtmann dem Bezirksamt Bruchsal beigegeben, vertauschte diese Stellung aber schon 1889 im Mai mit dem Amte eines Oberbürgermeisters, das dem erst Neunundzwangjährigen von der Stadt Lahr in ehrenvoller Weise angetragen wurde. Während seines ein Jahrzehnt umfassenden dortigen Wirkens beschäftigte ihn vor allem die Neuordnung der städtischen Verwaltung, bei der sein hervorragendes organisatorisches Talent sich bewährte. Unter den größeren städtischen Unternehmungen, die er durchführte, sind an erster Stelle der Bau einer Straßenbahn und verschiedene kommunale Bauten

(Schlachthaus, Schulhaus) zu nennen. Das allgemeine Vertrauen, das er sich erwarb, bewirkte seine Wahl in den Badischen Landtag, dem er als Vertreter des Bezirks Lahr und Mitglied der Nationalliberalen Partei 1891 bis 1895 angehörte. 1899 kehrte er in den Staatsdienst zurück und trat als Ministerialrat in das Ministerium des Innern ein, wo er mit der ihm eigenen außerordentlichen Arbeitskraft, Gewissenhaftigkeit und Geistesschärfe sich den neu erwachsenden wichtigen Aufgaben unterzog und nebenher, wie in Lahr, immer noch Zeit zu fruchtbarer literarischer Tätigkeit fand. Frisch und natürlich, freundlich und dienstbereit, gewann er auch im persönlichen Verkehr überall Sympathien. So trauerten um ihn weite Kreise, als ein früher Tod am 28. Februar 1902 seinem Leben ein Ziel setzte und mit ihm gar manche Hoffnungen, zu denen es berechtigte, begrub. Verheiratet war Gustav Schlusser seit Juni 1887 mit Margarete Eisenlohr, einer Tochter des Innenministers. Der einzige Sohn, Hans, fiel als Lehramtspraktikant im Weltkrieg.

(Karlsruher Zeitung vom 4. 3. 1902; Bad. Landeszeitung vom 9. 3. 1929; Biogr. Jahrbuch 1902, 102; Dienstakten.) K. O.

Leopold Feigenbutz,

geboren am 15. August 1827 zu Mörschenhardt, Amt Buchen, besuchte in den Jahren 1844 bis 1846 das Lehrerseminar in Ettlingen und kam schließlich nach jeweils vorübergehender Tätigkeit als Unterlehrer in Kuppenheim, Schwabenheimerhof, Kronau und Ladenburg im Jahre 1875 nach Flehingen, woselbst er während vierundvierzig Jahren das Amt eines Hauptlehrers versah. 1901 trat er in Ruhestand. Drei Jahre später, an seinem 77. Geburtstage, dem 15. August 1904, gab eine große Anzahl von Freunden dem zwei Tage zuvor Dahingeschiedenen das letzte Geleite. Neben seinen allgemeinen Verdiensten als Schulmann, welche noch zu seinen Lebzeiten anläßlich seines vierzigjährigen Dienstjubiläums als Hauptlehrer in Flehingen eine entsprechende Würdigung erfuhren, hat Feigenbutz in seiner Eigenschaft als Lokalhistoriker sich noch besondere um die badische Heimatgeschichte erworben. Seine erste Veröffentlichung erschien 1875. Es waren die „Alten Nachrichten von Flehingen", welche schon sein Amtsvorgänger, der auch als Volksdichter bekannte Samuel F. Sauter († 1846), gesammelt hatte. Das kurze Zeit darauf erschienene Buch:

„Der Kraichgau und seine Orte" (1878), in welchem Feigenbutz alle nur erreichbaren Notizen zur Geschichte des Kraichgaus zusammentrug, leistet noch heute jedem Freunde der Ortsgeschichte die besten Dienste. Kleinere Arbeiten wie: „Der Amtsbezirk Bretten" (1890), „Der Amtsbezirk Bruchsal" (1891) u. a. folgten später. — Als dann in den neunziger Jahren der Badische Lehrerverein die Herausgabe der „Geschichte und Entwicklung des badischen Volksschulwesens im Großherzogtum Baden" in Angriff nahm, fiel Feigenbutz die Bearbeitung der ehemals zu den Bistümern Speyer, Mainz, Würzburg, ferner Kurpfalz, sowie den früheren Fürstentümern Leiningen und Löwenstein-Wertheim gehörigen, nunmehr badischen Gebieten zu. Besondere Verdienste hat sich dann Feigenbutz um die Badische historische Kommission erworben, als deren Pfleger im Amtsbezirk Bretten er elf Gemeinde- und ebensoviel Pfarrarchive ordnete und verzeichnete. D. Siebert.

Carola Blacker

wurde in Karlsruhe am 8. April 1842 geboren als Tochter des Professors am Polytechnikum Baurats Dr. Karl Bader und der Augusta, geb. Fraenzinger. Ihr Großvater war der Freiburger Stadtphysikus Dr. med. Joseph Bader. Die Mädchenjahre verlebte sie in Freiburg, wohin ihr Vater nach seinem frühen Rücktritt vom Amt übersiedelte. Sie genoß eine vortreffliche Erziehung und empfing von ihrem vielfach literarisch tätigen Vater die geistige Anregung, die den Grund zu ihrer späteren Entwicklung legte. In Begleitung ihres Vaters lernte sie in Luzern den feingebildeten englischen Großkaufmann Louis Blacker kennen, dem sie mit zweiundzwanzig Jahren (Trauung in Stuttgart am 4. Juni 1864) als Gattin nach England folgte, das ihr eine zweite Heimat wurde. Aber obwohl sie tief in englisches Geistesleben eindrang, blieb sie doch ihrer deutschen und insbesondere süddeutschen Art treu. Ihr Heim in London war ein Stelldichein und oft eine Herberge deutscher Gelehrten, die ihre Studien nach England führten. Überhaupt stellte sie ihre Kenntnis von Land und Leuten sowie ihre persönlichen Beziehungen in den Dienst ihrer deutschen Landsleute. 1885 starb ihr Gatte, worauf sie abwechselnd in Deutschland und England lebte, bis sie schließlich ganz nach Freiburg übersiedelte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Von großer Bedeutung wurde für Carola Blacker die Freundschaft mit dem Münchener Ästhetiker Moriz Carrière, in dessen Schriften sie in schwerer Zeit Erhebung und mannigfaltige Anregung gefunden hatte. Durch ihn ermutigt, wagte sie die ersten Versuche als Schriftstellerin, indem sie in der von Otto v. Leixner geleiteten Deutschen Romanzeitung (28.—30. Jahrgang, Berlin 1891—1893) Aphorismen und kleine Skizzen veröffentlichte, die dann vermehrt als Buch („Innenschau und Ausblick", Heidelberg 1895) mit einem Vorwort von Carrière erschienen. Sie legen von dem Geistes- und Gemütsreichtum der Verfasserin Zeugnis ab und zählen zum besten in der Literatur der Spruchweisheit. Mit besonderer Anteilnahme verfolgte Carola Blacker alle Bestrebungen, die auf Verbesserung des Loses der Frauen abzielten, und blieb bis zu ihrem Ende schriftstellerisch in der Frauenfrage tätig. Andere Aufsätze waren englischen Schriftstellern gewidmet, die sie ihren alten Landsleuten näher bringen wollte, so eine Studie über Thomas Carlyle und J. Welsh. Mit Vorliebe befaßte sie sich mit Shakespeare. Zwei Aufsätze über Lady Macbeth und über Ophelia erschienen in der von Paul Lindau herausgegebenen Monatsschrift „Nord und Süd", ein anderer über „Stratford-on-Avon und Shakespeare" im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (Bd. 32). Zustatten kam ihr dabei das Talent, anschaulich und stimmungsvoll zu schildern, sowie die genaue Kenntnis aller Pflanzen und ihrer englischen und deutschen Namen, an der es viele Übersetzer fehlen ließen. Sie lieferte insbesondere den Nachweis, daß viele von Shakespeares Jugendeindrücken in der Nähe von Stratford sich in seinen späteren Werken in ausführlichen Schilderungen wiederfinden. Beachtung fand ferner eine Äußerung Carola Blackers in dem Streit über den Wert der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung. Sie wies (im Beiblatt der Anglia) nach, daß Schlegel infolge seiner ungenügenden Naturkenntnis viele Stellen bei Shakespeare falsch wiedergegeben hatte.

So leistete Carola Blacker in mehrfacher Weise geistige Vermittlerdienste zwischen Deutschland und England. Menschlich war sie von großer Herzensgüte, Selbstlosigkeit und Bescheidenheit. Sie starb zu Freiburg kinderlos an einem Herzschlag am 2. April 1902, tief betrauert von ihren zahlreichen Freunden, darunter namhaften Gelehrten, Dichtern und Dichterinnen.

(Nachruf von Wilhelm Wetz: Freiburger Zeitung 5. April 1902,

Nr. 79; Karlsruher Zeitung 18. April 1902, Nr. 105; Nachruf von Alfred Bock: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902, Nr. 91; private Mitteilungen.) — Über Karl Bader: F. Dor, Edle Männer und Frauen unserer Heimat. Karlsruhe 1920. S. 1—15.

F. Hefele.

Robert Haaß,

als Sohn des Hofgerichtsrates und spätern Oberstaatsanwalts Karl Haaß zu Bruchsal am 4. Dezember 1847 geboren, studierte nach dem Besuch der Gymnasien zu Bruchsal und Karlsruhe in Heidelberg zwei Semester Jura und wandte sich dann der Chemie zu. 1872/73 wirkte er als Chemiker in dem spanischen Städtchen Irun an der Bidassea und wurde 1888 als Vorstand des Chemisch-technischen Laboratoriums an der Technischen Hochschule nach Karlsruhe berufen, wo er bis zu seinem Tode am 23. Dezember 1905 tätig war. Seinen ersten Gedichteband „Abnoba" gab er 1889 unter dem Pseudonym H. Robert heraus, erst eine spätere Auflage trägt seinen wirklichen Namen, 1891 erschien unter dem Titel „Pro patria" eine Sammlung von Zeit- und Streitgedichten, die wesentlich vermehrt und erweitert unter dem Titel „Im Zeichen Bismarcks. Zeitgedichte und politische Stimmungsbilder" bis 1899 vier Auflagen erlebten. „Nachlaßgedichte" hat sein Freund Wilhelm Jensen 1906 im Verlag von E. Heitz in Straßburg herausgegeben.

Haaß muß als politischer Dichter und als Naturlyriker betrachtet werden. In seinen politischen Gedichten zeigt er vor allem eine starke patriotische Leidenschaft. Deutschlands Größe hängt ihm zusammen mit dem Geist der Denkfreiheit und der religiösen Freiheit. Er eifert gegen das Zentrum als die Verkörperung der geistigen Knechtschaft und findet seine begeisterten Hymnen in einer leidenschaftlichen Verehrung Bismarcks, als des nationalen Heros, in dem sich deutsche Kraft und deutsche Freiheit verkörpere. So sind die Gedichte Zeitgedichte. Sie haben in den Tagen ihres Erscheinens den Leserkreis begeistert und durften fünf Auflagen erleben. Aber für die Folgezeit mit ihren ganz andern Nöten und Fragen sind sie verklungene Töne. In der Form hinreißend und neben dem Pathos der Ergriffenheit von starker Satire und oft grollendem Humor, zeigen sie die Sprache der Nachromantiker der neunziger Jahre. Sie

erinnern etwa an Freiligrath und Geibel, im Humor blickt stellenweise das Antlitz Scheffels durch. Die Verehrung Bismarcks wird vielleicht spätern Geschlechtern etwas von dem heroischen Geist jener Zeit verraten.

Als Naturlyriker muß dagegen Robert Haaß eine größere Bedeutung zugemessen werden. In seinen Schwarzwaldliedern hat er die Seele seiner Sehnsucht geoffenbart. Er war eine durch und durch aufs Künstlerische gestimmte Natur, und darum litt seine Poetenseele schwer unter der täglichen Fron seiner Berufsarbeit, die ihm je länger, je mehr keine Befriedigung gewähren konnte. So suchte seine zart- und feingestimmte Seele das Glück in seinem Heim, zunächst unter der sorglichen Pflege der Mutter, und dann an der Seite einer spätgefundenen Frau. Die Befreiung seines Innern gab ihm die innige Liebe zu der Schwarzwaldheimat. Er wurde ein Schönheitswanderer, der überall in der Welt das Lichte und Sonnige schaute, aber das Liebste, was er kannte, war die „Diana Abnoba". Der Schwarzwald begegnete ihm bei allen seinen Fahrten durch die Welt als der stille Deuter der wahren Schönheit. Schwarzwaldtannen rauschen in seinem Ohr sogar in den Bergtälern des Baskenlandes, und die Wellen der Schwarzwaldberge leuchten ihm in den Fluten des neapolitanischen Golfs, in dem sich die schwarzen Mauern des castello d'ovo spiegeln. Im köstlichsten Licht schimmert seine Poesie da, wo der Dichter sich in seine Bergwelt verliert und sein Ich in der Natur völlig versinkt. So hat das Gedicht „Advent" (auf der Schwarzwaldbahn) den wundersamen Rhythmus der rollenden Eisenbahnräder im Gegensatz zu dem verträumten Frieden der tief verschneiten Täler zum Ausdruck gebracht, und die Lichteraugen der Schwarzwaldhäuser unter ihren dicken Schneehauben blicken verträumt und weihnachtlich in die Nacht, durch die der feuersprühende Zug fährt. Sein „Uhrenfriedel" ist die Verkörperung des wanderfrohen Schwarzwälders, der in die Welt hinaus das Bild der Heimat in fröhlichem Singen mit sich trägt. Lieder wie „Der Herbstmorgen", „Die Sommermonate", „Freiburg", „Hohenbaden" haben die Wunder des geheimnisvollen Waldes mit seinen verschwiegenen Wonnen, den Schattenplätzen, auf denen der Adlerfarn wächst, den Sonnenrainen, auf denen sich die hohen Stauden des Fingerhutes erheben, die tiefen Bergschluchten, aus denen die Tannen zur Höhe emporklimmen, und die blühenden Bauerngärtlein, über die eine strahlende Sonne

mütterlich leuchtet, zu schildern vermocht, und so kann man ihn als den Deuter des Charakters der Schwarzwaldschönheit bezeichnen. Eigenartig stehen dazu Gedichte, in denen er die Not seines inneren Lebens durch all den Frieden der Natur hindurchbrechen läßt. Seine im Grund genommen schwermütige Natur war zu einem philosophischen Pessimismus gekommen, so daß ihm die Natur nicht bloß das Bild des Friedens, sondern ebenso der Schauplatz eines im Grund genommen ziel- und sinnlosen Kampfes ward. Lieder wie etwa „Waldbekanntschaft" oder „An der Grenze" haben in das wonnevolle Träumen den Aufschrei einer innerlich verblutenden Seele hineingetragen. Aber vielleicht gerade darum ist der Dichter neuzeitlichen Menschen, die unter derselben Not leiden, um so näher gerückt. Es offenbart sich in all diesen Bekenntnissen eine tiefe und ernste Natur, unter dem Leben schwer leidend, und aus diesem Leben fliehend zu der Trösterin Natur.

Freunde und dankbare Verehrer haben dem Dichter unter den Eichen des Beiertheiner Wäldchens im Angesicht der Schwarzwaldhöhen einen Denkstein gesetzt, der sein von Hermann Volz modelliertes Reliefbildnis zeigt.

(Schriften: K. Hesselbacher, Silhouetten neuerer badischer Dichter, S. 66, 418. — Brümmer, Deutsches Dichterlexikon III, 27.)

K. Hesselbacher.

August Harlacher,

geboren am 29. Oktober 1842 in Unterkochen (O.-A. Aalen, Württemberg), war ursprünglich dem geistlichen Beruf bestimmt, wandte sich aber nach Beendigung seiner Gymnasialzeit der Musik zu, erhielt seine gesangliche Ausbildung bei dem Stuttgarter Kammersänger Rauscher, später in der Musikschule zu München und trat zunächst als Konzertsänger auf. Im Mai 1871 kam er als 2. Bariton an das Hoftheater in Karlsruhe, wo er sich als Sänger und Darsteller — vielfach auch im Konzertsaal erfolgreich — rasch eine geachtete Stellung schuf. Seine besondere Eignung zum Spielleiter wurde bald erkannt: schon als Sänger von 1874 an mit Regieaufgaben betraut, wurde er 1886 zum Oberregisseur der Karlsruher Oper ernannt. Ein hoch entwickeltes Musikverständnis, ausgedehntes Wissen verbunden mit einem starken Stilempfinden machten es ihm möglich, die verschiedenartigsten musikdramatischen Schöpfungen zu über-

zeugendem szenischen Ausdruck zu bringen. Gerühmt werden u. a. auch seine erzieherischen Fähigkeiten, das beispielgebende seelische Aufgehen im Kunstwerk, mit dem er Solopersonal und Chor zu lebendigster künstlerischer Mitarbeit zu begeistern wußte. Am eindrucksvollsten waren seine szenischen Ausdeutungen des Wagnerschen Musikdramas. Hier wurde er in geradezu idealer „künstlerischer Ehe" zum berufenen Mitarbeiter Felix Mottls, und an dessen Ruhm, der Kunst R. Wagners an der Karlsruher Oper eine weit hinaus vorbildliche Pflegestätte bereitet zu haben, gebührt H. ein ganz wesentlicher Anteil. Die Tatsache, daß Cosima Wagner (die übrigens wiederholt zum Zweck gemeinsamer Regiestudien nach Karlsruhe kam) ihm (1888) die Inszenierung der „Meistersinger" in Bayreuth übertrug, daß ihn (1893) Herzog Ernst als Spielleiter der Opern bei den historischen Festspielen in Gotha berief, beweist deutlich genug, wie Kenner seine Fähigkeiten einschätzten. Auch nach Berlin, Amsterdam, London und andern Städten des In- und Auslands wurde er zu besonderen Regieaufgaben gerufen. Neben seiner aufreibenden Bühnentätigkeit fand A. Harlacher immer noch Zeit, sich schriftstellerisch mit seiner Kunst auseinanderzusetzen. Auch zahlreiche Bearbeitungen und Übersetzungen von Opern z. T. in fremde Sprachen entstammen seiner Feder.

Im Jahre 1893 trat Harlacher als Oberregisseur der Oper in den Verband des Stuttgarter Hoftheaters. Auch hier, auf erweitertem Arbeitsfeld, trug seine mustergültige Inszenierungsarbeit reiche Frucht. Die Anerkennung des Hofes äußerte sich in den folgenden Jahren in der Verleihung des Hofratstitels, sowie zahlreicher Orden und Auszeichnungen, von denen der bei allen äußeren Erfolgen stets bescheidene und hilfsbereite Künstler die Große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft am höchsten einschätzte.

Seine wankende Gesundheit zwang ihn bereits im Jahre 1905, seiner geliebten Kunst zu entsagen. Er bat um seinen Abschied und siedelte nach der Villenkolonie Ludwigshöhe bei München über, durfte aber die verdiente Ruhe nicht lange genießen. In Spiez am Thunersee (Schweiz), wo er Erholung von langjährigem Leiden suchte, ereilte ihn am 13. Juli 1907 der Tod. Seine Asche ruht in Zürich. — Verheiratet war A. Harlacher mit Elise, geb. Rupp, die sich als Badische Hofopernsängerin (1879—1891 hervorragende Vertreterin des jugendlich-dramatischen und Soubrettenfachs) um die Karlsruher Oper ebenfalls sehr verdient gemacht hat. R. V. Knab.

Franz Freiherr von Roggenbach,

einer der anziehendsten Repräsentanten des deutschen Liberalismus, gelangte in seinem langen Leben nur vier Jahre lang, während deren er als Präsident an der Spitze des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten stand (2. Mai 1861 bis 19. Oktober 1865), zu verantwortlicher staatsmännischer Tätigkeit und einschneidendem politischem Wirken. Es liegt darin die Tragik einer vornehmen Persönlichkeit und einer ganzen Generation gleichgesinnter Männer beschlossen. Ihr Leben spielte sich im Schatten eines überragenden Genius ab, der den Geschicken ihres Vaterlandes einen ehernen Stempel aufdrückte. Er verwirklichte zwar einen Teil ihrer edelsten Hoffnungen, anderen aber versagte er um so unerbittlicher die Erfüllung.

Roggenbachs Jugend erblühte im Lichte der Ideale, die in feurigem Anlauf durch den Gang der achtundvierziger Revolution geknickt wurden; in seinem besten Mannesalter war ihm beschieden, eine kurze Strecke Weges den badischen Staat in den Bahnen nationaler Reichsgründungspolitik zu führen; indessen, noch kurz vor dem Eintritt der großen entscheidenden Wendung mußte er die Leitung wieder aus der Hand geben.

Auf der Höhe seiner Jahre stand er als Beobachter abseits von der politischen Welt, in die es ihn einst doch stark gedrängt hatte, und sein Greisenalter fiel in eine Zeit, in der schon trübe Anzeichen vorlagen, daß Deutschlands Stellung unter den Mächten sich ungünstiger gestaltete und seine Staatsleiter keine glückliche Hand hatten.

Geboren am 23. März 1825 zu Mannheim als Sohn des badischen Obersten Heinrich von Roggenbach und seiner Gemahlin Melanie, Gräfin von Walderdorff, entstammte Roggenbach einer katholischen Familie des Oberlandes. Ihre Vorfahren hatten einst zu den Dienstmannen der Herzöge von Zähringen gehört, und einem der hochgesinntesten Fürsten aus diesem Haus sollte auch er seine besten Kräfte widmen. Nach dem Abgang vom Mannheimer Lyzeum (September 1843), an dem sein Lehrer Nüßlin in ihm den Sinn für Humanität geweckt hatte, studierte Roggenbach in Heidelberg vornehmlich Rechtswissenschaft. Neben den Fachvorlesungen von Fein, Vangerow, Zöpfl, Zachariae, Mittermaier und Rau hörte er aber auch bei Gervinus und Schlosser, dessen geistige und politische Persönlichkeit ihm von

Badische Landesbibliothek

allen seinen Professoren stärksten und bleibenden Eindruck hinterließ. Schlossers Einfluß wappnete ihn auch mit Kritik, als Roggenbach im Herbst 1845 für ein Jahr nach Berlin übersiedelte und unter anderem dort Stahls Vorlesungen hörte.

Hatte Roggenbach in den repräsentativen Erscheinungen von Gervinus und Schlosser die Stimme des aufsteigenden Bürgertums, der Kritik am Absolutismus und die liberale Verfassungsforderung vernommen, so knüpfte er nach seiner Rückkehr an die Ruperto Carola ein Freundschaftsband mit dem jungen Juristen Julius Jolly, dem späteren Minister Großherzog Friedrichs und Vertreter Badens bei den Reichsgründungsverhandlungen in Versailles. Auch mit Robert von Mohl und Ludwig Häusser kam Roggenbach, der es mit seinen Studien ernst nahm, in persönliche Berührung; von früh auf umgab ihn die Atmosphäre des national empfindenden deutschen Liberalismus.

Nach bestandenem Staatsexamen (Februar 1848) gedachte der junge Rechtspraktikant im elterlichen Hause in Freiburg zunächst seine historische und philosophische Bildung zu vertiefen, um auf diesem Wege „zum Verständnis seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse zu gelangen". Da brach die Märzrevolution aus. Er hatte sich nach Frankfurt begeben, um sich hier am Zentrum der deutschen Angelegenheiten persönlich über den Gang der Dinge zu unterrichten. Der Aufforderung, als freiwilliger Sekretär ins Ministerium des Auswärtigen einzutreten, wie es der ihm geistesverwandte Fürst Chlodwig von Hohenlohe schon früher getan hatte, folgte er im August, freilich in wachsend trüber Stimmung und innerer Abkehr von der Paulskirchenversammlung. Nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm, dem Ausscheiden Heinrich von Gagerns aus dem Reichsministerium, löste sich Roggenbach, der schon damals auf Preußen blickte, ab von seiner amtlichen Stellung. Seinen deutschen Zielen blieb er auch nach dem Zusammenbruch der Ersten Nationalversammlung und der Revolution treu.

Nachdem der geflüchtete Großherzog Leopold, dem Roggenbach in Ehrenbreitstein zur Anlehnung an die preußische Politik geraten hatte, ihn als Legationssekretär dem badischen Gesandten Freiherrn von Meysenbug zur Seite gegeben hatte, erlebte der junge Diplomat in Erfurt den vorletzten Akt der Unionstragödie, nämlich die Annahme der Verfassung durch Volks- und Staatenhaus (April 1850). Er sah den Zerfall der Radowitzschen Bemühungen mit Kritik. „Wie sollte

auch aus einem Bau etwas werden", schrieb er im Juli 1850 an Jolly, „der von Anfang an mit dem ausgeführt werden sollte, was verschwinden muß, wenn aus Deutschland etwas werden soll, und der das verschmähte, was allein berücksichtigt werden durfte. Ich meine die kleinen Staaten und das deutsche Volk."

Die Preisgabe vollends der eigenen deutschen Führungspolitik durch Preußen und die Wiederkehr des Bundestags schien ihm Verrat an der Nation und erfüllten ihn mit Unmut und Ekel.

Trotzdem gab er die Hoffnung auf Preußen auch fürderhin nicht auf. Es sollte für seine weitere Laufbahn persönlich bedeutungsvoll werden, daß der Berliner Aufenthalt Roggenbach auch in freundliche Beziehungen zur Prinzessin von Preußen und ihrem Gemahl gebracht hatte, dem späteren König und ersten Kaiser des Reichs; dazu kam die Berührung mit deren Sohn, dem nachmaligen Kaiser Friedrich.

Nachdem Roggenbach zunächst (Mai 1850) Urlaub und am 25. April 1851 auf eigenen Wunsch seine Entlassung aus dem badischen Staatsdienst genommen hatte, führten ihn Reisen in den folgenden Jahren unter anderem nach England und Frankreich, dessen Zustände ihm mißfielen, während die Einrichtungen der englischen Selbstverwaltung und das parlamentarische Leben, mit dem ihn der Vertrauensmann der Koburger, Baron Stockmar, als väterlicher Freund und Lehrmeister bekannt machte, ihm nahekamen. Auch dies ein bezeichnender Zug in der politischen Erziehungsgeschichte des jungen Aristokraten, der eine Art deutscher Whig werden sollte, freilich ohne daß er das parlamentarische System nun einfach „im Nachdruck" auf Deutschland übertragen wissen wollte. Bei Aufenthalten in Bonn und im Rheinland knüpfte er freundschaftliche Beziehungen zu dem liberal gesinnten Fürstenpaar von Wied, dessen Umgang größte Bedeutung für sein ganzes persönliches und seelisches Leben gewinnen sollte. Denn nach dem Tode des Fürsten wurde er der nächste Freund und Berater seiner Witwe. Er trat mit Bonner Professoren, den Patrioten Arndt und Dahlmann, dem Kenner und Bewunderer der englischen Verfassung, beides ehemalige Paulskirchenabgeordnete, in Verkehr, ebenso mit dem früheren preußischen Märzminister Heinrich von Arnim-Suckow, dem Veranlasser des bekannten königlichen Umritts, mit dem er auch einen regen brieflichen Austausch unterhielt. Die Zuneigung, die Roggenbach für dessen Tochter Else empfand, führte jedoch wegen der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses

nicht zur Ehe. Im Hause Wied traf Roggenbach auch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen wieder; hier lernte er die schleswig-holsteinischen Prinzen Friedrich und Christian aus dem Zweig der Augustenburger kennen, traf er mit Geffcken und Georg von Bunsen zusammen. In Koburg befreundete er sich mit dem politischen Vertrauensmann der Augustenburger, Karl Samwer, dessen Sohn später sein Biograph werden sollte: alles Persönlichkeiten, die, ähnlichen Anschauungen huldigend wie er, noch oft seinen Lebensweg und seine politischen Bahnen kreuzten, ein Kreis von engstem Zusammenhalt, der sich aus gemeinsamen Überzeugungen einer sehr lebhaften Gegenstimmung gegenüber den herrschenden Gewalten ergab.

Den fünfziger Jahren kam für Roggenbachs künftiges staatsmännisches Wirken nur vorbereitende und klärende Bedeutung zu. Er lebte als freier Mann und unabhängiger Beobachter, freilich auf die Anschauungen seiner aristokratischen Freunde, auf ihre liberalisierende und nationale Linie festgelegt. In Baden hatte ihn der österreichische Kurs des jungen Prinzregenten und Großherzogs Friedrich enttäuscht, die Verfolgung seines Lehrers Gervinus und des jungen Philosophen Kuno Fischer durch die Reaktionsregierung ihn empört. Für einen Mann seiner Gesinnung wäre dazumal weder in seiner Heimat noch in dem Preußen Manteuffels, dessen Sturz er wünschte, Raum gewesen. Im Krimkrieg neigte Roggenbach, fast möchte man sagen selbstverständlich, den Westmächten zu; er sprach für ein preußisch-englisches Bündnis und versuchte Friedrich Wilhelms Spezialgesandten von Usedom, den er auf Veranlassung Karl Samwers, also ohne irgendwelchen amtlichen Auftrag, nach London begleitete, dafür zu gewinnen. Die Anzeichen einer ersten Auflockerung der Reaktion in Preußen beobachtete er mit Genugtuung. Aber erst der Beginn des neuen Jahrzehnts brachte ihm selber ein Feld politischer und nun auch verantwortungsvoller Betätigung, und zwar in seinem badischen Heimatland.

Zunächst war ihm der junge Großherzog auch persönlich nicht näher gekommen. Seit dessen Vermählung mit Prinzessin Luise von Preußen aber, der Tochter seiner Gönnerin Augusta, glaubte Roggenbach glückliche Wirkungen dieser Ehe auf den Großherzog und die Verhältnisse in Karlsruhe zu bemerken. In der Tat näherte sich der Großherzog damals den freieren gesamtdeutschen Gedankengängen des liberalisierenden Fürstenkreises, in den er nun tiefer hineingezogen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wurde, und dem auch sein Schwager Ernst von Koburg angehörte. Seine Gefühle für Preußen gewannen eine wärmere Tönung. Er zog Roggenbach, den Gleichaltrigen, näher an sich heran. Diesem eröffnete sich die Aussicht, am Hofe Einfluß zu gewinnen, während der inzwischen zum Minister des Auswärtigen (1856) ernannte Meysenbug, von dem er ursprünglich etwas für sich und seine Pläne erwartet hatte, nicht für ihn zu haben war. Bereits jedoch wurde Roggenbachs Rat von seinem Landesherrn gehört und verwertet, als der Großherzog über die Stellvertretung seines Schwiegervaters für den erkrankten König von Preußen mit Prinz und Prinzessin Wilhelm in brieflichen Gedankenaustausch trat.

Als dann 1859 der österreichisch-französische Krieg in Italien heraufzog, erstattete Roggenbach, der nach Berlin geeilt war, dem Großherzog im Februar und März eifrig Bericht über Lage und Stimmung in zornigem Bedauern, wie es auch andere Patrioten teilten, über die von ihm als selbstsüchtig und undeutsch empfundene Haltung Preußens. „Es gibt", so schrieb er am 3. März an Großherzog Friedrich, „nur eine Großmachtpolitik Preußens, das ist die, welche die notwendige Machtergänzung zur wirklichen Großmacht darin sucht, daß man sich unter keinen Umständen von Deutschland trennt." Das große Thema dieser Jahre und das Problem, um das seine eigensten Gedanken und Hoffnungen kreisten, war damit angeschlagen.

Sein großer, im Herbst vorgelegter „Bundesreformplan", dessen erste Umrisse im Sommer in lebendigem Gedankenaustausch auf der Insel Mainau entstanden waren, baute jenes Leitmotiv, das zugleich der Überzeugung seines Großherzogs entsprach, zum Programm aus. Es war der gedankenreiche, bis ins einzelne durchgedachte, vom Glauben an die Macht der nationalen Idee eingegebene Versuch, Deutschland an Stelle des Bundes, der versagt habe, eine neue staatliche Lebensform zu schaffen, die Politik des badischen Mittelstaates aber auf dieses Ziel hin auszurichten. Aus eigener Initiative sollten die Regierungen das deutsche Reformwerk anpacken, um der ansteigenden nationalen Bewegung Herr zu bleiben. Roggenbach betonte dies in Ablehnung des eben gegründeten Nationalvereins. Er ging von der Notwendigkeit aus, die beiden Großmächte für diesen Plan Vereinigter Staaten von Deutschland zu gewinnen und ihren Gegensatz zu versöhnen. Preußen war in dem neu zu gestaltenden

deutschen Bundesstaat die Verfügung über die Mittel des übrigen Deutschlands und die Rolle eines Hauptes der Exekutive zugedacht; er wollte es damit für die auch ihm zugemuteten Opfer an Souveränität entschädigen, seinen deutschen Ehrgeiz also dadurch wieder hervorlocken. Die Mittel- und Kleinstaaten sollten unter Wahrung ihrer Souveränität einen Teil von ihrem Militär-, Diplomaten- und Konsularwesen, Marine- und Schiffahrtssachen, Zollvereinsangelegenheiten an die künftige Bundesgewalt freiwillig übertragen. Den zunächst als zweifelhaft erachteten Beitritt der Königreiche Sachsen, Hannover und Bayern meinte Roggenbach dem Wirken der Zeit überlassen zu sollen; denn Zwang wollte er nicht angewandt sehen.

Für dieses Wiederaufleben des Uniongedankens und die selbständige Fortentwicklung Deutschlands dachte er die Zustimmung Österreichs, das aus der Bundesgemeinschaft ausscheiden sollte, dadurch zu gewinnen, daß der neue Bund in feierlichster vertraglicher Bürgschaft politischen und militärischen Schutz des gesamten habsburgischen Territorialbestandes übernahm. Man sieht die Gedanken von Gagerns vom engeren und weiteren Bunde in dieser Fassung wieder auftauchen, wie ja auch in den einzelnen verfassungsrechtlichen Bestimmungen des Entwurfs solche der Frankfurter Reichsverfassung mit solchen aus der Erfurter Unionsverfassung zusammenflossen, während er in der Verteilung der Kräfte mitunter an die spätere Bismarcksche Reichsverfassung erinnert.

So fein Vieles ausgedacht war und in diesem Plan ineinandergriff, für die alten Schwierigkeiten, an denen Revolution und Paulskirchenparlament gescheitert waren, war keine Lösung gegeben: Preußens Bereitschaft zur Führung und Einordnung war unsicher, Österreichs Großmachtsbewußtsein ungebrochen — seine Opferwilligkeit in der deutschen Frage eher unwahrscheinlich als zu erwarten. Die Neigung der Mittelstaaten mitzugehen war nicht minder zweifelhaft, und auch die Nationalbewegung im Volk selbst war eine durchaus nicht zu übersehende, eine von oben her auch durch kluge Regierungskünste nicht ohne weiteres zu gängelnde Kraft, vielleicht eines Tages wieder eine von dunkler und schäumender Gewalt. Die Problematik des deutschen Lösungsversuchs von Roggenbach und seiner eigenen Regierung ist mit diesen Fragezeichen und unsicheren Posten seiner Rechnung bereits berührt. Die Stunde seiner Berufung zu staatsmännischem Wirken rückte näher.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Vorspiel dazu, freilich eines, das die Gemüter im Lande tief erregte, war Ende des Jahres 1859, das auch die nationalen Leidenschaften so stark erhitzt hatte, der Abschluß des badischen Konkordats durch die Regierung mit seinen weitgehenden Zugeständnissen an die Kirche auf Kosten des Staates. „Diese Konvention ist unmöglich", schrieb Roggenbach am 6. Dezember dem Träger der Krone. „Damit ist der ganze Ernst der Lage bezeichnet. Damit ist auch alles gesagt. Dieselbe kann nicht ausgeführt werden. Sie darf aber auch nicht ausgeführt werden."

Roggenbach, selbst Katholik und religiös, aber im freien Persönlichkeitsbewußtsein der liberalen Weltanschauung, im nationalen Lebens- und Bildungsgrunde verwurzelt, war weltlichen Machtansprüchen der Kirche und des Klerikalismus abhold und neigte eher einem Staatskirchentum josefinischer Herkunft zu. Lebhaft, fast ungestüm, drängte er den Großherzog, die Entscheidung über das Konkordat in die Hände des Landtags zu legen, der in der Tat das Staatsoberhaupt ersuchte, seine Verordnungen außer Kraft zu setzen. Er selber, Roggenbach, hatte von Anfang an entschlossen daran gearbeitet, das Ministerium über diese Frage durch scharfe Angriffe zu Fall zu bringen. Er hatte erkannt, wie stark die Lösung der Konkordatsangelegenheit in diesem oder jenem Sinn weit über deren unmittelbare Tragweite für Baden hinaus den Gang der deutschen Frage mitbestimmen werde und eben, um für kräftigere deutsche Reformpolitik durch eine liberale Regierung den Weg frei zu machen, ging Roggenbach auf den Sturz des Ministers Meysenbug los, der denn auch Anfang April erfolgte.

Die Osterbotschaft Friedrichs des Ersten leitete eine neue Ära für Baden ein, die Herrschaftszeit des Liberalismus in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Geistesleben. An dieser bedeutungsvollen Wendung, deren historische Auswirkungen bis in die Zeit des Weltkrieges hineindauern sollten, hatte Roggenbach entscheidenden Anteil.

Zunächst trat Roggenbach selber in das neugebildete Ministerium Stabel-Lamey nicht ein, offenbar, weil er sein staatsmännisches Wirken nicht mit einem Einsatz in der Kirchenpolitik, sondern in der deutschen Frage eröffnen wollte. Er begnügte sich noch mit einer politischen Kulissentätigkeit, indem er die liberalen Geister im Lande zu sammeln suchte und mit dem Großherzog in freiem Meinungsaustausch über den Gang der deutschen Angelegenheiten blieb. Mit steigender Un-

geduld tadelte er die Gleichgültigkeit der Karlsruher Regierungskreise, die der warmherzigen Regsamkeit des Landesherrn in dieser Sache wenig entsprach, und nach einigem Zögern übernahm er schließlich auf dessen Wunsch die Leitung des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten.

Am 2. Mai 1861 erfolgte die Ernennung des Sechsunddreißigjährigen. „Mein einziger durchschlagender Gesichtspunkt bei diesem Entschlusse", schrieb er an den Historiker Max Duncker, „ist, die Partie in der deutschen Sache mit der Besonnenheit, dem Mute, der Ehrlichkeit und der Zähigkeit durchzuspielen, die den Erfolg verbürgen. Ich glaube, daß man auch in Berlin einen Schritt vorwärts getan hat und einsehen wird, wie wichtig es ist, einen Bundesgenossen zu gewinnen, der an einer gemeinsamen Sache aus einer für jede Initiative günstigen Lage heraus operieren kann." Freilich, obgleich für die nächsten vier Jahre zum politischen Handeln gerufen, war Roggenbach damit doch nicht frei, sondern vom großen Kräftespiel Deutschlands und Europas abhängig geworden, und eben deshalb stieß sein Wirken nun immer wieder auch auf Schranken, die zu überwinden er als Staatsmann eines kleinen Landes nicht das Vermögen hatte.

Die deutsche Frage stand nach wie vor im Zentrum seines Denkens, obwohl er auch an den innerpolitischen Fragen seines Heimatlandes lebhaften Anteil nahm und an den Gesetzvorlagen dieser Jahre mitwirkte. Im Juli 1861 trug Roggenbach König Wilhelm von Preußen bei dessen Aufenthalt in Baden-Baden seinen Reformplan in Umrissen vor, anscheinend auch Vorschläge über seine diplomatische Einfädelung. Es galt, mit einem wirksamen deutschen und liberalen Programm die innerpreußische Krise zu überwinden, dem Könige bei der damals erwarteten politischen Wendung als Helfer beizustehen und zugleich die deutschen Verhältnisse in Richtung auf den Nationalstaat vorwärts zu treiben. Die Denkschrift, die der Botschafter in Petersburg, Herr von Bismarck, seinerseits dem Monarchen persönlich unterbreitete und auch Roggenbach vorlas, war im Endziel zwar der Roggenbachs verwandt, aber im Ausgangspunkt verschieden. Der Grundklang war zurückhaltender und preußischer, die vorgeschlagenen Mittel waren nüchterner, unprogrammatischer, das Verfahren war schrittweise gedacht, dabei aber willens- und wirkungsmächtiger. Das Ganze mutet vorsichtiger und doch kühner an als die von einem höchsten nationalen Postulat ausgehenden, konstruktiv aufbauenden,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

auf Einsicht, Vernunft und Überredung der anderen vertrauenden Gedanken des Süddeutschen, der auch menschlich aus so viel weicherem Holze geschnitzt war. Kurz: Ideal- und Realpolitiker, beide im Aufbruch zu etwas Neuem, zur deutschen Zukunft, begegneten sich hier und traten alsbald in tiefster Wesensverschiedenheit auseinander.

Die im September gleichen Jahres nachfolgenden Ostender Besprechungen Roggenbachs mit den Leitern der preußischen Politik, vornehmlich dem Außenminister Grafen Bernstorff, setzten den Kampf um die Seele König Wilhelms fort und ließen sich zunächst günstiger an. Auch erteilte die badische Kammer, nachdem der Großherzog in seiner Thronrede vom 30. November 1861 ein warmherziges Bekenntnis zur Nationalpolitik abgelegt hatte, dem deutschen Programm seines Ministers, das er in allgemeinen Linien weiterentwickelte, ihre Zustimmung.

Indessen waren schon damals die Dinge in Wandlung begriffen, auch sichtbarlich folgte bald Enttäuschung auf Enttäuschung. Sie trafen den gleichgesinnten Großherzog, der mit Weimar und Koburg in engster Fühlung über den einzuhaltenden deutschen Kurs war, nicht minder schwer als seinen Minister.

Als die vereinbarte, im Oktober fertiggestellte badische Zirkulardepesche schließlich Ende Januar 1862 abgesandt wurde, die unter stiller Bundesgenossenschaft Preußens zur Aufrollung der deutschen Frage aufrufen sollte, traf die Politik Roggenbachs und seines Großherzogs auf eine schon stark veränderte und sich weiter zuspitzende Innenlage Preußens. Dadurch verlor die nationale Politik der liberalen mittel- und süddeutschen Fürsten ihren erhofften Rückhalt. Österreich aber dachte nicht daran, Roggenbach auf Wegen zu folgen, die es nur als eine Wiederaufnahme der Unionsbahnen ansah, und erteilte eine scharfe Absage. Überhaupt traten alle Widerstände, an denen schon in den Tagen der Paulskirche und der Radowitzischen Politik die Lösung des deutschen Problems gescheitert war, wieder in Erscheinung. Es wurde spürbar, daß kein noch so schwungvoller Anlauf von der Basis eines kleinen Staates her Deutschland weiterbringen könne, wenn sich auch nur eine der beiden Großmächte versagte. Zwischen ihnen drängte alles zur Entscheidung. Durch Preußens innerpolitische Verhärtung und seine immer deutlicher zutage tretende Abkehr von dem konstitutionellen und liberalen Ideal Roggenbachs erschienen die ohnehin von ihm unterschätzten Widerstände und Ge-

genzüge der Mittelstaaten und ihrer zweideutigen Triasanwandlungen, die in Beusts halben Reformvorschlägen wieder aufgelebt waren, um so gefährlicher für die Zukunft der deutschen Frage. Ihre Gestaltung nach dem Sinne Roggenbachs und seines Landesherrn schien in Nichts zerrinnen zu sollen.

Der Eintritt Bismarcks ins Ministerium und der immer leidenschaftlicher emporschießende Verfassungskonflikt erweiterte die Kluft der Anschauungen zwischen Nord und Süd, zwischen König und Großherzog, Bismarck und Roggenbach. „Der Mann und das System muß schonungslos angegriffen werden", schrieb Roggenbach am 3. Oktober 1862 an Robert von Mohl. Er hielt, wie die liberalen Gesinnungsgenossen in Preußen und Deutschland, Bismarck für einen „grundsatzlosen Junker", für einen waghalsigen Spieler, für einen gewissenlosen Menschen, dem nur an der Behauptung der eigenen Macht liege. Das Bemühen des badischen Hofes, den König von seinem Ministerpräsidenten zu trennen, in dem man einen zweiten Lord Strafford sah, war erfolglos. Auch die europäischen Verhältnisse beurteilte man hier grundverschieden. Auf die Alvenslebensche Konvention hin reichte Roggenbach, der seinem liberalen Weltbild gemäß für eine Intervention zugunsten Polens in Rußland gewesen war, sogar sein Rücktrittsgesuch ein, das er freilich auf Bitten seines Fürsten und die Aufmunterung des Landtags hin wieder zurücknahm.

Indessen trat er auf dem Frankfurter Fürstentag (1863) an der Seite des Großherzogs nochmals weithin sichtbar für Preußen in die Bresche. Hier verfocht er im Kreise der versammelten Minister den Standpunkt der Minderheit, so wie der Großherzog unter seinen fürstlichen Standesgenossen ihr mutiger Sprecher war. Man erntete das Lob Preußens, bekam aber dafür die Abneigung der Vertreter Österreichs und der Mittelstaaten um so empfindlicher zu spüren.

Die Neuaufrollung der schleswig-holsteinischen Frage eröffnete eine entscheidende Entwicklungsphase der deutschen Geschicke: ein politisches Opfer ihres Verlaufs wurde Roggenbach! Er war mit Großherzog Friedrich einig im Einsatz für das Erbrecht der Augustenburger, für die Loslösung der Elbherzogtümer von Dänemark, und beide wünschten die Sache Schleswig-Holsteins als Hebel zu gebrauchen, um Deutschland selber auf der Bahn zum Nationalstaat weiterzutreiben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die badische Regierung stellte sich durch Bekenntnis und Diplomatie sogar in die vorderste Linie; Roggenbach selbst unterhielt innigste Fühlung und rührigen Gedankenaustausch mit dem befreundeten Sammwer, im Einklang mit einem großen Teil der öffentlichen Meinung und der Stimmung des deutschen Liberalismus, auch er in offenem Widerstreit mit der Haltung der beiden Vormächte Österreich und Preußen, und eben dieser Gegensatz zu ihnen und seinem größeren Gegenspieler Bismarck trieb Roggenbach nun auch näher an die „Würzburger" heran, als sonst seiner Richtung entsprach, freilich nur, um inne zu werden, wie gespalten dieses Lager in sich war.

Daß Bismarcks Überlegenheit die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage in undurchsichtig meisterhaftem Spiel in vollkommen entgegengesetzte Bahnen zwang, traf Roggenbach und den Großherzog, deren Haltung durch ihr Rechtsgefühl und ihr lauteres patriotisches Empfinden beflügelt war, tief und gerade deshalb so schmerzlich, weil jedermann sich sagen mußte, daß hier mehr als das Los Schleswig-Holsteins im Spiel war, daß hier zugleich die Würfel über Deutschlands Zukunft und die Lebensform des ersehnten Bundesstaates fielen.

Die Einsicht freilich, daß Badens Schritte vergeblich gewesen, und der Eindruck des großen bismarckschen Erfolges, dem sich auch Roggenbach trotz seiner Gegnerschaft nicht ganz entziehen konnte, weckte schon im Sommer 1864 Rücktrittsgedanken in ihm; sie verstärkten sich im Oktober. Im Januar 1865 bat er den Großherzog unter dem Vorwand kirchenpolitischer Meinungsverschiedenheiten um seine Entlassung, blieb aber auf Zureden des Fürsten im Amt und führte es in dessen Sinn weiter. Die Erkenntnis, daß man vom Boden eines Mittelstaates keine deutsche Politik treiben könne, mußte sich noch mehr in ihm befestigen, als im Sommer 1865 die Kriegsgefahr zwischen den beiden Großmächten sich abzeichnete, und seine Vermittlungsvorschläge zu Boden fielen. Auch bei diesem ihrem letzten Einigungsversuch gingen jene ihre eigenen Wege, sie achteten der Mittelstaaten nicht. Die Krisis lief weiter.

Die Verschärfung der Lage blieb Roggenbach nicht verborgen. Ja, er hatte zeitweilig Anwandlungen, wo er den Krieg nicht nur als eine Unvermeidlichkeit, sondern, einigermaßen ratlos, als einen Ausweg ansah. Der Persönlichkeit Bismarcks und seiner Politik gegenüber verharrte er in scharfer Kritik und Ablehnung. Die Hoffnungen freilich, daß dieser bald ausgespielt haben werde, erfüllten sich nicht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Roggenbachs eigene Politik in der schleswig-holsteinischen Sache wurde ihm durch die Entschlußlosigkeit des Augustenburgers, dessen dauerndes Schwanken zwischen Mittelstaaten und Großmächten sowie die Fehler, die er gegenüber Preußen machte, erschwert. Roggenbach hätte hier ein möglichst weitgehendes Entgegenkommen des Augustenburgers gegenüber den preußischen Ansprüchen, sei es auch unter erheblichen Konzessionen, begrüßt. Spannungen zwischen dem Karlsruher und dem Augustenburger Hof, scharfe Auseinandersetzungen zwischen Roggenbach und Sammer blieben nicht aus.

Bald nach dem Abschluß der Gasteiner Konvention über die vorläufige Zuteilung und Verwaltung der Herzogtümer nahm Roggenbach, der zuletzt wohl nur mit halbem Herzen bei der Sache gewesen war, den Abschied (19. Oktober 1865). Der Verdruß über innere Streitfragen wie die Schulreform, die zunehmende persönliche Spannung mit Lamey und die sich lockernde Einheitlichkeit des Ministeriums, spielten bei seinem Entschluß zu gehen mit hinein, ohne ausschlaggebend zu sein. Er wurde ihm erleichtert dadurch, daß die Mehrheit des Ministeriums angesichts der dräuenden kriegerischen Entscheidungen weit stärker zu Österreich neigte als er. Später, unmittelbar vor dem Ausbruch des Kampfes, hat Roggenbach noch einmal den Großherzog, nunmehr ohne amtliche Verantwortung, nur als freundschaftlicher Ratgeber beschworen, nicht auf Österreichs Seite zu treten. „Denn", so schrieb er am selben 13. Juni an Robert von Mohl, „mir ist nicht zweifelhaft, daß Österreich die Zeche bezahlen wird!" Er selbst bot Bismarck seine Dienste an, ohne daß dieser davon Gebrauch machte.

Roggenbachs Entlassung fiel dem Großherzog schwer. In den empfindsamen Herzen der beiden Persönlichkeiten, im Fürsten wie in dem Minister, zitterte die Erregung darüber längere Zeit schmerzlich nach. Bei seiner Entlassung hatte Roggenbach wohl, wie auch Treitschke damals vermutete, die Hoffnung, daß ihm in besserer Zeit ein größerer Wirkungskreis zufallen werde. Diese Stunde sollte für ihn nicht mehr anbrechen. Baden war ihm zu klein geworden. Aber die Bühne Preußens und des werdenden Deutschen Reiches öffnete sich ihm nicht. Er blieb, wenn man will, Staatsmann ohne Staat! Die Gründe dafür mögen zum Teil in seiner eigenen Persönlichkeit liegen. Es fehlte ihr zwar nicht an Werkfreudigkeit und politischem Ehrgeiz, aber andererseits drängte Roggenbach auch nicht mit der

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

Wucht des großen Machtmenschen, koste es, was es wolle, zur Herrschaft und zur Niederringung des Gegners. Und vielleicht schwang dabei auch das Gefühl mit, daß er als unabhängiger Edelmann, der auf den Höhen des Lebens, der Bildung und der Gesellschaft sich bewegen konnte, seine Freiheit nur gegen selbstgewählte Bindung opfern und seine Stunde abwarten könne. Zum anderen und wohl zum größeren Teil lag es an der Vorherrschaft Bismarcks und dem langen Regiment Kaiser Wilhelms und der für Männer von Roggenbachs Richtung bedingten Ungunst, daß Roggenbach nicht mehr zu politischem Wirken kam. Er hatte sich allzu stark auf die Persönlichkeit des einen Mannes, des Kronprinzen, eingestellt, der wider Erwarten spät, als kranker Mann, auf den Thron kam. Die Berufung zur Staatsleitung wurde Roggenbach, wiewohl er den Beruf dazu in sich verspürte, nicht zu teil. Was er an politischer Tätigkeit noch vollbrachte, konnte kein voller Ersatz sein für den Mangel eines größeren Wirkungskreises. Den badischen Abgeordnetensitz hatte er nach dem sechsundsechziger Krieg schon aufgegeben!

Im Gegensatz zu anderen, gefühlsbestimmteren Gruppen badischer Liberaler, hier also einmal in Übereinstimmung mit Bismarck, hielt Roggenbach, der dabei auch die europäischen Zusammenhänge kühl rechnend mit in Betracht zog, eine verfrühte und vereinzelte Aufnahme des Großherzogtums in den Norddeutschen Bund für unzweckmäßig. Im Zollparlament, in das er durch den Wahlkreis Lörrach-Müllheim entsandt wurde, war er bei der Wahl zum zweiten Vizepräsidenten einer partikularistischen Mehrheit von fünfzehn Stimmen unterlegen. Bei den folgenden Beratungen hielt er sich stark zurück, um dann gänzlich auszuscheiden. Nur seine Briefe verraten, welch umfassendes Programm innerer Reformen er für Preußen in Bereitschaft hielt und wie lebhaft er die weitere Entwicklung der deutschen Frage verfolgte.

Auch die Einrichtung der Universität Straßburg, zu der Bismarck Roggenbach berief, füllte ihn doch wohl als Aufgabe nicht aus und war nur ein Zwischenspiel auf anderer Bühne, als er sie ersehnte. Statthalter von Elsaß-Lothringen zu sein, hätte ihn zweifellos mehr befriedigt. Bismarck selbst hatte noch in letzter Stunde seinen eigenen Jugendfreund, den Grafen Alexander Keyserling, als Kurator zu gewinnen gesucht, dann aber, als sich dies zerschlug, Roggenbach keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Roggenbach hat die akademische

Aufgabe, wie die Verhältnisse hier lagen, in überraschend günstiger Weise durchgeführt. Es war sein Werk, wenn die neue Universität einen hervorragenden Lehrkörper gewann, dessen Leistungen in kurzer Zeit ihren wissenschaftlichen Ruf begründeten.

Zum politischen Wirken aber gelangte Roggenbach nicht mehr. Die Mitarbeit am Entwurf zur Proklamation Kaiser Friedrichs, die dieser einigen seiner Vertrauten in Auftrag gab, als nach einem schweren Ohnmachtsanfall Kaiser Wilhelms im Sommer 1885 der Thron frei zu werden schien, mochte noch einmal Hoffnungen und Wünsche in Roggenbach wecken. Auf der Mainau war es, wo er zusammen mit dem Großherzog dem Kronprinzen ausredete, den Titel Kaiser Friedrichs des Vierten anzunehmen, so wie er während des Deutsch-Französischen Feldzuges gegen dessen romantische Auffassung der Kaiserwürde gesprochen hatte. Der greise Monarch genas und regierte noch nahezu vier Jahre. Kaiser Friedrich selbst bestieg als Todgeweihter den Thron. Die Veröffentlichung aber des kronprinzlichen Tagebuchs, die in den Anfängen des jungen Kaisers erfolgte und durch Bismarck ebenso grimmig wie rücksichtslos niedergeschlagen wurde, trug auch Roggenbach eine ganz und gar unverschuldete Haussuchung ein, an der er seelisch aufs schwerste litt. Der Legationsrat Kayser war es, der den Kanzler ganz besonders auf Roggenbach und dessen wiederholte rühmende Erwähnung im Tagebuch hinwies. So bekam dieser noch einmal die Löwentatze des alten Gegners zu spüren, dessen Gewalttätigkeit ihm ohnehin so verhaßt war.

Der neue Kurs hatte für Roggenbach keine Verwendung. Man könnte sich seinesgleichen auch schwer unter diesem Monarchen in verantwortlich hoher Stellung denken! Die unheilvollen Seiten des Kaisers blieben ihm nicht verborgen. Die Fehler der Außenpolitik und die Hohlheit des wilhelminischen Regierungswesens, die wachsende Verschlimmerung der deutschen Lage in Europa und der Welt beobachtete er mit ernster Sorge. In Zurückgezogenheit floß sein Leben dahin, aber in regem brieflichen Gedankenaustausch mit den alten Freunden seines Kreises. Namentlich mit dem General von Stosch pflegte er alle Fragen der bismarckischen und wilhelminischen Politik kritisch zu erörtern. Innige Vertrautheit verband ihn mit der verwitweten Fürstin Wied, die menschlich besonders nahe stand. Soweit er sich nicht in Segenhaus bei Neuwied aufhielt, lebte er teils in Freiburg, teils auf seinem Gute Ehnerfahrau, einem behaglichen

Schlößchen bei Schopfheim. Unverbittert schritt er in seinen Lebensabend hinein, bis ins Greisenalter eine rassige, hochgewachsene Erscheinung mit feingeschnittenem Gesicht, einer wohlgebildeten Stirn und hellen Augen von lebendig klugem Ausdruck, in Haltung und Umgangsformen durchaus ein Mann der vornehmen Welt, aber ohne höfische Gespreiztheit und Standesdünkel. Roggenbach bewegte sich vielmehr mit ungezwungener Natürlichkeit; er war ein Aristokrat von süddeutschem Gepräge und alemannischer Gemütstiefe, wohlunterrichtet und aufgeschlossen, hochgebildet und dabei von warmherziger Menschlichkeit.

Am 24. Mai 1907 entschlummerte er friedlich an den Folgen einer Lungenentzündung. „Ich habe", schrieb er am 10. Oktober 1904, „im besten Falle von einem mehr oder weniger günstigen Parterresitz dem wechselnden Schaustück meiner Zeit und ihrer Begebenheiten zugesehen und nur ganz wenig in dieselben mit handelndem Einflusse eingegriffen. Keineswegs bin ich der Versuchung ausgesetzt, letzteren zu überschätzen und ihm die geringste Wichtigkeit beizulegen." In seiner Bescheidenheit wollte er daher auch nicht, daß sein Leben beschrieben werde; denn er ging davon aus, daß der Staatsmann nach dem Erfolg beurteilt werde, der seinem Wirken versagt geblieben sei. Diese politische Unerfülltheit mag nicht bloß in den allgemeineren Zeitumständen und der Machtdynamik des bismarckischen Zeitalters begründet sein, sondern auch in den politischen Einseitigkeiten, den weltanschaulichen Begrenztheiten des Liberalismus und der Generation, der Roggenbach angehörte. Es fehlte Roggenbach zwar nicht der Sinn für die Regierungskunst als solche, er war auch nicht ohne Empfinden für das Erreichbare. Aber das Grundsatzhafte und das ideenmäßige Element waren in seinem Geblüt doch wohl stärker als der Trieb zum unbedingten Handeln, und es bleibt der Eindruck, daß dem Schwung einer hohen Zielsetzung, der freudigen Ergriffenheit von einem edlen Programm kein gleiches Maß von kämpfendem Einsatz, von zäher Bewältigung der Wirklichkeit, von rücksichtslosem Niederringen gegnerischer Gewalten entsprach, wie es nun einmal die Politik erfordert Man glaubt gelegentlich etwas wie einen flackernden Zug, eine gewisse Unbestimmtheit, ja Zerfahrenheit in seinem Wesen zu bemerken. Selbst Freunde wie Robert von Mohl konnten die Meinung aussprechen, daß ihm die Klarheit des Urteils und des Wollens fehle, und daß sein idealistisches Streben mitunter sogar einen phantastischen

Beisatz zeige. Vorsatz und Erkenntnis waren in Roggenbachs Natur mehr ausgebildet als instinktive Sicherheit des Handelns, und es mögen, wenn er gleichsam nur eine Kavaliersgastrolle in der hohen Politik spielte und sich jahrzehntelang mit Zuschauen und Kritik begnügte statt einer tätigen Einordnung, auch schwer zu erfassende Zwiespältigkeiten der innersten Persönlichkeit, Empfindlichkeiten und Verwundbarkeiten einer feinbesaiteten Natur mitspielen. Rätsel genug gibt sein Wesen auf! Doch deuten sie nie in die Welt des Gemeinen, und wenn dies unvollendete Leben nicht ohne fühlbare Tragik verläuft, so spielt sie sich doch in der Sphäre eines noblen Menschentums ab.

Quellen und Darstellungen: Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854—1871. Briefwechsel, Denkschriften, Tagebücher, herausg. von der Bad. Historischen Kommission, bearbeitet von H. Oncken. 1927. — Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks. Eine politische Briefsammlung, herausg. von J. Heyderhoff und Paul Wentzcke. 1925/26. — Karl Samwer, Zur Erinnerung an Franz von Roggenbach. 1909. (Dazu H. Oncken, Aus dem Lager der deutschen Whigs, Hist.-pol. Aufsätze. 1914.) — Anrich, Freiherr v. Roggenbach und die Gründung der Universität Straßburg. 1930. — Erich Marcks, Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte. 1906. (Jetzt auch in der Sammlung „Männer und Zeiten", 6. Aufl. 1922.) — Lily Blum, Staatsminister August Lamey. Heidelberger Diss. von 1933 (noch ungedruckt). — Zu danken habe ich Karl Obser für freundliche Mitteilungen aus dem Großherzoglichen Familienarchiv, ferner Josef Sauer, der mir aus seiner persönlichen Erinnerung an Roggenbach erzählte. — Frau Elisabeth von zur Mühlen gewährte mir gütigst Einblick in die ungedruckten Briefe Roggenbachs an Stosch, an Heinrich von Arnim-Sukow und dessen Tochter Else. — Die Briefe an Jolly wird Julius Heyderhoff herausgeben, dessen freundschaftliche Beratung mir wertvoll war.

W. Andreas.

Benno Stolzenberg,

als hervorragender Vertreter des lyrischen Tenorfachs auf der Bühne und im Konzertsaal gleicherweise geschätzt, darf wohl eine der bedeutendsten und zuverlässigsten Stützen der Karlsruher Oper in der Frühzeit ihres Aufstiegs genannt werden.

Geboren am 25. Februar 1827 in Königsberg i. Pr. als Sohn eines Vertreters der dortigen israelitischen Gemeinde, verdankt er seine musikalische und gesangliche Ausbildung in der Hauptsache dem Berliner Gesangspädagogen Ed. Mantius und dem Hofkapellmeister Heinr. Dorn. Am 17. September 1852 betrat er in seiner Heimatstadt

(als Almaviva im „Barbier von Sevilla") zum erstenmal die Bühne und kam nach verschiedenen, von stets wachsendem Erfolg begleiteten Engagements in Reval, Stettin, Braunschweig und Würzburg im Jahre 1860 an das Hoftheater in Karlsruhe (Antrittsrolle: Lyonel in Boildieus „Weißer Dame"). Hier vermochte ihn der herzliche Beifall des Publikums und die rückhaltlose Anerkennung des Großherzoglichem Hofes, nicht zuletzt wohl auch die ihm liebgewordene Zusammenarbeit mit einer trefflich harmonierenden Sängerschar bis ins Jahr 1875 zu fesseln. In den Jahren 1875/76 sang er an der Leipziger, 1876—1879 an der Königsberger Bühne, leitete 1879—1882 das Stadttheater in Danzig und wirkte hier gelegentlich auch noch als Sänger, gab aber dann seine Bühnentätigkeit endgültig auf, um sich in Berlin als Konzertsänger und Gesanglehrer niederzulassen. 1885 folgte er einen Ruf als Lehrer des Sologesangs und der Darstellungskunst an das Konservatoriums in Köln und kehrte schließlich nach elfjährigem erfolgreichem Wirken wieder nach Berlin zurück, wo er bis zu seinem Tode (22. April 1906) eine eigene weitberühmte Gesangschule leitete.

B. Stolzenberg hat als Darsteller jugendlicher Helden in lyrischen und Spieltenorpartien ganz Außerordentliches geleistet. Sein Repertoir umfaßte 140 erste Tenorpartien. Zeitgenössische Kritiken rühmen immer wieder seine echt lyrische, ungemein modulationsfähige, in allen Lagen gleich voll und weich ansprechende Stimme, sein vornehmes und doch lebendig-seelenvolles Spiel. Seine musikalische Intelligenz und die meisterhafte Schulung seines umfangreichen Stimmaterials befähigten ihn auch im Konzertsaal zu ganz außergewöhnlichen Darbietungen. (Berühmt war u. a. seine Wiedergabe des Evangelisten in J. S. Bachs Matthäus-Passion.) Die überragende Beherrschung der Gesangstechnik berechtigte ihn aber vor allem zu der schon früh und mit geradezu leidenschaftlicher Hingabe gepflegten Lehrtätigkeit, die in musterhafter Schulung eine Reihe der bedeutendsten Sänger und Sängerinnen der Bühne und dem Konzertsaal zuführte.

Stolzenbergs Glanzzeit als Bühnensänger war unstreitig die Zeit seiner Zugehörigkeit zur Karlsruher Hofbühne. Wie sehr er hier geschätzt war, beweist die Tatsache, daß er noch nach seinem Weggang, am 25. Gedenktag seiner Bühnenlaufbahn, im Jahre 1877, von Großherzog Friedrich I. zum Kammersänger ernannt wurde. 1894

erhielt der Künstler, der sich in einigen Liederheften auch als gewandter und stimmungsvoller Liederkomponist auswies, den Titel eines Kgl. Preuß. Professors. R. V. Knab.

Luise Schönfeld,

Gräfin von, geb. Neumann, Schauspielerin am Burgtheater in Wien, geb. 7. Dezember 1818 in Karlsruhe, gest. 17. Oktober 1905 in Rabensburg (Niederösterreich). Ihr Großvater, Kammerfourier Georg Morstadt (1763—1842), Sekretär einer jeweiligen Hofbühne bis in die zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, noch mehr ihre Mutter Amalie, vermählt in erster Ehe mit dem sehr schönen, aber wenig bedeutenden Schauspieler Karl Neumann und in zweiter mit dem tüchtigen Tenoristen Anton Haizinger, stellten die enge Verbindung mit der Karlsruher Bühne her, von der aus auch Luise ihren Siegeslauf antrat. Im Hause des Großvaters, Waldstraße 14, verlebte sie mit ihrer jüngeren Schwester Adolfine, mit dem Bruder Karl und dem Stiefbruder Tony eine äußerst glückliche Jugend. Vom siebten bis neunten Jahre war Luise die Gespielin der Prinzessin Maria von Baden, der späteren Herzogin von Hamilton, in Mannheim, Bruchsal und Baden-Baden; die dauernde, freundschaftliche Zuneigung der Großherzogin Stefanie von Baden und ihrer Töchter wurde hierbei begründet. Trotz gelegentlicher Versuche in Kinderkomödien schien Louise nur für das Hauswesen bestimmt, eine sorgfältige Erziehung vernachlässigte neben Sprachen und Musik nicht das Kochen und Weißnähen.

Da entdeckte eines Tages die Mutter ihre schauspielerische Begabung und wurde ihre strenge, aber doch begeisterte Lehrerin. Am 16. Oktober 1835 wagte Luise den ersten öffentlichen Versuch, und zwar in Kotzebues „Deutscher Hausfrau" als Julie, sowie in des gleichen Dichters „Rosen des Herrn von Malesherbes" als Suzette. Hierbei zeigte sich die Mutter mit 35 Jahren im Vollbesitz einer stattlichen Schönheit erstmals in einer Rolle des älteren Faches, während die Tochter den ganzen Zauber zartester Mädchenhaftigkeit entfaltete. Die Weiterbildung auf und außerhalb der Bühne unterbrach ein längeres Gastspiel in Breslau, wo ihr Talent vor einem fremden Publikum einer trefflich bestandenen Probe unterzogen wurde. Im Jahre 1838 betrat Luise Neumann zum erstenmal das Theater, auf

dem sie bald in vorderster Linie stehen sollte: die Wiener Burg. Ein sofortiges Engagement lehnte sie ab; aber das ständige Wort der Mutter: „Eine kleine Stadt [Karlsruhe] ist ein Fluch für ein Talent", und der aufmunternde Rat der Großherzogin Stefanie entschied bei der, ihrer Naturanlage nach ziemlich zaghaften und bei jeder neuen Rolle zweifelnden Künstlerin. Recht bezeichnend für sie sind die eigenhändigen Worte, die sie 1839 ihrem Vertrage mit dem Burgtheater beifügte. „Angestellt für naive und sentimentale Liebhaberinnen", erhielt von ihr gegen den Wunsch der Direktion den Zusatz „mit Ausnahmen derjenigen, in Männerkleidern" womit sie in damaliger Zeit eine Reihe schöner Rollen ausschloß. Doch die Pflege des feineren Konversationsstückes eröffnete ihr ein besonders gutes Betätigungsfeld, zumal sie in Karl Fichtner einen äußerst geeigneten Partner fand. Ihre bekannteste und beste Rolle schenkte ihr Charlotte Birch-Pfeiffer mit dem „Lorle" in „Dorf und Stadt". Dieses Stück, die Dramatisierung einer Auerbachschen Dorfnovelle, entstand aus einer Anregung der mit der Birch befreundeten Luise Neumann. Hier konnte sie ihr Gesangstalent leuchten lassen, das ihr in vielen Wohltätigkeitsveranstaltungen und in den privaten Zirkeln der Wiener Aristokratie und der vornehmen Bürgerhäuser so viele Freunde erwarb. Ein Verdienst allein machte sie schon unsterblich für die Theatergeschichte: ihr Anteil an der Berufung Heinrich Laubes auf den Direktionsstuhl des Burgtheaters. Der mit ihr gut bekannte Dichter schrieb für sie die Rolle der Laura in „Die Karlsschüler". Als die Revolution von 1848 endlich eine Wiener Aufführung ermöglichte, wobei Laube selbst inszenierte, gelang es Luise Neumann, Laube für den Posten eines Dramaturgen zu empfehlen und dank ihrer gesellschaftlichen Beziehungen ihm die in der Folge so überaus bedeutsame Oberleitung zu verschaffen.

Der dankbare Laube gab die beste Charakteristik der Neumann, die diese selbst als ihr vollkommenes Bild bezeichnete:

„Ein Mitglied, wie es im Buche steht, nichts von Schauspielerei, nichts von Flitterwesen, nichts von vorgemachten Kram; die ehrlichste, einfachste Hingebung an ihren Beruf, die treueste, liebenswürdigste Pflichterfüllung, welche selbst ein Opfer nicht versagte, sobald das Ganze ein Opfer forderte. Eine Vertreterin der guten Gesellschaft, ihre Erziehung hat ihr reichste Früchte getragen, ein feines Band zwischen Publikum und Bühne, unentbehrlich für das Konversations-

stück, trotz schwäbisch-alemannischem Naturell französisch erzogen. Ihr heiterer Mutterwitz ließ sie mit gesellschaftlicher Dezenz selbst starke Dinge sagen, die dann nur pikant klangen. Sie war mir sieben Jahre lang die getreuste weibliche Hilfe, sie riet und warnte grundehrlich, immer bescheiden, immer mehr fragend als sagend, eigentlich immer naiv." Eine gewisse Schüchternheit, die aber gerade manchen Mädchenrollen zugute kam, überwand sie nie; ihre schwächste Seite war ihr Organ, von dem H. Laube mit Recht sagte: „Es ist schmal, ja zunächst spitz und scharf, und füllte sich erst später". Der Tod ihrer Schwester Adolfine, die am Hoftheater in Berlin engagiert war, hätte fast schon Anfang der vierziger Jahre ihre Laufbahn in Wien beendigt, da die in Karlsruhe lebenslänglich angestellte Mutter sich nicht mehr von ihrer einzigen Tocher trennen wollte; da gelang es endlich Amalie Haizinger für die Burg zu verpflichten, wo nun Mutter und Tochter gemeinsam, und später die Mutter allein, noch ein Menschenalter in vorderster Linie wirkten. Daneben pflegten sie in ihrem geselligen Heim einen vielseitigen Verkehr. Nach den Schrecknissen der Revolution 1848 kehrte hier ein der Waffengenosse ihres Stiefbruders Tony, gleich diesem Adjutant des Feldmarschalls Radetzky: Graf Karl Schönfeld, ihr späterer Gatte. Sieben Jahre warb er um Luise. Als sie ihrem Direktor Laube ihre Kündigung ansagte mit den Worten: „Mein Fach ist und bleibt das naive, wie sehr Sie mich auch in andere Fächer geführt haben, meine Laufbahn ist vollendet", war dieser ebenso trostlos wie ihre Mutter, die sich ein Leben ohne Theater überhaupt nicht denken konnte. Am 19. Dezember 1856 verabschiedete sich Luise von den Wienern als „Lorle" und wurde am 14. Januar 1857 in der Schottenkirche getraut. Nie mehr betrat Gräfin Schönfeld die Bretter. Nach Graz übergesiedelt, gebar sie dort 1859 eine Tochter Rosalie, die spätere Gräfin Coronini-Cronberg, und 1864 ihren Sohn Rudolf. Von 1869—1884 lebte sie in Wien, voll Interesse für alle Fragen der Politik, Literatur und Kunst; „urwienerisch" vor allem in ihrer Musikbegeisterung. Als 1884 Mutter Haizinger hochbetagt verschied, zog Gräfin Schönfeld mit dem kränklichen Gatten nach Gmunden, wo dieser 1886 seinen Leiden erlag. 1888 kehrte sie nach Wien zurück in einen auserwählten Kreis treuer Freunde, von denen hier nur Marie von Ebner-Eschenbach und ihre Karlsruher Landsmännin Hermine Villinger genannt seien. Gerade 70 Jahre nach ihrem ersten Auftreten in

Karlsruhe, am 17. Oktober 1905, endete das lange, glückliche und beglückende Leben von Luise Schönfeld auf dem Landbesitz ihrer Tochter in Rabensburg. Beigesetzt wurde sie am 22. Oktober 1905 an der Seite ihres Gatten in Altmünster bei Gmunden.

Literatur: Biogr. Jahrb., Bd. 10 (1905). — Österreichische Rundschau, Bd. 5 (1905). — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 11 (1900). — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon von Österreich. — Amalie Haizinger, Gräfin Louise Neumann-Schönfeld, herausg. von Helene Bettelheim-Gabillon (1906). — Zwei Landsmänninnen: Gräfin Schönfeld und Hermine Villinger (1906). — Heinrich Laube: „Geschichte des Burgtheaters". — L. Eisenberg, Lexikon der deutschen Bühne (1903).

Wilhelm Bauer.

Fritz Kraftel,

der spätere Hofschauspieler an der Burg, wurde zu Mannheim am 6. April 1839 geboren. Der Vater, Chorsänger am dortigen Nationaltheater, wollte, daß er Geistlicher werde, aber der Sohn drängte zur Bühne. So trat er, ähnlich wie Morgenweg, zunächst in das unter Beaubals Leitung stehende Ballett des Karlsruher Hoftheaters als Tänzer ein; nebenher fielen ihm stumme Rollen in Schauspiel und Oper zu. Ein erster Versuch als Darsteller mißglückte, aber ein zweiter als Raoul in der „Jungfrau" hatte Erfolg und weckte das Interesse Devrients, der sich von nun an seiner annahm und ihn, da „der junge, gutherzige, schöngewachsene und geschmeidige junge Mann" — wie er hervorhob — „für die großen Forderungen des Faches eines Liebhabers und Helden ganz seltene Eigenschaften besitze", im April 1862 auf drei Jahre verpflichtete. In einer strengen Schule, unter den prüfenden, kritischen Augen des erfahrenen Bühnenmeisters, wuchs Kraftel in dieser Zeit zum Künstler heran. Man wurde auch auswärts aufmerksam auf ihn. Heinrich Laube begehrte ihn für die Burg. So folgte Kraftel seinem Sterne und ging im April 1865 nach Wien, wo er sich als Don Carlos und Falkentoni (im „Goldbauer" der Birch-Pfeiffer) vortrefflich einführte. Schon sein Äußeres wirkte bestechend: eine jugendlich schlanke Erscheinung, ein schöner, interessanter Kopf mit keckem Kinn, einem hübschen Mund und strahlenden dunkeln Augen gewannen von vornherein für ihn. Dazu ein ausdrucksvolles Spiel, Temperament und Leidenschaft und ein wundervolles Organ. Sein Vortrag sprühte wie eine Rakete,

blieb aber immer deutlich, auch wenn er sich überstürzte. Auch der humorige Einschlag und gelegentlich drastische Komik standen ihm zu Gebot. Als Liebhaber war er vortrefflich, seine Helden hatten etwas Naturwüchsiges. Verschlossene, düstere Naturen lagen ihm weniger, psychologische Vertiefung traf er nicht völlig. Im Leben wie auf der Bühne war er kein Mann der verstandesmäßigen Auffassung. Schneidige Offiziere, schmucke Jäger und naiv-derbe Bauernburschen gerieten ihm besser als Salonrollen. Lange hielt sich seine alles gewinnende Jugend, der Übergang ins ältere Fach gelang nur teilweise. Altes und Junges lief in seiner Darstellung widerspruchsvoll durcheinander. Es war Kraftels Tragik, daß er im Zeitalter des Realismus zum zeitgenössischen Drama keine Brücke fand.

Immer mehr außerhalb des Spielplanes wandte er sich 1888 zur Regie. Mit seinem Sinn und Ohr für das Wort verband er eine farbenfrohe, phantasiereiche Spielleitung. 1892, nach der Pensionierung Baumeisters, zum Inspektor der Schauspielschule ernannt, wurde er zahlreichen Schülern ein tüchtiger Lehrer, da er die seltene Gabe besaß, auch das, was er selbst nicht darstellen konnte, bei anderen sinngemäß zu wecken und zu fördern. Schon in seinen Karlsruher Anfängen (1862) schrieb er ein Epos: „Die Sage vom Zuger See" — eine originelle Weiterbildung des Undinenmotives. Im „Dekamerone" des Burgtheaters (1880) widmete er seinem Lehrer Ed. Devrient, ein feinsinniges Erinnerungsblatt. Ein Lustspiel: „Im Regen" und ein Drama: „Der Winterkönig" wurden aufgeführt, hatten aber keinen dauernden Erfolg. Mehr Glück hatte seine Bearbeitung von Lemoiniers Singspiel: „Der betrogene Kadi" (Musik von Gluck).

Er war verheiratet mit einer Schwester der Maler Gustav und Franz Gaul, die in zahllosen Zeichnungen und Karikaturen Wiens theaterfrohe Welt mit Humor und Ironie festgehalten haben. Zeitlebens ein Sonntagskind, ohne ängstliche Sorgen, schuf seine glänzende Rednergabe und sein angestammter Hang zur Geselligkeit ihm viele Freunde, mit denen er besonders in der Gesellschaft „Grüne Insel" sich austollte. Im April 1905 konnte er das Fest seiner 40jährigen Zugehörigkeit zum Burgtheater unter dem Jubel von ganz Wien feiern. Aber nur wenige Jahre waren ihm noch vergönnt; am 12. Februar 1908 nahm ihn der Tod hinweg. Noch einmal weckte sein Heimgang die Erinnerung an seine Glanzzeit.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Literatur: Theaterakten des Generallandesarchivs. — Biographisches Jahrbuch XIII (1908). — Dekamerone des Burgtheaters (1880). — Österreichische Rundschau, 14 (1908). — Neuer Theateralmanach 1906 und 1909 (mit Bild). — Bühne und Welt, 10 (1908). — Schaubühne 1908, Nr. 9. — Eisenberg, Ludwig, Biograph. Lexikon der deutschen Bühne (1903). — Brümmer, Franz, Lexikon deutscher Dichter. — Nachrufe in Tagesblättern und Zeitschriften (1908).

Wilhelm Bauer.

Gustav von Stoesser

wurde am 21. September 1826 in Emmendingen als Sohn des damaligen Oberamtmanns, späteren Geheimerats Karl von Stoesser (vgl. Bad. Biographien II, 326/27), geboren; seine gymnasiale Ausbildung empfing er in Karlsruhe; seine juristischen Studien führten ihn 1844 bis 1848 nach Freiburg und Heidelberg, wo er dem Korps der Schwaben angehörte, und schlossen nach gut bestandener Staatsprüfung mit seiner Aufnahme in den badischen Staatsdienst 1850 ab. Nach mehrjährigem Vorbereitungsdienst bei verschiedenen Ämtern, den Hofgerichten Konstanz und Bruchsal sowie bei der Regierung des Mittelrheinkreises wurde er 1855 in das Sekretariat des Ministeriums des Innern einberufen und 1857 daselbst Ministerialsekretär.

1858 schloß Gustav von Stoesser den Ehebund mit Mathilde von Chrismar, die seinen Lebensweg 48 Jahre hindurch bis wenige Monate vor seinem Tode geleitete. Aus dieser Ehe stammten ein Sohn, der, erst zwanzigjährig, im Dienste der Kaiserlichen Marine den Eltern entrissen wurde, und zwei Töchter. — 1859 dem Stadtamte Mannheim als Amtmann und zweiter Beamter beigegeben, wurde Gustav von Stoesser 1861 Vorstand des Bezirksamts Meßkirch, 1864 Oberamtmann und 1867—1871 Amtsvorstand in Waldshut.

Diese erste, zehnjährige Phase selbständiger Tätigkeit in der inneren Bezirksverwaltung fällt zusammen mit der Lameyschen Verwaltungsreform, welche nach Aufhebung der vier Kreisregierungen die politische und wirtschaftliche Bedeutung der badischen Bezirksverwaltungsbehörden sehr verstärkte und ihrer freien Initiative größeren Spielraum gewährte, während die Schaffung der Bezirksratskollegien die vertrauensvolle Verbindung der Bevölkerung mit den Bezirksverwaltungsbeamten wesentlich förderte. Wie sehr Gustav von Stoesser

es verstanden hat, dem Geiste dieser neuen Zeit gerecht zu werden, zeigt ein eingehender Visitationsbericht von 1863, welcher seine ebenso umfassende als eifrige und umsichtige Tätigkeit rühmt wie seinen Takt, seine administrativen und wirtschaftlichen Kenntnisse, sein Streben, durch stetes mündliches, auf den Kern der Sache gehendes Verfahren, durch Energie gepaart mit Wohlwollen sich das Vertrauen des Bezirks zu erwerben und dessen Wohlfahrt zu mehren. Nach der Eigenart des Bezirks Meßkirch war Förderung von Landwirtschaft und Viehzucht, welche letztere späterhin in der Organisation des Verbands der oberbadischen Zuchtgenossenschaften außerordentliche wirtschaftliche Bedeutung gewonnen hat, eine der Hauptaufgaben Gustav von Stoessers; aber auch Gewerbe- und Handwerksinteressen entbehrten nicht seiner umfassenden Fürsorge, wie seine Gründung und Leitung des Meßkircher Vorschußvereins zeigt. Auf der Grundlage des Vertrauens, welches Gustav von Stoesser im Bezirke Waldshut sich erwarb, erfolgte späterhin seine Wahl zum Abgeordneten der zweiten Kammer der Landstände, der er als Mitglied der Nationalliberalen Partei 1887 bis 1891 angehörte.

Mit der 1871 erfolgten Berufung Gustav von Stoessers als Ministerialrat in das Handelsministerium beginnt die zweite, zwanzigjährige Phase seiner beruflichen Wirksamkeit, die ihn 1881 nach Aufhebung dieses Ministeriums in das Ministerium des Innern führte, nachdem er 1879 Geheimer Referendär und 1880 Kammerherr geworden war. In seiner ministeriellen Wirksamkeit hat v. Stoesser sich hauptsächlich um Förderung von Handel, Gewerbe und Industrie verdient gemacht. Bahnbrechend war namentlich seine Gewerbepolitik, welche unter der Herrschaft des Grundsatzes der Gewerbefreiheit sich bemühte, die Gewerbetreibenden und Handwerker vor Auswüchsen der freien Konkurrenz zu schützen und sie im Kampfe des Wettbewerbs zu stärken und leistungsfähig zu erhalten; hieraus ergab sich eine weitgehende Entwicklung des gewerblichen Unterrichtswesens durch gewerbliche Fortbildungs- und Fachschulen, Meisterkurse, Lehrlingswerkstätten und andere Einrichtungen, die über das Land Baden hinaus vielfach als vorbildlich galten. Im Zusammenhange mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des Reichs kam dazu Gustav von Stoessers Betätigung im Ausstellungswesen, namentlich anläßlich der Wiener Weltausstellung 1873 und der Karlsruher Landes-Kunst- und Gewerbeausstellung 1877. — Außerdem fielen Angelegenheiten der Landes-

gewerbehalle und Kunstgewerbeschule, der Handelskammern und Gewerbevereine, der Konsulate, Zollfragen, Schiffahrt und Flößerei in das Arbeitsgebiet Gustav von Stoessers, der 1879—1891 auch als badischer Bevollmächtigter in der Rheinschiffahrtskomission und 1871—1878 als Leiter der Ministerialkommission für Feldbereinigung wirkte.

Ende 1891 zum Geheimen Rat 2. Klasse ernannt, schied Gustav von Stoesser aus dem Ministerialkollegium, um sich der Leitung des Verwaltungshofs zu widmen, einer umfangreichen, zur Entlastung verschiedener Ministerien bestimmten Landesbehörde, welche als Zentralmittelstelle die vormaligen vier Kreisregierungen teilweise ersetzte und hauptsächlich mit der Aufsicht über die Verwaltung von Staatsanstalten und Stiftungen, mit Aufgaben der Leitung des Kassen- und Rechnungswesens sowie des staatlichen Unterstützungs-, Hinterlegungs- und Betreibungswesens betraut war. Auch während dieser dritten Phase seiner beruflichen Wirksamkeit bewährte sich Gustav von Stoesser in verantwortungsreicher Vorgesetztenstellung, verdienstvoller leitender Tätigkeit und geistiger Frische, bis er Ende 1899 auf seinen Antrag wegen vorgerückten Alters unter hohen Auszeichnungen in den Ruhestand versetzt wurde.

Aber auch weiterhin betätigte er die ihm eigene gemeinnützige Gesinnung durch Arbeit für das Volkswohl, insbesondere im Volksbildungsverein, dessen Gründer, im Gewerbeverein, dessen Ehrenmitglied er war, und im Arbeiterbildungsverein, dem er über ein Menschenalter hindurch angehörte, bis er im 81. Lebensjahre am 1. Mai 1907 einer Herzlähmung infolge von Lungenentzündung erlag.

So hat Gustav von Stoesser fast ein halbes Jahrhundert dem badischen Staate und darüber hinaus der allgemeinen Wohlfahrt gedient und in unermüdlicher, gewissenhafter und selbstloser Arbeit, in seinem ganzen Wesen und Werdegang stets beste Traditionen badischen Beamtentums verkörpert.

Literatur: Chronik der Stadt Karlsruhe 1907. — Karlsr. Ztg. 1907. — Dienstakten.

Otto Flad.

Eduard Engelhorn

stammte aus Mannheim. Geboren am 1. Juni 1830, hat er dort das Lyzeum absolviert, von 1847—1850 in Heidelberg, wo er dem Korps Suevia angehörte, und in Berlin Rechtswissenschaft studiert;

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

1852 auf Grund seiner ersten juristischen Staatsprüfung als Rechtspraktikant in den badischen Staatsdienst aufgenommen, wurde er 1855 nach gut bestandener zweiter juristischen Staatsprüfung zum Referendär ernannt. 1856 verehelichte er sich mit Catharina Antonie Schlehner von Mannheim, aus welcher Ehe zwei Söhne und zwei Töchter stammten.

Nach Beendigung seines juristischen Vorbereitungsdienstes 1861 zum Amtmann und zweiten Beamten des Bezirksamtes Waldshut ernannt, wurde er 1864 Vorstand des Bezirksamts Triberg, 1866 Oberamtmann, als solcher 1868 nach Mosbach und 1872 nach Rastatt versetzt. 1874 zum Stadtdirektor ernannt, leitete er von 1874—1877 das Bezirksamt Freiburg und von 1877—1883 das Bezirksamt Mannheim. Diese vielseitige und in den verschiedensten Landesteilen erfolgreich ausgeübte Tätigkeit im Dienste der inneren Bezirksverwaltung befähigte Eduard Engelhorn in besonderem Maße zu einer auf praktische Erfahrung gestützten Aufsichtstätigkeit in höherer Stellung. Eine solche wurde ihm mit seiner Ernennung zum Ministerialrat im Ministerium des Innern und Landeskommissär für die Kreise Konstanz, Villingen und Waldshut mit dem Wohnsitz in Konstanz zu Teil. Dort hat Eduard Engelhorn 16 Jahre hindurch unermüdlich dieses Amtes gewaltet, dessen Hauptaufgabe es war, in dem weiträumigen Staatsgebiete zwischen Säckingen und Pfullendorf, Triberg und Konstanz durch Bereisung der ihm unterstellten 13 Amtsbezirke und Einsichtnahme von der Geschäftsbesorgung der inneren Verwaltung eine persönliche Beaufsichtigung und Einwirkung auf die Verwaltungsführung der staatlichen und kommunalen Behörden auszuüben und im wesentlichen den persönlichen Verkehr zwischen der Staatsregierung und den Bezirksverwaltungsbeamten sowie den Kreisen und Gemeinden zu vermitteln. In dieser Tätigkeit, welche er seit 1891 als Geheimer Oberregierungsrat, seit 1897 als Geheimerat 2. Klasse ausübte, hat er den Schwerpunkt seiner beruflichen Lebensarbeit gefunden und die Funktion, Auge und Ohr des Ministeriums des Innern gegenüber dem oberbadischen Landesteil zu sein, dank seinem vorbildlichen Fleiß, seiner großen Verwaltungserfahrung, seiner intensiven Aufmerksamkeit auf alle Vorgänge des öffentlichen Lebens und seiner hieraus sich ergebenden genauen Kenntnis der Verhältnisse in hervorragender Art und Weise erfüllt. Mögen auch in Beziehung auf Grad und Umfang der Ausübung von Aufsichtsbefugnissen Meinungs-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

verschiedenheiten gelegentlich unvermeidlich gewesen sein, so hängt das wohl hauptsächlich mit der badischen Verwaltungsgesetzgebung selbst zusammen, welche eine scharfe Trennung der Zuständigkeiten der Landeskommissäre von denjenigen des Ministeriums vermieden hat und ersteren ganz allgemein Beobachtung, Überwachung, Prüfung, anregendes und förderndes Eingreifen zur Aufgabe macht. Die uneingeschränkte Anerkennung der gesamten amtlichen Wirksamkeit Eduard Engelhorns kam jedenfalls auch in seiner letzten Beförderung zum Ausdrucke, die ihn 1899 zur Leitung des badischen Verwaltungshofs berief; dieser für das ganze Land eingesetzten Zentralmittelstelle, deren Zuständigkeit hauptsächlich Aufsicht über Staatsanstalten, Stiftungen, das Kassen- und Rechnungs-, das Unterstützungs- und Hinterlegungswesen u. dgl. umfaßte, hat er noch drei Jahre hindurch vorgestanden und in dieser leitenden Stellung sowie als Vorgesetzter einer umfangreichen Beamtenschaft wertvolle Dienste geleistet, bis er nach halbhundertjähriger Tätigkeit im Staatsdienste den Abschied erbat, um seine weitere Lebenszeit ohne verpflichtende Arbeit verbringen zu können. Unter hohen Auszeichnungen erfolgte seine Zuruhesetzung wegen vorgerückten Alters im Jahre 1902. Seine letzten Lebensjahre hat Eduard Engelhorn in Heidelberg verbracht, wo er am 6. Februar 1907 einer Lungenentzündung erlag. Seine Bestattung erfolgte auf seinen Wunsch in aller Stille.

Otto Flad.

Hermann Eduard von Holst

war am 19. Juni 1841 in Fehlin als Sproß eines alten baltischen Adelsgeschlechts und Sohn eines Pfarrers geboren. Aus Schirrens „Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin" (1869) ersieht man, unter welchen Gegensätzen und Gefühlen er aufwuchs. Die Universität Dorpat, wo er 1860—1864 studierte, bestärkte ihn darin. Dort stritt damals Schirren als maßgebender Geschichtsprofessor gegen zwei Fronten: das Russentum, welches die deutschen Ostseeprovinzen religiös wie politisch zu vergewaltigen suchte, und die radikale Gleichmacherei, welche die geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungsbedingungen der Balten mißachtete. So empfing Holst die Auffassung, daß wahre menschliche Freiheit nicht in schrankenlosem, willkürlichen

Niederreißen, sondern einerseits in der Abwehr brutaler Machtgelüste, andererseits in geistiger Selbstzucht und in Achtung vor dem historischen Recht bestehe. 1863 kam er nach Heidelberg. Um den Standpunkt zu vertiefen, welchen Holst durch Familie, Elternhaus und Heimatuniversität gewonnen, war niemand geeigneter als Häusser. Hatte dieser doch einst verkündet, nicht ein Historiker der Stube und des Salons, sondern des Lebens sein zu wollen! Aber anders als Schirren war Häusser zugleich ein begeisterter Prophet vom deutschen Berufe Preußens und lehrte Holst, in das kommende Deutsche Reich innerlich hineinzuwachsen.

Noch allerdings beherrschten Holst die heimatlichen Stimmungen. Für den Mordversuch auf Alexander II. (1866) machte er in einer Broschüre den russischen Despotismus und seine Mißgriffe verantwortlich. Gegen die gleiche Stelle richtete sich sein Artikel „Ludwig XIV. und die Hugenotten" (Hist. Ztschr. Bd. 15) und der erste, gleichfalls dem Sonnenkönig gewidmete Band seiner „Federzeichnungen" (1867) in sehr durchsichtiger Verhüllung. Noorden griff die „Federzeichnungen" in der Hist. Ztschr. (Bd. 20) an. Jedoch Holst hatte überhaupt nicht als zünftiger Gelehrter geredet, sondern mit seinem fesselnden, gewandten Stil und der eindringlichen, oft drastischen Schilderung die Heimatzustände treffen wollen.

Da ihm der baltische Boden zu heiß geworden, war Holst inzwischen nach Amerika ausgewandert. Hier gewann er nach sehr schweren Anfängen, die A. Wahl im Biographischen Nekrolog nach Familienüberlieferungen beschrieben und dann Frau Hradil in der Freiburger Studentenzeitung noch lebendiger aus eigenem Erleben heraus geschildert hat, einen ganz neuen Inhalt seiner literarischen und wissenschaftlichen Tätigkeit und damit seine Eigenart unter den deutschen Historikern. Unter den persönlichen Beziehungen, die er als Journalist anknüpfte, stand Fr. Kapp in vorderster Reihe. Holst hat ihm in den „Preuß. Jahrbüchern" (Bd. 85) einen Nachruf gewidmet, der zugleich Holsts eigene Leistungen charakterisiert. Denn wenn er dem Freunde nachrühmte, durch seine Schilderungen der amerikanischen Sklavenfrage falsche Vorurteile zerstört und dem deutschen Hange, fremde Zustände kritiklos zu vergöttern, entgegengewirkt zu haben, so hat er in seinem großen Geschichtswerke dasselbe getan. Zu letzterem hat Kapp mit den Hauptanstoß gegeben. Ursprünglich wollte Holst nur über das politische

und gesellschaftliche Leben in den Vereinigten Staaten nach dem Sezessionskriege berichten und den siegreich gebliebenen Zentralisationsgedanken gegen die unterlegenen demokratischen Parteigrundsätze politisch und sittlich verteidigen. Aber solche Gegenwartsfragen ließen sich ohne den geschichtlichen Hintergrund nicht sachgemäß behandeln. So entstand der mächtige Plan eines dreiteiligen Werkes, das zuerst die innere Geschichte der Union, soweit sie hier als Verständnis des Verfassungsrechts und der Demokratie erforderlich war, dann dieses Verfassungsrecht selber und schließlich die gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftszustände schildern sollte. Nur vom ersten Teile sind fünf Bände, „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten" (1873—1891), erschienen und als Ersatz des zweiten Hauptteils darf Holsts „Kurzer Abriß des nordamerikanischen Verfassungsrechts" im bekannten Handbuch von Marquardsen gelten. Außerdem hat Holst in Nebenstudien entweder die Anschauungen hervorragender amerikanischer Politiker behandelt oder bekannte literarische Erscheinungen, z. B. Bryces berühmtes Werk, ausführlich gewürdigt. Leider sind die Arbeiten nicht nochmals gesammelt worden und müssen heute aus verschiedenen Zeitschriften mühsam herausgesucht werden.

Aus äußeren Gründen haben die fünf Bände „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten" in Deutschland nicht die verdiente allgemeine Beachtung gefunden. Neben dem geringen Interesse, das bei uns bis vor kurzem für amerikanische Geschichte geherrscht hat, ist daran vor allem die Unübersichtlichkeit und die Unmöglichkeit schuld, das Werk zu Nachschlagezwecken zu benutzen, da ihm alle Gliederungen der oft umfangreichen Kapitel, Kolumnentitel und Register fehlen. Aber man braucht nur die lehrreichen Artikel von Kapp „Zur deutschen wissenschaftlichen Literatur über die Vereinigten Staaten" (Hist. Ztschr. 31, 241 ff.) zu lesen, um durch einen Vergleich mit den früheren Schriften zu erkennen, welchen Fortschritt Holsts Arbeit bedeutete. Auch hat R. Pauli denselben in den Gött. Gel.-Anz. 1873, S. 1983 ff., 1878, S. 769 ff., 1882, S. 129 ff. mehrere längere Artikel von selbständigem Werte gewidmet. Von seinen Vorgängern unterschied sich Holst nach zwei Richtungen. Erstens hat er den ungeheuren Stoff, der seit drei Menschenaltern in Parlamentsakten, Gerichtspapieren, ja teilweise auch in den Zeitungen aufgestapelt, möglichst vollständig zusammengetragen und verarbeitet, so daß er seine Behauptungen mit Zitaten aus den zuverlässigsten Zeugnissen

stützen konnte. Wichtiger war aber noch zweitens, daß Holst erstmalig die ganze innere Geschichte der Vereinigten Staaten seit der Unabhängigkeitserklärung bis zum Bürgerkriege als einheitliche Entwicklung und den Abfall der Südstaaten als das letzte Glied einer 1774 begonnenen Kette auffaßte. Denn er führte diesen Abfall auf die Unklarheit und Zwiespältigkeit der Unionsgründung, auf den Gegensatz zwischen natürlichen Machtbedürfnissen eines großen Bundesstaates und der Opferunlust einzelner Glieder, auf die Ausnutzung dieser Zweifel und Gegensätze durch den skrupellosen Eigennutz der Baumwollenpflanzer und Sklavenhalter und auf die Schwäche der Zentralregierung gegen einen solchen Egoismus zurück. Man darf hierbei nicht vergessen, daß sich Vorstellungen der deutschen Bedürfnisse, die sich Holst bei Häusser angeeignet, unwillkürlich mit den amerikanischen Erlebnissen verwoben. Der durchgesetzte einheitliche Bundesgedanke war ihm das Gegenstück zu Preußen und die Südstaaten die vergröberte Parallele zu den partikularistischen Widerständen gegen den deutschen Einheits- und Machtgedanken.

Inzwischen war Holst nach Deutschland heimgekehrt und nach einem kurzen Wirken in Straßburg 1874 Professor der neueren Geschichte in Freiburg geworden. Schon in Neuyork hatte er sich wegen der ungünstigen Bibliotheksverhältnisse viele teure Bücher kaufen müssen. In Deutschland wurde das weit schlimmer. Selbst die größten Bibliotheken versagten in amerikanischer Literatur. Da wichtige Werke auch käuflich schwer zu bekommen waren, auch Holsts Einkünfte bescheiden blieben, mußten die badische Regierung und die Berliner Akademie einspringen. Mit ihrer Hilfe bereiste Holst noch wiederholt England und die Union, lernte jetzt auch den Süden kennen. Die Urlaubsbewilligungen, die hierzu nötig waren, wirkten zugleich den Hindernissen entgegen, welche die Freiburger Lehrtätigkeit seinem literarischen Schaffen bereitete.

Denn wiewohl sein Ruf dauernd amerikanische Studenten nach Freiburg lockte, konnte er im Lehramt sein Forschungsgebiet nur wenig betonen. Er wäre auch gar nicht der Mann dazu gewesen, weil ihm ein breites, vielseitiges akademisches Wirken mehr Bedürfnis war als der seminaristische Unterricht. Es waren ja auch noch die Jahre, in denen dieser vorzugsweise dem mittelalterlichen Historiker oblag, der neuere Geschichtslehrer dagegen mehr zur allgemeinen Bildung und zu einem geschulten politischen Urteil anleitete. Hierfür

eignete sich Holst besonders, zumal die Freiburger Hochschule damals noch vorzugsweise von Anfängern besucht wurde. Seine eindrucksvolle Beredsamkeit, die anschauliche, bilderreiche, oft drastische Sprache, das warme Vaterlandsgefühl sicherten ihm einen großen Hörerkreis aus allen Fakultäten.

Aber er beschränkte sich nicht auf den Lehrberuf. Als Vorsitzender der Baukommission entwarf er die erste Denkschrift über die Errichtung einer neuen Universität. Ferner war er der geborene Festredner bei größeren Gelegenheiten; den besten Eindruck seiner Sprechweise gewährt eine im „Freiburger Tagblatt" abgedruckte Rede, die er 1878 nach den Attentaten auf Kaiser Wilhelm in der Festhalle hielt. 1890 kandidierte er für die Reichstagswahl. Ob ihn freilich, besonders nach Bismarcks Rücktritt, eine parlamentarische Tätigkeit in Berlin befriedigt und ob er in der Fraktion einen seiner geistigen Bedeutung gemäßen Boden gefunden hätte, darf man bei seiner geistigen Selbständigkeit bezweifeln. Desto ersprießlicher wirkte er in der Badischen Ersten Kammer, der er 1881—1892, zuletzt als zweiter Vizepräsident, angehörte. Hier nahm er nicht nur Stellung zu den verschiedensten Erziehungsfragen, wie Mittel- und Volksschulwesen, Turn- und Handfertigkeitsunterricht, Frauenausbildung. Seine langjährige Beschäftigung mit akademischen Staats- und Verwaltungsfragen lockte ihn auch, seine dortigen praktischen und wissenschaftlichen Erfahrungen für Baden nutzbar zu machen. Aber geradezu überraschend ist es, daß er selbst zu Spezialdingen wie Reblaus, Wein- und Obstbau, geschlossene Hofgüter und astronomische Studien sich äußerte. Als 1888 auch in Baden der Kulturkampf abgebaut werden sollte, verfaßte Holst den Kommissionsbericht über die wichtige Vorlage, welche die rechtliche Stellung der Kirche und der kirchlichen Vereine im Staate aufs neue regelte. Damals bewies er, daß auch er nicht mehr auf dem strengen Standpunkte der preußischen Maigesetze verharrte.

Lange hatte er der Versuchung widerstanden, an eine amerikanische Universität überzusiedeln. Aber als ihm 1892 von Chicago aus 7000 Dollars geboten wurden, glaubte er sich zur Annahme des Rufes verpflichtet. Seit seiner Studentenzeit war seine Gesundheit eine schwankende geblieben. Er mußte fürchten, daß er ihretwegen eines Tages den Lehrberuf aufgeben und sich mit einer kärglichen Pension begnügen müsse. Jetzt durfte er hoffen, in Chicago so viel zu verdienen, um nach einigen Jahren sich zurückziehen und von

den Ersparnissen leben zu können. Der Anfang war auch vielversprechend. Holst hatte nicht nur große Lehrerfolge, sondern wurde auch bald in die politischen Kämpfe hineingezogen, was ihn bei seinem Charakter weit mehr anspornte als abschreckte. Auch die persönlichen Freundschaftsbeziehungen vermehrten und verdichteten sich. Aber von vornherein sah er sich in seinen finanziellen Erwartungen getäuscht, weil er beim Gehaltsangebot zu wenig den gesunkenen Geldwert berücksichtigt hatte. Außerdem konnte er bald aus Krankheitsrücksichten immer weniger seinen Amtspflichten nachkommen. Als gebrochener Mann kehrte er 1900 nach Freiburg heim und lebte noch einige Jahre in fast völliger Zurückgezogenheit, bis ihn am 20. Januar 1904 der Tod erlöste.

Literatur: Über Holst vgl. A. Wahl, im Biogr. Jahrb., IX, 61 ff.; dazu ergänzend W. Michael, im Festblatt zur Einweihung des neuen Kollegiengebäudes der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg (1911). — Marg. Hradil (Tochter H. v. Holst), Erinnerungen an Hermann v. Holst. Großes und Kleines. Licht und Leiden aus dem Leben eines Historikers in Freiburger Studentenzeitung, 3. Semester (1931) Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6. Unter Holsts eigenen Veröffentlichungen, soweit sie bei Wahl nicht verzeichnet sind, sei besonders genannt sein Artikel über Wilsons (des späteren Präsidenten) Congressional Governement in der „Nation" vom 25. April, 2. und 9. Mai 1885.

Gustav Wolf.

Adolf Furtwängler,

geb. am 30. Juni 1853 in Freiburg i. B., gest. am 10. Oktober 1907 in Athen.

Furtwängler, der, wenn er guter Laune war, gerne „badisch" sprach, äußerte manchmal, er wolle seinen Lebensabend in Freiburg verbringen. So verbunden fühlte er sich mit seiner Heimat, dem badischen Schwarzwald, in dem entfernte Verwandte seines Namens große Uhrenherren waren. Auf die Erziehung in Freiburg durch seinen Vater Wilhelm, der als junger Mensch in Griechenland gewesen war, am Bertholdsgymnasium als Gymnasialprofessor wirkte und in zwei Arbeiten, „Der reitende Charon" (Dissertation Konstanz 1849) und „Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen" (Freiburg 1860), sich als Archäologe versucht hatte, ging auch der Humanismus seiner Natur zurück, der nicht bloß ein gelehrter, sondern der bestimmende Zug seiner geistigen und menschlichen Persönlichkeit war.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Furtwängler erzählte mir einmal, er habe ursprünglich Philosophie studieren wollen, ein merkwürdiges Geständnis. Denn er hatte später wenig Lust, auch nur wenigen zusammenhängenden Sätzen einer philosophischen Beweisführung zu folgen, war der erbittertste Gegner jeder systematischen Philosophie und äußerte, als die berühmte Rede Windelbands über Hegel in Heidelberg die große moderne Hegelrenaissance einleitete, wenn Hegel wieder mächtig würde, wolle er nicht mehr leben, das sei das Ende der Wissenschaft.

Nach wenig ergiebigen philosophischen Anfängen in Leipzig wurde er in München Schüler Heinrich Brunns, des eigentlichen Erfüllers der kunstgeschichtlichen Ideen Winkelmanns im 19. Jahrhundert, des großen Begründers der kunstgeschichtichen Schule der deutschen Archäologie. Als ich Furtwängler einmal frug, wie er denn den Grund zu seiner ungeheuren Denkmälerkenntnis gelegt habe in einer Zeit, in der es moderne Seminar- und Institutsbibliotheken an den Universitäten noch gar nicht gab, und unter einem Lehrer, dessen Größe mehr auf der Fähigkeit sich in das einzelne große Kunstwerk zu vertiefen als auf der Übersicht über große geschichtliche Zeiträume beruhte, erzählte er mir, er habe auf der Münchener Staatsbibliothek die ganzen Texte von Stephanis Compte rendus de la Commission Impériale Archéologique durchgearbeitet, jedes dort zitierte Monument nachgeschlagen und sich frühe Collectaneen angelegt für alles, was ihm bei diesen weitausgedehnten Streifzügen auffiel. Daher hatten schon seine ersten Arbeiten, die Münchener Dissertation „Eros in der Vasenmalerei" 1874, „Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans" 1876, „Plinius und seine Quellen über die bildenden Künste" 1877 und „Der Satyr von Pergamon", Berl. Winckelmannsprogr. 1880, so sehr sie noch in der älteren Tradition der Archäologie stecken, ihr besonderes Gesicht der Beherrschung des Materials und seiner übersichtlichen Gliederung. Auch sind sie schon so leicht und und hemmungslos geschrieben wie alles Spätere. Furtwängler schrieb bis zu seinem Tode eine großzügige, stark nach rechts geneigte phantasiereiche Schrift mit großen Ober- und Unterlängen und wenigen Merkmalen innerer Widerstände. Wenn er in guter Verfassung sei, sagte er mir einmal, so schriebe er jeden Tag sieben solche Manuskriptseiten seiner ziemlich eng gesetzten Züge.

Nach der Begegnung mit Heinrich Brunn, der einmal von diesem seinem Schüler äußerte: „Alles ist Feuer an ihm", war Furtwänglers

zweites entscheidendes Erlebnis der erste Aufenthalt in Griechenland als Stipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts 1876—1879.

Furtwängler besaß eine unermeßliche Liebe für Griechenland, nicht nur für das antike, sondern auch für das moderne, seine Landschaft, die er für die schönste der Welt erklärte, seine Leute, vor allem den griechischen Bauer, und für die primitive Art zu leben, zu der dort der Gelehrte außerhalb Athens genötigt ist. „Wenn ich einmal etwas sehr Bitteres erleben muß", sagte er mir einmal, „dann bringen Sie mich an den Golf von Korinth. Da werde ich wieder aufleben." Diese griechische Leidenschaft spielte er gerne gegen Italien aus, verband damit eine etwas unklare Abneigung gegen Rom, die römische Kunst und die Renaissance, die er aber bei seiner ganz untheoretischen, jedem großen Eindruck offenen Natur unter neuen Erlebnissen auch wieder preisgab. So mußten später große Aufnahmen der Figuren der sixtinischen Decke Michelangelos immer um ihn sein, und als er zum erstenmal in Brescia war, entdeckte er Moretto, erklärte ihn für größer als Tizian und wollte ein Buch über ihn schreiben.

Die in Griechenland entstandenen Arbeiten, „Die Mykenischen Tongefäße" 1879 und „Mykenische Vasen" 1886, die er beide mit seinem langjährigen Freunde Georg Loeschcke herausgab, und vor allem „Die Bronzefunde aus Olympia und deren kunstgeschichtliche Bedeutung", Abhandlungen der Berliner Akademie 1880, mit der endgültigen Redaktion in dem vierten Bande von „Olympia, die Ergebnisse der von dem Deutschen Reich veranstalteten Ausgrabung" 1890, als Frucht seiner Teilnahme an der Ausgrabung von Olympia unter Ernst Curtius, stellen die zweite Stufe der Entwicklung Furtwänglers dar. Sie bedeuten eine Epoche nicht nur für sein Leben, sondern auch, und dies in entscheidendem Sinne, für die moderne klassische Archäologie. Denn in diesen Werken sind zum erstenmal große Denkmälerklassen nicht mehr wie früher nur zur Erläuterung antiker Texte benützt, sondern als Quelle zum Verständnis großer geschichtlicher Entwicklungen erschlossen, für welche die literarische Überlieferung versagte. Furtwängler hat mir oft geschildert, wie das in den „Mykenischen Tongefäßen und Vasen" gesammelte Scherbenmaterial der Ausgrabungen unbeachtet dalag, bis er sich mit Loeschcke zuerst nur in einer Art mit wissenschaftlicher Neugierde gemischter Spielerei seiner annahm und erst im Laufe

der Arbeit seine Bedeutung erkannte. Mit dem Verständnis der mykenischen Vasen als besonderer, von der klassischen Keramik durch Jahrhunderte getrennter, aber irgendwie auch mit ihr zusammenhängender Gattung und ihrer Entwickung, war ein Schlüssel zur Erhellung der vorklassischen Geschichte der östlichen Mittelmeerwelt und der griechischen Wanderungszeit gefunden. Auf der hier zum erstenmal ausgebildeten und erprobten Methode beruht die ganze moderne prähistorische Forschung in Griechenland, und bei deren vorbildlichem Einfluß auf die nordische, auch ein guter Teil dieser. Die Bearbeitung der Bronzefunde von Olympia ist auch heute noch kaum in irgendeinem wesentlichen Teil veraltet. Auch hier werden weite Strecken bis dahin öden Landes urbar gemacht, ist ein großer Denkmälerkomplex überhaupt erst erschlossen, durch seine morphologische Deutung für die Kunst- und Kulturgeschichte verwertet und ein methodisches Musterbeispiel einer Fundpublikation geschaffen, das seither in vielen Beispielen nachgeahmt, in keinem übertroffen worden ist.

Der dritte Abschnitt der raschen Entwicklung Furtwänglers begann nach kurzer Privatdozentenzeit in Bonn mit seiner Berufung als Direktorialassistent 1880 an die Skulpturensammlung, 1882 an das Antiquarium in Berlin, unter der Oberleitung von Ernst Curtius. Furtwängler ist später in persönlicher und wissenschaftlicher Fehde ein erbitterter Gegner Berlins und der Berliner Museen gewesen. Der innerste Grund dieser Feindschaft war der, daß er nach dem Ausscheiden von A. Conze und Ernst Curtius aus der Leitung der Antikenabteilung sich selbst, und dies wohl mit Recht, als den berufensten Nachfolger ansah und sich durch die Art der Besetzung übergangen fühlte. Um so mehr ist es Pflicht auszusprechen, was er Berlin verdankte. In Berlin kam nicht nur ein außerordentlich reicher, bis dahin kaum gehobener Schatz antiker Kleinkunst unter seine Obhut, sondern er nahm auch teil an dem glänzenden Aufstieg der Museen, die in den achtziger Jahren unter Bode und Schöne in allen ihren Teilen durch zahlreiche Erwerbungen die Versäumnisse früherer preußischer Sparsamkeit und die Mißgriffe der Hofverwaltung gutzumachen suchten. Furtwänglers von Hause aus kleinbürgerliche und schüchterne süddeutsche Natur hatte später einen freien, ins Große gehenden kosmopolitischen Zug. Er liebte Paris und französische Literatur, mischte in seine humorvolle Umgangssprache gerne englische Ausdrücke und hatte trotz seiner Neigung zu persön-

licher spartanischer Einfachheit viel Sinn für Eleganz und internationales Leben. Das war die Wirkung seiner Berliner Jahre, weniger des Berliner gesellschaftlichen Lebens, in dem er, der gar nicht schlagfertige Alemanne, sich wenig durchsetzen konnte, als vielmehr seiner Teilnahme an den großen Auktionen bedeutender Sammlungen in Paris und London, zu denen er entsandt wurde, und seiner darauf beruhenden freundschaftlichen Verbindung mit der Welt der großen Sammler und Kunstkenner. Es war das große Verdienst von Ernst Curtius, daß er der Genialität seines Assistenten, dessen Temperament er zwar bei der höfischen Vorsicht seines eigenen Wesens häufig mißbilligte, freien Spielraum ließ. In Berlin begann Furtwänglers Reisezeit, in der er alle Museen der Welt kennen lernte und in einem unermeßlichen Schatz rasch hingeschriebener Notizen sich wissenschaftlich aneignete, dort, in der täglich geübten Praxis des Kunsthandels, seine Kennerschaft, durch die er der ebenso gefürchtete wie bewunderte erste Schiedsrichter in Fragen von Echtheit und Wert von Antiken wurde. Zeugnis seiner Sammlertätigkeit für das Museum sind die „Erwerbungsberichte" in der Archäologischen Zeitung 1883 bis 1885 und im Archäologischen Anzeiger 1886—1895, heute noch eine unerschöpfliche Fundgrube für jedes Gebiet antiker Kleinkunst. Aber die auch für seine spätere persönliche Entwicklung entscheidenden Werke sind die Beschreibung der „Berliner Vasensammlung" in zwei Bänden 1885 und die „Beschreibung der geschnittenen Steine im Antiquarium" 1896. Das erste hatte Vorläufer, das zweite keinen. Die Vasen waren das alte Exerzierfeld der Archäologen und sind es für die immer mehr verfeinerte Methode noch heute. Furtwänglers Katalog zog die Bilanz aus von anderen Gewußtem und von ihm neu Gesehenem. Er stellt die erste große Gliederung des Gebietes in Gruppen und Untergruppen dar, gibt als der Erste seiner Art eine möglichst exakte Beschreibung, mußte zum Schmerz seines Verfassers ohne die von ihm geplanten Tafeln, auf denen jedes bedeutende Stück abgebildet werden sollte, erscheinen und ist trotz mancher Flüchtigkeitsfehler im einzelnen das Vorbild geblieben, das jeden Vasenkatalog seither bestimmt hat. Für die Beschreibung der geschnittenen Steine gab es gar keine Vorarbeiten. Ja, im Gegenteil, in Nachwirkung der Verwirrung, die durch die zahlreichen Nachahmungen oder bewußten Fälschungen antiker Gemmen seit der Renaissance ins 19. Jahrhundert hinein entstanden, war das Interesse

an der antiken Steinschneidekunst, dem Liebling der großen Sammler schon des Mittelalters, beinahe gänzlich erloschen, niemand wußte, was echt oder falsch, und jeder wich der Entscheidung auf einem Gebiet, wo es kein Stückchen festen gelehrten Grundes unter den Füßen gab, aus. Die Gemmenkunde als neue Wissenschaft ganz allein geschaffen zu haben, das ist vielleicht Furtwänglers größte methodische Leistung. Die spät entstandene Berliner Sammlung gehört nicht zu den ersten der Welt. Furtwängler selbst hatte sie durch glückliche Erwerbungen aus dem Kunsthandel bereichert, von denen die der antiken Glaspasten Bergau zwar nicht die bedeutendste aber numerisch reichste und für das geschichtliche Verständnis der Gattung entscheidende war. Die Katalogarbeit brachte das Studium aller anderen großen Gemmensammlungen der Welt mit sich. Die erste Frucht daraus waren die Studien über die antiken Gemmen mit Künstlerinschriften, Archäol. Jahrb. 6, 1888, 105 ff.; 7, 1889, 193 ff. Damit war die erste Bresche geschlagen. Die Frucht jahrzehntelanger Arbeit ist Furtwänglers reifstes, ausgeglichenstes, glücklichstes Werk, Geschichtschreibung im großen Stil, „Die antiken Gemmen, Geschichte der Steinschneidekunst im Altertum" 1900. Zu diesem flog ihm, als sein Ruhm durch den Berliner Katalog begründet war, das Material aus aller Herren Länder zu. An unzählige Stunden wunderbaren Genusses erinnere ich mich, wenn damals in der Münchener Zeit neue Sendungen antiker Gemmen, oder Abdrücke nach ihnen, von irgendeinem Eigentümer im Museum für Abgüsse ankamen, Furtwängler seine Schüler zu sich in sein enges Direktionszimmer mit dem Blick nach den Hofgarten rief, jeden Stein mit der Lupe gleichsam abtastete, unser Urteil erprobte, das seine abgab und in immer neue Ausrufe des Glücks und der Bewunderung über diese kleinen Kunstwerke ausbrach, in denen sich griechisches Genie ausspricht, wie sonst nur noch in den Münzen. Alles, vieles Vortreffliche, was seither über antike Gemmen, die durch Furtwängler erst wieder zum Dasein erweckt wurden, geforscht und veröffentlicht wurde, ist nur in seinem Garten gezüchtete Blume und wird es dauernd bleiben.

Zu der unbegreiflichen Produktivität von Furtwänglers Berliner Jahren gehören neben diesen großen Katalogen „Die Sammlung Sabouroff" 1883—1887 und ihre für die griechische Religionsgeschichte entscheidende Einleitung über die Entwicklung des griechischen Unsterblichkeitsglaubens, in der des Verfassers sein Zusammenhang mit der

gleichzeitigen positivistischen religionsgeschichtlichen Forschung, vor allem mit Herbert Spencer, deutlich ist, die berühmten Artikel in Roschers Mythologischem Lexikon, Aphrodite I, 1, 406 ff.; Athene a. O. 687 ff.; Eros a. O. 1339 ff.; Gorgonen a. O. I, 2, 1701 ff.; Gryps a. O. 1742 ff.; Herakles a. O. 2135 ff., in denen zum erstenmal das geschichtliche Werden kunstmythologischer Ideale aufgezeigt wird, „Der Goldfund von Vettersfelde," Berliner Winckelmannsprogr. 1883, auch dieser durch die Verbindung eines norddeutschen Fundes mit südlich klassischer Formenwelt ein methodisch folgereicher Versuch, und „Über eine altargivische Bronze", 50. Berliner Winckelmannsprogr. 1890, der Auftakt zu den „Meisterwerken", eine Arbeit, die Furtwängler besonders liebte und die er seinen Schülern als erste zu empfehlen pflegte, die sie zu studieren hätten.

Den Abschluß der Berliner Jahre, den Beginn eines neuen Lebensabschnittes, da sie Furtwänglers Berufung nach München als Nachfolger H. Brunns 1894 zur Folge hatten, bedeuten die „Meisterwerke griechischer Plastik" 1893, als Masterpieces of Greek skulpture ed. by E. Sellers 1895 englisch.

Die Meisterwerke waren das eigentliche Kampfbuch Furtwänglers, dessen Ablehnung durch R. Kékulé, Götting. Gelehrte Anz. 1895, 625 er niemals verwand und mit leidenschaftlichem Hasse erwiderte. Sie sind in ihren Resultaten und ihrer Methode auch heute noch umstritten, in ihrer Wirkung unauslöschbar und durch keine ähnliche Darstellung ersetzt. Daher mag Furtwänglers eigenes Urteil über sie interessieren. Als der Verleger ihn zu einer umgearbeiteten Neuauflage des vergriffenen Buches aufforderte, äußerte er zu mir wenige Monate vor seinem Tode, er sehe ein, daß es in allen Teilen neu gemacht werden müsse, aber er habe wenig Lust dazu, vor allem deshalb, weil er wohl die Schwächen seiner Darstellung kenne, aber doch kein neues Bild sehe, das an Stelle des alten zu setzen sei, wiederholen möge er sich nicht, erst nach Jahrzehnten neuer Funde und neuer Arbeit an dem Bekannten seien neue Meisterwerke möglich. Das möge eine spätere Generation leisten.

Die Meisterwerke haben zwei enge miteinander zusammenhängende Seiten, eine technische und eine geistig konstruktive. Die technische beruht auf der Photographie und der modernen Leichtigkeit des Reisens, Möglichkeiten, die vor Furtwängler für die Geschichte der griechischen Plastik von niemand auch nur entfernt aus-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

genützt waren. Heute scheinen sie selbstverständlich. Damals, wo von der älteren Generation noch die Zeichnung nach Antiken der Photographie vorgezogen wurde und außer P. Arndt niemand daran dachte, die vorhandenen Photographien von Antiken zu sammeln und den in der ganzen Welt zerstreuten Bestand antiker Plastik planmäßig photographieren zu lassen, war Furtwänglers Lösung, die auf dem ganzen irgendwie erreichbaren Material aufgebaut war, ebenso überraschend wie durchschlagend.

Die Konstruktion beruhte auf der zwar auch schon von anderen mehr geahnten als durchgeführten Erkenntnis, daß der größte Teil der in unseren Museen aufgestapelten Antiken römische Kopien nach berühmten griechischen Meisterwerken sind, die im Original endgültig verloren, eben aus diesen Kopien wiederzugewinnen, mit der literarischen Überlieferung vor allem bei Plinius und Pausanias zu verbinden und zum Aufbau der Geschichte der antiken Plastik neben den wenigen seltenen uns erhaltenen griechischen Originalen zu verwerten seien, deren Einzigkeit keiner höher stellte als Furtwängler selbst. Der zweite Teil der Konstruktion war der energische Versuch, eben aus diesen Kopien und den wenigen Originalen die Persönlichkeiten der einzelnen großen führenden griechischen Künstler zu erschließen, und sie in ihrer Entwicklung und in ihrem gegenseitigen Verhältnis als Individualitäten zu schildern. Furtwänglers Methode haben sich am meisten diejenigen zueigen gemacht, die ihn am lautesten bekämpfen, sie ist siegreich geblieben auf der ganzen Linie, und so viele Einzelpositionen der Meisterwerke auch geopfert werden mußten und noch weiter fallen werden, nie wird griechische Kunstgeschichte anders möglich sein als auf den hier zum erstenmal vorgezeichneten Wegen. Daran kann auch die moderne Modeströmung, die sich nur auf griechische Originale zurückziehen will und die Arbeit an den römischen Kopien und diese selbst verachtet, nichts ändern.

Die Meisterwerke sind ein großartiger Entwurf, an dessen Einzelteilen Furtwängler unaufhörlich weiterarbeitete wie in der leider Fragment gebliebenen Abhandlung „Über Statuenkopien im Altertum", Abhandl. d. Bayer. Akad. 1897, 523 ff., der anderen großen „Griechische Originalstatuen in Venedig", Abhandl. d. Bayer. Akad. 1901, 273 ff., und zahlreichen Beiträgen, vor allem in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1897, 1, 247 ff.; 1897, 2, 109 ff.; 1899, 2, 279 ff., 411 ff., 559 ff.; 1902, 435 ff.; 1903, 421 ff., 439 ff.;

1904, 365 ff.; 1905, 241 ff., 433 ff.; 1906, 143 ff., 483 ff., 367 ff.; 1907, 157 ff., 207 ff. Da er, der Leichtbewegliche, unaufhörlich reiste, als Sammler erlesener Stücke, die heute im Liebighaus in Frankfurt a. M. stehen, seine alten Beziehungen zum Kunsthandel weiterpflegte und jedes Problem der antiken Kunstgeschichte irgendeinmal schon durchgedacht hatte, so strömte ihm der Stoff zu neuen Arbeiten von allen Seiten zu, immer hatte er, wußte er etwas Neues, freute sich es mitzuteilen, und der Probleme und der damit verbundenen Bewegung konnten nie genug sein. Die schönste seiner Entdeckungen in diesen Beiträgen war die, daß zwei bis dahin wenig beachtete Figuren der Glyptothek Ny Carlsberg in Kopenhagen griechische Originale sind, eine Niobide und einen Niobiden darstellen und aus einem griechischen Giebel der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. stammen. Die skeptische Opposition, die auch diese Theorie fand, wurde bald durch den Fund der zu der gleichen Gruppe gehörenden Niobide, die jetzt im römischen Thermenmuseum steht, glänzend geschlagen. In den „Intermezzi" 1896 wies er den Zusammenhang des Poseidonfrieses der Glyptothek in München mit dem Opferrelief im Louvre nach und vereinigte die Stücke zum „Domitiusaltar", entlarvte die vom Louvre angekaufte „Tiara des Saitaphernes" als moderne Fälschung und begann in den „Studien zu dem Monument von Adamklissi" seine Arbeiten über die römische Militär- und Provinzialkunst.

Da er in München neben seiner Professur die Leitung dreier Museen übernahm, des Museums für Abgüsse, der Kgl. Glyptothek und der Kgl. Vasensammlung, genoß seine Schaffensfreude neue Möglichkeiten, sich zu betätigen. Das Abgußmuseum wurde unter ihm wie kein anderes ein eigentliches Arbeits- und Experimentiermuseum für kunstgeschichtliche Untersuchungen und Ergänzungsversuche und sollte nach seinem Plan, den nur sein Tod verhinderte, in dieser Art das erste der Welt werden, für Glyptothek und Vasensammlung setzte er, dessen naive Liebenswürdigkeit und Zielsicherheit unwiderstehlichen Zauber ausüben konnten, bei der widerstrebenden Bürokratie die Bewilligung von Mitteln für neue Erwerbungen durch, so daß mit ihm nach langer Stagnation auch für diese Museen eine neue Epoche begann. Aus seiner Verwaltung der Vasensammlung entsprang das Werk „Die griechische Vasenmalerei", seit 1904. In der Wiederaufnahme der Tradition des Klassizismus sollten die schönsten griechi-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

schen Vasen der Welt in den besten Zeichnungen und der vollendetsten Reproduktion in großem Format neu herausgegeben werden. Zufällig entdeckte er für dieses Unternehmen in K. Reichhold den Zeichner nach seinem Sinn, der in gleichem Enthusiasmus wie er nur für die Sache arbeitete, und nun begann ein neuer Wetteifer im Auffinden, im Bewundern, in gemeinsamer Erläuterung dieser erlesenen Meisterwerke. Auch diese Leistung ist bisher durch keine bessere ersetzt. Die Vasensammlung bekam ihren kleinen Führer geschrieben, der große Katalog wurde vorbereitet, die Glyptothek ihre ausführliche Beschreibung 1900, schließlich, als auch das Antiquarium seinen Händen anvertraut wurde, auch dieses einen Führer für den Besucher und durch Furtwänglers Mitwirkuug den größten Zuwachs seit seinem Bestehen durch die Erwerbung der Sammlung Arndt.

Schließlich Höhepunkt dieses großartig schöpferischen Daseins und Ende, die Ausgrabungen auf Ägina, die ihren Ursprung in dem Studium der Ägineten der Glyptothek für den Katalog und der daraus gewonnenen Einsicht hatten, daß ohne neue Ausgrabungen am Tempel in Ägina keine endgültigen Resultate für das Verständnis und die Wiederherstellung der ursprünglichen Komposition zu gewinnen seien. Neuer Impuls der Energie, Förderung durch den kunstsinnigen, dem Gedächtnis seines Vaters dienenden Prinzregenten von Bayern. Im Frühling 1901 mit H. Thiersch und E. Fiechter die erste Kampagne und mit dem sprichwörtlichen Glück Furtwänglers bald die ersten entscheidenden Funde, zahlreiche neue Fragmente zu den schon vorhandenen, zum Teil vorzüglich erhaltene Köpfe, die nicht zu den Münchener Giebeln gehören, aber ihres Stiles sind, die wichtigsten Inschriftdaten und Kleinfunde zur Erhellung der ältesten Geschichte des Heiligtums und zur Entdeckung der bis dahin unbekannten Tempelherrin Aphaia. Daraufhin neue Arbeit an den Ägineten und der Versuch der lebensvollen Rekonstruktion der beiden Giebel aus dem Wesen neuverstandener archaischer Komposition heraus, schließlich die bei Furtwängler gewohnte rasche Publikation: „Ägina I, Das Heiligtum der Aphaia" 1906. Den ganzen Tag windumweht in der Nähe des Meeres unter südlicher Sonne bei der Ausgrabung zuzubringen, die mit jedem Spatenstich Überraschungen bringen kann, durch die damit verbundene körperliche Anstrengung sich zu stählen, der Umgang mit schlichten Menschen, das tägliche Meerbad, Ritte in die Berge und abenteuerliche Entdeckungsfahrten auf einsame griechische Inseln,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

das war für Furtwängler ein neues Leben. Daher suchte und fand er die Mittel, die Ausgrabung, nachdem die Untersuchung des Aphaiatempels abgeschlossen war, auf das Stadtgebiet von Ägina, auf den sogenannten Tempel der Aphrodite, der wohl der der Athena ist, zu erweitern und die ganze Insel monographisch zu behandeln. Auch diesmal beschenkte ihn das Glück sogleich mit einem Fund, der schönen Sphinx von Ägina (Münchener Jahrb. I, 1906, 1 ff.). Eine Grabung in Orchomenos blieb Episode, als sich der erhoffte Goldschatz der Minyer nicht fand, und wurde von H. Bulle und anderen weitergeführt. Aber die äginetische Sphinx war Todessymbol gewesen. In der Herbstkampagne 1907 war Furtwängler schon erkrankt angekommen, hätte leicht gerettet werden können, wenn er, der Krankheit und Arzeneien verachtete, nicht zu sehr an die Heilkraft der Natur durch sich allein geglaubt hätte; er starb an Dysenterie verblutend im Hospital in Athen. Wenige Stunden vor seinem Tode in der Euphorie vor der Auflösung sagte er zu mir: „Ich habe so herrliche neue Gedanken. Wie freue ich mich darauf, sie bald niederzuschreiben." Griechenland bereitete ihm ein Leichenbegängnis wie seinem ersten Staatsmann.

Furtwängler war eine sehr zarte Natur, als Kind zu sorgsam gepflegt, schwächlich bis in seine Jünglingsjahre hinein. Nur durch bewußte eiserne Disziplin hat er seinen Körper zu großer physischer Leistungsfähigkeit und zu enormer Arbeit erzogen. Jedes mit Natur zusammengesetzte Wort hatte auf ihn suggestive Wirkung. Er war ein rüstiger Wanderer und Bergsteiger, ein eleganter Tennisspieler und liebte das Bad in den kalten Bächen und Seen der bayerischen Vorberge. Seine mittelgroße, schlanke Figur war sehr gelenkig, und außer den geschmeidig zierlichen Bewegungen seiner männlichen Hände war die stürmische Art der Ortsveränderung zu Rad oder zu Fuß für ihn charakteristisch und die ruckartige Bewegung, mit der er den sich in der Eile vorschiebenden Oberkörper immer wieder aufrichtete. In seinem schönen, durch Wind und Sonne immer geröteten, muskulösen Antlitz mit mehr breiter als langer Nase und energischem Kinn dominierten die blauen Augen unter buschigen Brauen, die, ohne groß zu sein, außerordentlich ausdrucksvoll jede Nuance seines Gemüts mitmachten, die hingebendste Güte, in der er ganz leise zu sprechen pflegte, wie blitzenden Zorn, wo sein mit reichem lockerem, dunkelblondem Haar, in das er fortwährend mit den Händen fuhr, geschmücktes Haupt löwenähnlich aussah.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seine rücksichtslose Art wissenschaftlicher Polemik war die Verteidigung seiner im Grunde schwärmerisch-träumerischen und sehr schüchternen Natur, die sich mit dem „Kampf des Lebens" schwer abfand und alle Mittel, manchmal auch die der Bauernschlauheit seines alten Geschlechts, dagegen aufrief. So gastlich er war und so sehr auch zu seinem Wesen eine beinahe königliche Freigebigkeit und seine Liebenswürdigkeit gegen jedermann gehörten, so verband er sich doch sehr schwer mit anderen Menschen und hatte zum Freund im Grunde nur seine über die Maßen geliebte Frau, Addy Wendt, Tochter des bekannten Karlsruher Gymnasialdirektors, deren künstlerische Genialität die seine ergänzte. Er mußte immer Blumen um sich sehen, erschien selten ohne eine Nelke oder Rose in der Hand, an der er immer wieder roch, und schuf sich in den glücklichen Münchener Jahren in dem Gartenhause Maria-Josefa-Straße 8 und in seiner auf hohem Ufer gelegenen „Villa" am Tegernsee, die er aus den Stämmen des eigenen Waldes nach eigenem Plane mit geringen Mitteln errichtete, sein eigenes Reich. Da fand jeder Zutritt, der etwas Besonderes zu sagen hatte, Künstler, Dichter, Gelehrter, Politiker. Die Frau des Hauses leitete das Gespräch, Furtwängler in der braunen Sammetjoppe hörte halb geistig-abwesend zu, um plötzlich mit einem naiven Widerspruch das ganze Theoriengebäude zu zerstören. In seltenen Weihestunden las er mit seiner melodischen Stimme hinreißend schön vor, Homer oder Goethe. Außer der Natur war seine eigentliche Erholung die Musik. Solange es sein abnehmendes Gehör erlaubte, war er der ständige Besucher jedes guten Quartettabends, und Quelle überströmenden Glückes wurde ihm die früh offenbare Genialität des ältesten Sohnes, in dem die Begabung von Mutter und Vater sich vermählten.

Furtwänglers gänzlich naives Verhältnis zur Kunst war durch den romantisch gefärbten ausgehenden Klassizismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmt. In diesem sind die Meisterwerke gehalten. Was er neu hinzubrachte war ein Realismus, der zwar auch zeitgeschichtlich bestimmt, in ihm durch das lange nachwirkende Bauerntum der Rasse gefärbt war. Daher seine Liebe zu allem volkstümlich Echten, zur griechisch-archaischen Kunst und zur deutschen Spätgotik, deren Altäre er in der entlegensten Dorfkirche aufsuchte und mit seiner Empfindung gleichsam streichelte, ähnlich wie griechische Bronzen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Er verfügte nur über ein kleines Register kunstwissenschaftlicher Begriffe, und mit immer wiederholtem „entzückend" oder „köstlich" war die Beschreibung der Lichtbilder in seiner Vorlesung erschöpft. Zu sorgfältiger Vorbereitung eines Kollegs ließ ihm die eigene Forschung, zur Durchfeilung seines Stils, deren Umfang keine Zeit. Aber trotzdem ging eine hinreißende Wirkung von ihm aus, weil er immer aus der Fülle der eigenen Erfahrung und Arbeit mit immer neuen Erlebnissen und Entdeckungen sprach, und weil sein Enthusiasmus echt war. Jeden seiner Schüler, sobald er ihn als solchen angenommen hatte, behandelte er als seinesgleichen, setzte alles bei ihm voraus und war höchst erstaunt, wenn der Anfänger nicht so viel wußte, wie er. Darin lag ein ungeheurer erzieherischer Ansporn. Nur für seine Gegner trug er den kriegerischen Panzer, unter Vertrauten sagte er manchmal: „Wir sind auch sehr eselhaft." Er hatte viel Sinn für Witz und Humor und konnte in ganze Salven frohen Gelächters losplatzen. Aber wer viel mit ihm umging, kannte auch die tief melancholischen Hintergründe seines Wesens und seine Dankbarkeit dafür, wenn man diese ehrte und schonte.

Er war ein Sohn des wissenschaftlichen Positivismus seines Zeitalters, den er naiv hinnahm und vertrat. Er war Anhänger der deutschen darwinistischen Forschung und las begeistert ihre Werke. Philosophische Ästhetik war ihm ein Greuel, und die bloße Anwesenheit seines philosophischen Kollegen Theodor Lipps, des Begründers der modernen Ästhetik, machte ihn nervös. Dagegen stand er der modernen Ethnologie und ethnologischen Religionsforschung sehr nahe. Den Umschwung der modernen Kunstgeschichte aus der bloß deskriptiven zu einer konstruktiven betrachtete er mit sorgenvoller Abneigung, und als Riegls spätrömische Kunstindustrie erschienen war, sagte er: „Jetzt habe ich dieses Buch zum drittenmal gelesen, aber auch wenn ich es ein viertes Mal lese, werde ich es doch nicht verstehen."

Trotz seines frühen Todes besitzt sein Leben eine merkwürdige Rundheit. Es ist lauter Aufstieg ohne Abfall und ohne Schwäche durch Alter. Als alter Mann war Furtwängler nicht vorstellbar. Mit dem Wechsel der geistigen Physiognomie einer neuen Generation hätte er sich schwer abgefunden, wie er auch politisch in der konservativ-liberalen Tradition der achtziger Jahre wurzelte, ohne zum Staat und zu staatlichen Dingen ein lebendiges Verhältnis zu haben. Für die klassische Archäologie leistete er das gleiche wie Th. Mommsen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

für die römische Geschichte, U. v. Wilamowitz für die griechische Literatur, der dritte in diesem Bunde, der der deutschen Altertumswissenschaft und durch sie der der Welt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Gesicht gegeben.

Literatur: Studniczka, Adolf Furtwängler, Neue Jahrb. 21, 1, 1908, 3 ff. — J. Sieveking, Adolf Furtwängler, Jahresber. f. Altertumswiss. 145, 1909, Nekrologe, 119 ff. — P. Wolters, Adolf Furtwängler, Gedächtnisrede in der Bayer. Akademie, 1910 und Südd. Monatshefte, 1910, 90 ff. — Biogr. Jahrb. 1907, 188–91. — L. Curtius, Erinnerungen an A. Furtwängler, Münchener Neueste Nachrichten, 4. Nov. 1927.

Ludwig Curtius.

Herman Schell

ist geboren am 28. Februar 1850 zu Freiburg i. Br. Er promovierte ebenda 1872 zum Dr. phil. und vollendete die Universitätsstudien in Würzburg mit der Priesterweihe 1873. Nach sechs Jahren Seelsorge studierte er 1879–1881 als Kaplan an der Anima in Rom, promovierte 1883 zum Dr. theol. in Tübingen, wurde 1884 ao., 1888 o. Professor für Apologetik, vergleichende Religionswissenschaft und christliche Kunstgeschichte in Würzburg, 1892 Universitätsprediger, 1896 Rektor. Er starb am 31. Mai 1906.

Die philosophische Entwicklung Schells, durch Sengler-Freiburg und Brentano-Würzburg aristotelisch gerichtet, zeitigte als Erstes die Inauguraldissertation „Die Einheit des Seelenlebens aus den Prinzipien der Aristotelischen Philosophie entwickelt" (1873). Mit genialem Blick erfaßte hier Schell den aristotelisch begründeten Persönlichkeitsbegriff als den Kernpunkt der Philosophie und Theologie überhaupt und insbesondere für die Problematik der Gegenwart. Er ist der Lebensgedanke Schells geworden. Die imponierende theologische Dissertation „Das Wirken des dreieinigen Gottes" (1885), die Frucht hingebenden Studiums der griechischen und lateinischen Väter, zeigt den Grundgedanken: Die Lebensfülle und Vollkommenheit des göttlichen Allwesens, der Selbstbesitz des geistigen Lebens, der Weisheit und der Liebe, vereinigt in sich die Einfachheit des Seins mit der Fülle produktiver Tat, und ist so allein geeignet, Wesen und Dasein Gottes und die Tatsache der Welt zu erklären; während die diffuse Unendlichkeit des Unbewußten ein regressus in ignotum, ein Verzicht auf Erklärung sei. Das Buch ist das spekulativ Tiefste,

was Schell geschrieben hat. Das nächste gewaltige Werk Schells, sein Lebenswerk, ist die „Katholische Dogmatik" in sechs Büchern (Band I 1889, II 1890, III 1 1892, III 2 1893). Die Grundidee, in voller Klarheit und Folgerichtigkeit dem theologischen System zugrundegelegt, ist die katholische Trinitätslehre: Gott ist actus purus ad intra et extra, ratio et causa sui et mundi, notwendig in sich und frei zur Weltschöpfung, ist absolute Einheit und relative Dreiheit als der Selbstwirkliche und die Allursache. Darauf begann Schell eine Apologetik großen Stils, „Die göttliche Wahrheit des Christentums", welche in vier Büchern eine Summe der katholischen Wahrheit selbst geben sollte („Gott und Geist" I 1895, II 1896): Der Monotheismus bedeute den Glauben und die wissenschaftlich gesicherte Überzeugung, daß dem wahrhaft Wertvollen die vollkommene, d. h. persönliche, Existenz, im vollkommenen Selbststand der geistigen Natur, in Selbstbesitz und Selbstmacht des Geistes über die in ihm beschlossenen Güter und Kräfte gebühre. Der Materialismus leugne den Geist, der (idealistische) Monismus opfere ihn zugunsten des unbewußten Triebes; beide seien in Wirklichkeit ein Verzicht auf die Erklärung des Tatsächlichen. — Die Gottesbeweise dieses Werkes sind die erste ebenbürtige Antwort auf Kants Kritik der reinen Vernunft, die innerliche Entwurzelung des Monismus; staunenswert ist die Ideenfülle, die straffe Logik, Klarheit und Tiefe des Gedankens.

Das Rektoratsjahr 1896/97 brachte für Schell den Höhepunkt des Wirkens. Auf seinen Vorschlag trägt heute die Attika des neuen Universitätsgebäudes in Würzburg die Aufschrift: Veritati. Es war die in glänzender Inspiration gefundene Formel, welche die Geister einigte, die heilige Flamme, die in ihm glühte. Die Antrittsrede nach dem Einzug in das neue Heim, „Theologie und Universität" (1896), rechtfertigte den Ehrenplatz der Theologie im Fakultätenkranze: Sie sei schlichte Wissenschaft von jenen Tatsachen, welche als befruchtende, belebende und gestaltende Kräfte sich für immer erwiesen hätten, sie kenne keine andere Bindung als die Wahrheit. Die Rede vom 11. Mai 1897 — dem Stiftungsfesttage der Universität — stellte ihr Thema, „Das Problem des Geistes mit besonderer Würdigung des dreieinigen Gottesbegriffs und der biblischen Schöpfungsidee", mitten in die religionsgeschichtliche und erkenntniskritische Problematik von Indien bis zu Kant und Wundt: Das

Wesen des Geistes sei Aktualität, lebendige Einheit und Wechseldurchdringung von Erkenntnis und Willenskraft; das Ideal dafür sei nirgends früher, reiner und bestimmter zum Ausdruck gekommen als im biblisch-christlichen Begriff vom dreieinigen Geistesleben Gottes nach innen und dem Gedanken von der freien Weltschöpfungstat nach außen. — Die beiden Reden, namentlich die zweite, zeigen Schell auf dem Höhepunkte seines Denkens und seiner Sprachgewalt: Mit solcher Kraft der Überzeugung, so überwältigender Siegeszuversicht hatte vor dem Forum der Universitäten schon lange niemand mehr das zarteste und tiefste Geheimnis des Christentums ausgebreitet und in den Geisteskampf der Gegenwart gestellt. Philosophisch bedeutsam ist die positive Bestimmung des Geistes und die Wertung der Materie als der unbestimmten Grundlage des Geistigen gegen Aristoteles und Descartes.

Den Tagen des Glanzes folgte rasch die tragische Peripetie. Am Karfreitag 1897 war die erste kirchenpolitische Schrift Schells erschienen, „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts"; 1898 folgte „Die neue Zeit und der alte Glaube": Der Katholizismus sollte als der Universalismus alles Wahren und Guten, der Inbegriff aller strebenden Kräfte nachgewiesen, der Katholik rückhaltlos zur Tätigkeit aufgerufen werden, religiös wie kulturell. Das wurde der Anlaß für den tiefsten Einschnitt in Schells Leben, die Indizierung. Am 15. Dezember 1898 setzte die Inderkongregation die Dogmatik Schells, Gott und Geist I und II und die kirchenpolitischen Schriften in ihr Verzeichnis der verbotenen Bücher. Das Dekret wurde am 24. Februar 1899 im „Osservatore Romano" veröffentlicht. Am 1. März unterwarf sich Schell, auf Grund eines Gutachtens der Theologischen Fakulität Würzburg, und verkündete dies in der Universitätspredigt am 1. Märzsonntag mit Berufung auf Joh. 17, 23. Die Gründe selbst wurden ihm am 12. Mai 1899/10. Januar 1900 mitgeteilt, aber er mußte sich zum Schweigen verplichten; allerdings wurde auch kein Widerruf von ihm verlangt. Schell wollte zeitlebens strenge auf dem Boden der Kirchenlehre stehen, und die Zensur sprach zumeist von „schwerem Tadel", „allzu kühner Redeweise" u. ä. — Der Unterwerfung folgte eine häßliche Flut Spottes und Hohnes von Freund und Feind, die nicht einmal bei seinem Tode ein Ende fand; nur wenige erlesene Geister verstanden ihn. Schell litt unsäglich darunter; sein Charakter blieb rein und edel,

kein bitteres Wort kam über seine Lippen. — Schells Gedanke war, die große Linie von Görres und der Restauration fortzusetzen; dem Katholizismus die gebührende Stellung innerhalb des deutschen Volkes, dem deutschen Geiste in der Gesamtkirche zurückzugewinnen. Unmittelbaren Anlaß boten ihm die Ideen des „Amerikanismus" (P. Hecker, Erzbischof Ireland). — Man kann fragen, ob nicht die Forderungen allzu hoch, ob nicht Religion und Kultur allzu enge verknüpft waren; die gute, reine Absicht Schells wurde von Rom ausdrücklich anerkannt (Pius X. am 14. Juni 1907). In den anderen Werken erschienen vor allem der Gottesbegriff der causa sui mit der Auswirkung auf die Trinitätslehre, der Allwirksamkeit Gottes für die Eschatologie gefährlich: es war Schell nicht ganz gelungen, die kirchliche Lehre auch spekulativ restlos zur Geltung zu bringen.

Die Fülle der inneren und äußeren Schwierigkeiten vermochten Schell nicht zu brechen. Sein Wirken ging jetzt in die Breite; schriftlich (besonders im „Hochland" und „Türmer") und mündlich nahm er mit glänzendem Erfolge zu allen Tagesfragen Stellung; nicht weniger als achtzig Vorträge hielt er 1902—1906 in allen größeren Städten Deutschlands. Nie sprach er nach vorbereitetem Manuskript, immer frei, mit glühender Begeisterung und hinreißendem Schwung. Dabe ruhte die systematische Arbeit nie. Er setzte den großen Plan seiner „Göttlichen Wahrheit des Christentums" in der „Apologie des Christentums" fort. Davon hat Bd. I (1901, ² 1902, ³ 1907), „Religion und Offenbarung", den Nerv der Beweisführung in dem Gedanken: Vollkommene Religion bedeutet tätige Hingabe des Menschen an Gott, der deswegen selbst Urtat des Erkennens und der Liebe, also absolute Persönlichkeit sein muß; die biblische Offenbarung erfüllt diese Forderungen in einem Maße, daß sie übernatürliches Wunder und Weissagung ist. Für die Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern" (herausgegeben von Kampers-Merkle-Spahn) schrieb er 1903 „Christus", das Evangelium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Es ist das persönlichste Buch, das seiner Feder entstammt, das Buch eines Mannes, der die Fülle der heutigen Fragen an den schweigenden Herrn der Geschichte, Christus, in sich aufgenommen, mit bohrendem Geiste durchdacht, mit verzehrender Liebe zum Gekreuzigten und zum Mitmenschen gelöst hat. — Schell wollte noch ein Paulusbuch schreiben, ihm fühlte er sich am meisten verwandt. Er kam nicht mehr dazu. Jedenfalls ist sein „Christus"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

(1925 im 21. Tausend erschienen) für viele ein Wegebereiter geworden in dem unerschöpflichen Reichtum der Gedanken, in der Höhe der Auffassung. — Apologie II erschien 1905 (² 1908) als „Jahwe und Christus". Das Buch gehört zu dem Reifsten, Tiefsten und Abgerundetsten, was von Schell gekommen ist. Es ist eine ganz eigenartige, selbständige Theologie des Alten und Neuen Testamentes, und wenn auch manche Einzelheiten vor der fortschreitenden Arbeit des Historikers unhaltbar werden sollten: der Grundgedanke ist mit überraschender, immer neuer Einsicht und Tiefe jeweils richtig geschaut, der Standpunkt in überwältigender Höhe gewählt. Das ist die Folge der apologetischen Methode Schells: Es gilt, alle Tatsachen in möglichster Vollständigkeit aufzusuchen und für sie die sachgetreue Idee oder ratio zu finden; da aber diese ratio in Wesen und Dasein (Verwirklichung) zureichende Erklärung verlangt, muß für die Gesamtheit derselben eine Ursache in der Vollkommenheit des Denkens und Wollens einer absoluten Persönlichkeit gegeben sein, welche Selbstvollzug und Selbstwirklichkeit des vollkommenen Denkens und Wollens ist. Das ist die letzte, auch kirchlich unangefochtene Formulierung, die er seinem Gottesbegriff causa sui gab (Apol. I, S. 485 ff.; II, S. 25). So gelingt es ihm, jede neue wirkliche Tatsache in sein System einzugliedern — die folgerichtigste Ausführung des katholischen Universalismus nach Gedanke und Tat in der Neuzeit, die Wiederaufnahme der augustinischen Auffassung, kühn, voller Zuversicht, zugleich immer auf dem Boden der Tatsachen stehend. Auf diese Weise überwand er die Apologetik der Immanenz, wurde er der erste Gegner des Modernismus (im Sinne Pius' X.) und fand den ruhenden Pol im „Voraussetzungslosenstreit".

Ende 1903 wurde der Streit um Schell von neuem entfacht durch Stuflers SJ. „Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod", und eine neue Reihe kirchlicher Verhandlungen war die Folge. Die fortwährenden geheimen und offenen Anfeindungen zermürbten Schells seit August 1902 schwer leidendes Herz. Am Abend des 31. Mai 1906 schrieb er für den III. Bd. seiner Apologie „Kirche und Katholizismus" das Kapitel über die innere Gottbelehrung der Menschheit nieder. Auf dem gewohnten Spaziergang zum Käppele ob der Stadt ereilte ihn ein Gewitter; stürmisch in seine Wohnung flüchtend, erlag er einer Herzlähmung. Auf seinem Pulte lag aufgeschlagen 1. Kor. 13. Am Pfingstsonntag geleitete ihn eine unabsehbare

Menschenmenge zu Grabe. — Der Streit um ihn setzte sich noch einige Jahre fort. Dann trat Ruhe ein — jene Ruhe, welche alles zeitlich und individuell Bedingte abfallen läßt und die edeln Früchte reift.

Der Schlüssel zu Schells eigenartiger und auch in der Fülle der Neuzeit außergewöhnlich starker Persönlichkeit scheint in jener merkwürdigen, bewußten und bewußt gepflegten Wechselduchdringung von Vernunft und Leben zu liegen, welche er selbst in die Worte kleidet: „Die Kraft des Denkens ist der Wille; das Leben des Gedankens, die Glut und die Liebe des Wahrheitsuchens ist der Wille. Das Licht des Wollens, der Zweck des Ringens, Forschens und Liebens, das Brot des Lebens . . . ist die Wahrheit und ihre Umprägung in lichtvolle Gedanken" (Apol. I, S. XXIV). Diese innerliche Einheit von Logos und Pneuma, von Denken und Wollen gab schon die Lösung des Problems Einheit im Seelenleben, die Überwindung des Monismus, den Kern seines Gottesgedankens vom actus purus. Das bestimmte seine Methode: die Tatsachen sind aus dem lebendigen Geiste nach Inhalt und Dasein zu erklären und im tätigen Menschengeiste wieder lebendig zu machen. So wurde er zum Inspirator der neuen Bewegung unter den jungen Katholiken, welche aus dem Ghetto führte und jeden für den Aktivismus des Gottesreiches in Kirche und Staat und aller Wissenschaft verpflichtete.

Hierin liegt auch das Geheimnis für das Wirken Schells als Lehrer. Wie eine Flamme fiel dieser Aufruf zu höchster Tatkraft und heiligstem Wagemut im Dienste des lebendigen Gottes in die Seelen seiner Schüler: Der Gott der Kirche ist Tat des Denkens und Wollens; der Gott des Monismus Substanz, Ungeist, Trieb. Es war also ein Ruhm und eine Auserwählung, Katholik zu sein. Der cartesianische Zweifel war überholt durch die lebendig machende Frage an die Dinge: was habt ihr mir zu sagen? Die Theologie wurde wieder die herrliche Wissenschaft, welche um die lebendige Erkenntnis und den Besitz des Höchsten ringt, der Brennpunkt aller anderen Erkenntnis; wurde Seelsorge, Hinführung der Seelen zu Gott, dem Quell des Lebens.

Wir rühren damit wohl an das innerste Heiligtum von Schells Wesen: Es ist die unmittelbar mystisch erlebte Gewißheit daß Gott persönliche Geistestat, actus purus des Denkens und Wollens ist; daß, die ihn anbeten, ihn in Geist und Wahrheit anbeten sollen

(Joh. 4, 24). Das war der Geist, von dem er gesalbt war. Darum war sein Gottsuchen kein irrend Licht, sondern eine brennende Flamme; eine frohe, starke Hoffnung, eine Lebensbewegung voll Kraft und Sturmesgewalt. Seine Frömmigkeit war von wunderbarer Unmittelbarkeit, reinstes Kindsein in der Hingabe an die Weisheit des Vaters, Christus den Gottessohn. Seine lodernde Liebe galt dem Heiligen Geiste. Da wurde alle Erkenntnis in ihm zur Sprache glühender Sehnsucht, und die Liebe öffnete die Seele für eine Weisheit, die nur der Liebe zugänglich ist.

Wichtigste Nachruf-Literatur: Herman Schell im Lichte zeitgenössischer Urteile bei seinem Tode. Mit einem biographischen und bibliographischen Anhang, herausg. von Dr. Karl Hennemann, Würzburg 1907. — Kiesl, Herman Schell, Mainz 1907. — Biogr. Jahrb., IX, 160. — Zu den Inderakten: Widerrufe Herman Schells?, von K. Hennemann, Würzburg 1907. — Zur Theologie: Kiesl, Stellung der Kirche zur Theologie von Herman Schell, Paderborn 1908.

Joseph Engert.

Bernhard Kahle

wurde als Sohn eines Kreisgerichtsrats am 15. Oktober 1861 zu Berlin geboren und widmete sich nach Absolvierung des dortigen Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums von 1881 ab in Heidelberg und Berlin dem Studium der germanischen und nordischen Philologie. K. Bartsch, W. Scherer, O. Behaghel und H. Osthoff, später auch Hoffory, waren seine Lehrer. Mit einer von Osthoff angeregten Arbeit „Zur Entwicklung der konsonantischen Deklination im Germanischen" promovierte er im Jubiläumsjahre 1888 zu Heidelberg, wo er im Verbande der Leonenser fröhliche Studentenjahre verbracht und manche Freundschaft fürs Leben geschlossen hatte. Dort in Heidelberg erwarb er auch nach weiteren Jahren der Vorbereitung, die dem Studium des Altnordischen, der Sprache der Edda, galten, mit einer Schrift über „die Sprache der Skalden" die venia legendi für das Lehrfach der Germanistik, das er zunächst als Privatdozent und von 1898 ab als Extraordinarius vertrat. Auf wiederholten Reisen, die ihn fast alljährlich in die skandinavischen Länder, bis nach Spitzbergen und dem fernen Island führten, drang er tief in Wesen, Form und Geist des Altnordischen ein und legte den Grund zu seinen ausgebreiteten Kenntnissen auf diesem Gebiete. Vor allem erwies sich „ein Sommer auf Island", den er launig und anschaulich in einem

Büchlein geschildert, fruchtbar und gab Anregung zu einer Reihe selbständiger Veröffentlichungen, wie etwa seinem „Altisländischen Elementarbuch" oder der Schrift über „Isländische geistliche Dichtungen des ausgehenden Mittelalters", die verdiente Anerkennung fanden. Ihnen verdankte er auch den Lehrauftrag für nordische Mythologie und Volkskunde, den die badische Regierung ihm, als dem ersten amtlichen Vertreter der jungen Wissenschaft in Deutschland erteilte. Daneben wandte Kahle sich aber auch mit gleich unermüdlicher, opferwilliger Hingabe der Volkskunde der engeren, der badischen Heimat und ihrer Erforschung zu, um die er sich bleibende Verdienste erwarb. Nicht nur durch zahlreiche klärende und das Volksgut sammelnde Aufsätze in den verschiedensten volkskundlichen Zeitschriften, sondern zuförderst durch seine klug beratende, organisatorische und werbende Tätigkeit im Vorstande des zur Förderung badischer Volkskunde neugegründeten Vereins „Badische Heimat", für den er im fränkischen Unterland die Arbeit übernahm, die andere für das Oberland leisteten. In enger Fühlung mit Land und Leuten, mit denen er auf seinen Wanderungen vertraut wurde, ist, neben E. H. Meyer und Fr. Pfaff, Bernhard Kahle somit einer der Führer geworden, die dem jungen, heute zum weithin ausgebreiteten „Landesvereine" ausgestalteten Verbande als Erste Ziel, Richtung und Inhalt gaben. Wie jene, sollte auch er den späteren Aufstieg nicht mehr erleben. Mitten aus rüstiger Arbeit und froher Geselligkeit raffte ihn zu Heidelberg, mit dem sein Leben und Wirken unzertrennlich verbunden war, am 9. Dezember 1910 ein jäher Tod hinweg. Seine wertvolle Bücherei wurde für die Universität Bibliothek Heidelberg erworben.

Alemannia, Dritte Folge III, 38—44, mit Verzeichnis aller Veröffentlichungen, auch der Zeitschriftenbeiträge. — Personalakten.

K. O.

Heinrich Caro.

Im Jahre 1834 entdeckte Runge im Steinkohlenteer das Vorkommen von Anilin, Phenol und anderen Stoffen, beobachtete beim Behandeln des Anilins mit Chlorkalk eine violette Färbung, so daß er sich mit dem Gedanken einer künstlichen Darstellung von Farbstoffen trug. Doch war die Zeit hierfür noch nicht gekommen!

Am 13. Februar desselben Jahres wurde in Posen Heinrich Caro geboren, dessen Lebensarbeit den Teerfarbenstoffen gewidmet

sein sollte, dessen Name unter den klassischen Erfindern organischer Farbstoffe stets einen hellen Klang behalten wird, der in der Geschichte der Industrie als der bedeutendste unter den Pionieren geführt wird, denen die deutsche Farbstoffindustrie ihre Entstehung, ihr rasches Emporblühen, ihre Entwicklung zur Weltgeltung und ihre einstige Vormachtstellung verdankt.

Die Vorfahren väterlicherseits wanderten aus Portugal nach Glogau ein und übersiedelten nach Posen, wo der Großvater eine angesehene Getreidefirma betrieb, in die der einzige Sohn als Teilhaber eintrat. Die Ahnen mütterlicherseits stammen aus Holland, wo der Großvater Schnitzler in Amsterdam eine Juwelengroßhandlung besaß, sich später ebenfalls nach Schlesien wandte und in Breslau niederließ. Caros Mutter, eine selten begabte und geistig regsame Frau, vererbte dem Sohn neben den Geistesqualitäten eine ausgesprochene Begabung für Musik und Dichtkunst. Der Vater war eine ruhige, wortkarge Natur, auch nicht ohne künstlerisches Interesse, wie seine enge Freundschaft mit Meyerbeer beweist.

1842 siedelten Caros Eltern nach Berlin über und nahmen in dem „Fürstenhaus" Wohnung, einem historisch bekannten Gebäude Altberlins, in dem einst der Alchemist Ruggiero vor seiner Hinrichtung gefangen saß und später Wöhler ein Laboratorium eingerichtet hatte. Die Ereignisse des Revolutionsjahres brachten dem Vater, der bei Angermünde mehrere Güter angekauft und verpachtet hatte, schwere Vermögensverluste. 1842—1852 besuchte Caro das Köllnische Realgymnasium, das er mit dem Zeugnis verließ: „Die Kenntnisse überragen bei weitem die Anforderungen der Anstalt". Neben einer begeisterten Naturliebe, vom Vater sorgsam gepflegt, zeigte sich schon in den Knabenjahren eine spezielle Neigung zur Chemie. Mit durch Nachhilfestunden erworbenen Groschen wurden die ersten chemischen Lehrbücher und Utensilien für Experimente angeschafft; als 16jähriger fand er ein Mittel, um grün gewordenen Türkisen ihre blaue Farbe wieder zu verleihen, wofür ihm ein Juwelier die ersten chemisch verdienten Taler gab. Im Oktober 1852 trat Caro in das Königliche Gewerbeinstitut ein, um sich dem Studium des Hüttenfaches zu widmen, und hörte zugleich Vorlesungen an der Berliner Universität. Seine mathematische Begabung machte alsbald den Anstaltsleiter Druckenmüller auf ihn aufmerksam, der ihm zu einem Studienstipendium verhalf. Nachhilfeunterricht in den Abendstunden

verschaffte weitere Mittel zur Bestreitung des Studiums. Als Caros Studien fast abgeschlossen waren, trat Druckenmüller, da bei der Unterrichtsbehörde der Plan aufgetaucht war, im Rheinland eine Färbereischule zu errichten, an ihn mit dem Ansinnen heran, das Hüttenfach an den Nagel zu hängen und diese Aufgabe zu übernehmen. Hierzu mußte er aber Erfahrungen in dem neuen Fache sammeln. Nach langen vergeblichen Bemühungen seiner Lehrer und seines Vaters gelang es, eine anscheinend geeignete Anstellung in der Praxis zu finden. So trat Caro im Mai 1855 als Chemiker in die Färberei und Kattundruckerei von C. & F. Troost, Mülheim/Ruhr, ein. Die Anstellung war sehr bescheiden, Jahresgehalt 350 Taler; dafür enthält der Geschäftsvertrag aber die Bestimmung, daß ihm der Kolorist der Firma „für die Summe von Thlr. 800 in den Wissenschaften der Druckerei Unterricht" zu erteilen bereit sei. Trotzdem blieb Caro die Druckerei verschlossen; hier herrschte der elsässische Kolorist mit elsässischen Arbeitern, hantierte nach empirischen, überlieferten Rezepten, die selbst vor den Inhabern der Firma geheimgehalten wurden. Erst als es Caro, der außerhalb der Färberei mit analytischen Kleinaufgaben beschäftigt wurde, im Winter 1856 gelang, insgeheim eine wichtige technische Verbesserung der Krappfärberei zu entdecken, erklärte sich der Kolorist bereit, ihn in die Geheimnisse der Druckerei einzuweihen. Nun erhielt er eine gründliche koloristische Schulung, die für sein späteres Schaffen von grundlegender Bedeutung war. 1857—1858 leistete er in Berlin seinen Militärdienst ab, wurde aber wegen schwächlicher Gesundheit bereits nach zehn Monaten entlassen. Da er, nach Mülheim zurückgekehrt, keine Entwicklungsmöglichkeit seiner Stellung vor sich sah und der Plan der zu gründenden Färbereischule aufgegeben war, entschloß er sich, nach England zu wandern, wo das regste chemische Leben herrschte. „In Deutschland gab es damals für junge technische Chemiker noch wenig Gelegenheit und Aussicht zum Vorwärtskommen."

Inzwischen war die Zeit der Teerfarbstoffe angebrochen: die wissenschaftliche Chemie hatte in gewaltigen methodischen Fortschritten den Boden vorbereitet, 1857 hatte W. H. Perkin in A. W. Hofmanns Laboratorium in London durch Zufall den ersten Anilinfarbstoff entdeckt und Ende 1857 zum Preise des Platins in den Handel gebracht. 1859 folgte als zweite Anilinfarbe aus Frankreich das Fuchsin. Ende 1859 finden wir Caro in England. Wieder mußte eine Stellung

gesucht werden; nach langem vergeblichen Bemühen fand er sie bei John Dale, dem Mitinhaber der Cornbrook Chemical Works von Roberts & Dale in Manchester, wieder eine sehr bescheidene Anstellung, wieder außerhalb des Betriebes, als analytischer Privat assistent des Chefs. Aber wie in seiner ersten Anstellung experimentiert Caro im geheimen, die neuerschlossene Pracht der Anilinfarben zog ihn in ihren Bann und schon im Januar 1860 hat er eine neue Darstellungsmethode für das Perkinsche Mauvein gefunden. Diese überraschende Entdeckung führt den kleinen Angestellten zum Teilhaber. Eine neue Firma „Roberts, Dale & Caro", zur Fabrikation von Teerfarbstoffen, wird abgezweigt. Nun setzt eine schwere, fieberhafte Tätigkeit ein; die Fabrik wird erstellt, die Fabrikation eingerichtet, wobei alles, von den Ausgangsmaterialien und den einfachsten apparativen Hilfsmitteln an, selbst ersonnen werden mußte, bis schließlich 1863 die ersten Lieferungen, für den Druck der Sixpence-Briefmarken, erfolgen. Zugleich widmet sich Caro, meist bei Nacht, intensiv wissenschaftlichen Studien, die ihn mit Hofmann und anderen um ihn versammelten Chemikern in enge freundschaftliche Berührung bringen. Dem Mauve ließ er rasch andere wertvolle Farbstoffe folgen.

1866 vermählte er sich mit S. Eaton, der Tochter eines höheren Beamten der Güterverwaltung von Lord Manvers; dieser Ehe entstammen drei Söhne und vier Töchter. Ende 1866 tritt Caro, nach Ausbezahlung seines Teilhaberanteils, aus der Firma aus. Die harte Arbeit der vergangenen Jahre und das englische Klima hatten ihre Einwirkung auf seinen zarten Körper nicht verfehlt; die Ärzte rieten zu einem Aufenthalt im Süden. Das milde Februarklima Heidelbergs hielt das Ehepaar aber dort fest, wo sich Caro ein Laboratorium einrichtete und bei Bunsen arbeitete. Der Entschluß, England zu verlassen, ist bestärkt worden durch die Erkenntnis, daß die englische Teerfarbenindustrie ihren Höhepunkt überschritten und durch die Rückkehr Hofmanns (1865) und anderer deutscher Chemiker in die Heimat ihr geistiges Zentrum verloren habe. Bald trat Caro in Beziehung zu der benachbarten, 1865 gegründeten „Badischen Anilin- und Sodafabrik", in die er am 1. November 1868 als technischer Direktor eintrat. Nun wurde ihm die Aufgabe und „das Glück zuteil, die in der englischen chemischen Industrie einst empfangene Lehre bei dem Aufbau unserer deutschen Farbstoffindustrie nutzbringend an-

wenden zu können". „Meinem lieben Old England, dem ich mit unwandelbarer Treue und Dankbarkeit anhänge, wünsche ich sicherlich das beste Gedeihen, aber nicht auf Kosten meines eigenen Vaterlandes!", schreibt er später an einen englischen Kollegen. „England hat seine großen Erfinder gehabt und wird sie wieder haben. In dem Lande eines Newton und Shakespeare ist die schöpferische Kraft unverwüstlich, aber auch in unserem lieben Deutschland kommt sie periodenweise zum Durchbruch. Trete daher jeder von uns, hüben wie drüben des Kanals, das geistige Erbe seines Landes an und erwerbe es, um es zu besitzen."

Bereits das erste Jahr seiner Tätigkeit bringt einen Welterfolg, die technische Lösung der Fabrikation des ersten künstlichen Pflanzenfarbstoffes, des roten Alizarins der Krappwurzel, die in wenigen Jahren das Naturprodukt vollständig verdrängte und an Menge bei weitem überflügelte. In rastloser Erfindertätigkeit reihen sich von Jahr zu Jahr zahlreiche wertvolle Farbstoffe an, durch alle Farben des Spektrums hindurch, von denen einige, wie Eosin oder Methylenblau, auch für weitere Kreise ein Begriff sind. Charakteristisch für Caros Erfindungen ist, daß stets nach streng wissenschaftlichen Methoden gearbeitet wird, jedem Fortschritt der theoretischen Forschung folgend, in engster persönlicher Verbindung mit den größten Gelehrten: „Die Lösung industrieller Aufgaben auf dem Wege und mit den Hilfsmitteln wissenschaftlicher Forschung ist Ziel und Richtung meiner ganzen Berufsarbeit gewesen." Dieses Arbeitsprinzip, Wechselwirkung zwischen Technik und Wissenschaft, ist es, was die deutsche Industrie Caro verdankt, wodurch sie ihren Vorrang erlangte und zur weltumfassenden Großindustrie erblühte. Die Lebensarbeit eines Technikers läßt sich nicht wie die des Gelehrten nach Umfang und Bedeutung seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen beurteilen. „Oft ist das wissenschaftlich Unbedeutende das industriell Epochemachende. Die erfolgreichen Gedanken der Technik verkörpern sich in Stein und Eisen, sie werden sichtbar in dem Entstehen neuer Fabrikanlagen, in dem erhöhten Aufschwung von Handel und Industrie. Von der viel größeren, industriell erfolglos gebliebenen Arbeit dringt nur Weniges in die Öffentlichkeit, und was man davon in Patent- und Fachzeitschriften liest, gestattet keinen sicheren Einblick in ihr technisches und persönliches Verdienst." Daß Caro aber auch in wissenschaftlichen Veröffentlichungen hervortrat, selbständig, gemeinsam mit den besten

Forschern oder als Inspirator anderer Arbeiten, ist ihr besonderes Kennzeichen seines genialen Schaffens. Mit der Vergrößerung der Firma wurde er der Forschung immer mehr entzogen, vor allem durch Bearbeitung der zahlreichen Patentanmeldungen, zu denen umfangreiche Patentgutachten hinzukamen. Das erste deutsche Farbstoffpatent betrifft Caros Methylenblau. Auch hier tritt er kämpfend und führend hervor als Reformator der unzulänglichen Patentgesetzgebung; er galt als erste Autorität auf dem Gebiete des Patentwesens, so daß man 1894 versuchte, ihn für das Kaiserliche Patentamt zu gewinnen.

Ende 1889 trat Caro von der Leitung der B. A. S. F. zurück, deren Aufsichtsrat er bis zu seinem Tode angehörte. Wieder war es eine Erschütterung seiner Gesundheit, die ihn als 55jährigen veranlaßte, eine Tätigkeit, die ihn von Erfolg zu Erfolg getragen hatte, aufzugeben, daneben aber die Sehnsucht nach wissenschaftlicher Laboratoriumsarbeit. Und tatsächlich gingen aus dem Laboratorium, das er in seiner Mannheimer Wohnung C. 8. 10 einrichtete, wertvolle Funde hervor, so die Entdeckung einer neuen Säure des Schwefels (1898), die als „Carosche Säure" jedem Studenten in der Anfangsvorlesung bekannt gemacht wird. Zweierlei beschäftigte ihn daneben vor allem, literarische Arbeit und die Tätigkeit für Fachvereine. Von den literarischen Arbeiten seien als wertvollste genannt die „Entwickelung der Theerfarbenindustrie" (1891), eine tiefgründige, von äußerster Objektivität getragene Monographie, in formvollendeter Stilistik, durchwebt von künstlerischem Empfinden, die für alle Zeiten ein Denkmal der Farbenindustrie bleiben wird. Ferner die Schilderung des Einflusses der Lebensarbeit seines Freundes Peter Grieß auf die Farbstoffindustrie (1891) sowie ein Vortrag „Über die Entwicklung der chemischen Industrie von Mannheim-Ludwigshafen a. Rh." (1904), der wegen der Fülle historischer Erinnerungen für die engere Geschichte der chemischen Industrie von bleibendem Wert ist. Eine Geschichte seines eigenen Lebens hat Caro nicht hinterlassen, wohl aber, sorgfältig geordnet, seinen umfangreichen wissenschaftlichen Briefwechsel, der sich als Quelle künftiger Forschung im Archiv des Deutschen Museums befindet. Diesem wurden auch die Zitate dieser Lebensskizze entnommen.

Caros gesellige Natur und sein Bedürfnis nach Gedankenaustausch mit Fachgenossen brachte ihn schon früh in Berührung mit

Fachvereinen. Als Student Mitglied der „Hütte", gehört er zu den Gründern des Vereins Deutscher Ingenieure (1856), den er 1892—1893 als Vorsitzender leitet. 1898—1900 leitet er den Verein Deutscher Chemiker mit der Aufgabe, dessen Organisation neu zu gestalten; zwei Jahre zeichnet er als Herausgeber der Zeitschrift dieses Vereins.

Welches Ansehen Caro genoß, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, wurde kund bei der Feier seines 70. Geburtstages, wo ihm die Fachgenossen der ganzen Welt eine Huldigung darbrachten, wie sie sonst nur akademischen Lehrern von ihren Schülern bereitet zu werden pflegt. Ein vollendetes Meisterwerk ist Caros Dankrede, in der er die Hauptmomente seiner Lehr-, Wander- und Meisterjahre in jugendlicher Begeisterung aufleuchten läßt und mit der Bescheidenheit des großen Mannes in das Weltgeschehen projiziert.

An Ehrungen hat es Caro nicht gefehlt. Bei seinen Gaben und Erfolgen ist es verständlich, daß man mehrmals versuchte, ihn für einen akademischen Lehrstuhl zu gewinnen: Zürich 1875, 1883, Berlin 1889—1890. Er war Ehrendoktor von vier Hochschulen, zu einer Zeit, als dies noch eine seltene Auszeichnung war: Universität München 1877, Heidelberg 1904, Darmstadt 1904, Leeds 1906; Ehrenmitglied des V. D. J. (1897) und seines Mannheimer (1904), des Niederrhein. (1906) und Pfalz-Saarbrücker (1906) Bezirksvereins, des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M., des Vereins Deutscher Chemiker 1902, der Chemischen Gesellschaft zu Heidelberg 1904. Akademischen Vereins Hütte 1907, des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands 1907, Korresp. Mitglied der British Assocation for the Advancement of science 1887, des Technologischen Gewerbemuseums Wien 1888. 1890 wurde er zum Großh. Bad. Hofrat ernannt und 1904 durch Verleihung des Ritterkreuzes zum Zähringer Löwen 1. Klasse ausgezeichnet.

In den letzten Lebensjahren war Caro häufig leidend. Auf einer Reise, die ihn nach Berlin, an die Stätte seiner Jugenderinnerungen, geführt hatte, verschied er in Dresden nach kurzer Erkrankung am 11. September 1910. Einäscherung und Beisetzung seiner Asche erfolgten am 17. September auf dem alten Friedhof in Mannheim unter Beteiligung zahlreicher Vertreter der Fachvereine, Wissenschaft und Technik. Am 31. Oktober veranstalteten der Verein Deutscher Chemiker und der Verein Deutscher Ingenieure eine erhebende Gedenkfeier im Gesellschaftshaus der B. A. S. F. in Ludwigshafen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Was Caro zu Erfolgen befähigte, wurde ihm in die Wiege mitgegeben, was ihm Erfolge brachte, war ein zielbewußtes Einsetzen seines Könnens am rechten Platz und Mehrung seines Wissens durch eisernen Fleiß, was ihn zum großen Manne macht, ist eine seltene Vereinigung nüchterner Beobachtungsgabe mit künstlerischem Erfühlen, verbunden mit der Fähigkeit, aus der Vielheit der Erscheinungen das Wesentliche in seiner Tragweite klar zu erfassen.

So steht der Techniker Caro in einer Reihe mit den besten Gelehrten seiner Zeit; mit ihnen untrennbar verbunden wird sein Name spätesten Generationen erhalten bleiben.

Literatur: Biographien: Bernthsen, Ber. Dtsch. chem. Ges. *45*, 1987—2042 1912); Darmstädter, Buch d. großen Chemiker (herausg. v. G. Bugge) II, 289 bis 309; Ehrhardt, Chemistry and Industry *43*, 561—565 (1924).

Chem.-Ztg. *43*, 1001—1002 (1910); Ber. Dtsch. chem. Ges. *37*, 686, 1205 (1904), *43*, 2781, 3620 (1910); Z. Angew. Chem. *17*, 193/94 (1904), *23*, 1819/20 (1910), *24*, 1057—1073 (1911); Chem. Ind. *30*, 483 (1907), *33*, 561 (1910). Werkztg. d. B. A. S. F. *13* 49—64 (1925); Rev. gén. Chim. *7*. 141/44 (1904). Gesch. d. Ver. Dtsch. Chem. (Leipzig 1912); Vom Werden d. Vereines Deutscher Ingenieure 1856—1931 (VDI. 1931). — Ges. Reden u. Vorträge von Heinrich Caro, herausg. von Amalie Caro (Leipzig 1913). — Mannh. Gen.-Anz. 15. Febr. 1904; 17. Sept. 1910; 1. Nov. 1910; Neue Bad. Landesztg. 17. Sept. 1910; 1. Nov. 1910; Mannh. Tagbl. 1. Nov. 1910.

H. Rheinboldt.

Leander Heinrich von Wetzer.

Die Tatsache allein, daß der Kriegshistoriker und Direktor des österreichischen Kriegsarchivs, K. u. K. Feldzeugmeister Leander Heinrich von Wetzer (geb. zu Freiburg i. Br. am 17. Februar 1840, gest. zu Wien am 13. März 1904) von Geburt Badener war, würde seine Aufnahme in die Badischen Biographien kaum rechtfertigen, zumal sein Vater, der bekannte Orientalist und Herausgeber des nach ihm benannten Kirchenlexikons Heinrich Joseph Wetzer, aus Kurhessen stammte. Wichtiger ist es, daß seine Persönlichkeit in den kulturellen Traditionen der einstigen Hauptstadt Vorderösterreichs wurzelte, wo man in adligen wie bürgerlichen Kreisen noch lange nach dem Übergang an Baden österreichisch bzw. großdeutsch gesinnt war und nach Wien und österreichischen Diensten strebte. Durch seine Mutter Amalie

Philippine, geb. Schindler, deren Vater, Großvater und Urgroßvater das angesehene Amt des Obervogts der Deutschordenskommende zu Freiburg innegehabt, gehörte er einer alten vorderösterreichischen Beamtenfamilie an. Als Schüler des Lyzeums zu Freiburg (1849 bis 1853) soll er nebenher bereits Vorlesungen des Historikers Gfrörer, dem er auch später noch nahestand, über den Dreißigjährigen Krieg gehört haben. Nach dem frühen Tod seines Vaters († 5. 11. 1853) war der K. und K. Hofrat Buß sein Pfleger. Entscheidend für sein Leben aber waren wohl die Beziehungen zu der Familie des Professors Carl Joseph Beck, in deren Haus seine Eltern in den ersten Jahren seiner Kindheit (1840/41) wohnten, insbesondere zu dem um zehn Jahre älteren Sohn Friedrich Beck, dem späteren österreichischen Generalstabschef Grafen Beck. Ihm, dessen Onkel Bernhard ebenfalls in österreichischen Diensten stand, folgte Leander Wetzer nach, als er mit 14 Jahren in die Pionierkadettenschule in Tulln bei Wien eintrat, um die militärische Laufbahn einzuschlagen. Von ihm wurde er im Jahre 1888 als Nachfolger des Feldmarschalleutnants Freiherrn v. Sacken, mit dessen Nichte Leontine v. Sacken Wetzer seit 1875 verheiratet war, mit der Leitung des Kriegsarchivs betraut, dem er wegen seiner wissenschaftlichen Interessen schon vorher (1868—1875) zur Mitarbeit an dem vom Kriegsarchiv herausgegebenen vielbändigen Werk: „Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen" und wieder von 1883 an zugeteilt worden war. Und „wenn nicht die starke Hand des sein Streben würdigenden Chefs, Feldzeugmeisters Grafen Beck, ihn gestützt" hätte, wäre er den Schwierigkeiten erlegen, mit denen er im neuen Amt zu kämpfen hatte. Seine Verdienste um das Kriegsarchiv, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, sind natürlich indirekt — man braucht nur an das ehemalige Vorderösterreich zu denken — auch für Baden von Bedeutung. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen sind für den Oberrhein die von ihm bearbeiteten Bände III (1876) und IV (1877) des obengenannten Werkes zu nennen, die den Spanischen Sukzessionskrieg (Feldzug 1701 und 1702) behandeln. Der erste Band enthält unter den Aktenstücken zur Kriegsvorbereitung in Deutschland die Relation des Markgrafen Ludwig von Baden über die Aufstellung des Heeres im Reiche, datiert Offenburg 7. August 1701, der letztere (S. 415—523) eine ausführliche Darstellung des Feldzugs am Oberrhein im Jahre 1702. In der unter Wetzers Leitung entstandenen Neuen Folge der Mit-

teilungen des K. u. K. Kriegsarchivs 1—3 (1887—1889) hat er auf Grund der österreichischen Quellen eine umfangreiche Abhandlung über den Feldzug am Oberrhein 1638 und die Belagerung von Breisach veröffentlicht mit einer neuen Beurteilung Bernhards von Weimar.

Literatur: A. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Bd. X (Berlin 1907), S. 327 ff., mit Aufzählung der weiteren biographischen Quellen und der Schriften Wetzers. — Stadtarchiv Freiburg.

Fr. Hefele.

Max Meckel

wurde in Rheindalen, Regierungsbezirk Düsseldorf, am 28. November 1847 als Sohn eines Justizrates und Notars geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums St. Aposteln zu Köln a. Rh. empfing er die erste architektonische Ausbildung zunächst bei dem Vetter seiner Mutter, dem Dombaumeister von Linz a. D., Baurat Vinzenz Statz (1865—1869). 1867 machte er, wie es damals üblich war, die Gesellenprüfung als Steinmetz und Maurer und 1870 die Prüfung als Meister dieser beiden Handwerke. Kurz vorher war er an der Dombauhütte zu Köln und 1869 als Bauführer am Bau des Schlößchens zu Sinzig a. Rh. tätig. Nebenher skizzierte und zeichnete er mit Vorliebe an historischen Denkmälern des Rheinlandes. 1870 wurde er Assistent bei dem Dombaumeister Wessiken zu Mainz, dann bei Denzinger am Dombau zu Frankfurt a. M., wo er hauptsächlich die Arbeiten am Domturm zu leiten hatte. 1874 machte er sich als Privatarchitekt selbständig, nachdem er sich in Christina Berens eine Lebensgefährtin geholt hatte. 1884 wurde er nach dem Weggang Denzingers Architekt des Frankfurter Dombauvereins, 1887 Diözesanbaumeister zu Limburg mit dem Sitz in Frankfurt a. M.; 1892 nebenamtlich auch erzbischöflicher Bauinspektor in Freiburg i. Br., wurde er im Dezember 1893 vom Erzbischof Christian Roos, vorher Bischof in Limburg, als erzbischöflicher Baudirektor nach Freiburg berufen. In dieser Eigenschaft hatte er die bauliche Oberaufsicht über sämtliche kirchliche Bauämter der Erzdiözese. Damit begann für Meckel ein neuer Abschnitt seines Lebens. Zwei in den Jahren 1893 und 1894 an ihn ergangene ehrenvolle Anfragen, ob er den Lehrstuhl für mittelalterliche Baukunde an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, bzw. eine Professur an der Technischen Hochschule in Charlottenburg übernehmen wolle, lehnte er ab, weil ihm die Lehrtätigkeit nicht zusagte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nach dem Tode des mit ihm befreundeten Erzbischofs Roos trat er 1896 von seinem Amt zurück. Infolge von Meinungsverschiedenheiten über die Auffassung seiner Stellung und weil er in dieser nicht die Möglichkeit für eine seiner Neigung entsprechende freiere Betätigung seiner Kräfte erblickte. Er nahm deshalb gemeinsam mit seinem Sohne Karl Anton die Privattätigkeit wieder in vollem Umfange auf und widmete sich derselben unausgesetzt bis zu seinem am Christabend 1910 erfolgten Lebensende. 1902 war er zum Mitglied der Ministerialkommission für das Hochbauwesen und 1908 zum Obergutachter im Ministerium des Innern in Karlsruhe ernannt worden.

Aufgewachsen in einer Gegend, die ihm reiche Anregung für sein bauliches und künstlerisches Schaffen bot, beschäftigte sich Meckel frühzeitig mit den Kunstwerken der Vergangenheit, mit deren Geist er sich erfüllte, besonders nachdem er auf größeren Studienreisen durch Deutschland, Belgien, Holland, Frankreich, Österreich und Tirol viele der bedeutendsten mittelalterlichen Baudenkmale aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Begeistert für die vaterländische Kunst, sprach er sich einmal in einem Vortrag anläßlich der 13. Wanderversammlung des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine in Freiburg i. Br. 1898 dahin aus: Nicht in Italien, sondern daheim in Deutschland an den Werken unserer Vorfahren, und nicht an den Domen, sondern zunächst an den einfachsten Schöpfungen der Baukunst, den Landkirchen, Bauernhäusern usw., mögen unsere jungen Architekten studieren, sich bilden und die deutsche Kunstsprache sich zu eigen machen, die elastisch und biegsam genug sich erweisen wird, um den modernsten Dingen Ausdruck zu geben.

Ausgerüstet mit einer seltenen Energie des Willens und getragen von der Sicherheit seines Könnens, begann Meckel in Frankfurt a. M. 1874 sein selbstschöpferisches Schaffen mit einer Reihe von Neubauten (Miets- und Geschäftshäuser). In den folgenden Jahren entfaltete er eine ungemein rege und mannigfaltige entwerfende und praktische Tätigkeit auf kirchlichem und profanem Gebiet. Es ist unmöglich, alle seine Arbeiten hier aufzuzählen und sein umfangreiches Lebenswerk im einzelnen zu würdigen. Ein besonders von ihm bevorzugtes Feld seiner Tätigkeit war der Kirchenbau. Er baute eine Unzahl von Stadt- und Landkirchen, die meisten in Rheinhessen und im Rheingau, von denen nur einige wenige hervorgehoben seien, wie die katholischen Kirchen von Neu-Isenburg, Kronberg im Taunus,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Lorchhausen, Obertiefenbach, Steinbach, Wirges (Westerwälder Dom, eine fünfschiffige Hallenkirche), Seesbach, Biedenkopf, Eschhofen, Landsberg (Ostpreußen), Weimar, Apolda, Wiesbaden (Mariahilfkirche), Frankfurt a. M. (Kirche der Barmherzigen Brüder), Heddesheim, Viernheim und die Wallfahrtskirche auf dem Allerheiligenberg bei Niederlahnstein und Küsnacht bei Zürich, die St. Rochuskapelle bei Bingen a. Rh., ein herrliches, der Umgebung angepaßtes, vielgestaltiges Baudenkmal mit Terrassen und offenem, dem Turm sich anschließenden Ostchor und Außenkanzel, bestimmt zur Abhaltung des Gottesdienstes für die alljährlich zahlreich kommenden Pilger. Meckel ist auch der Schöpfer einer großen Reihe von Instituten, Klöstern, Krankenhäusern, Missionsbauten und Pfarrhäusern; er hatte ferner den ehrenvollen Auftrag zu einem Denkmal für den Astronomen Nikolaus Kopernikus zu Frauenburg in Ostpreußen, wo der große Gelehrte in der Domkirche seine Ruhestätte fand. Bedeutsam ist auch Meckels Tätigkeit als Restaurator alter Bauwerke. Es sei nur hingewiesen auf die Wiederherstellungen der Kirchen in Lorch am Rhein, der Deutschhauskirche und des Innern des Domes zu Frankfurt a. M., der Kirchen zu Offenbach a. M., zu Braunsberg in Ostpreußen, zu Münster im Taunus. Nicht zu vergessen die Wiederherstellung und der Ausbau des Römers mit dem Kaisersaal zu Frankfurt a. M., eine künstlerisch bedeutsame Leistung, sowie des Marktbrunnens zu Rottenburg, eines der schönsten Brunnen der süddeutschen Spätgotik (1470). Das ausführliche Gutachten über dessen Wiederherstellung war seine letzte Arbeit. Der Brunnen wurde nach seinen Vorschlägen unter der Leitung seines Sohnes vollständig erneuert. — Auch war Meckel mit Erfolg an mehreren Wettbewerbungen beteiligt, so, um nur einen zu nennen, bei den Plänen für die Garnisonskirche zu Ulm a. D., wobei ihm mit dem ersten Preis die Ausführung zufiel. Mit dieser Kirche ist es ihm gelungen, in der Stadt des Münsters seiner Schöpfung einen ehrenvollen Platz zu sichern.

Im Vordergrund des Interesses steht für uns an dieser Stelle sein künstlerisches Wirken im badischen Lande, und hier hat Meckel sich besonders um den Kirchenbau wesentliche Verdienste erworben. Ihm danken wir die Stadtpfarrkirche zu Neustadt i. Schw., ein raumgewaltiges, stolz von der Höhe auf die Stadt herniederblickendes, in spätgotischen Formen gehaltenes Gotteshaus mit mächtig aufragendem Turme und kunstreicher Innenausstattung. Dann die St. Bern-

harduskirche in Karlsruhe, ein eindrucksvolles spätgotisches, dreischiffiges Bauwerk mit polygonalem Chor und Umgang und polygonalen Querarmen, das durch seinen imposanten, am Ende der Achse der Kaiserstraße stehenden Turm dem Stadtteil einen bestimmenden Charakter verleiht. Endlich die Herz Jesu-Kirche in Freiburg i. Br., im Stadtteil Stühlinger, eine in spätromanischem Stile erbaute schöne, großzügig sich präsentierende, dreischiffige basilikale Anlage mit weitvorspringenden Querschiffen, einem in sieben Seiten des Zehnecks abschließenden Hauptchor und vier halbrunden Nebenabsiden. Durch diese, auf heimischem Boden erstellten drei Kirchenbauten, die zu den größeren und wertvollsten gehören und sich allgemeiner sachverständiger Anerkennung erfreuen, hat sich Meckel allein schon einen Ehrenplatz unter den badischen Architekten errungen. An weiteren Ausführungen nennen wir die vom Geiste der späten Gotik durchdrungene, malerisch gestaltete St. Magdalenenkapelle zu Freiburg, einen Putzbau mit steil ansteigendem Dache, einer Ölberganlage mit Totenleuchte und gewölbter dreiteiliger Vorhalle; die bei Haslach i. K. in stiller Schwarzwaldlandschaft auf weithin sichtbarer Anhöhe stehende Grabkapelle Heinrich Hansjakobs sowie die Hofkapelle zu Mühlstein. Für die Wiederherstellung und den Ausbau des Münsters zu Überlingen fertigte er ein umfassendes Projekt. In der Stadtstraße zu Freiburg erbaute er sich sein eigenes kunstschönes Haus. Mit seinem Sohne entwarf er mit künstlerischem Geschick die leider nicht zur Ausführung gekommenen Pläne zum Um- und Ausbau des Kaufhauses; auch für das Geschäftshaus „zum Geist" auf dem Münsterplatz, für die Buliussche Frauenklinik und für den Neubau des Verlagshauses Herder in Freiburg stammen die Pläne von seiner Hand. Während seiner amtlichen Tätigkeit kamen durch das Erzbischöfliche Bauamt in Freiburg zahlreiche von ihm entworfene Kirchenneubauten zur Ausführung, so z. B. die Pfarrkirchen zu Hausach, Schiltach, Durlach, Brombach, Emmendingen, Buchenbach und Glottertal, während seine Entwürfe für die Pfarrkirche zu Sinzheim vom Erzbischöflichen Bauamt Karlsruhe ausgeführt wurden. Auf ihn geht auch die Wiederherstellung der romanischen Abteikirche zu Gengenbach und der weitbekannten, spätgotischen Kirche zu Lautenbach im Renchtal zurück; ebenso die Erneuerung des Mühlentors zu Bräunlingen. Bei all diesen Kirchenbauten galt sein Interesse und seine Arbeit auch den zur Ausstattung gehörigen Werken der Kleinkunst und des Kunstgewerbes, indem er

fast den ganzen Innenschmuck entwarf. Ermißt man die Fülle und Vielseitigkeit seines ersprießlichen Schaffens, so muß man staunen über die Tatkraft und Ausdauer des Mannes, der eine so segensreiche Tätigkeit zu entfalten vermochte. Meckel war einer der produktivsten und typischsten Vertreter der mittelalterlichen Baukunst. Er hat in einer Zeit, wo man im allgemeinen noch nicht so tief in den Geist der alten heimischen Werke eingedrungen war, in der Zeit des Wiederbeginns der Wertschätzung der Kunst unserer Vorfahren ganz Hervorragendes geleistet und gehört zu den wenigen, die zur Wiederbelebung und Förderung der mittelalterlichen Kunst und Technik beigetragen haben. Seine künstlerischen Bestrebungen gipfelten in den malerischen Stilelementen der deutschen Spätgotik des 15. Jahrhunderts. Mit virtuoser Meisterschaft beherrschte er deren Ausdrucksweise und Konstruktionen, vornehmlich die der Gewölbe beim Kirchenbau. In seinem rechten Elemente befand sich Meckel, wenn für ihn möglichst komplizierte konstruktive Probleme in Frage standen. Meckel gehörte zu den eigenartigen, kernhaften Gestalten, wie sie uns in fast allen Altmeistern seiner Zeit entgegentreten. Wir bewundern an ihm die Frische seines Wesens, seine bewegliche Geistigkeit und sein ebenso vornehmes, wie menschenfreundliches Auftreten. Er war ein echter Baukünstler, der spielend seine Aufgaben zu lösen verstand, mit der gleichen Liebe und Fürsorge den größten wie den kleinsten sich hingab und in jedes Werk, in jedes Detail seinen ganzen Charakter hineinzulegen wußte. Er hat sich ein unvergängliches Andenken gesichert bei allen, die ihn kannten und die ihm nahe stehen durften im Leben und in der Kunst.

Meckels literarische Arbeiten. Veröffentlichte Vorträge über: „Den Freiburger Münsterturm und seine Meister", gehalten bei der 13. Wanderversammlung des Verbandes Deutscher Architekten und Ingenieurvereine in Freiburg i. Br.; Deutsche Bauzeitung, Berlin 1898, Nr. 75; über „Das mittelalterliche Frankfurt", gehalten im Städelschen Museumsverein, in dessen Zeitschriftensammlung 1898; „Baugeschichtliche Studien über das Münster zu Überlingen", Heft 29 der „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seine Umgebung", 1900. Gelegentliche Veröffentlichungen in der „Zeitschrift für christliche Kunst", herausg. von A. Schnütgen, Düsseldorf 1890, Nr. 3, 7, 8. — Veröffentlichte Entwürfe: Wettbewerbsentwurf für die Andreaskirche zu Hildesheim, „Deutsche Bauzeitung", Berlin, Building News 1882. — Wettbewerb für die Dreigiebelfassade des Römers zu Frankfurt a. M., Veröffentlichung des Magistrats Frankfurt a. M., Verlag Heinrich Keller. — Kleinere Kirchenbauten und Missionshäuser, „Zeitschrift für christliche Kunst", herausg. von A. Schnütgen,

Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1890, Nr. 5—8. — Rochuskapelle zu Bingen a. Rh., ebenda 1881, Heft 1. — Vincenz-Waisenhaus zu Hofheim, ebenda 1893, Heft 1. — Herz-Jesu-Kirche zu Freiburg i. Br., „Freiburg i. Br., die Stadt und ihre Bauten", herausg. vom Bad. Architekten- und Ingenieurverein, 1898, S. 386. — Wettbewerb Ulm im „Zentralblatt der Bauverwaltung", 1899, Nr. 87. — Garnisonskirche Ulm, ebenda 1905, Nr. 89. — Das Mühlentor in Bräunlingen, „Die Denkmalpflege", 1907, Nr. 1. — Die Kirche zu Küsnacht, „Schweizer Bauzeitung", 1906, S. 295 ff. — Wettbewerb um das Kollegiengebäude Freiburg i. Br., „Deutsche Konkurrenzen", herausg. von Neumeister, XV. Band, Heft 8, 9 und Ergänzungsheft 12. — Rochuskapelle Bingen, Wallfahrtskirche zu Niederlahnstein, Garnisonkirche Ulm, Pfarrkirche zu Oberrad, zu Neustadt i. Schw., Küsnacht und St. Bernharduskirche zu Karlsruhe im „Handbuch der Architektur", VIII. Halbband. — Mehrere seiner Werke sind veröffentlicht in „Deutsche Bauzeitung" Berlin, 1911, Nr. 14—18. „Aus dem Lebenswerke von Max Meckel" mit Bildbeilagen. — Die Städtische Sparkasse zu Freiburg i. Br., ebenda 1913, Nr. 1—6 mit Bildbeilagen. — Kopernikusdenkmal zu Frauenburg, „Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands", Band 18, Heft 50. — „Max Meckel, Karl Schäfer, Christoph Hehl", Christliche Kunst, 11, S. 269.

Fr. Kempf †.

Friedrich Karl Julius Ratzel

wurde am 17. Juli 1869 in Durlach als Sohn des im Jahre 1874 verstorbenen Lithographen Karl Ratzel geboren. Früh verwaist kam er zu einer Tante nach Sinsheim, wo er die Höhere Bürgerschule bis einschließlich Obertertia besuchte. Dann bezog er das Realgymnasium in Karlsruhe und nach dem Abitur die Technische Hochschule daselbst, an der er das Studium der Architektur in acht Semestern absolvierte. Seine Lehrer im Baufach waren Adolf Weinbrenner, Joseph Durm und Heinrich Lang. Nach 1½jähriger Ateliertätigkeit in Berlin, u. a. bei dem Theaterarchitekten Heinrich Sehling, legte er im Frühjahr 1893 die badische Staatsprüfung ab. Als Baupraktikant trat er nicht in den badischen Staatsdienst, sondern arbeitete zunächst auf dem Münchener Stadtbauamt unter Oberbaurat Rettigs Leitung. Mit seinem Entschluß, die normale Staatslaufbahn nicht aufzunehmen, wollte er nicht auf den Staatsdienst dauernd verzichten, sondern seine Anschauungen über den Beruf auch unter andern Verhältnissen erweitern. Den zweiten Grund faßte er in die Worte: „Wer rastet, rostet!" Dazu kam seine wirtschaftliche Lage, die ihn zwang, sich auf sich selbst zu stellen. Haben ihn doch damals seine Verhältnisse und Verpflichtungen gegen Familienmitglieder veranlaßt, um Nachlaß

der Prüfungsgebühr von 40 Mk. nachzusuchen, und mit Bitternis mag er die ablehnende Entschließung des Finanzministeriums empfunden haben. Unerwartet rasch folgte aber die Genugtuung. Im September 1893 schied Oberbaurat Professor Lang, der an der Karlsruher Hochschule das Fach der mittelalterlichen Architektur betreute, aus dem Leben. Als sein Nachfolger wurde Karl Schäfer nach Karlsruhe berufen. Aus dem peinlichen Gefühl heraus, daß es nicht möglich gewesen ist, den Nachwuchs der Karlsruher Schule zu entnehmen, wählte man den Ausweg, wenigstens einen badischen Assistenten an die Karlsruher Hochschule zu bringen, und auf der Suche nach einem solchen fiel die Wahl auf Ratzel, der im Wintersemester 1894/95 als Assistent bei Durm und Schäfer eintrat. Den Ansprüchen Durms zu genügen, wäre für ihn ein Kinderspiel gewesen. Für Schäfer, der nur solche als Architekten anerkannt hat, die seiner Schule entwachsen und seiner Lehre gefolgt sind, mag es geradezu grotesk erschienen sein, daß ihm als Hilfsarbeiter ein Durmschüler aufgezwungen werden sollte. Ratzel hat unter Anspannung seiner ganzen Energie in schwerer und ehrlicher Arbeit und in erstaunlich kurzer Zeit den Weg zum Herzen Schäfers gefunden. Daß er auf diesem Weg die Rückzugsbrücke zu Durm abbrechen mußte, wird ihm klar gewesen sein. Und alsbald ist Schäfer Ratzels Förderer und Freund und Durm, der ihn geholt hat, sein erbitterter Gegner geworden. Ihn mit Anstand wieder los zu werden, war Durms nächstes Bestreben. Er hat ihn an die Kaiserliche Technische Schule nach Straßburg wegempfohlen. Ratzel lehnte ab. Dann folgten Nadelstiche und giftige Pfeile. Ratzel empfand es unangenehm, von den norddeutschen Studierenden mit dem jenen geläufigen, ihm nicht zustehenden Titel „Baumeister" angesprochen zu werden, und bat um Verleihung dieses Titels. Das Unterrichtsministerium verwies das Gesuch an das Finanzministerium, und dieses lehnte ab, da der erbetene Titel in keinem Verhältnis zur „diesseitigen" Verwaltung stehe. Seinem Wunsche um Verleihung könne nicht entsprochen werden, da der Titel nicht wie in Preußen durch das Bestehen der Staatsprüfung erworben werde, sondern eine etatsmäßige Anstellung durch den Landesherrn bedeute. Es dürfte nur „erübrigen", den Baupraktikanten Ratzel bei Vakanz einer etatsmäßigen Stelle von dort aus anzustellen. Schäfer hat dann seinen Schutzbefohlenen, der ihm unterdessen bei den Renovierungsarbeiten am Friedrichsbau

des Heidelberger Schlosses und beim Neubau der Universitätsbibliothek in Freiburg wertvolle Dienste geleistet hatte, auf den Weg der Habilitation gewiesen. Am 11. März 1898 hielt Ratzel eine Probevorlesung über „Balthasar Neumann und seine Zeit". Er wird das im Jahre 1896 erschienene Buch Kellers über Balthasar Neumann gelesen haben. Es bedeutet der Wissenschaft sicher keinen Verlust, daß diese Vorlesung nicht im Druck erschienen ist. Wissenschaftliche Forschung war dem Architekten Ratzel nicht die Sehnsucht. Rektor und Senat beantragten auf Grund eines Berichts Schäfers die Erteilung der venia legendi, da „bei der anerkannten Tüchtigkeit" Ratzels ein triftiger Grund zur Abweisung nicht vorliege. So wurde Ratzel, und zwar gegen den förmlichen Protest von Durm und Genossen, im April als Privatdozent zugelassen. Er hatte unterdessen zielbewußt auf dem Felde des Wettbewerbes in heißem Kampf seine Klinge gestählt, wobei ihm Schäfer ein gnädiger Richter war. Bei der Preisbewerbung für eine evangelische Kirche in Cannstatt im Jahre 1895 erschien sein damals noch unbekannter Name zum erstenmal unter den Preisträgern. Schon im folgenden Jahre sind ihm ein dritter Preis für ein Diakonissen- und Krankenhaus in Freiburg i. Br. und der erste Preis für das Rathaus in Duisburg in den Schoß gefallen. Mit der Übertragung des letzteren Baues an den erst Siebenundzwanzigjährigen war dessen Ruf und Laufbahn besiegelt. An der praktischen Tätigkeit der Durcharbeitung dieser großen Aufgabe entwickelte sich der noch tastende Zeichner des Konkurrenzentwurfes zum reifen Künstler. „Die von Ratzel zur Ausführung des Baues gelieferten Zeichnungen erreichten die stattliche Zahl von mehr als Tausend", wie die amtliche Festschrift (Duisburg 1902) zu berichten weiß. Von weiteren Konkurrenzerfolgen des Unermüdlichen sind aufzuzählen: 1897 Landhaus Münster 3. Preis, 1899 Hansahaus Mannheim 1. Preis und Ausführung, 1901 Volksbank Mainz 3. Preis und Ausführung, Rathaus Dresden, lobende Erwähnung, 1902 Stadttheater Freiburg i. Br., Ankauf, evangelische Kirche in Duisburg-Neudorf, engerer Wettbewerb, Auftrag zur Ausführung, 1903 Justizgebäude Mainz 3. Preis, Handelshochschule Köln 2. Preis und Kollegienhaus Freiburg i. Br. 2ter (ein 1ter Preis kam nicht zur Verteilung) und 4. Preis, Auftrag zur Ausführung, 1904 Rathaus Recklinghausen, engerer Wettbewerb 2. Preis. Der Wert seines Konkurrenzentwurfes für den Karlsruher Bahnhof ist vom Preisgericht nicht erkannt worden. Der Ruhm Ratzels war

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schon so gefestigt, daß die Fachgenossen längst nicht mehr seine Erfolge, sondern wie hier, einen Mißerfolg bestaunten, soweit nicht Feindseligkeit und Neid den Blick trübten. Daß bei dem raschen Aufstieg auch der Landesherr auf Ratzel aufmerksam werden mußte, war selbstverständlich. Es wäre die Gelegenheit gegeben gewesen, Ratzel mit der vakanten Stelle des Vorstandes des Hofbauamts zu betrauen, und man sollte glauben, daß dem Inhaber des Thrones zur Führung seines Bauwesens der beste Architekt des Landes — und für diesen wurde Ratzel damals gehalten — gerade gut genug gewesen sei. Aber auf dem Gebiet der Architektur hatte der Hof seit Jahrzehnten keine nennenswerten Aufgaben zu stellen gehabt, und so ist das Hofbauamt unbemerkt zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Für die subalterne Tätigkeit der Bauunterhaltung der Schlösser hat es genügt, den Hofbauinspektor in die Vorstandsstelle aufrücken zu lassen. Bei Hof war aber doch allmählich die Erkenntnis gekommen, daß es ein nobile officium der Krone sei, auch bei der Ausführung bevorstehender kleinerer Neubauten ein gewisses Kulturniveau einzuhalten. Und da hier ein Wille war, wurde auch ein geeigneter, wenn auch ganz außergewöhnlicher Weg gefunden. Großherzog Friedrich I. ernannte unterm 23. Juni 1899 den Privatdozenten Friedrich Ratzel mit der Genehmigung, daß er seine Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule auch fernerhin fortsetze, was Ratzel zur Bedingung gemacht hatte, und unter weitgehender Wahrung seiner Selbständigkeit, zum Mitgliede des Hofbauamts. In diese Zeit des Hofdienstes fallen folgende Werke in Karlsruhe: Keramische Werkstätte der Großherzoglichen Majolika-Manufaktur in der Hoffstraße, Wohnhaus für einen Hofjäger am Ende der Parkstraße, Schwestern-Altersheim (Luisenheim) in der Mühlburger Allee, Gebäude des Badischen Kunstvereins in der Waldstraße, Jubiläums-Kunstausstellung 1902, innere Einrichtung des von Durm erbauten erbgroßherzoglichen Palais, nicht zur Ausführung gekommener Entwurf für die Vergrößerung des Schlosses und ferner außerhalb Karlsruhes Kindersolbad in Dürrheim, Waisenhaus in Lichtental bei Baden-Baden, Landsitz für die Königin von Schweden, Wiederherstellung der Schloßkapelle in Baden-Baden und des Grabdenkmals des Markgrafen Bernhard I. in der Klosterkirche in Herrenhalb. Beim Eintritt in den Hofdienst bemühte sich Ratzel um den Professorentitel. Der Antrag wäre von der Architekturabteilung der Technischen Hochschule zu stellen gewesen. Ratzel war der Überzeugung, daß die

unter dem Einfluß Durms stehende Abteilung sich dieses Schrittes weigern oder ihn wenigstens auf lange hinauszuschieben versuchen werde. Das Unterrichtsministerium wollte unter Hinweis auf die autonome Verfassung der Hochschule auf diese keinen Druck ausüben. Da griff Großherzog Friedrich persönlich ein und verlieh Weihnachten 1899 Ratzel den ersehnten Titel. Aber erst fünf Jahre später erfolgte gegen den ohnmächtigen Protest Durms die Ernennung zum ordentlichen Professor der Architur. Ratzel war nicht zum Lehrer geboren. Der Umstand, daß mit der Professur dem Künstler die Verpflichtung zu Vorlesungen aufgebürdet werden mußte, der er seiner ganzen Natur nach nicht gewachsen sein konnte, war die im Interesse der Kunst zu bedauernde Folge des nicht schwer genug zu verurteilenden Fehlers einer dem wissenschaftlichen Lehrbetrieb der Universität entlehnten, dem Wesen der Kunst aber abträglichen Organisation des technischen Hochschulwesens. Die praktischen Übungen im Entwerfen waren für Lehrer und Schüler Stunden der Freude und des Erfolges, die Vorbereitung zum Kolleg und dieses selbst ein tief zu beklagender Verlust kostbarster Zeit. In weiser Selbsterkenntnis hat denn auch Ratzel, als der frühe Verfall seiner Kräfte die Einschränkung der Tätigkeit erheischte, mit der Aufgabe der Lehrtätigkeit (Sommer 1907) den Abbau begonnen. Mit der Übernahme des Ordinariates folgte die Enthebung vom Dienste des Hofbauamts „auf Ansuchen". Der Hof behielt sich aber vor, Ratzel nach Bedarf auch fernerhin in baulichen und künstlerischen Angelegenheiten der Hofverwaltung von Fall zu Fall zu Rate zu ziehen.

Ratzel wollte bauen, nur bauen, viel bauen. Er war eben Baumeister aus innerem Drang! Seine Mitgliedschaft beim Großherzoglichen Hofbauamt ist von ihm nur als Mittel zur Gewinnung von Bauaufträgen gewertet worden. Hier, wie auch später bei seinen Beziehungen zur staatlichen Hochbauverwaltung, die das Finanzministerium nach der Ausschaltung Durms anknüpfte, wußte Ratzel es mit Klugheit zu vermeiden, ein die persönliche Unabhängigkeit und den Gelderwerb beengendes förmliches Beamtenverhältnis einzugehen. Die beratende Tätigkeit des Finanzministeriums ist nur durch eine kurze Aktennotiz des Finanzministers Buchenberger geregelt worden. Als praktischer Erfolg aber ist ihm die größte Bauaufgabe des Ressorts, die Ausführung der großen Baugruppe des Generallandesarchivs, des Verwaltungsgerichtshofs und der Oberrechnungs-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

kammer und ein Honorar in den Schoß gefallen, dessen Höhe die ausgeschlagene Beamtenbesoldung reichlich ausgeglichen hat. Die Pläne für diese Gebäudegruppe waren von dem über dieser Arbeit verstorbenen Oberbaurat Hauser gefertigt. Ratzel sollte, das Hausersche Projekt zur Ausführung bringen. Das ministeriell angeordnete Pietätsgefühl ist natürlich durch die Kraft des künstlerischen Dranges ausgeschaltet worden. Außer den Grundrissen ist von dem Hauserschen Projekt nichts übrig geblieben, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn auch diese über Bord geworfen worden wären. Wenn man bei aller Schönheit im Einzelnen gerade bei dieser Gebäudegruppe den Geist abgeklärter Harmonie vermißt, so mag man es eben als organischen Fehler erkennen, daß Ratzels Muse sich hier nicht in voller Freiheit ergehen konnte. Die Ironie des Schicksals hat es dann gewollt, daß auch Ratzel bei Beginn seines größten Werkes, der Universität Freiburg, dem Dasein entrissen wurde und in seinem Studiengenossen Hermann Billing den Nachfolger fand, der wiederum trotz dem ausdrücklichen Auftrage, die Ratzelschen Pläne mit Pietät in die Wirklichkeit umzusetzen, eigene neue Wege ging. Mangel an Sachkenntnis verriet es aber in beiden Fällen, von starken Künstlerindividualitäten die Selbstverleugnung des eigenen Idioms vorauszusetzen.

Ratzels Entwicklung fällt in die Zeit des Jugendstiles, des krampfhaften Suchens nach einem neuen Stil, nach Originalität bei systematischer Preisgabe einer gesunden Fortentwicklung des Überkommenen. Er ist durch seinen Anschluß an Schäfer vor Irrwegen bewahrt worden. Er hat mit der Spätgotik begonnen, um auf der Entwicklung der alten Kunst fortschreitend, in der deutschen Spätrenaissance, im Barock seine Haupttriumphe zu feiern. Mit dem ephemeren Werk der Kunstausstellung von 1902 hat er folgerichtig den Weg zum Klassizismus gewiesen, den nach ihm andere eingeschlagen haben, weil er gebahnt war. Wenn Ratzel sein Leben hätte ausleben können, gäbe es in Baden keinen Ostendorf. Und beide würden, wenn sie heute noch wirkten, die sogenannte moderne Sachlichkeit ablehnen, weil beide als Vertreter der historischen Schule in der Erkenntnis der lückenlosen Ewigkeitskette den bewußten Bruch der Tradition heute ebenso ablehnen würden, wie sie beide seinerzeit den Jugendstil abgelehnt haben. Ratzel wollte „in der Väter Art", aber „in seiner Sprache" reden, wie er sich selbst in dem einzigen Versuch literarischer Tätigkeit (Wiederherstellung des Friedrichsbaues auf dem Schloß zu Heidelberg,

Deutsche Bauzeitung, XXXIX. Jahrgang, Nr. 79, 1905) ausdrückte.

Im Nachruf, den die Deutsche Bauzeitung am 13. Juli 1907 dem eben Verstorbenen gewidmet hat, schreibt Chefredakteur Albert Hofmann, der Landsmann von Durlach: „Ratzel war im Grunde Eklektiker, er nahm das Gute und Schöne, wo er es fand. Aber er sah es reifer, reicher und tiefer, als andere Eklektiker, mehr mit der Seele, als mit dem Verstand, mehr mit dem Gemüt als mit dem kühl wägenden kritischen Auge . . . Dazu war seine Kunst zu sensibel, seine Gesinnung zu sehr den Realitäten des Lebens abgewandt, sein Denken und Empfinden zu ideal, zu wenig vernunftsmäßig." Mit schönen Worten und in guter Absicht ist hier das wahre Bild entstellt worden. Ratzel war nicht sensibel. Mit urwüchsiger, gesunder Brutalität und mit scharfem Verstand ist er seinen Weg gegangen, den Weg des Eklektikers, nicht weil er wollte, nicht weil Schäfer es wollte, weil er mußte, weil die Natur seiner Begabung ihm nur diesen Weg offen ließ. Da er den Mut besessen hat, in der Nachempfindung der historischen Stile auch gelegentlich eigene Wege zu gehen, und da er dabei einen feinen Geschmack gezeigt hat, haben seine Werke eine persönliche Note erhalten, die ihnen bleibenden Wert verleiht. Sein Streben war nicht zu ideal, sondern recht vernunftgemäß, auf den raschen Erwerb irdischer Güter eingestellt. Es war kein Zufall, daß bei seiner Ernennung zum ordentlichen Professor das Unterrichtsministerium ihm zwar die Nebenbeschäftigung als Architekt genehmigte, aber jede Art von spekulativer Bautätigkeit dabei ausschloß. Ratzel hatte Baugelände gekauft und spekulativ auf eigene Rechnung das Doppelhaus Moltkestraße Nr. 35/37 in Karlsruhe gebaut. Auch die Häuser Kaiserallee 137 und 139, das Haus Beil Stabelstraße Nr. 6 und das Wohn- und Geschäftshaus Ecke der Durlacher Allee und der Georg-Friedrich-Straße in Karlsruhe und einige Wohnhäuser in Heidelberg und Mannheim sind aus seinem Atelier hervorgegangen. Als weitere Werke sind noch zu erwähnen der Wasserturm in Rastatt, die Bismarksäule in Ettlingen und der erst nach seinem Tod zur Ausführung gebrachte Brunnen auf dem Gutenbergplatz in Karlsruhe.

Hemmungslos hat Ratzel sein inhaltsreiches, kurzes Leben durchrast, hemmungslos in der Arbeit, hemmungslos in des Daseins Freuden. Das Glück der Ehe ist ihm versagt geblieben. Nur eine kluge, sorgende Gattin hätte die hochgehenden Wogen seines stürmischen Lebens glätten können.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Am 5. Juli 1907 hat Friedrich Ratzel in geistiger Umnachtung oder in einem lichten Moment, in welchem er das traurige Schicksal des ihm bevorstehenden Siechtums erkannte, seinem tatenreichen Leben in grauenvoller Weise ein Ende bereitet.

Literatur: Deutsches Biogr. Jahrbuch, Bd. 13. Hirsch. — Zentralblatt der Bauverwaltung, 1907, Nr. 58. Diehm. — Deutsche Bauzeitung, 1907. Alb. Hofmann. — Bad. Landeszeitung, Nr. 314, 10. Juli 1907.

Fritz Hirsch.

Gustav Ziegler,

Architekt, wurde am 17. Dezember 1844 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater, Joh. Baptist Z., ein angesehenes Vergoldergeschäft besaß. Die Mutter war eine Großnichte des bekannten, aus dem badischen Tiefenbronn gebürtigen Phrenologen Franz Josef Gall (A. D. Biographie VIII, 315); der Philosoph Leopold Ziegler ist sein Neffe. Nach Absolvierung des Lyzeums arbeitete Gustav Ziegler zunächst in Zürich einige Zeit als Zimmermann praktisch bei seinem Schwager Konstantin Weltin, dem späteren Betriebsdirektor der elsaß-lothringischen Bahnen, und widmete sich dann 1866/67 am Karlsruher Polytechnikum dem Studium der Architektur. An die staatliche Prüfung schloß sich eine längere Studienreise nach Italien. Der Ausbruch des Krieges rief ihn 1870 zu den Fahnen; im badischen Dragonerregiment Nr. 2 machte er den Feldzug mit, in dem er sich vor Straßburg und bei Nuits, zum Leutnant befördert, auszeichnete, und aus dem manch keckes, verwegenes Reiterstück von ihm berichtet wird. 1876 ließ Gustav Ziegler sich nach vorübergehender Arbeit in Stuttgart und Baden-Baden dauernd in seiner Vaterstadt nieder und entfaltete hier als Privatarchitekt eine äußerst rege, erfolgreiche und weit über die engere Heimat hinausgreifende Tätigkeit. Zahlreiche Entwürfe zu privaten und öffentlichen Gebäuden gingen aus seiner Werkstatt hervor. Vor allem für Karlsruhe, wo die Synagoge in der Karl-Friedrich-Straße, die Villa Heimburger-Solms, die Kaiserpassage und eine Gruppe von Rotsandsteinhäusern der Kaiserstraße an ihn erinnern. Aber auch außerhalb, in Freiburg, Baden-Baden (Hotel Bellevue), Stuttgart (Villa Moser), Straßburg und Saarbrücken (Villa Haldy), zeugen viele bauliche Schöpfungen von seinem hervorragenden Können, das auch bei Wettbewerben und Ausstellungen durch erste Preise und Auszeichnungen anerkannt wurde.

Bezeichnend dabei war für ihn, daß er vermöge seiner vielseitigen Begabung auch die Entwürfe für die künstlerischen Einzelheiten der ganzen Inneneinrichtung oft bis ins Letzte selbst fertigte, so für die Steinmetzstücke und Holzschnitzereien, „die in ihrer reichen, wie besonders feinen Art seinen eigenen Stil tragen", die Stuck- und Holzdecken, Kunstschmiedearbeiten, ja selbst für Möbel und Teppiche. So stand er, allgemein geschätzt, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts unter den nichtbeamteten Privatarchitekten der Residenz an erster Stelle, in all seinem Tun und Wesen, wie Hirsch von ihm rühmt, „ein echter und wahrer Künstler", ein Mann von vornehmer Gesinnung und in der begeisterten Hingabe an seine Aufgaben oft von einer bis zur Verleugnung der eigenen geschäftlichen Interessen sich offenbarenden Selbstlosigkeit. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Uetz gingen ein Sohn und drei Töchter hervor. In weiten Kreisen der Bevölkerung betrauert, starb Gustav Ziegler zu Karlsruhe am 19. Februar 1908.

Paul Martin, Dem Architekten Gustav Ziegler zum Gedächtnis, Karlsruher Tagblatt vom 17. Febr. 1933.

K. O.

Karl August Schneider

ist am 27. Oktober 1837 als Sohn des Oberamtmanns Anton Schneider in Tauberbischofsheim geboren. Nach Besuch des Gymnasiums in Tauberbischofsheim und der Kadettenanstalt in Karlsruhe wurde er 1855 Leutnant und 1862 Oberleutnant im 1. Bad. Leibgrenadierregiment. Mehrere Jahre wirkte er als Lehrer für Mathematik an der badischen Kadettenanstalt. Noch nach Jahrzehnten rühmten seine ehemaligen Schüler den überaus klaren und anregenden Vortrag des jungen Offiziers. Den Bruderkrieg von 1866 machte Schneider in seinem Regimente mit. In einer im September 1866 verfaßten Broschüre über den Anteil der badischen Felddivision an dem Kriege des Jahre 1866 übte er Kritik an dem Militärwesen der deutschen Mittelstaaten und an manchen Anordnungen der Stäbe und Unterführer. Er verlangte in den „Schlußbetrachtungen" der Broschüre Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Schaffung einer Landwehr, Anschluß an das preußische Heerwesen und Übertragung der Führung im Kriege und der Oberleitung im Frieden über alle deutschen Truppen an Peußen. Die Schrift führte zur Einleitung einer Untersuchung gegen den Verfasser, die mit dessen Pensionierung endete.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Den ihm in der Folge angebotenen Eintritt in das preußische Heer lehnte Schneider ab, da ihm das Wirken im bürgerlichen Leben reiche Befriedigung gewährte. Nach seiner Pensionierung erwarb er sich zunächst die erforderlichen kaufmännischen Kenntnisse im Bankhause seines Schwiegervaters Eduard Koelle in Karlsruhe, hierauf übernahm er die Generalagentur von Versicherungsgesellschaften. 1869 machte er eine Reise durch Frankreich auf Ersuchen des badischen Kriegsministeriums, um dieses über den Stand der französischen Rüstungen zu unterrichten. Bei Ausbruch des Krieges 1870/71 als Hauptmann und Kompagnieführer reaktiviert, war er während des Krieges u. a. Etappenkommandant in Vendenheim vor Straßburg und später in Straßburg selbst. Verschiedene Kriegsauszeichnungen, darunter das Eiserne Kreuz und der mit dem persönlichen Adel verbundene württembergische Kronenorden mit Schwertern, wurden ihm verliehen. Nach Beendigung des Krieges nahm Schneider neben seiner geschäftlichen Tätigkeit in steigendem Maße am öffentlichen Leben teil. 1871 wurde er zum Stadtverordneten in Karlsruhe gewählt. Von 1878—1881 war er Mitglied und von 1881—1898 Obmann des Stadtverordnetenvorstandes. Die nach dem Kriege 1870/71 einsetzende Bildung von Militärvereinen fand seine lebhafte Förderung. Als Vorsitzender des Militärvereins Karlsruhe regte er die im Jahre 1873 erfolgte Gründung des Badischen Militärvereinsverbandes an, der ihn zu seinem ersten Präsidenten wählte. 1880 errichtete er das Bankhaus Karl August Schneider. Im gleichen Jahre wurde er Präsident der Handelskammer Karlsruhe; 21 Jahre bekleidete er dieses seine Arbeitskraft erheblich in Anspruch nehmende Ehrenamt. 1881 wählte ihn der 10. badische Wahlkreis (Karlsruhe-Bruchsal) in den Reichstag als Kandidaten der Nationalliberalen Partei. Von 1883—1889 vertrat Schneider auch den Wahlkreis Karlsruhe-Land in der II. Badischen Kammer. Die Entwicklung der Nationalliberalen Partei im Reich und in Baden entsprach mehrfach nicht seiner Auffassung. So war er in der Überzeugung, daß das Sozialistengesetz seinen Zweck nicht erfüllen könne, Gegner einer Verlängerung der Gültigkeitsdauer des Gesetzes. Ferner hatte er Bedenken gegen die durch die „Heidelberger Erklärung" und den nationalliberalen Parteitag in Berlin im Jahre 1884 eingeleitete Rechtsschwenkung der Partei und das angebahnte Zusammengehen mit den Konservativen. Im Landtag schließlich stimmte er mit von

Neubronn, Winterer und anderen dem von der Mehrheit der Partei und des Landtags abgelehnten Regierungsvorschlag zu, der die Staatsregierung zur jederzeit widerruflichen Zulassung von Ordensgeistlichen zwecks vorübergehender Aushilfeleistung in der Seelsorge ermächtigen sollte. Im Hinblick auf die geschilderten Meinungsverschiedenheiten verzichtete Schneider auf seine Wiederaufstellung als Reichstagskandidat, auch legte er 1889 sein Landtagsmandat nieder, ohne jedoch aus der Nationalliberalen Partei auszuscheiden. In der Folge wirkte er bei der Errichtung der Landesgruppe Baden des Deutschen Flottenvereins hervorragend mit. Der Kreisversammlung Karlsruhe gehörte er 25 Jahre als Vertreter der Stadt Karlsruhe an. Von 1897—1901 war er stellvertretender Vorsitzender und von 1902 bis 1908 Vorsitzender der Kreisversammlung. Der kommerziellen und industriellen Entwicklung des Landes und insbesondere der Stadt Karlsruhe galt vor allem sein Wirken. In einer 1894 verfaßten Denkschrift über die Erbauung eines Stichkanals vom Rhein nach Karlsruhe und die Erstellung eines Hafens bei Karlsruhe wies er an Hand von statistischem Material die Notwendigkeit dieser Anlagen und deren sicher zu erwartende starke Benützung durch Handel und Industrie nach. Wenn die Verwirklichung des Projektes auch noch sieben Jahre auf sich warten ließ, die seitdem eingetretene glänzende Entwicklung des Verkehrs im Karlsruher Rheinhafen hat bewiesen, wie sehr seine Erstellung einem dringenden Bedürfnis entsprach. Der im Jahre 1901 eintretende starke wirtschaftliche Rückschlag, von dem auch einzelne den Kredit des Bankhauses K. A. Schneider in Anspruch nehmende Fabriken betroffen wurden, führte auf Grund einer Vereinbarung mit den Karlsruher Banken zur Aufgabe des Bankhauses, doch blieb Schneider auf ausdrücklichen Wunsch der Beteiligten, die seine Mitarbeit nicht missen wollten, bis zu seinem am 11. Januar 1911 erfolgten Tode noch Vorsitzender oder Mitglied des Aufsichtsrates einer Anzahl bedeutender Unternehmungen.

Selbständiges Urteil, unerschrockenes Eintreten für das, was er für recht erkannt hatte, außerordentliche Energie und Arbeitskraft, verbunden mit lebhaftem Temperament, starkem Optimismus und großer persönlicher Güte, waren Karl August Schneider eigen; er gehört zu den Persönlichkeiten, die die Entwicklung der badischen Landeshauptstadt um die Jahrhundertwende wesentlich beeinflußt haben.

K. Sch.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Karl Himmelheber

wurde geboren zu Karlsruhe am 7. April 1832 als Sohn des im Jahre 1873 verstorbenen Schreinermeisters Heinrich Himmelheber und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Küntzle. Im Lyzeum in Karlsruhe und im dortigen Institut des Professors Lafontaine erhielt er eine gute Schulbildung und bereitete sich danach in der damaligen Handelsschule des Polytechnikums und in einer dreijährigen Lehre für den erwählten kaufmännischen Beruf vor, den er zunächst fünf Jahre lang als „Kommis" auf den Büros der Maschinenbaugesellschaft in Karlsruhe ausübte, wo zu der Zeit eben die ersten Lokomotiven für den badischen Staat hergestellt wurden. Im Jahre 1857 gründete er dann mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Heinrich, der sich inzwischen im väterlichen Geschäft und im Ausland zu einem tüchtigen Schreinermeister herangebildet hatte, die Möbelfabrik Gebrüder Himmelheber auf der Kriegsstraße, die heute noch dort besteht. Durch Umsicht, unermüdlichen Fleiß und durch das Bestreben, nur technisch und künstlerisch beste Erzeugnisse hervorzubringen, kam das Geschäft nach Überwindung der schwierigen Kriegsjahre 1866 und 1870/71 bald zu Ansehen und Gedeihen, und als, in rechtzeitiger Erfassung der industriellen Entwicklung, die Fabrik im Jahre 1872 als eine der ersten in Süddeutschland mit Dampfmaschinenbetrieb versehen wurde und dadurch die Herstellung von Fußbodenparketts und Nähmaschinenmöbeln angegliedert werden konnte, wuchs sie rasch zu beachtlicher Größe heran. Die erste Auszeichnung erhielt die Firma auf der Wiener Weltausstellung, der im Laufe der Jahre noch eine große Anzahl anderer folgten, bis im Jahre 1910 auf der Weltausstellung in Brüssel der «Grand prix», die höchste Auszeichnung einer solchen Veranstaltung, erworben wurde.

Seine große Arbeitskraft stellte Karl Himmelheber schon als junger Anfänger aber auch in den Dienst der Allgemeinheit. Der Einführung der Gewerbefreiheit, der Begründung und Ausbreitung des Kreditwesens nach Schultze-Delitzschen Prinzipien waren zu Ende der 1850er Jahre seine ersten öffentlichen Betätigungen gewidmet. 1865 wurde er als Stadtverordneter berufen, 1868 in den Gemeinderat gewählt und hat von da an 37 Jahre lang als Stadtverordneter, Stadtrat und auch als Bezirksrat den Interessen seiner Vaterstadt gedient. Bei Einführung der sozialpolitischen Gesetze widmete er sich

von 1886 ab der staatlichen Arbeiterunfallversicherung als Vorstandsmitglied der Südwestdeutschen Holzberufsgenossenschaft und als Vorsitzender der Sektion Baden dieser Genossenschaft, sowie als Mitglied des Reichsversicherungsamtes. Daneben war er Mitglied der Handelskammer und hat 30 Jahre lang in uneigennütziger Weise die Kassenverwaltung des Karlsruher Gewerbevereins geführt. Diese seine Verdienste um das öffentliche Wohl fanden durch die Verleihungen des Ritterkreuzes 2. und 1. Klasse vom Orden des Zähringer Löwen die hohe Anerkennung seines Landesherrn.

Karl Himmelheber starb nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben am 14. September 1905. Sein Werk, die Möbelfabrik Gebrüder Himmelheber, wird heute noch als eines der ältesten Geschäfte Karlsruhes (die Schreinerei, aus der es hervorging, wurde 1768 von Johannes Himmelheber aus Lengfeld im Odenwald im jungen Karlsruhe gegründet) von seinen beiden Enkeln in seinem Sinne weitergeführt.

Literatur: Vgl. Chronik der Stadt Karlsruhe, Jahrg. 1905, S. 161.

G. H.

Albert Roffhack,

geb. zu Barmen am 9. Oktober 1837 als Sohn des dortigen reformierten Pfarrers Karl R., widmete sich nach Besuch der Gymnasien zu Barmen und Elberfeld an den Hochschulen zu Bonn und Elberfeld dem Studium der Rechte und trat nach der Staatsprüfung zunächst in preußischen, dann 1871 in reichsländischen Dienst, wo er als Justitiar bei der Straßburger Regierung und der Verwaltung des Thomasstiftes wirkte. 1895 trat er in den Ruhestand und zog sich nach Karlsruhe zurück, wo er ganz seinen Interessen für Dichtung, Kunst und Musik lebte. In seinem Landhause zu Oberkirch starb er am 4. September 1906. Eine Sammlung seiner Gedichte, der Franz Hein mit seinen Originallithographien auch künstlerischen Schmuck verlieh, erschien 1900. Sie tragen stark den Erdgeruch süddeutschen, besonders badischen Bodens. Sein Dichten hängt oft zusammen mit dem Ringen um ein großes Weltbild. Die Rätselfragen des Seins treiben ihn um; den Sinn des Lebens zu finden, ist seine große Sehnsucht. So schaut er den jungen Anselm auf der Pilgerfahrt nach dem Ideal; er sieht vor dem letzten Weltgeheimnis einen bunt-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gestickten Vorhang, den aber niemand zu heben vermag. Der Mensch gleicht ihm einem Reiter, der durch tausend Luftgestalten trabt, die vielen Möglichkeiten, nach denen Menschen haschen, und die zerflattern, sobald eine einzige nüchterne Wirklichkeit vor ihn tritt. Den Ausgang aus diesen vielen Fragen und Nöten findet der Dichter nicht, weil die Menschenweisheit nicht ausreicht. So ist sein letztes Wort die Mahnung zum sittlichen Ringen und zu einer stillen Ergebenheit in einen höheren Willen, den er ahnt. Sein Träumen fliegt hinaus („Erfüllung") in eine Zeit der Vollendung, in die alles Irdische eingehen muß, so daß der Erdenstaub von hellem Gold funkelt und durch lichte Palmenhaine Wesen stiller Seelengröße wandeln, die jeden adeln, den sie liebreich ansehn. Eine Freude am Reinen, Lichten und Klaren beherrscht seine besten Lieder: in „Heimat" schwebt seine Seele nächtlich über breiten Türmen alter Kirchenmauern und sieht durch die niederhängenden Gespinste der Nacht das Heimattal im Sonnenglanz. In „Lenznacht" funkelt die Wölbung hoch im Dunkeln wie Lichtgeschmeide, und die Schönheit schreitet unbeschuht durch Duft und Tau. Seine Lieder offenbaren ein ernstes und tiefes Gemüt, in dem die Harmonie des inneren Lebens die Klüfte des ewigen, unbefriedigten Fragens freundlich überbrückt.

Literatur: K. Hesselbacher, Silhouetten neuerer bad. Dichter (1910), S. 99, 422. — Brümmer, Deutsches Dichterlexikon, VI, 24.

K. Hesselbacher.

August Hoerter,

Landschafts-, Bildnis- und Stillebenmaler, ist geboren am 5. August 1834 (nicht 1836! bei v. Böttticher) zu Elberfeld und gestorben am 23. Oktober 1906 zu Karlsruhe. Auf der Düsseldorfer Kunstschule, wo Hoerter seine Kunststudien bei seinem Landsmann R. Seel begann und dann bei J. W. Schirmer bis 1854 fortsetzte, trat er nach Schirmers Wegzug nach Karlsruhe zu K. F. Lessing in Beziehung. Mit Lessing, der 1859 nach Karlsruhe zog, wechselte er ebenfalls seinen Wohnsitz und machte sich 1859 in Karlsruhe selbständig und begann von hier aus sein Studiengebiet zu erweitern. Von Düsseldorf aus hatte er Norddeutschland und die Niederlande bereist. Nun begann er in den 60er Jahren den Schwarzwald, das Engadin, das Berner Oberland zu studieren und ging anfangs der 70er Jahre nach Italien,

das er bis Neapel und Capri künstlerisch auswertete. Die Studienreisen nach den Schweizer und Bayrischen Alpen, nach dem Engadin und den Niederlanden füllten neben seinen auch kunsttechnischen Studien die nächsten zwei Jahrzehnte aus. Er hat sich nach und nach aus der Stimmungslandschaft über die großzügige, dramatisch belebte Alpenmalerei und aus einer anfänglich dunkelgrünen Farbengebung zur hellen Freilichtmalerei, sogar zu wuchtigem und doch flottem Impressionismus hindurchgearbeitet und zu jeder Zeit erfreuliche Ausstellungs- und Verkaufserfolge erzielt. Medaillen gewann er drei, 1862 in Metz, 1873 in Wien und 1877 in Karlsruhe, wo fünf seiner Werke (Felsengrotte mit Nymphen am Strand von Capri, Rosenstilleben, Mittagssonne, Brandung auf Capri, Baumstudie) in der Landeskunsthalle aufbewahrt sind. Ein großes „Heidelberg" war im Wartesaal des (alten) Bahnhofs zu Karlsruhe und mehrere halbrundbogige Lünettenbilder, Wein, Weib und Gesang darstellend, im Speiseraum II. Klasse allda. Von Bildnissen schuf Hoerter Ed. Devrient, den Hoftheaterintendanten (1873), und zwei Selbstbildnisse (1879). An sonstigen Werken sind uns aus Ausstellungskatalogen bekannt geworden: Motiv aus dem Werratal (1867), Herbstlandschaft, (1867), Heranziehendes Gewitter im Hegau (1868), Niederländische Landschaft (1869), Sonnenuntergang nach dem Gewitter (1870), Piz Languard (1871), Reichenbachfall (1873), Alte Ruinen (1874), Italienische Landschaft (1876), Gebirgsbach in der Ramsau, O.-B. (1879), Alte Mühle mit Eichen (1881), Nach dem Regen, Hegau (1882), Wasserfall (1883), Nach dem Gewitter (1883), Herbstlandschaft (1884), Gebirgswasser (Mussinifarben, 1888), Niederrheinische Landschaft (1889), Höllenschlucht und Regentag in Pontresina (1890), Piz Julier (1890), Reichenbachfall (1892), An der Brandstätte (1891), Oktobertag (1891) usw.

Literatur: v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrh. I, 1. 2. — Bettelheim, Biogr. Jahrb. 1906; Thieme-Becker, Künstlerlexikon, XVII; Karlsr. Zeitung 1906, Nr. 352. — Katalog d. Gemäldegalerie Karlsruhe, 1910; Beringer, Bad. Malerei im 19. Jahrh., 1923.

J. A. Beringer.

Philipp Klein

ist am 16. Februar 1871 zu Mannheim als Sohn einer Kaufmannsfamilie geboren und am 9. Mai 1907 auf Hornegg a. N. einem tückischen Magenleiden erlegen. Ursprünglich nach Absolvierung des Gymnasiums als Fahnenjunker in die Armee eingetreten, wurde er durch einen Unfall gezwungen, den Offiziersberuf zu verlassen. Rasch entschlossen ging er 1892 nach München, um Maler zu werden. Auf der Fraueninsel im Chiemsee traf er mit den Professoren Raupp, Wopfner und Trübner zusammen, die ihm beim Landschaftszeichnen gelegentlich Weisung gaben. Diese peinlich zaghaften ersten Landschaftsversuche lassen den künftigen glänzenden und temperamentvollen Fleischmaler und Koloristen noch nicht erkennen. Im Herbst nach München zurückgekehrt, begann er ohne weitere Anleitung im rasch gemieteten Atelier zu malen und war nach drei Jahren durch Selbstschulung so weit, daß er mit dem Bilde „In Gedanken" im Glaspalast ausstellen konnte. Später ging er nach Berlin, wo er die Werke seines Landsmanns Slevogt und auch die Strandbilder M. Liebermanns sah und sich von diesen Freilichtbildern leiten ließ. 1904 trat er, bereits Mitglied der Berliner Sezession, auch der Münchener Sezession bei, stellte aber auch bei der Luitpoldgruppe (1903, Alissa) aus. Sein künstlerischer Aufstieg erfolgte sehr rasch. Eine Reise nach Italien 1906 und ein Studienaufenthalt in Viareggio, wo er hervorragende ausdrucksvolle Strandbilder malte, bilden für ihn eine besondere Entwicklungsstufe. Die Zwischenzeiten verwendete er dazu, malerisch sich auszubauen. In seinem Todesjahr 1907 hatte er sich als vollwertiger Künstler durchgesetzt, aber auch seine Kräfte aufgerieben. Ein Aufenthalt im Sanatorium Hornegg konnte ihn nicht mehr retten. Seine Asche ist in Mannheim beigesetzt.

Die Münchener und Berliner Künstlerschaft beklagte das Hinscheiden dieses hervorragenden Genossen aufs tiefste, und die Nachlaßausstellungen zeigten, daß mit Klein ein hochstehender und in seiner Art unvergleichlicher Künstler heimgegangen war. Seine Kunstweise wurde vorzugsweise durch seine erstaunlich sichere und flüssige Vortragsweise, sein eigenartig zartes und doch starkes Kolorit, durch die Helligkeit und Harmonie seiner lichten Farbengebung und durch die naive und lebendige Sinnenfreudigkeit seiner Vorwürfe getragen. Am stärksten war er in Stilleben, die er gern in Weiß, Gelb und Blau

aufbaute (Teetische, chinesisches Porzellan, Kleider), und in der Darstellung des Fleisches nackter Figuren, die er gegen helle Stoffe stellte; dann aber auch in den Freiluft- und Lichtbildern aus Viareggio. Hervorragend sind seine Bildnisse: Dr. Emden, Schwester, Selbstbildnis, Damenbildnis. Weitere Werke: Das gelbe Sofa (1902), Akt mit Stillleben (Hannover), Dame mit Foxl (Berlin), Die Freundinnen (Leipzig), Modell, Vor der Abreise (Offenbach), Reiterstudie (München), Vor der Redoute (Venedig), Dame im Pelzjacket (Elberfeld), Hotelgarten (Düsseldorf), Alissa, Bussarde, Akt mit Larven, Hafen in Mannheim, Sumpfdotterblumen, Das goldene Service, Dahlien, Chrysanthemen, Sommerfrische, Viareggiobilder u. a. m.

Klein ist ein deutscher Impressionist und Kolorist von reinem, unbeeinflußtem Geblüt, ein Künstler, ganz aus sich heraus geworden, von einem in Deutschland sonst kaum mehr vorhandenen eigenartigen koloristischen Empfinden und einer frisch zupackenden Natürlichkeit und Unbekümmertheit. Auch plastisch hat er sich betätigt (Heilige Cäcilia, Tänzerin). Sein künstlerischer Nachlaß ist großenteils noch im Besitz seiner Witwe, seiner Mutter und Schwester.

Literatur: Kataloge; Biogr. Jahrb., XII, 115 ff. (H. Holland); Mod. Kunsthandlung Brakl & Thannhauser 1906; Mannheimer Kunstverein, 1908; Mitteilungen der Familie; Rezensionen in Allgem. Zeitung (1906) und Münch. N. Nachr. 1906; Beringer, Bad. Malerei im 19. Jahrh., 1923.

J. A. Beringer.

Gustav Adolf Knittel

wurde am 10. März 1852 zu Freiburg i. Br. als Sohn des Bildhauers Alois Knittel geboren. Da er schon früh eine künstlerische Begabung zeigte, nahm ihn der Vater in sein Atelier auf. Später bezog er die Kunstschule in Karlsruhe, wo Professor K. Steinhäuser, eine etwas romantisch veranlagte Künstlernatur, sein Lehrer wurde. Seit 1872 Schüler der Münchener Akademie, modellierte er unter Professor J. Knabl mit 21 Jahren das lebensgroße Standbild des Generals v. Werder in dem Augenblick, wo er, auf einem Felsen stehend, seine Truppen zum Angriff anspornt. Das Modell erregte in den Münchener Kunstkreisen Aufsehen und fand als Holzschnitt in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 4. Oktober 1873 weite Verbreitung. 1875 war Knittel mehrere Monate in Köln im Atelier

des Dombildhauers Fuchs mit dem Modellieren und der Steinausführung von figuralen Arbeiten beschäftigt. Nach dem Tode des Vaters ließ er sich 1876 dauernd in Freiburg nieder und schuf hier zunächst dessen Grabdenkmal. Zahlreiche Grabdenkmäler und plastische Arbeiten, kirchliche wie profane, von seiner Hand treffen wir in vielen Orten Badens an; sie zeichnen sich meist durch formale Schönheit und vornehme Auffassung aus. Eine besondere Erwähnung verdient die Statue der Immakulata (1883) über der Segenspforte des Freiburger Münsters sowie die Statuen des Erzbischofs Orbin (1887) im Münster und die des Weihbischofs L. v. Kübel (1891) in der Konviktskirche. Die Entwürfe des Figurenschmucks an der Freiburger Höheren Mädchenschule rühren von ihm her, während von ihm selbst nur die an der Westfassade befindlichen, zwei Meter hohen Allegorien „Natur" und „Kunst" (1891) ausgeführt wurden. Als die Aufträge, die seinem Genius entsprochen hätten, spärlich einliefen und noch Familiensorgen hinzukamen, siedelte Knittel 1896 nach Metz über, wo er ein lohnenderes Arbeitsfeld antraf. Sein Name wurde weithin bekannt durch das treffliche Bronzerelief der „Königsrast von Rezonville" (1899), auf dem Moltke, Bismarck, Roon, Podbielski u. a. dem Kaiser Wilhelm I. die Nachricht von dem Siege überbringen. Weitere Lorbeeren erntete er durch seine vierzehn charakterischen Medaillonporträts von deutschen Heerführern von 1870/71 sowie durch die von Bismarck, Moltke und Roon (1904) in der Gedenkhalle des Kriegerfriedhofs von Gravelotte. Als Zeichen der Anerkennung wurde ihm der preußische Kronenorden vierter Klasse verliehen. Von seinen vortrefflichen Porträtbüsten badischer Persönlichkeiten, die er nach dem Leben geschaffen hat, seien hervorgehoben die des Generals v. Werder (1873), des Dichters J. V. v. Scheffel (1877/78), des Geschichtsschreibers Professor H. Schreiber (1893), des Rechtshistorikers K. v. Amira, des Generalarztes Bernh. v. Beck, des erzbischöflichen Baudirektors F. Baer und des Juristen Geh. Hofrat Behaghel. 1906 kehrte Knittel wieder nach Freiburg zurück, wo er zunächst mit der Wiedererneuerung von Münsterskulpturen betraut wurde. Außerdem erhielt er den ehrenvollen Auftrag für ein Denkmal des Generalfeldmarschalls v. Haeseler, dessen Büste er schon 1898 in Metz nach dem Leben ausgeführt hatte. Das nahezu vollendete Modell blieb unausgeführt, da der Künstler am 17. Mai 1909 in Waldkirch während einer geschäftlichen Verhandlung durch einen Herzschlag vom

Tod ereilt wurde. Der erst 58jährige Verstorbene verband solides Können mit einem hohen Idealismus. Zu irdischen Gütern hat es der bescheidene Mann niemals gebracht. (K. Siebert in Thieme-Becker „Allgem. Lexikon der bildenden Künstler", 1927, Bd. 21, S. 4 mit Literaturangaben.) K. Siebert.

Hugo Knorr

ist zwar nicht von Geburt ein Badener, wurde es aber durch landesherrliche Anstellung und durch ein 30jähriges Schaffen in badischen Diensten, während deren er eine ganze Generation von Architekten in das Zeichnen und Malen einführte. — Er ist am 17. November 1834 zu Königsberg i. Opr. geboren, verlebte seine Jugend aber in Tapiau, wohin sein Vater als Rendant versetzt worden war. Nach erfolgter Schulausbildung widmete er sich als Schreiber dem Forstfach. Dadurch wurde seine Liebe zur Natur lebendig erhalten und wuchs schließlich zu solcher Stärke an, daß er sich schon in den 20er Jahren entschloß, die zwar karg besoldete, aber immerhin sichere Lebensstellung aufzugeben und an der Königsberger Akademie die Kunst unter dem Landschaftsmaler Behrendsen zu studieren, dessen Stelle er später bei Erkrankung seines Lehrers vertrat, wie er auch 1864—1874 Zeichenunterricht an der Realschule erteilte. In seinem 27. Jahre war es Knorr möglich, eine Studienreise nach Norwegen zu machen und seine wildromantische Natur der Fjorde, Täler und Wälder kennen zu lernen. Diesen Einsichten in großes Naturleben waren Studienfahrten an die Ostsee, nach Rügen, in den Harz vorausgegangen. Die norwegischen Studien verdichteten sich zu Gemälden, von denen König Wilhelm 1863 ein größeres für seine Privatgalerie ankaufte und zugleich die Kronprinzessin Viktoria ein kleineres erwarb. Neben seinen Unterrichtsstunden gestaltete er seine nordischen Landschaftseindrücke zu einem zehnteiligen „Zyklus zur Frithjof-Sage" aus, auf den F. Preller d. Ä. aufmerksam wurde. Er empfahl deshalb den seinem eigenen Schaffen nahe tretenden Künstler, der sich auch durch romantische Kompositionen über das Thema „Was der Mond bescheint", als schöpferischer Künstler erwiesen hatte, an das Polytechnikum in Karlsruhe (1874), wo er als Lehrer des Freihandzeichnens und Aquarellierens bis 1904 tätig war. In den Ferienzeiten bereiste er neben den früheren Studiengebieten der Ostsee

und Norwegens nun auch den Schwarzwald und Bayern und brachte jeweils reichgefüllte Mappen und Skizzenbücher mit nach Hause. In unermüdlichem Fleiß und Arbeitseifer verarbeitete er bis in sein hohes Alter die Ergebnisse seiner Studienfahrten zu Ölgemälden, Aquarellen und Kohlezeichnungen, die in Galerie- und Privatbesitz übergingen. 1888 entstand, frei nach R. Wagner, ein Zyklus von 15 Kohlezeichnungen zum „Ring des Nibelungen". 1904 trat Knorr in den Ruhestand und starb am 29. September 1904 zu Karlsruhe. Sein künstlerischer Nachlaß wurde 1906 bei R. Bangel in Frankfurt a. M. versteigert. Von seinen Werken befinden sich der Zyklus zur Frithjofssage bei Kommerzienrat Berend in Königsberg, der Zyklus zum „Ring des Nibelungen" bei Kaufmann Opifitius in Frankfurt a. M. Der Zyklus „Was der Mond bescheint" ist, wie die Folge „Märchen vom König Winter" (1877), in zerstreutem Besitz. Bilder und Zeichnungen von H. Knorr befinden sich in den Galerien von Chemnitz, Danzig, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Königsberg, Stettin u. a. Orten, sowie in Privatbesitz.

Literatur: W. Kaulen, Freud und Leid im Leben deutscher Künstler, II, 1877; Mitteilungen der Hinterbliebenen; Katalog d. Nachlasses bei Rud. Bangel 1906 und 1919; Akten des G. L. A. Karlsruhe.

J. A. Beringer.

Max Roman

ist am 30. April 1849 als Sohn eines höheren Beamten zu Freiburg i. Br. geboren. Seine hervorragenden künstlerischen Talente wiesen ihn frühzeitig auf den Weg der bildenden Kunst. Ende der fünfziger Jahre bezog er zu seiner Ausbildung im Kunstgewerbe die damals in hoher Blüte stehende Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, von der er anfangs der 60er Jahre nach Freiburg zurückkehrte. Hier betrieb er mit dem um zehn Jahre älteren Emil Lugo zeichnerische und malerische Studien in der Umgebung Freiburgs und wendete sich der freien Kunst zu. Er selbst führte Lugo in die Kunst des Radierens ein. Am Deutsch-Französischen Krieg nahm er als Einjähriger teil und ging nach Friedensschluß mit Lugo nach Italien, wo er seine Studien im Sabiner- und Albanergebirge sowie in der Campagna fortsetzte. 1874 nach Deutschland zurückgekehrt, studierte er unter H. Gude und bei E. Bracht und G. Schönleber die Landschaftsmalerei, so daß er alsbald in der in den achtziger Jahren aufkommenden

Panoramamalerei Verwendung und reichlichen Verdienst fand. Wiederholte Studienreisen nach Italien, wo er namentlich die Romagna, Toskana, Venezien und dann die dalmatinischen Küstenländer besuchte, bildeten im Verkehr mit Kanoldt und Dill sein Stilgefühl aus. Aus dem anfänglichen Naturalisten wurde ein Stilist und Stimmungsmaler, der sowohl den südlichen Ländern und der Riviera, wie auch der Heimat im Schwarzwald, in Tirol, in den Rheinlanden und der norddeutschen Ebene und Heide viele landschaftliche und architektonische Motive abgewann, die er in seiner Karlsruher Lehr- und Arbeitszeit an der Malerinnenschule zu Bildern verarbeitete. 1891 verheiratete er sich mit Käthe Försterling, die gleich ihm Unterricht an der Malerinnenschule erteilte und zeichnerisch sehr produktiv war. Er starb am 8. Mai 1910 in Karlsruhe.

Für Jensens „Schwarzwald" hat Roman eine Reihe hochwertiger Landschaftsillustrationen geschaffen und auch im 1896 gegründeten Karlsruher Künstlerbund eine Anzahl weitverbreiteter Steindrucke und Radierungen erscheinen lassen, die ausschließlich italienische Motive (Straße in der römischen Campagna, Römische Campagna, Pästum, Forum Romanum, Italienische Landschaft) behandeln. Die Ölbilder verteilen sich auf das gesamte Studiengebiet Romans, vom Mittelrhein an bis zum südlichen Italien und der dalmatinischen Küste. Sie sind landschaftlichen und architektonischen Charakters, meist mit Staffage. Seine Werke werden in öffentlichen und privaten Sammlungen aufbewahrt.

Literatur: v. Oechelhäuser, Geschichte der Akademie der bildenden Künste, 1904. — Beringer, Bad. Malerei, 1922. — Naumann, Form und Farbe, 1909. — Kataloge des Künstlerbundes und von Ausstellungen.

J. A. Beringer.

Ernst Schurth

wurde am 1. Mai 1848 zu Neustadt i. Schw. geboren. Mit dem 16. Lebensjahre trat er (1864) in die Antikenklasse an der Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe ein, ging aber 1865—1868 an die damals hochgeschätzte Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, worauf er kurz die Naturklasse an der Akademie zu München besuchte, siedelte dann nach Dresden über und arbeitete dort bis zum Beginn des Deutsch-französischen Krieges 1870, an dem er im 5. Bad. Inf.-Regiment

teilnahm. Nach Friedensschluß erwarb sich Schurth durch dekorative Arbeiten seinen Lebensunterhalt und bildete sich zugleich an der Akademie weiter. 1879 machte er die übliche Italienreise, kehrte nach Karlsruhe zurück und trat bei Ferd. Keller in die Meisterklasse ein, wo er bis 1882 blieb. In diesem Jahr wurde er, anläßlich einer Teilung der Zeichenklasse, Leiter der Antikenklasse, zunächst in provisorischer Verwendung und von 1885 ab in planmäßiger Anstellung als Professor der Figurenmalerei. In dasselbe Jahr fällt auch Schurths Beteiligung an dem unter C. Hoffs Oberleitung für das Jubiläum der Universität Heidelberg (1886) ausgestalteten Festzug. 1895 wurde Schurth Vorstand der aus Natur- und Antikenklasse zusammengezogenen Zeichenklasse, die er mit vielem Erfolg führte, bis der Tod am 10. Juni 1910 seinem Wirken ein Ziel setzte.

Neben seiner Lehrtätigkeit schuf Schurth verhältnismäßig nur wenige Gemälde und Zeichnungen, meist dekorativen Charakters; auch gute Bildnisse (Minister Turban, Geh.-Rat Krupp, Maler Klose, Prinz Karl v. Baden u. a.) entstammen seiner Hand. Die badische Kunsthalle bewahrt von ihm auf: Silenenköpfe; Männlicher Kopf; Christus am Ölberg, nebst Studie dazu; Amor im Grünen; Mädchenkopf; Kind im Grünen; Bäuerin im Freien; Mädchen im Garten; Mädchen strickend; fünf kleine Landschaften; Wein, Weib und Gesang (Karton zum Gemälde im Hause Bürklin). Von ihm auch das große Wandgemälde in der Aula der Karlsruher Technischen Hochschule.

Literatur: Chronik d. Stadt Karlsruhe 1910, 202; Karlsruher Tagblatt vom 11. Juni 1910. — v. Oechelhäuser, Geschichte der Akademie der bildenden Künste, Karlsruhe 1904. — F. Hein, Wille und Weg, Leipzig 1924. — Kataloge.

J. A. Beringer.

Cella Thoma,

die Gattin von Hans Thoma, ist als Bonicella Berteneder zu Landshut in Bayern am 19. April 1858 geboren und am 23. November 1901 zu Konstanz gestorben. Sie stammt aus einer Bauern- und Handwerkerfamilie als drittes von 16 Kindern. Ihre Eltern waren Mathias Berteneder (1817—1897) und Maria, geb. Höhninger (1823 bis 1878), in Landshut. Die Familie verzog in den 60er Jahren nach München. Daselbst erregte Cella Berteneder wegen ihrer Intelligenz und ihrer hervorragenden Schönheit die Aufmerksamkeit der Künstlerkreise. Sie wurde 1869 von Viktor Müller als „Blumen-

mädchen" erstmals gemalt und dadurch auch Thoma bekannt, der den künstlerischen Nachlaß Viktor Müllers (1829—1871) zu betreuen hatte, ohne daß sich zwischen Thoma und Cella zu dieser Zeit schon persönliche Beziehungen angeknüpft hätten. Erst im Frühjahr 1875, als Thoma von seiner italienischen Reise (1874) und von Frankfurt a. M. in das jetzt cholerafreie München zurückgekehrt war, trat Cella Berteneder. 17jährig als Malschülerin bei Thoma ein. Ihr großes natürliches Maltalent entwickelte sich unter Thomas Leitung so rasch, daß ihre feingestalteten Früchte-, Blumen- und Gemüsestilleben schon von 1876 an unter den Künstlerfreunden Thomas Staunen erregten und bei Kunstfreunden gutzahlende Abnehmer fanden, während H. Thomas Bilder immer heftigere Widerstände erfuhren. Thoma selbst lernte aber immer mehr nicht bloß das hervorragende Maltalent, sondern auch das wertvolle Menschlich-Seelisch-Charaktervolle an seiner Malschülerin schätzen. Er verlobte sich mit ihr und brachte sie, um sie ruhig künstlerisch ausreifen zu lassen, im Herbst 1875 zu seiner Mutter und Schwester nach Säckingen und Schaffhausen, wo diese ihre Wohnsitze hatten. Dort leitete er in der Sommerzeit jeweils ihre Malereien, die er dann in München und Frankfurt a. M. leicht verkaufte. Am 17. Juni 1877 führte er seine Braut zur Ziviltrauung (Bürgermeister Leo) und an den Altar der evangelischen Kirche zu Säckingen (Pfarrer Siegrist) und zog Mitte Dezember desselben Jahres mit seiner jungen Frau, der Mutter und der Schwester nach Frankfurt am Main, wo Cella ihre Malerei so erfolgreich fortsetzte, daß sie aus ihren Malschuleinnahmen die Haushaltskosten bestritt, während Hans Thoma seine damals noch „unverkäuflichen Bilder" malte. 1890 brachte die Thoma-Ausstellung zu München einen nicht mehr erwarteten großen Erfolg, der die wirtschaftliche Lage Thomas festigte. Wie richtig Thoma seine Cella vor fünfzehn Jahren erkannt hatte, ergab sich jetzt. Kunsthändler boten Thoma für folgende Jahre große, ungeheuerliche Summen, wenn er seine Bilder eines Schaffensjahres dagegen geben wollte. Thoma schwankte, ob er annehmen oder ablehnen sollte, und beriet mit seiner Frau. Diese entschied in unerschütterlichem Vertrauen auf die Kunst des Gatten mit den Worten: „Hans, du hast dich früher nicht verkauft, tu's jetzt auch nicht". Thoma blieb dadurch frei von der Merkantilisierung seiner Kunst. Mit Thomas Berufung nach Karlsruhe trat Frau Cella in einen neuen Lebens- und Arbeitskreis. Sie wendete sich den Wohlfahrtseinrichtungen der

badischen Frauenvereine zu und wurde in kurzer Zeit wegen ihrer Tüchtigkeit sehr geschätzt. Nicht lange. Bei einer Studienreise Thomas nach der Mainau erkrankte Cella in Konstanz. Trotz ärztlicher Hilfe konnte sie nicht mehr gerettet werden Sie starb im Krankenhaus an den Folgen einer Operation. Die Ehe war kinderlos geblieben.

Cella Thoma besaß neben ihrem lebensfrohen und tüchtigen Wesen eine unmittelbare künstlerische Begabung. Ihre Werke erreichten oft hohe Vollendung und seltene Frische bei scheinbar leichter technischer Ausführung. Zahlreiche Stilleben, Blumen- und Früchtestücke, auch einige gute Bildnisse (Mutter Thoma, Schwester Wally) zeugen von ihrem Können. Auch kunstgewerblich war sie tätig. Bilder von ihr befinden sich im Städelschen Institut in Franfurt a. M. und in der Karlsruher Kunsthalle.

Quellen: H. Thoma, Im Winter des Lebens. — H. Thoma, Aus 80 Lebensjahren. — Biogr. Jahrbuch 1901, 118. — Persönliche Mitteilungen.

J. A. Beringer.

Edmund Kanoldt

wurde am 13. März 1845 zu Großrudestadt bei Weimar geboren. Neigung und Talent führten ihn zur Kunst. So kam er in seinem neunzehnten Lebensjahre zu Meister Friedrich Preller dem Älteren (1804—1878), der gerade an der dritten (großen) Fassung seiner Odysseelandschaften arbeitete und damit das Hauptwerk der klassischen Landschaftsmalerei schuf. In Prellers Persönlichkeit und in seinem Werk erschloß sich dem Kunstjünger Kanoldt etwas von der Größe und Reinheit künstlerischen Gestaltens, das in einem dreijährigen Studium zu Rom und dessen Umgebung weitere Klärung fand. Anfangs der siebziger Jahre kehrte Kanoldt wieder nach Deutschland zurück und durchstreifte es auf seinen Studienfahrten nach allen Richtungen. Die in München durch A. Lier und E. Schleich aufkommende intime Landschaftsmalerei führte den Kunstjünger einen Studienwinter lang (1872/73) dorthin. Doch sagte seinem Form- und Farbengefühl die Münchener Richtung nicht zu. Im Sommer 1873 begab sich Kanoldt wieder nach Italien, insbesondere nach Olevano. Zu jener Zeit war das seit den Nazarenern bevorzugte Studiengebiet, die Serpentara bei Olevano, in Gefahr, verkauft und durch Aus-

holzung vernichtet zu werden. Kurz entschlossen erwarb Kanoldt dieses unvergleichliche Stückchen Erde mit den malerischen Felsgruppen, dem herrlichen Baumschlag, den schönen Tälchen und den homerisch anmutenden Hirten und Ziegenherden, brachte durch einen Aufruf an die deutsche Künstlerschaft das nötige Geld zusammen, ließ den Kaufkontrakt bei einem römischen Notar abfassen und übergab durch die deutsche Botschaft in Rom dem Deutschen Reiche und seinem Schutz das Gebiet „als unveräußerliches und unantastbares Besitztum für ewige Zeiten". Nach Deutschland zurückgekehrt, verheiratete sich Kanoldt mit einer Russin und verbrachte das erste Jahr seiner jungen Ehe in Moskau. 1876 trat er in Karlsruhe zu dem von ihm hochgeschätzten Maler Ferdinand Keller in nähere Beziehungen und wählte Karlsruhe zum ständigen Aufenthaltsort. Nach Gründung der dortigen Malerinnenschule wurde Kanoldt einer ihrer tätigsten und geschätztesten Lehrer. Wiederholte italienische Studienreisen, zwischen die sich Studienfahrten durch Deutschland einschoben, haben sein malerisches und graphisches Werk außerordentlich reich und vielseitig gemacht und seinem Schaffen Glanz und Vornehmheit von seltener Höhe gegeben. Wenn man Kanoldt nur als den Klassizisten will gelten lassen, der in seinen italienischen, heroisch-dekorativen Landschaften mit klassisch-poetischer Staffage das Beste und Eigenartigste geleistet habe, so übersieht man bei ihm seine romantisch-idyllische Kunst der deutschen Hügel-, Berg- und Waldlandschaften, die in fein gesetzten und zusammengestimmten Tönen sich den frühen Corots nähern und wohl das Allerbeste sind, was aus Kanoldts Hand hervorging. Zu den 1886/87 erschienenen Prachtausgaben von Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts", zu Storms „Immensee" und zu Shakespeares „Sommernachtstraum" hat Kanoldt zauberische Waldbilder, deutsche Eichen- und Buchenhaine voller Leben und Geheimnis geschaffen, Stimmungsbilder voll malerischen Reizes und durchklungen von feiner Musik, die sich auch zu balladeskem Ausdruck — wie in Roquettes „Reise ins Blaue", in „Hohenstaufen" — und zu ergreifender Wucht und Düsterkeit steigern können. Werke Kanoldts finden sich in vielen deutschen Galerien (Berlin, Karlsruhe, Mannheim, Magdeburg, Weimar), wie auch in Treppenhäusern und Innenräumen von Villen (Haus Bürklin, Villa Kerler-Karlruhe) und sonstigem Privatbesitz. Von wichtigeren seien genannt: Canossa, Kyffhäuser, Odysseus auf der Ziegenjagd (Weimar), Iphigenie am Meer,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sappho, Hero (Kunsthalle Karlsruhe), Antigone an der Leiche des Eteokles (Magdeburg), Kassandra, Landschaft mit Penelope (Berlin), Amor und Psyche u. a. (Leipziger Privatbesitz).

Kanoldt war sachsen-weimarischer Professor. Er starb während einer Kur in Nauheim an einem Herzleiden am 28. Juli 1904.

Literatur: Beringer, Bad. Malerei, 1923; v. Oechelhäuser, Geschichte der Akademie d. bild. Künste, Karlsruhe 1904; Bettelheims Biogr. Jahrb., IX, 80; Illustrierte Bücher, Prospekte, Kataloge.

J. A. Beringer.

Johann Baptist Heinefetter

gehört dem bekannten Musikerkünstlergeschlechte der Heinefetter von Mainz an. Seine Schwestern Sabine (1809—1872), Klara (1816 bis 1857), und Käthe (1820—1858) waren berühmte Sängerinnen. Er selbst ist am 1. April 1815 zu Mainz geboren und bildete sich bei dem bekannten Schlachtenmaler Dietrich Monten in München als Genre- und Landschaftsmaler aus, bereiste Italien, Südfrankreich, Korsika, die Schweiz und Tirol, sowie Österreich, Oberbayern, Schwarzwald, das Main- und Rheingebiet und siedelte sich in Baden-Baden an, wo er sich in allen Gesellschaftskreisen geachtet und beliebt machte. 1842 malte er mit J. Goetzenberger die Fresken der Trinkhalle, schuf das Bild „Auferstehung Christi" für die Friedhofskapelle, vier große Deckengemälde im Konversationshause und ging in den fünfziger Jahren mit Goetzenberger nach England, um ihm für Lord Ellesmere in Bridgewaterhouse die Geschichte des Hauses und die Szenen nach dem Comus von Milton ausführen zu helfen. In Baden-Baden gründete er 1847 den Turnverein, dessen Ehrenmitgied er später wurde, war der Mallehrer der Prinzessinen Beloselsky, Gagarine und der Herzogin Hamilton. Auch der Großherzog Friedrich I. von Baden interessierte sich für seine Kunst, besuchte mehrfach sein Atelier, erwarb mehrere große Landschaften von ihm und ernannte ihn zum Hofmaler. Von seinen hunderten von Werken der Ölmalerei seien nur genannt: Kreuzgang im Kloster (1864), Österreichische Dragoner im Gefecht (1868), Gegend von Marseille, Prozession in Altbayern (1870), Dom in Freiburg (1872), Italienische Küste mit Staffage, Italienisches Hirtenpaar (1872), Vorgehende Infanterie, Schlacht bei Arcis-sur-Aube (1874), Betender Ritter (1876), Tiroler Marktfahrer, Aschaffenburg (1880), Hirten in Italien (1881), Postkutsche, Bewegte See

(1882), Bauernhof in Südfrankreich (1883), Am Allerseelentag (1886), Bei Portofino (1888), Pinienwald an der Riviera, Heuernte, Mentone, Kartenspielende Bauen, Saalfelden in Österreich, Susanna im Bad (1893), Alte Straße in St. Tropes (1897), Kochelsee, Nizza, Halali u. a. m. Aquarelle: Abend im Hochgebirge, Kloster Cervara bei Portofino, Schloß Chillon, Alter Torbogen mit Turm im Heidelberger Schloß, Bastia, Ecce Homo, St. Gotthard, Alte Spitalkirche in Baden-Baden usw. Heinesetter starb zu Baden-Baden am 4. November 1902.

Literatur: Kat. Rud. Bangel, 1904. — Beringer, Bad. Malerei 1923.

J. A. Beringer.

Oswald Hancke,

geboren 24. Dezember 1840 in Grätz (Provinz Posen), gestorben 2. Oktober 1906 in Karlsruhe, Schauspieldirektor am Hoftheater Karlsruhe und Schriftsteller. Zum Apotheker bestimmt, nahm er 1860 in Berlin dramatischen Unterricht bei dem Hofschauspieler Moritz Rott, und ging gegen den Wunsch des Vaters zur Bühne, zuerst beim Dilettantenverein „Urania". Nach bestandenem Apothekerexamen wurde er am Königl. Schauspielhause zu Berlin zunächst als Eleve angestellt. Am 22. Februar 1861 trat er hier zum erstenmal vor das Publikum als ein Bürger Roms in Gustav Freytags „Fabier". Bis 1870 blieb Hancke am Schauspielhause, von wo er nach Leipzig zu Friedrich Haase ans Stadttheater als dramatischer Sekretär und Regisseur berufen wurde. Mit dem Ende der Direktion Haase ging er 1876 zu Direktor Stegemann ans Stadttheater Königsberg; von dort holte ihn 1880 Intendant Gustav zu Putlitz ans Hoftheater Karlsruhe. Hier wurde er 1882 Direktor des Schauspieles und feierte am 1. Juni 1905 das Fest seiner 25jährigen Zugehörigkeit zur badischen Hofbühne, womit seine Bühnentätigkeit abschloß. Auf seinem letzten Krankenlager erfreute ihn noch die Ernennung zum Ehrenmitglied des Hoftheaters.

Der Schauspieler Hancke trat besonders hervor im charakterkomischen Fache: Hofmarschall Kalb („Kabale und Liebe"), Pater („Räuber"), Wirt („Minna von Barnhelm"), Schmock („Journalisten") usw. Bald wandte er sich zur Regie, die in Karlsruhe seine einzige Aufgabe wurde, hier hat er in 25 Jahren von 320 Neuheiten 234 in Szene gesetzt und daneben noch 254 ältere Werke neu heraus-

gebracht. Paul Lindau bezeichnete ihn als einen „der tüchtigsten Regisseure an den kleineren deutschen Hoftheatern". Zu seiner Zeit war er, dem Abstammung und Erziehung Pflichterfüllung und Schaffensfreude mitgaben, durchaus am rechten Platze mit seiner reichen schauspielerischen Erfahrung, seinem umfassenden Allgemeinwissen, seinem hübschen Zeichen- und Maltalent. Die Grenzen seines Wirkens hat sein Kollege Eugen Kilian klar umrissen: „Die Regie vergangener Zeiten, in mancher Beziehung sehr tüchtig, war mehr auf äußere Inszenierung, als auf die innere schauspielerische Gestaltung des Kunstwerkes bedacht." In mustergültig eingerichteten Regiebüchern hat Haucke eine Reihe von klassischen und modernen Dramen bearbeitet, daneben viele Festspiele und Prologe verfaßt. Schon in seinen Anfängen schriftstellerisch tätig, wurde er durch manche Erzählungen, die teils durch die Feuilletons der Zeitungen wanderten, teils in Buchform erschienen, weiterhin bekannt.

Literatur: Briefe, Regiebücher in der Landesbibliothek Karlsruhe. — Chronik von Karlsruhe (1905) und (1906). — Neuer Theateralmanach (1906) und (1908). — Elisabeth zu Putlitz, Gustav zu Putlitz, ein Lebensbild (1894), Bd. III. — Eugen Kilian, 1. Austritt aus dem Karlsruher Hoftheater (1905), 2. Aus der Theaterwelt (1924). — Ludwig Eisenberg, Biogr. Lexikon der Deutschen Bühne (1903). — Franz Brümmer, Lexikon der Deutschen Dichter, 6. Aufl. (o. J.). — Karlsruher Tageszeitungen 1905 und 1906.

Wilhelm Bauer.

Oswald Vierordt

wurde am 5. April 1856 in Karlsruhe geboren. Er entstammt einer alten badischen Beamten- und Offiziersfamilie, die viele geistig bedeutende Männer, Dichter und Gelehrte aufzuweisen hat. Auch der Vater, Eduard Vierordt (Bad. Biogr. V, 878), stand im badischen Staatsdienst und war 1870—1872 Privatsekretär der Großherzogin Luise von Baden. Durch seine Stellung kam der junge Vierordt schon früh in Beziehung zur großherzoglichen Familie und wurde ein Jugendgespiele des Erbgroßherzogs. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, das er von 1866 ab besuchte. Er war stets einer der besten Schüler und erhielt im August 1874 das Zeugnis der Reife mit der Note „sehr gut". Auf Wunsch seines Vaters schlug er die Offizierslaufbahn ein und wurde Ostern 1875 Avantageur im Badischen Feldartillerieregiment Nr. 14; aber

schon nach kurzer Zeit wechselte er diesen Beruf mit dem des Arztes, der seinen Neigungen und Fähigkeiten eher entsprach, in der Absicht, die akademische Laufbahn zu ergreifen. Im Dezember 1876 erhielt er den erbetenen Abschied und trat zur Reserve über, nachdem er schon mit Beginn des Wintersemesters die Universität Heidelberg bezogen hatte. Gegenbauer, Fürbringer, Bunsen, Kühne, später Friedreich, Lange, Becker, v. Dusch, Arnold und Czerny übten eine große Anziehungskraft auf den jungen Studenten aus und weckten und förderten die in ihm schlummernde Liebe zum ärztlichen Beruf. Nach dem Physikum siedelte er im Winter 1878 zur Aufnahme der klinischen Studien nach Leipzig über. Dort sind es hauptsächlich Cohnheim, Triesch, Wagner und Erb, die ihn mächtig anziehen; die beiden letzteren werden bestimmend für seine spätere spezielle Laufbahn. Nach Ablegung des Staatsexamens im Wintersemester 1880/81 mit dem seltenen Prädikat „vorzüglich" wurde er zunächst Assistent bei Erb, dem damaligen Leiter der Medizinischen Poliklinik in Leipzig, dem er seine ausgezeichnete Ausbildung in den Nervenkrankheiten zu verdanken hat. Im Sommer 1882 trat er als Assistent bei Wagner ein, dem Direktor der Medizinischen Klinik, und blieb in dieser Stellung — vom Sommer 1884 ab als 1. Assistent — bis zum Jahre 1887. Nach zweijähriger klinischer Assistentenzeit habilitierte er sich (1884) für innere Medizin auf Grund einer Arbeit über Neuritis. Seine praktischen Kurse der Auskultation und Perkussion und der klinischen Untersuchungsmethoden (klinische Propädeutik) gaben ihm die Anregung zu seinem bedeutendsten wissenschaftlichen Werk, der „Diagnostik der inneren Krankheiten", das einen durchschlagenden Erfolg hatte und ihm einen geachteten Namen in der wissenschaftlichen Welt verschaffte. Im elterlichen Hause zu Magdeburg lernte er auch seine spätere Gattin Dora Schneider, die Tochter eines Gutsbesitzers, kennen, mit der er sich 1887 verheiratete und die ihm eine treue und aufopfernde Lebensgefährtin geworden ist. 1888 erhielt er einen Ruf nach Jena als ao. Professor und Direktor der Medizinischen Pokiklinik mit dem Lehrauftrag für Kinderkrankheiten.

Im Frühjahr 1890 folgte er einer Berufung nach Heidelberg, wo er zum ordentlichen Professor der inneren Medizin und Direktor der medizinischen Poliklinik und der Luisenheilanstalt der Universitätsklinik ernannt wurde. Im Sommer begann er seine Lehrtätigkeit in

Heidelberg. Die Aufgabe, die er übernahm, war schon damals eine sehr große und fast zu groß für die Tatkraft eines einzelnen. Trotzdem hat er es verstanden, beiden Instituten, denen er vorstand, sein Interesse zu widmen und sie auf eine solche Höhe zu bringen, daß nach seinem Tode sich die Notwendigkeit ergab, jedes Institut einer gesonderten Direktion zu unterstellen. Als Vierordt seine Stellung antrat, standen ihm im Verwaltungsgebäude des Akademischen Krankenhauses nur ungenügende Räumlichkeiten zur Verfügung. Die Zahl der Patienten belief sich auf 3000 im Jahr. Aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß die räumlichen Verhältnisse der Medizinischen Poliklinik für die weitere Entwicklung des Instituts und für die Zwecke wissenschaftlichen Unterrichts und Forschung vollkommen ungenügend waren, legte er der Fakultät in einem umfassenden Gutachten die Notwendigkeit eines Neubaues dar, der entsprechend den Anforderungen des Unterrichtes eingerichtet und ausgestattet werden sollte. Er erreichte dadurch, daß ihm ein Neubau zugesichert wurde, wenn ihm auch die Mittel dazu zunächst nicht zur Verfügung gestellt werden konnten. Inzwischen nahm die Poliklinik unter seiner Leitung einen großen Aufschwung. Die Patientenzahl vermehrte sich auf 10 bis 12000 jährlich. An Stelle von drei Assistenten taten ein Oberarzt und sechs Assistenten Dienst. Diese Zahlen sind der beste Ausdruck für die fortschreitende Entwicklung des Institutes. Es wäre ihm wahrscheinlich nicht so bald gelungen, seinen Plan eines Neubaues zur Ausführung zu bringen, wenn er es nicht verstanden hätte, die Ortskrankenkasse, die von der Poliklinik damals ärztlich versorgt wurde, und die Stadt Heidelberg, deren Arme gleichfalls von der Poliklinik ärztlich betreut wurden, für seine Absichten zu gewinnen. Dies war nur möglich durch die Verbindung eines physikalisch-therapeutischen Institutes mit dem zu erstellenden Neubau der Poliklinik. Für ein derartiges Institut zeigten die Stadt und die Ortskrankenkasse ein wohlverstandenes Interesse. Es gelang Vierordt, von beiden Organisationen die Zusicherung erheblicher fester Beiträge zu erlangen. Auf Grund dessen entschloß sich der Staat, die nötige Bausumme bereitzustellen. Vierordt hat sich damit das große Verdienst erworben, dem Staat ein für die Universität sehr wichtiges Gebäude kostenlos zur Verfügung zu stellen.

Er hatte sehr frühzeitig die Bedeutung der physikalischen Heilmethoden, die damals noch wenig Anerkennung in der medizinischen

Wissenschaft gefunden hatten und im wesentlichen von Laien und Kurpfuschern ausgeübt wurden, erkannt. So hatte er schon in den ersten Jahren seiner Heidelberger Tätigkeit die Ortskrankenkasse angeregt, für ihre Kranken ein einfaches Institut für die Anwendung hydrotherapeutischer Prozeduren zu erstellen, ein Institut, das, so einfach es war, großen Anklang fand und von ersten medizinischen Autoritäten besucht wurde. Dieses kleine Institut diente ihm gleichzeitig dazu, seine Überzeugung von der Notwendigkeit, daß den Studenten Gelegenheit gegeben werden müsse, die physikalischen Heilmethoden auch praktisch zu lernen, zu verwirklichen. Es handelte sich zunächst um den Unterricht in der Anwendung des Wassers in seinen verschiedenen Formen und Aggregatzuständen. So ist in Heidelberg zuerst von allen Universitäten systematischer Unterricht in der Ausübung der physikalischen Heilmethoden erteilt worden.

Vielleicht noch in höherem Maße hat er sein Interesse der Entwicklung der Luisenheilanstalt zugewandt. Es war wohl naturgemäß, daß ihn diese Anstalt, die stationäre Klinik, besonders anzog. Zu ihrer Unterhaltung leisteten die Stadt, der Staat und der Kreis Zuschüsse in mäßiger Höhe. Im übrigen war auch sie bezüglich ihrer Unterhaltung auf Wohltätigkeitsmittel angewiesen. Die Hauptlast der Verwaltung ruhte auf den Schultern des Direktors, da ein Verwaltungsbeamter nicht existierte. Neben dieser schwierigen Aufgabe, die nach allen Seiten große Rücksicht erforderte und die volle Arbeitskraft eines Verwaltungsbeamten ausgefüllt haben würde, blieb Vierordt Zeit genug übrig, sich den ärztlichen Anforderungen der Anstalt in vollem Umfange und in höchst erfolgreicher Weise zu widmen. Als er im Jahre 1890 die Kinderklinik übernahm, war die Kinderheilkunde als Spezialfach noch wenig entwickelt. Nur an wenigen Hochschulen gab es besondere Lehrkräfte oder besondere Kinderkrankenhäuser. Um so schwieriger war es in der damaligen Zeit, die Anstalt den fortgesetzt wachsenden Ansprüchen der Wissenschaft entsprechend zu entwickeln. Vierordt hat diese Aufgabe trotz der dauernd schwierigen finanziellen Lage der Anstalt in glänzender Weise gelöst. Die Anstalt, die, als Vierordt die Direktion übernahm, nur aus einem Gebäude bestand, umfaßte bei seinem Tode einen Komplex von vier Gebäuden. Als erstes Erfordernis betrachtete Vierordt die Verlegung der Infektionskrankheiten aus dem Hauptgebäude. Er setzte es durch, daß ein allen damaligen Anforderungen genügender Infektionspavillon für zirka

30 Betten mit getrennten Abteilungen errichtet wurde. Eine ambulatorische Sprechstunde war in der Luisenheilanstalt unter der früheren Leitung nicht abgehalten worden. In der richtigen Erkenntnis, daß eine solche für die weitere Einführung der Anstalt und für die Gewinnung eines geeigneten Unterrichtsmaterials von großer Bedeutung sein würde, wurde sie von Vierordt begründet. Gefördert wurde sie besonders dadurch, daß das Kindermaterial der Poliklinik in der Luisenheilanstalt übernommen wurde. Aber abgesehen von den Störungen, die eine solche Ambulanz für eine stationäre Klinik mit sich bringt, wenn nicht die entsprechenden Räumlichkeiten vorhanden sind, war es vor allem die Gefahr der Einschleppung von Infektionskrankheiten, die durch den ambulatorischen Verkehr auch nach der Verlegung der Infektionskrankheiten aus dem Hauptgebäude in den neu errichteten Pavillon bestehen blieb. Ferner machte sich der Mangel einer besonderen Abteilung für Säuglinge immer fühlbarer; Kinder unter einem Jahr waren von der Aufnahme ausgeschlossen. Inzwischen hatte auch dieser Zweig der Kinderheilkunde große Beachtung gefunden. Mit der Gründung einer klinischen Säuglingsabteilung gewann die Frage der Lieferung einer einwandfreien Säugl ngsmilch erhöhte Bedeutung. Es gelang Vierordt, zu erreichen, daß die für die Säuglingsstation notwendige Milchküche von vornherein so groß angelegt wurde, daß sie auch den Bedürfnissen der Bevölkerung Heidelbergs entgegenkam. Im Jahre 1902 konnte das neue Gebäude, welches neben einem großen, hellen, luftigen Saal für kranke Säuglinge und einer größeren Zahl von Räumen für die Abfertigung ambulatorischer Kranken die Milchküche enthielt, dem Betriebe übergeben werden. Schon nach zwei Jahren genügten die Räumlichkeiten dem umfangreichen Betriebe in keiner Weise mehr, ein Beweis dafür, welche Bedeutung dieses Unternehmen für die Anstalt hatte. So hatte sich die Luisenheilanstalt als Kinderklinik in kurzer Zeit zu großer Ausdehnung entwickelt und konnte in jeder Beziehung als eine vorbildliche und mustergültige Einrichtung bezeichnet werden.

Neben der umfassenden Tätigkeit, die diesen beiden Instituten zu gute kam, hat Vierordt keineswegs seine Hauptaufgabe, den Unterricht, vernachlässigt. Die größte Freude bereitet ihm der Unterricht in der Kinderheilkunde in der Luisenheilanstalt, da ihm hier selbst beobachtetes klinisches Material zur Verfügung stand. Seine Vorlesungen über dieses Gebiet mußten als geradezu klassisch be-

zeichnet werden und waren von den Studenten außerordentlich geschätzt. Den Unterricht in der Poliklinik, in der zwar ein großes und vielfach auch sehr interessantes, aber natürlich immer nur ambulatorisches Material vorhanden war, hat er in eigenartiger Weise entwickelt und für den Studenten in ganz besonders fruchtbringender Weise zu gestalten gewußt. Den Hauptwert des poliklinischen Unterrichtes erblickte er darin, den Studenten zur Selbständigkeit zu erziehen, sowohl in der Beherrschung sämtlicher Untersuchungsmethoden als vor allen Dingen in der Stellung der Diagnose und der Aufstellung des Heilplanes. Dabei suchte er das klinische Denken des angehenden Arztes zu schulen und zu üben, zu einem fachgemäßen und folgerichtigen zu erziehen und zu bilden.

Über all dieser Tätigkeit kam die Wissenschaft nicht zu kurz. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß als sein Hauptwerk die Diagnostik der inneren Krankheiten zu bezeichnen ist, welches in kurzer Zeit sieben Auflagen erlebt und in drei fremden Sprachen Verbreitung gefunden hat. Für die damalige Zeit ist es bahnbrechend gewesen und der Vorläufer geworden für viele spätere Bücher gleicher oder ähnlicher Tendenz. Eine stattliche Anzahl größerer oder kleinerer Arbeiten, von Monographien in Sammelwerken liefern einen überzeugenden Beweis seiner vielseitigen und umfassenden Kenntnisse und Interessen; eine große Reihe von zum Teil wertvollen Arbeiten ist von seinen Assistenten und Schülern unter seiner Anregung und Leitung veröffentlicht worden. Vierordt hatte für alle neuen und modernen Fragen der Medizin ein offenes Auge und einen weiten Blick. Er beherrschte die gesamte medizinische Literatur in erstaunlicher Weise und besaß in hervorragendem Maße die kritische Befähigung, das Wertvolle zu erkennen. Erleichtert wurde ihm die Kenntnis der Literatur, besonders der ausländischen, durch seine außerordentlichen Sprachkenntnisse. Er beherrschte die französische, englische und italienische Sprache in vollendeter Weise. In gleicher Weise beherrschte er das Spanische. In Russisch konnte er sich gut verständigen.

All diese umfangreiche Arbeit, die auf den Schultern eines einzelnen Mannes ruhte, mußte eine Überlastung bedeuten, um so mehr, da Vierordt nur eine zarte körperliche Konstitution besaß und da die Krankheit, der er schließlich zum Opfer fiel, schon geraume Zeit in ihm schlummerte. Am 2. September 1906 nahm die alljährliche ärztliche Studienreise von Heidelberg ihren Anfang. Vierordt hatte

für die einleitende Versammlung einen Vortrag zugesagt. In scheinbar völliger Gesundheit und Frische hatte er am Morgen dieses verhängnisvollen Tages sein Haus verlassen. Die Versammlung war durch eine Ansprache des Generalsekretärs eröffnet worden und, noch während er sprach, raffte der unerbittliche Tod Oswald Vierrodt blitzartig dahin. Die Versammlung wurde geschlossen. Aufs tiefste erschüttert gingen die Teilnehmer still auseinander. Andere sollten die Früchte ernten, die er mit rastlosem Eifer und zielbewußter Energie gesät.

Literatur: Wiener Med. Rundschau 1906: 1552 ff.; Deutsche Med. Wochenschrift 1906, 2083; Münchner Med. Wochenschrift 1909, 2254; Chronik der Stadt Heidelberg 1906, 103 f. — Nach dem Manuskript von Prof. Dr. Hammer bearbeitet und gekürzt von Dr. Zinsmaier.

Karl Hammer.

Max Friedberg,

geboren 6. Mai 1847 in Mosbach, wo sein Vater Bezirksrabbiner war. Besuchte das Gymnasium in Bruchsal, wohin sein Vater inzwischen versetzt wurde, und studierte in Freiburg, München und Heidelberg Rechtswissenschaft. Im Jahre 1870 trat er als Kriegsfreiwilliger in das Bruchsaler Gelbe Dragonerregiment ein und machte den ganzen Feldzug mit. Nach Absolvierung der beiden juristischen Prüfungen ließ er sich als Rechtsanwalt 1875 in Karlsruhe nieder und erwarb sich durch sein reiches Wissen und seine Zuverlässigkeit in- und außerhalb der Gerichte großes Ansehen. Er wurde 1883 in den Vorstand der Anwaltskammer gewählt und blieb in demselben bis zu seinem Tode.

Von Jugend auf freisinnigen Anschauungen zugetan, beteiligte er sich bei der Begründung der Freisinnig-Demokratischen Partei in Baden und wurde 1890, als diese erstmals bei den städtischen Wahlen in Karlsruhe Kandidaten aufstellte, zum Stadtverordneten gewählt. Als Vorsitzender des Badischen Ortskrankenkassenverbandes entfaltete er eine sozial ersprießliche Tätigkeit. Bei der Begründung der Israelitischen Landessynode wurde er Abgeordneter und später Präsident derselben.

Am 7. Februar 1907 ist er an einem Herzleiden in Karlsruhe gestorben.

Chron. der Stadt Karlsruhe 1907, 248.

Friedrich Weil.

Karl Maria Josef Eckhard,

führender Politiker und hervorragender Bankfachmann, wurde am 13. März 1822 zu Engen als Sohn des dortigen Oberamtmanns Karl Friedrich Eckhard geboren. Seine humanistische Bildung empfing er im Konstanzer Lyzeum, das er 1839 verließ, um in Freiburg und Heidelberg juristischen Studien nachzugehen. Nach der Staatsprüfung im Frühjahr 1845 kam er zunächst als Aktuar nach Donaueschingen, wo damals unter Kalliwoda ein reges musikalisches Leben herrschte, das ihm vieles gab, dann 1848 als Dienstverweser nach dem Oberamtsstädtlein Hüfingen. Die unruhigen Zeiten zogen auch ihn in Mitleidenschaft. Seine ohne eigenes Zutun erfolgte Berufung in die provisorische Regierung des Seekreises führte zu seiner Verhaftung und zu einer Untersuchung. Obwohl ihm keine Teilnahme an hochverräterischen Handlungen nachgewiesen werden konnte und er freigesprochen wurde, blieb er vom Dienste suspendiert, und erst nach langen Bemühungen wurde ihm 1856 vom Justizministerium die Ausübung der Anwaltschaft mit dem Amtssitze in Offenburg gestattet, wo er mit Fanny Röchling den Ehebund schloß. Wie rasch es ihm gelang, das Vertrauen der dortigen Bürgerschaft zu erwerben, zeigte seine Wahl zum Bürgermeister, der er sich aber aus dienstlichen Rücksichten versagte, und nicht minder seine mit großer Mehrheit erfolgte Wahl zum Abgeordneten der Zweiten Kammer, in die er 1861 eintrat und in der er, nach L. Häussers Tod als zweiter Vizepräsident, nach dem Falle des Konkordats sich der Reformen des Ministeriums Stabel-Lamey eifrig annahm und besonders um das neue Polizeistrafgesetz verdient machte. Zwar legte er, um seine Verpflichtungen als Anwalt nicht zu vernachlässigen, 1863 sein Mandat nieder, ließ sich aber auf das Drängen seiner politischen Freunde, vor allem Kiefers, schon 1865 zum Wiedereintritt bestimmen und gehörte als Abgeordneter für Freiburg-Land der Kammer bis zum Jahre 1871 an. Als Berichterstatter der Budgetkommission für wichtige Zweige der Staatsverwaltung entfaltete er insbesondere auf dem Gebiete der Gemeindeordnung und der Ehegesetzgebung eine erfolgreiche Tätigkeit im Sinne einer freiheitlichen Weiterentwicklung des Landes. Seine vielseitige geistige Befähigung, sein klarer politischer Blick und eine glänzende Rednergabe sicherten ihm weithin Ansehen und Wert-

schätzung. Bei dem Offenburger Tage, dem eigentlichen Gründungstage der Nationalliberalen Partei Badens, war er es, der den Bericht über die innerbadischen Angelegenheiten erstattete und an der Spitze des Landesausschusses die Leitung der Partei übernahm, die er, von ihrem Vertrauen getragen, bis 1892 behielt, um sie dann in die Hände eines Jüngeren, Ernst Bassermanns, zu legen. In diesen langen Jahren geschah in allen wichtigen Fragen der Partei nichts, wobei er, ihr getreuer Eckart, nicht um Rat gefragt wurde und die letzte oberste Entscheidung traf. Und auch später nach seinem Ausscheiden aus dem parlamentarischen Leben verfolgte er die politischen Vorgänge mit regstem Interesse und gab aus der Fülle seines reichen Wissens, seiner langjährigen Erfahrung und seiner warmen Vaterlandsliebe heraus die Richtlinien für die politische Arbeit. Eine Verwendung im Staatsdienste, in wichtiger Stellung, die Jolly ihm anbot, lehnte er ab: die früheren Erfahrungen wirkten nach, er wollte ein freier Mann bleiben. Und auf dieser seiner Meinung beharrte er auch, als ihm nach dem Tode von Malsch eine Abordnung der Karlsruher Bürgerschaft das frei gewordene Amt des Oberbürgermeisters antrug. Die Kaiserproklamation und Reichsgründung, die die von ihm so lange erstrebte Lösung der deutschen Frage bildeten, brachten ihm mit den Wahlen für den ersten Reichstag ein vollgerüttelt Maß von Arbeit. Es gab damals wohl keine Stadt im Lande, wo er nicht als werbender Redner, mit der Parole: „Die Einigung über allem Parteiinteresse!" aufgetreten wäre. Zwei Wahlbezirke, Konstanz und Offenburg, wählten ihn in den Reichstag, dem er bis 1874 angehörte und bei dem er sich auch freundlicher und achtungsvoller Aufnahme bei Bismarck erfreute. Anderweitige wichtige Verpflichtungen bestimmten ihn dann zum Austritt.

Man war in Bankkreisen auf den sachkundigen Offenburger Anwalt aufmerksam geworden. Schon kurz vor Ausbruch des 70er Krieges war ihm von Stuttgart aus nahegelegt worden, sich an der in Mannheim geplanten Gründung eines großen, ganz Baden umfassenden Bankinstitutes, der „Rheinischen Kreditbank", zu beteiligen. Der Gedanke lockte ihn, er sagte zu, übernahm den Entwurf der Satzungen, trat in den Aufsichtsrat ein und versprach, für den Anfang ständig die Geschäfte zu leiten und zu überwachen, was seine Übersiedelung nach Mannheim zur Folge hatte. Damit begann für

den schon angehenden Fünfziger ein neuer Lebensabschnitt, der ihm Gelegenheit gab, seine vielseitigen Fähigkeiten auf dem Gebiete kaufmännischer und industrieller Tätigkeit zu entfalten, und von Erfolg zu Erfolg führte. War er schon in Offenburg an der Gründung der Spinnereien und Webereien in Offenburg und Kollnau beteiligt, in deren Aufsichtsrat er den Vorsitz hatte, so eröffnete sich ihm an dem neuen Wohnsitze ein viel weiterer, wichtigerer Wirkungskreis. Es gab in dem Mannheim der 70er Jahre kaum ein bedeutenderes finanzielles Unternehmen, bei dem er nicht Pate gestanden wäre. Seine Hauptarbeit gehörte dabei der Rheinischen Kreditbank, die sich unter seiner zielbewußten Führung in kurzer Zeit zu einem lebenskräftigen und blühenden Institute entwickelte und aus der später als Tochtergründungen die Rheinische und die Pfälzische Hypothekenbank hervorgingen und weiterhin, ebenfalls unter seinen Mitwirkung, die Mannheimer und die Continentale Versicherungsgesellschaft abgezweigt wurden. Auch der Gründung der Deutschen Vereinsbank in Frankfurt a. M. stand er nahe, und als in Ludwigshafen unter dem Namen einer „Badischen Anilin- und Sodafabrik" eine Aktiengesellschaft errichtet wurde, trat er dem später zu Weltruf gelangenden Unternehmen von der ersten Stunde an mit seiner reichen Erfahrung und seinem Rate bei. In allen diesen Gesellschaften gehörte er dem Aufsichtsrate an, in fast allen führte er jahrelang den Vorsitz. Mannheim, seine zweite Heimat, ehrte ihn durch die Wahl zum Mitglied der Handelskammer; die Ernennung zum Mitgliede des Verwaltungsrates der Pfälzischen Eisenbahnen empfand er, der Badener, als besondere Auszeichnung. Auch um das städtische Gemeinwesen machte Eckhard sich vielfach verdient, so im Komitee des Großh. Hof- und Nationaltheaters, als Vorsitzender des „Musikvereins" und an der Spitze des Vorstandes der altkatholischen Kirchengemeinde, der er sich angeschlossen hatte und für die er tatkräftig sorgte.

Die politische Betätigung trat in diesen arbeitsreichen Jahren mehr und mehr zurück. Nur bei wichtigeren Parteiversammlungen, bei größeren patriotischen Feiern und sonstigen festlichen Veranstaltungen stellte er sich als Redner nach wie vor zur Verfügung. Bei der Bismarckfahrt der Badener und Pfälzer nach Kissingen huldigte er an der Spitze der Mannheimer dem greisen Fürsten, dem er auch nach dessen Tod in Mannheim die eindrucksvolle Gedächtnisrede hielt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sein achtzigster Geburtstag (1902), bei dessen Feier ihm zahlreiche ehrende Kundgebungen zu teil wurden, gab ihm Anlaß, von allen Ämtern zurückzutreten, um die ihm noch vergönnten Jahre in wohlverdienter Ruhe zu verbringen. Sie wurde getrübt durch den im Januar 1905 erfolgten Tod seiner treuen Lebensgefährtin, die ihm fast 50 Jahre hindurch verbunden war. Geistig frisch fast bis in die letzten Zeiten, schrieb er im Herbst 1908 noch die „Erinnerungen aus meinem Leben" nieder, die im Druck erschienen und für seine Familie und seine Freunde bestimmt waren. Bei seinem Hinscheiden, das am 30. August 1910 erfolgte, kam die Wertschätzung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, noch einmal überwältigend zum Ausdruck.

Karl Eckhard war ein Mann von umfassender Bildung, die er auf Reisen in Deutschland, im europäischen Ausland und in fremden Kontinenten ständig erweiterte. Sein Haus, in dem eine rege und anregende Geselligkeit herrschte, war eine Pflegestätte des Gesanges und edler Musik. Bei all den großen Erfolgen, die ihm beschieden waren im öffentlichen und politischen Leben, war und blieb er stets in seinem Wesen der einfache, schlichte und aufrechte Mann, der er für alle, die ihn noch kannten, war. Ein feiner Humor strahlte von ihm aus, mit dem sich oft leichte Ironie und Sarkasmus mischten. Im Besitz einer seltenen, hervorragenden Rednergabe, die klar, eindringlich und volkstümlich wirkte, wußte er die Hörer bis zum letzten Augenblick im Bann zu halten. Dabei war er, ungeachtet aller Entschiedenheit, mit der er seinen Standpunkt vertrat, in seiner Kampfweise stets sachlich und ließ auch dem politischen Gegner Gerechtigkeit widerfahren. In ihm verkörperte sich, wie ihm von berufener Seite nachgerühmt wurde, „ein bedeutsames Stück badischer Geschichte und badischer Politik, wie in ihm auch ein Stück Wirtschaftsgeschichte der Stadt Mannheim verkörpert war, deren Emporblühen er durch industrielle und kaufmännische Unternehmungen wesentlich gefördert hat".

Carl Eckhard, Erinnerungen aus meinem Leben. Mannheim, Haas, 1908. — Karlsruher Zeitung 1910, Nr. 239. — Bad. Landeszeitung 1910, Nr. 408. — Nachruf des Präsidenten Rohrhurst in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. Mai 1912.

K. Obser.

Moriz von Seyfried.

In den Abendstunden des 18. März 1905 verschied nach längerem Leiden im Alter von 81 Jahren zu Karlsruhe der seit 1891 im Ruhestand befindliche Geheimerat Moriz v. Seyfried. Von seinem Vater, dem vormaligen Kanzler der Abtei Salem, Markgräflichen Hofrat und späteren Großherzoglich badischen Oberamtmann Willibald v. Seyfried in Salem, wurde gerühmt, daß er ein Mann von hervorragender Bildung und Begabung für den öffentlichen Dienst gewesen sei, die sich besonders bedeutsam kundgab, als er, von der Stadt Überlingen zum Abgeordneten der Zweiten Kammer der Landstände für 1819/20 erwählt, schon für die zweite Hälfte dieses ersten Landtags des Großherzogtums Baden zum ständigen landesherrlichen Kommissar für beide Kammern ernannt wurde; allein er starb, kaum 48 Jahre alt, unter Hinterlassung einer Witwe mit sechs Kindern, von welchen Moriz v. Seyfried im Todesjahre des Vaters am 12. Januar 1824 geboren wurde.

Im Herbst 1842 vom Lyzeum in Konstanz zur Universität entlassen, hörte Moriz v. Seyfried 1842 bis 1844 als Jurist hauptsächlich bei Zoepfl, Mittermaier, v. Vangerow und Häusser in Heidelberg sowie 1844 bis 1846 in Freiburg bei Stabel Kollegien; nach Bestehen der juristischen Staatsprüfung wurde er 1848 als Rechtspraktikant rezipiert, zunächst bei den Ämtern Stockach und Konstanz verwendet und dann als freiwilliger Hilfsarbeiter im Sekretariate des Hofgerichts Konstanz beschäftigt, wo er Ende 1850 Sekretariatspraktikant wurde. 1852 in gleicher Eigenschaft dem Ministerium des Innern beigegeben, 1854 unter Erlassung der inzwischen neu eingeführten zweiten juristischen Staatsprüfung zum Referendär ernannt, wurde Moriz v. Seyfried 1855 als Amtsassessor beim Bezirksamt Oberkirch landesherrlich angestellt, womit sein siebenjähriger staatlicher Vorbereitungsdienst beendigt war. Schon 1856 wurde er der Regierung des Seekreises in Konstanz mit Sitz und Stimme im Kollegium, zunächst aushilfsweise, beigegeben und 1857 zum Regierungsassessor dort ernannt, 1861 rückte er zum Regierungsrat auf. Nach einem Zeugnisse des Direktors der Seekreisregierung hat er in jener Zeit hauptsächlich das Gemeindewesen sowie die Rechtsangelegenheiten der Stiftungen

und Amtskassen bearbeitet und durch seine Dienstleistungen bewiesen, daß er nicht nur ausgezeichnete Rechts- und Gesetzeskenntnisse besaß, sondern sich auch mit unermüdlichem Fleiß, mit Umsicht, Gewandtheit und richtigem Takte in die eigentlichen Verwaltungsgeschäfte eingearbeitet hatte.

Die Lameysche Verwaltungsreform von 1863 brachte die Aufhebung der vier badischen Kreisregierungen und ihren teilweisen Ersatz durch das Institut der vier Landeskommissäre, welche als Mitglieder des Ministeriums mit auswärtigem Wohnsitz den Vollzug der Gesetze und Einrichtungen der gesamten inneren Staats- und Selbstverwaltung in unmittelbarer Nähe zu überwachen und anregend und fördernd einzugreifen hatten. Für den oberbadischen Teil des Staatsgebiets, welcher damals 15 Bezirksämter und 3 Selbstverwaltungskreise umfaßte, fiel diese Aufgabe Moriz v. Seyfried zu, als er 1864 zum Ministerialrat und Landeskommissär in Konstanz ernannt wurde. Allein diese Funktion endigte bereits 1865, da ihm die Leitung des Oberschulrats in Karlsruhe übertragen wurde, einer Landesmittelstelle, der in unmittelbarer Unterordnung unter das Ministerium des Innern die technische Aufsicht und Leitung des gesamten Schul- und Unterrichtswesens, mit Ausnahme der Hochschulen, sowie die Dienstpolizei über die Lehrer und die Aufsicht über die Verwaltung der für Schulzwecke bestimmten Fonds oblag. 1868 von dieser Funktion enthoben, trat Moriz v. Seyfried als Kollegialmitglied in das Ministerium des Innern zurück, um hier neun Jahre hindurch, seit 1874 als Geheimer Referendär, allgemeine Organisationsfragen insbesondere der Kreis- und Bezirksverbände, der Wahlen zum Reichstag und Landtag, die Aufsichtstätigkeit der Landeskommissäre und Bezirksämter, die Angelegenheiten der Standes- und Grundherren, der Stiftungen, der Sparkassen und sonstiger Kreditanstalten sowie Disziplinarsachen zu bearbeiten. 1877 schied er aus dem Kollegium des Ministeriums des Innern zufolge seiner Ernennung zum Direktor des badischen Verwaltungshofes aus.

Der 1924 aufgehobene und in verschiedenen Ministerien sowie dem Rechnungshof aufgegangene badische Verwaltungshof war durch die Lameysche Verwaltungsreform von 1863 geschaffen worden, um als kollegial organisierte zentrale Landesbehörde diejenigen Arbeiten der damals beseitigten vier Kreisregierungen zu übernehmen, die

ihrer Art nach weder für das Ministerium, noch für die Landeskommissäre und die Bezirksämter sich eigneten.

Mit Angelegenheiten der politischen Verwaltung war der badische Verwaltungshof niemals befaßt; seine Zuständigkeiten haben im Laufe der sechs Jahrzehnte seines Bestehens mehrfach gewechselt. Im siebten und achten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bestanden seine wesentlichsten Aufgaben in der Aufsicht über die Staatsanstalten, wie die Heil- und Pflegeanstalten des Landes, das polizeiliche Arbeitshaus und die Strafanstalten sowie das Armenbad in Baden-Baden; dazu kamen noch die Beaufsichtigung und teilweise auch unmittelbare Verwaltung der weltlichen, nicht für die Schule bestimmten Stiftungen und die Leitung des Amts- und Amtsgerichtskassenwesens, des Rechnungswesens alter Landschafts- und Bezirksschulden, Unterstützungen der Hinterbliebenen von Staatsdienern aus dem Gratialfond, Leitung und Beaufsichtigung der Ablösung des Zehnten und sonstiger alter Abgaben, Aufsicht über das Tax-, Sportel- und Stempelwesen, Erledigung von Beschwerden in Angelegenheiten der Gemeinderechnungsabhör u. dgl. Über vierzehn Jahre hindurch hat Moriz v. Seyfried, seit 1883 als Geheimrat II. Klasse, dieser Behörde vorgestanden und sich als gerechter, humaner und wohlwollender Vorgesetzter einer zahlreichen Beamtenschaft in leitender Stellung bewährt, bis er 1891 auf seinen Antrag unter Anerkennung seiner langjährigen, treuen und ersprießlichen Dienste sowie unter Verleihung des Sterns zum Kommandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen in den Ruhestand versetzt wurde.

Weitere vierzehn Jahre verlebte Moriz v. Seyfried, der unverheiratet geblieben war, im Kreise der ihm nahestehenden Verwandten, aus dem allerdings seit Ende 1889 sein Bruder Eugen Maria v. Seyfried durch Tod geschieden war.

Wenn von diesem um acht Jahre älteren Bruder, dem Geheimen Rat und Präsidenten des badischen Verwaltungsgerichtshofs, am Schlusse eines Nachrufs (Bad. Biogr. IV, 440) seiner Sitten Freundlichkeit rühmend hervorgehoben wurde, so darf diese Anerkennung auch für das Andenken der ungemein sympathischen Persönlichkeit des Geheimrats Moriz v. Seyfried vollauf in Anspruch genommen werden.

Otto Flad.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Emil Kilian

wurde am 6. Februar 1823 zu Pforzheim als Sohn des dortigen, späteren Mannheimer Lyzealprofessors und Hofrats Kilian geboren und studierte, nachdem er das Mannheimer Lyzeum durchlaufen hatte, 1840—1844 in Heidelberg, wo er bei den „Schwaben" aktiv wurde, Kameralia. Nach „gut" bestandener Staatsprüfung wurde er zunächst bei der Zollverwaltung verwendet, dann 1852 Referent und Assessor bei der Hofdomänenkammer, 1856 Domänenrat und, als Moritz Ellstätter an die Spitze des Finanzministeriums trat, als Ministerialrat in dasselbe berufen, wo seine reiche Begabung und seine unermüdliche Arbeitskraft gebührende Anerkennung fanden und sich bei der Durchführung der neuen Reformen auf dem Gebiete des Finanzwesens hervorragend bewährten. Hochgeschätzt von seinem Chef, rückte er 1877 zum Geheimen Referendär auf und übernahm 1879 die Leitung der Domänendirektion, die er ein Jahrzehnt hindurch führte. Bald nach seiner Ernennung zum Geheimen Rat II. Klasse erfolgte 1890 sein Übertritt in den Ruhestand, wobei dem ausscheidenden „hochverdienten Beamten" — eine seltene Auszeichnung — der Stern zum Kommandeurkreuz II. Klasse des Zähringer Löwenordens verliehen wurde. Offen und gerade, schlicht und einfach, von peinlichster Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, dabei nicht ohne gesunden trockenen Humor, war Emil Kilian, dem fast noch zwanzig Jahre des Ruhestandes vergönnt waren, in seiner ganzen Art ein typischer Vertreter des altbadischen liberalen Beamtentums im guten Sinne. Aus seiner im November 1861 geschlossenen Ehe mit Auguste Lufft, der dem Scheffelkreise nahestehenden, geistig regen und literarisch fein gebildeten Tochter des Speyrer Regierungspräsidenten L., ging neben einer frühverstorbenen Tochter der spätere Dramaturg und Oberregisseur der Hoftheater zu Karlsruhe und München Eugen Kilian hervor. Emil Kilian starb zu Karlsruhe am 25. Mai 1909.

Persönliche Erinnerungen. — Personalakten. — Die Charakteristik, die Heinrich Vierordt gelegentlich in der Pyramide gab, wird dem Wesen und der Wirklichkeit nicht gerecht. — Auguste Kilian hat aus ihrem Leben auch schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, die sich im Besitze der Nachkommen befinden.

K. Obser.

Kamill Freiherr von Althaus

wurde am 1. Januar 1836 zu Dürrheim geboren als zweiter Sohn des Großherzoglich badischen Bergrats und Salineninspektors August Freiherr von Althaus, der aus dem Fürstentum Lippe stammte. Nach dem Besuche des Lyzeums zu Freiburg und des Polytechnikums zu Karlsruhe trat er 1853 in das österreichische Heer ein, wo er als Leutnant und später als Hauptmann die Feldzüge von 1859 und 1866 mitmachte. Nach der Genesung von einer im letzteren Kriege erhaltenen Wunde war er vorübergehend von 1868/69 Lehrer an der Kadettenschule zu Wien. 1877 zum Major befördert, nahm er im folgenden Jahre an den Kämpfen in Dalmatien und Bosnien teil. Eine schwere Verwundung zwang ihn 1880, den aktiven Dienst aufzugeben. Aber seine Ruhezeit in Freiburg sollte nicht lange dauern, denn 1885 erhielt er den ehrenden Auftrag, das Heeresmuseum in Wien einzurichten. Als erster Konservator dieses Instituts erwarb er sich besondere Verdienste durch die Ordnung und Aufstellung der Bestände und galt als hervorragender Kenner der Waffenkunde. 1891 wurde er als Oberstleutnant verabschiedet und zog sich nach Freiburg zurück. Schon als aktiver Offizier hat er seine Freizeit fast ausschließlich heraldischen und genealogischen Studien gewidmet, denen er sich dann in seinem Ruhestand völlig hingab. Er hat in uneigennütziger und liebenswürdiger Weise sich begnügt, andere durch seine wertvollen Angaben und Hinweise in ihren Forschungen zu unterstützen und zu fördern. Das „Oberbadische Geschlechterbuch" und die „Matrikeln der Universität Freiburg" verdanken ihm viele wichtige Beiträge. Als Pfleger der Badischen Historischen Kommission übernahm er die Ordnung und Verzeichnung der breisgauischen Adelsarchive und machte dadurch erst diese Quellen zur Geschichte des Breisgaues zugänglich. Seine Forschungen zur Geschichte des gräflich Andlau- und des freih. Reischachschen Geschlechtes, welchem seine Mutter angehörte, beziehen fast den ganzen südwestdeutschen Adel ein. Er war Mitglied verschiedener in- und ausländischer Geschichtsvereine und Ehrenmitglied der Gesellschaft für Geschichtskunde von Freiburg und dem Breisgau. Noch bis in seine letzten Tage tätig, ist er am 9. Mai 1908 zu Freiburg verschieden, das seine zweite Heimat geworden war.

Nachruf von P. Albert in Zeitschrift der Ges. f. Beförderung der Geschichtskunde von Freiburg und dem Breisgau. 24. Bd., XIII—XVIII.

P. Zinsmaier.

Wilhelm Amann

am 24. September 1829 zu Freiburg geboren, erbte von seinem Vater, Hofrat Dr. Heinrich Amann, die juristische Begabung, aber auch die Zähigkeit im rücksichtslosen Festhalten des als richtig Erkannten, selbst wo es persönliche Opfer forderte. Hatte dem Vater der Vorwurf mangelnder kirchlicher Gesinnung Schwierigkeiten bereitet (Bad. Biogr. I, S. 4), so erwuchsen sie dem Sohn aus seiner kirchentreuen Gesinnung.

1854 Rechtspraktikant und 1859 Referendär, geriet er beim Ministerium in Verdacht, als Gehilfe des Amts Säckingen, eine mit dem Gesetz über die Aufsichtsbehörden für die Volksschulen unvereinbare — die Aussichten im Staatsdienst damals also hoffnungslos vernichtende — Tätigkeit bekundet zu haben. Die 1865 erfolgte Einberufung zum Sekretariat des Katholischen Oberstiftungsrats mochte allseits als günstige Lösung erscheinen. Daß auf Amanns Rücken auch dort ein Stückchen Kulturkampf ausgetragen werden sollte, war nicht vorauszusehen. Sein unerschrockenes und erfolgreiches Eintreten für die Rechte der Kirche, namentlich hinsichtlich des kirchlichen Charakters der Armen- und Schulstiftungen, erwarb ihm in gleichem Maße das Wohlwollen der Kirchenbehörde, wie er das der Staatsregierung einbüßte. Erst 1871 vermochte deshalb der Bistumsverweser seine Ernennung zum Assessor und 1877 die zum vollberechtigten Kollegialmitglied durchzusetzen. Amann galt als scharfsinniger, zuverlässiger Jurist mit umfassenden, geschichtlichen und rechtsgeschichtlichen Kenntnissen. Tiefschürfende Untersuchungen strittiger Rechtsfälle und ihre zähe Verfolgung war seine Stärke. Für die kleine Jurisprudenz des täglichen Lebens fehlte die praktische Richtung; Verwaltungs- und Wirtschaftsfragen lagen ihm weniger, fanden aber eine gewissenhafte und gewandte Bearbeitung.

1900 trat er in den Ruhestand, wobei auch der Staat dem „zwar streng kirchlich gesinnten, aber loyal denkenden verdienten Beamten" die Anerkennung nicht mehr versagte.

Amann blieb Junggeselle, zurückhaltend im Verkehr mit Amts- und Zeitgenossen. Sein schweigsamer Mund konnte beredt werden, wenn es galt, anvertraute Rechte oder gewonnene Überzeugungen zu verteidigen. Zwang trug er nur ungern; selbst für die Büro-

stunden hatte er eine eigene Regelung. Neben dem Beruf füllte die Beschäftigung mit geschichtlichen, politischen und religiösen Fragen sein Leben aus und ließ ihn wohl auch gewandt und tapfer die Feder führen. Persönlich anspruchslos, war er wegen seiner Mildtätigkeit geehrt. Er starb am 31. Oktober 1904 zu Karlsruhe.

Joh. Schweitzer †.

Franz Xaver Höll,

geboren 27. Mai 1817 in Ettlingen, Sohn eines armen Handwerkers, früh verwaist, studierte mit Hilfe von Stipendien, Unter- Theo-
logie in Freiburg. 1842 zum Priester geweiht, wirkte er als Pfarrvikar in St. Peter und seit 1844 als Kaplan in Karlsruhe, wo ihm bald seine seelsorgerischen Verdienste um preußische Truppen den Roten Adlerorden brachten. Ein frommer Seelenhirte, trotz nicht fester Gesundheit rastlos auf allen Gebieten tätig, hat er, überall beliebt, für die katholische Gemeinde und deren Vereine Vorbildliches und Nachhaltiges geschaffen. Man rühmte ihn als unermüdlichen Beichtvater, anerkannten Prediger, eifrigen Krankentröster, gewinnenden Katecheten und als Helfer aller Mühseligen und Beladenen. Dem Gesellen- und Lehrlingsverein war er Gründer; dem von ihm miterrichteten St. Vinzentiusverein widmete er bis zuletzt seine besondere Fürsorge. Was die Katholiken Ende der siebziger Jahre zur Förderung des religiösen Lebens an Bruderschaften und Vereinen in Karlsruhe besaßen, war sein Werk.

Bei Errichtung des Katholischen Oberstiftungsrates 1862 vom Erzbischof zum Katholischen Oberstiftungsrat ernannt, blieb ihm seelsorgerische Betätigung ein Bedürfnis, soweit es das neue Amt zuließ. In die neuartigen Dienstgeschäfte arbeitete sich Höll mit der ihm eigenen Energie rasch ein. Praktischer Sinn und angeborenes Verwaltungstalent ließen ihn bald als wertvollen Mitarbeiter im Kollegium erscheinen. Die Rechte der Kirche hatten in ihm einen überzeugten Verfechter, — es war die Zeit, wo der Staat die Mitleitung der Kirche bei Verwaltung ihres Vermögens einzuengen strebte und unerwünschte Kollegialmitglieder mit Polizeigewalt vom Sitzungszimmer fernhielt. Dem Übermaß an Arbeit, welche der 1868 zum Geistlichen Rat Ernannte sich zumutete, war

seine Gesundheit nicht gewachsen. Ein Schlaganfall machte 1871 ihm die Besorgung der Dienstgeschäfte unmöglich und führte 1878 zu seiner Pensionierung. Halbgelähmt und fast erblindet, trug der nach Schaffen und Wirken sich Sehnende in Ergebung sein Schicksal, bis ihn am 23. Mai 1879 der Tod erlöste.

Joh. Schweitzer †.

Karl Bissinger

wurde am 18. April 1845 zu Karlsruhe geboren als Sohn des dortigen Lyzealprofessors Karl Bissinger. Von 1863 bis 1867 studierte er in Bonn, Göttingen und Heidelberg klassische Philologie und Germanistik. Seine erste Staatsprüfung bestand er mit der nur selten erteilten Gesamtnote „vorzüglich". Seit 1871 wirkte er als Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, wo er auch seine erste Verwendung im Schuldienst gefunden hat. Als Lehrer an der Prinzen- und Viktoriaschule wirkte er an der Erziehung und dem Unterricht des späteren Großherzogs Friedrichs II. und der Königin Viktoria von Schweden mit. 1885 erhielt er die Ernennung zum Direktor des Progymnasiums Donaueschingen, von wo er 1895 in gleicher Eigenschaft an das Reuchlingymnasium zu Pforzheim versetzt wurde. In dieser seiner Tätigkeit übertraf er durch die umfassenden Kenntnisse in den klassischen Sprachen und in der deutschen Literatur und durch seine große Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit bei weitem den Durchschnitt seiner Berufskollegen, wenn auch ein gewisser Schwung und feineres ästhetisches Fühlen in seiner Unterrichtsweise vermißt wurde. Danneben fand er noch hinreichend Zeit für ein erfolgreiches wissenschaftliches Arbeiten, das sich vornehmlich auf die Vorgeschichte und Archäologie Badens und die Numismatik erstreckte. Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission hat er im ersten Neujahrsblatt (1891) die Urgeschichte des badischen Landes bis zum Ende der Römerzeit behandelt. In numismatischen Fragen galt er unbestritten als hervorragender Fachmann. Unter großen Opfern hatte er eine reichhaltige Münzsammlung mit wertvollen und seltenen Stücken angelegt, die nach seinem letzten Willen in den Besitz der Stadt Pforzheim übergegangen ist. Für die Geschichte dieser Stadt hat er sich durch seine fünfzehnjährige Mitarbeit in der Archivkommission ein

besonderes Verdienst erworben. Am kirchlichen Leben seiner Zeit hat Bissinger mit regem Interesse teilgenommen. Dies bezeugen die verschiedenen Ämter, die er übertragen erhielt. Seit 1889 war Bissinger Mitglied des Kirchengemeinderats Donaueschingen und etwas später auch dessen weltlicher Abgeordneter in der Diözesansynode Hornberg. 1890 wurde er zum stellvertretenden Mitglied des Diözesanausschusses gewählt. Auch während seiner Pforzheimer Jahre hat er an der Leitung der evangelischen Kirchengemeinde tatkräftig und hingebungsvoll mitgearbeitet. Verschiedene hohe Orden und die Verleihung des Titels eines Geheimen Hofrats zeigen die Wertschätzung, die sein Wirken erfuhr. Nach kurzer Krankheit hat ihn der Tod am 3. Januar 1910 aus seiner liebgewonnenen Tätigkeit herausgerissen.

Jahrbuch der Stadt Pforzheim 1910, S. 1 und 30. — Südwestdeutsche Schulblätter 1910, 130. — Personalakten.

P. Zinsmaier.

Sebastian Dammert,

geboren am 27. Oktober 1834 in Östringen (Amt Bruchsal), trat 1855 in den Schuldienst, war Lehrer in Bruchsal und Ettlingen, widmete sich alsdann dem erweiterten Volksschuldienst und gründete die erweiterten Volksschulen in Waldkirch, Bühl, Achern und Bruchsal. Seit 1898 wirkte er in Freiburg zunächst an der erweiterten Volksschule und hernach an der Mädchenbürgerschule Adelhausen. Daneben machte er sich um die Interessen und die Organisation seines Standes, wie auch im öffentlichen Leben um soziale Bestrebungen und die Förderung von Bildung und Aufklärung in den Arbeiterkreisen verdient. An der Gründung und Entwicklung der Wohltätigkeitsvereine hatte er hervorragenden Anteil. Den landwirtschaftlichen Winterschulen leistete er zur Zeit ihres Entstehens wichtige Dienste durch Vorträge in vielen Orten, wo er zum Besuch dieser Schulen anregte. Der Arbeiterbildungsverein wählte ihn zum Ehrenmitglied. In den letzten Jahren wurde Dammert öfter an die Seminare zu Ettlingen und Karlsruhe zu Vorträgen berufen. Für seine vielseitigen Verdienste erhielt er 1902 das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, eine für Volksschullehrer seltene Auszeichnung. Die Versorgungsanstalt in Karlsruhe verlieh ihm für seine ersprießliche Tätigkeit im Ver-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sicherungswesen eine große goldene Medaille. Dammert schrieb Erzählungen über Reisen in Italien. Er starb zu Freiburg am 17. Februar 1905.

Freiburger Zeitung, 19. Febr. 1905, Nr. 43 und 21. Febr. 1905, Nr. 44.

Hefele.

Hugo Stadtmüller

wurde als Sohn eines Lehrers zu Gamshurst (bei Achern) am 24. Oktober 1845 geboren. Nach dem Besuch der Bürgerschule in Buchen und des Gymnasiums in Mannheim bezog er 1864 die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. Bestimmenden Einfluß auf seine wissenschaftliche Entwicklung nahmen Ludwig Kayser und Hermann Köchly, die ihn beide auf das Gebiet der griechischen Sprache wiesen. Besonders zu Köchly stand er in einem engen Verhältnis und verehrte in ihm nach seinen eigenen Worten nicht nur den Lehrer, sondern auch den väterlichen Freund und Gönner. 1867 unterzog er sich der ersten Staatsprüfung, die er mit vorzüglichem Erfolg bestand, und war nun in der nächsten Zeit in verschiedenen Privatstellungen tätig. 1872 kam er als Professor an das Gymnasium zu Wertheim und von da 1874 an die gleiche Anstalt zu Heidelberg. Über dreißig Jahre hat er hier gewirkt und wurde als einer der besten Lehrer gerühmt. Das Angebot, eine Direktorenstelle zu übernehmen, hat er abgelehnt, wie er auch die akademische Laufbahn nur aus Freude am Unterrichten nicht eingeschlagen hat. Sein wissenschaftliches Arbeitsfeld war vorzüglich die griechische Literatur. 1876 begann er mit einer Programmschrift über die Medea des Euripides. 1883 erschien von ihm eine sorgfältige Auswahl griechischer Lyrik, die für die Jugend bestimmt war. Die wertvollste Leistung aber, die ihm 1894 den Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg eintrug, ist seine Anthologia graeca epigrammatum 1894 bis 1906, die fast alle Jahrhunderte griechischen Denkens umfaßt. Seine große Genauigkeit und sein sicheres ästhetisches Urteil befähigten ihn in besonderer Weise zu diesem großen Werke, dessen Abschluß er jedoch nicht mehr erleben sollte. Der dritte Band seiner Anthologie erschien erst nach seinem Tode. Stadtmüller war eine bescheidene und gütige Persönlichkeit, bei seinen Schülern und Kol-

legen beliebt und geachtet. Durch Anregungen und selbstlosen Rat hat er vielen bei ihren Arbeiten treffliche Hilfe geleistet. Am 25. Januar 1906 ist er in Heidelberg gestorben.

Heidelberger Tagblatt, 21. Januar 1906. — Heidelberger Chronik 1906, 186 f. — Südwestdeutsche Schulblätter 1906, 213 f. — Personalakten.

P. Zinsmaier.

Hermann Schiller

wurde am 7. November 1839 zu Wertheim geboren, wo sein Vater Hauptlehrer an der evangelischen Volksschule war. Seine Gymnasialbildung erhielt er am dortigen Lyzeum, das ihn 1856 mit dem Reifezeugnis entließ. In seiner Berufswahl schwankte er zunächst zwischen dem Studium der Medizin und dem der klassischen Philologie, entschied sich aber schließlich wegen seiner unsicheren Hand für das letztere Fach. Die Studienjahre in Heidelberg und Erlangen haben ihn mit keinem seiner Lehrer näher zusammengeführt, um so mehr hat er sich durch eigene Arbeit eine gründliche und ausgedehnte Kenntnis griechischer und lateinischer Schriftsteller erworben. Ebensosehr hat er auch die Lektüre der deutschen Klassiker, vor allem Goethe, gepflegt. Schon 1859 bestand er als Jüngster seines Jahrganges die Staatsprüfung und wurde in Wertheim als Lehramtspraktikant angestellt. Einige Zeit hindurch bekleidete er dann eine Hauslehrerstelle, kehrte aber bald in den badischen Staatsdienst zurück. 1863 wurde er zum Professor am Wertheimer Gymnasium ernannt und 1868 in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Karlsruhe versetzt. Eine Studienreise, wozu ihm die Regierung ein Stipendium gewährte, führte ihn 1871 nach Norddeutschland. Die Eindrücke, die er beim Studium der Schulverhältnisse in Schulpforta, Leipzig und Berlin usw. empfing, bedeuteten eine wesentliche Erweiterung seines pädagogischen Wissens und gaben ihm viele Anregungen. Schon 1872 übertrug ihm das Ministerium die Leitung des Konstanzer Gymnasiums. Nur wenige Jahre waren ihm hier vergönnt, und so war der Aufenthalt in Konstanz auch nicht von nachhaltiger Wirkung auf diese Schule, wenngleich große Fortschritte nicht zu leugnen sind. Ungern entließ ihn seine vorgesetzte Behörde, als er 1876 das Abschiedsgesuch einreichte, um einem Ruf der hessischen Regierung zu folgen. Er hatte inzwischen durch pädagogische

und historische Aufsätze größere Beachtung gefunden. Noch in der Konstanzer Zeit, 1872, war seine Geschichte Kaiser Neros erschienen, ihr folgte 1883 eine zweibändige Geschichte der römischen Kaiserzeit und 1887 eine „Darstellung der römischen Staats- und Kriegsaltertümer". Den Abschluß bildete eine Weltgeschichte, die er 1900/01 in vier Bänden der Öffentlichkeit übergab. Sie sind nicht ohne Widerspruch geblieben, da Schiller wohl alle erfaßbaren Quellen benützte, aber doch nicht vermied, allzusehr in die Breite zu gehen. Weit größere Bedeutung hat Schiller, wenn auch heftig umstritten, als Erzieher erlangt. In seltener Einheit hat er Theorie und Praxis zu verbinden gewußt. Seine wissenschaftlichen Leistungen haben ihn an die Spitze der Pädagogen seiner Generation gestellt. In die Konstanzer Zeit reichen noch die Anfänge seines Handbuches der Pädagogik, das mit seiner Geschichte der Pädagogik den wissenschaftlichen Ruf Schillers als Pädagogen begründet hat. Die Berufung der hessischen Regierung, in Gießen die Direktion des Gymnasiums zu übernehmen und ebenso die Leitung eines damit zu verbindenden pädagogischen Seminars mit der Verpflichtung, an der Universität Vorlesungen aus dem Gebiet der Pädagogik zu halten, gab ihm ein weites Betätigungsfeld und die Erfolge, die er in wenigen Jahren zu verzeichnen hatte, haben die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, vollauf gerechtfertigt. Das Gießener Gymnasium ist unter seiner Führung zu einer Musteranstalt geworden, die auch von nichthessischen Pädagogen zu Studienzwecken besucht wurde. Die Leitung des neugegründeten Seminars gab ihm die Möglichkeit, entscheidenden Einfluß auf die pädagogische Ausbildung der heranwachsenden höheren Lehrer zu gewinnen. Der Aufbau dieses Seminars mußte fast ohne Anlehnung an frühere Vorbilder geschehen und ist ganz das Verdienst Schillers, wie denn die Tatsache, daß die Grundlagen dieses Werkes auch heute noch nicht überholt sind, seine Gediegenheit beweist. In seinen pädagogischen Anschauungen hat Schiller im Laufe der Jahre einen großen Wandel durchgemacht. Als einer der ersten betonte er die Notwendigkeit der Psychologie für die Pädagogik, hielt sich jedoch von Übertreibungen nicht immer frei. Anfangs ein Verteidiger des Gymnasiums, setzte er sich für die Beibehaltung des altsprachlichen Unterrichts ein, wie er sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Aber in dem Bestreben, das Gymnasium gemäß den Forderungen der modernen

Zeit umzugestalten, löste er sich mehr und mehr von dieser konservativen Anschauung und verlangte den Ausbau des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Kosten der klassischen Sprachen. Diese Richtung entsprach auch eher der Geisteshaltung Schillers, die vorwiegend auf die Schulung und Ausbildung der Verstandeskräfte Nachdruck legte, die ethischen und ästhetischen Bildungswerte aber vernachlässigte. Das Bild dieses Mannes wäre nicht vollständig, wenn nicht auch auf seine Mängel und Grenzen hingewiesen würde. Es war ihm nicht gegeben, seinen Schülern und Kollegen mit Verständnis und innerer Anteilnahme entgegenzukommen; seine oft verletzende Art, Fehler zu rügen, schadete ihm in Berufskreisen. Bezeichnend ist auch, daß religiöse Fragen in einem weiteren Sinne ihn nicht berührten. Dieses einseitig rationalistische Denken hat die anderen seelischen Kräfte verkümmern lassen. Es ist Schiller versagt geblieben, bis an sein Ende dem Gießener Wirkungskreis vorzustehen. Ein Konflikt, in welchen er mit der hessischen Regierung geriet, führte 1899 zur vorzeitigen Pensionierung. Am 11. Juni 1902 starb er in Leipzig, wohin er übersiedelt war und bis zu seinem Tode als Privatdozent der Pädagogik erfolgreich gewirkt hatte.

Karlsruher Tagblatt 1902, Nr. 179. — Biogr. Jahrb. 1902, 99*. — Südwestdeutsche Schulblätter 1902, 323 f. — Bad. Personalakten.

P. Zinsmaier.

Wilhelm Freiherr Roeder von Diersburg

wurde als dritter Sohn des Großh. Bad. Generalleutnants Philipp Freiherr v. Roeder (Bad. Biogr. II) am 4. Mai 1832 zu Karlsruhe, wo der Vater als Hauptmann im Generalstab stand, geboren. Die Erziehung im Elternhause legte in ihm schon früh den Grund zu strengem Pflichtgefühl und Streben nach tüchtigster Leistung und weckte zugleich den Sinn für höhere geistige Interessen. Die Schuljahre in den Lyzeen zu Karlsruhe und Freiburg fielen in stürmisch bewegte Zeiten und bestimmten die Entscheidung für den Offiziersberuf. Als im Frühjahr 1848 revolutionäre Unruhen ausbrachen und gleichzeitig die Rheingrenze bedroht schien, trat Wilhelm v. R., obgleich noch nicht 16 Jahre alt, am 11. April mit seinem um vier Jahre älteren Bruder als Freiwilliger in des Vaters Regiment „Erbgroßherzog Nr. 2" ein, rückte schon nach wenigen Tagen zur Grenzbewachung

aus und nahm, nachdem die Freischaren durch die Kämpfe bei Freiburg versprengt waren, an den Streifzügen zur Säuberung des Oberlandes teil. Im August wurde unter des Vaters Kommando zur Teilnahme an dem Kriege gegen Dänemark eine gemischte Brigade aufgestellt und nach Holstein entsandt, der sich Wilhelm, zum Korporal befördert, mit seinem Bataillon anschloß. Am 26. August wurde Wellinghusen, der Sammelpunkt der gemischten Bundesdivision, erreicht, doch schon Mitte September mußte die badische Brigade nach dem Waffenstillstand von Malmö Holstein wieder räumen. Der Einfall der Strubeschen Freischaren beschleunigte den Rückmarsch. Nach Ankunft des Bataillons in Freiburg am 8. Oktober folgten neue Streifzüge zur Sicherung der oberen Schweizergrenze. Von Januar bis April 1849 als Offiziersaspirant zur Kriegsschule nach Karlsruhe kommandiert, erlebte v. R. nach der Rückkehr nach Freiburg den Ausbruch der Militärmeuterei. Wie die Offiziere des Regiments, glaubten auch die Brüder v. Roeder nicht länger bei der Truppe bleiben zu können, um nicht gezwungen zu werden, der revolutionären Sache zu dienen. Es gelang ihnen, nicht ohne Lebensgefahr, über Breisach die Schweiz und von da über Tirol Wien zu erreichen.

Der Ruhm, den die heldenmütige k. k. österreichische Armee unter Radetzky in Oberitalien erworben, und die traditionellen vorderösterreichischen Beziehungen legten den Übertritt in kaiserliche Militärdienste nahe, zu dem der Großherzog im Juni 1849 die Genehmigung erteilte. Am 14. Juni trat Wilhelm v. R. als Kadett bei dem 17. Mährischen Feldjägerbataillon ein, das während des ungarischen Aufstandes bei der Belagerung der Festung Komorn mitwirkte, wurde unter Versetzung zum Galizischen Infanterieregiment „Erzherzog Wilhelm Nr. 12" im September zum Unterleutnant befördert und nahm an dem Ausfallgefechte von O-Szöny teil. Nach dem Fall von Komorn durchzog er mit dem Regiment zur Entwaffnung der Bevölkerung Mittel- und Südungarn. In Klausenburg traf ihn im Januar 1850 die Versetzung zum 5. Mährischen Feldjägerbataillon, das sich im Herbst bei dem demonstrativen Aufmarsch einer Armee gegen Preußen bei Olmütz beteiligte und dann in den nächsten Jahren seine Garnisonen in Ungarn und Galizien häufig wechselte, bis es im Juni 1854 bei Beginn des Russisch-Türkischen Krieges zu der großen Mobilmachung zweier Armeen gegen Rußland kam und v. Roeder dabei als Adjutant einer Infanteriebrigade bei der Armee

Heß Verwendung fand. Nach Aufhebung des mobilen Zustandes wurde er 1856/57 zum Besuch der Kriegsakademie nach Wien kommandiert. Die Vorkehrungen für den zu erwartenden kriegerischen Konflikt mit Frankreich und Sardinien brachten ihm nach nahezu zehnjähriger Wartezeit endlich am 14. April 1859 die Beförderung zum Oberleutnant und schon acht Tage später zum Hauptmann im Generalstab der unter Erzherzog Albrecht für den Feldzug am Rhein bestimmten Armee. Als dieser dann infolge der Ereignisse aufgegeben wurde, trat Roeder zum VI. Armeekorps unter Feldmarschall-Leutnant v. Baumgarten über und kam kurz vor Abschluß des für Österreich unglücklichen Krieges nach Südtirol und von dort in den folgenden Friedensjahren unter häufigem Wechsel der Garnisonen nach der Provinz Venedig.

1862/63 wurde er vom Kriegsministerium mit einer eingehenden Beschreibung der Provinz Rovigo und Erkundung der Polesina betraut, da die Neugestaltung der Grenzen gegen Italien neue Verteidigungsvorkehrungen erforderte. Die umfangreiche Arbeit fand die besondere Anerkennung des Feldzeugmeisters Benedek. Nach der Rückkehr zum kaiserlichen Generalstab nach Wien widmete v. R. sich vom Juni 1864 ab kriegsgeschichtlichen Studien und Informationen über den voraussichtlichen Kriegsschauplatz jenseits des böhmischen Gebirgskammes und wurde im April 1866 bei der Mobilmachung gegen Preußen als Generalstabsoffizier der Kavalleriebrigade des Grafen Solтyk zugeteilt, die sich bei Kremsier sammelte, aber erst am 3. Juli auf dem Schlachtfeld von Königgrätz eintraf, wo sie die österreichische Artillerielinie während des heftigen Geschützkampfes bei Langenhof zu decken hatte und nach der Entscheidung als letzte Truppe den Kampfplatz verließ. Dann trat er in den Stab eines zur Sicherung und Verschleierung der auf Wien zurückgehenden Armee gebildeten Kavalleriekorps unter dem Feldmarschall-Leutnant Prinzen Holstein über; seine Leistungen fanden die volle Anerkennung des Generalstabschefs, der seine Sachkenntnis und Tatkraft sowie seine Kaltblütigkeit und Umsicht auf dem Schlachtfelde hervorhob. Der militärischen Landesaufnahme von Slavonien, die er im Mai 1867 übernahm, folgte am 3. März 1868 seine Ernennung zum Generalstabschef der 1. Kavalleriedivision in Großwardein.

Wilhelm v. Roeder hat die neue Stellung nicht mehr angetreten. Die badische Heimat, wo man zur Neuorganisation der badischen

Truppen nach preußischem Muster zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht überging und den Bedarf an Berufsoffizieren auch höheren Dienstgrades zu decken hatte, rief ihn zurück. Zugleich wurde österreichischerseits vorgeschrieben, daß die nicht in Österreich geborenen Heeresangehörigen sich im Kaiserstaate impatriieren lassen müßten. Familienrücksichten wirkten mit. So kam für Roeder die schwere Stunde der Entscheidung, wo er den kaiserlichen Doppeladler, dem er 19 Jahre hindurch rühmlich gedient, verlassen und sich von seinem verehrten Kriegsherrn trennen mußte, eine Entscheidung, die ihm gerade in den Zeiten des Unglücks doppelt schwer fiel. Unter Würdigung seiner „im Frieden und Krieg gleich ausgezeichneten Dienste" wurde sein Abschiedsgesuch am 3. Mai 1868 genehmigt, und schon am 14. Mai fand v. R. als Hauptmann und Kompagniechef im 1. Badischen Leibgrenadierregiment Aufnahme. Im Juli 1869 kam er als Major und Bataillonskommandeur zum 5. Infanterieregiment nach Freiburg. Als solcher machte er den Feldzug von 1870/71 mit und war bei fast allen Ereignissen, von denen die Regimentsgeschichte berichtet, beteiligt. Besondere Erwähnung verdient ein Auftrag, der ihn Ende August mit seinem Bataillon ins obere Breuschtal führte, wo Mobilgarden und Freischützen badische Schwadronen überfallen hatten und wo er die Bevölkerung entwaffnete und die Sicherheit wiederherstellte. Nicht minder ein zweiter, der ihn am 22. Dezember anwies, mit einem gemischten Detachement Fühlung mit dem bei Chatillon stehenden 3. preußischen Armeekorps aufzusuchen, und an seine Führereigenschaften, wie an die Leistungsfähigkeit der Truppe, die bei eisiger Kälte das verschneite Côte d'Or-Gebirge zu überschreiten hatte, hohe Anforderungen stellte. Auch an dem Ehrentage des Regiments, in dem Gefecht bei Chateauneuf am 3. Dezember, wo er in vorderster Linie sein Bataillon zum siegreichen Sturm führte, bewährte sich seine ganze kriegsgeschulte Persönlichkeit. Mit vier Kriegsorden, darunter dem selten verliehenen Eisernen Kreuz 1. Klasse, ausgezeichnet, kehrte er am 23. März 1871 in die Heimatgarnison zurück.

Nach Abschluß der Militärkonvention mit Preußen wurde v. R. als einer der ersten am 15. Juli zum Großen Generalstab nach Berlin versetzt und war unter Beförderung zum Oberst vom Oktober 1874 ab vier Jahre Generalstabschef beim 7. Armeekorps in Münster, mit dessen kommandierendem General Grafen v. Stolberg-Wernigerode ihn

dauernde freundschaftliche Beziehungen verbanden. Im Januar 1879 folgte die Ernennung zum Kommandeur des 3. Badischen Infanterieregiments Nr. 111 in Rastatt. Hier leitete er aus den großen Erfahrungen eines reichen Soldatenlebens die kriegsgemäße Ausbildung der Truppe in mustergültiger Weise und vereinigte mit den strengsten Anforderungen an sich selbst ein warmes Wohlwollen für seine Untergebenen, so daß ein seltenes gegenseitiges Vertrauen das Regiment mit seinem Obersten verknüpfte. Im August 1883 kam er als Generalmajor und Kommandeur der 55. Infanteriebrigade nach Karlsruhe und nach weiteren fünf Jahren als Generalleutnant und Kommandeur der 3. Division nach Stettin. Als er zum ältesten Divisionskommandeur der Armee aufgerückt war, erbat und erhielt er unter Verleihung des Charakters als General der Infanterie im Januar 1891 den Abschied und schloß damit eine 43jährige ehrenvolle Soldatenlaufbahn ab.

In der engeren Heimat aber, wo er zu Freiburg seinen Wohnsitz nahm, erwuchs dem General eine neue Aufgabe. Großherzog Friedrich ernannte ihn 1892 zum Präsidenten des Badischen Militärvereinsverbandes, um den er sich in zehnjährigem Wirken durch den Ausbau seiner Organisation und die Einführung mannigfacher Wohlfahrtseinrichtungen hervorragende Verdienste erwarb, so daß die Zahl der Mitglieder innerhalb dieser Zeit sich nahezu verdoppelte und auf rund 118000 stieg. Als zunehmendes Leiden ihn zum Rücktritt nötigte, wurde er durch Ernennung zum Ehrenpräsidenten ausgezeichnet.

Auf politischem Gebiete vertrat Wilhelm v. Roeder als Abgeordneter des grundherrlichen Adels in der Ersten Kammer der Badischen Landstände von 1891 bis 1904 seiner innersten Überzeugung gemäß mit Entschiedenheit konservative Anschauungen. In dieser Richtung betätigte er sich auch in der kirchlich-positiven Vereinigung und im Verwaltungsrate des Evangelischen Stifts zu Freiburg, in der Ausübung karitativer Bestrebungen und Werke getreulich unterstützt von seiner Gemahlin Adelheid, geb. Freiin v. Lersner, mit der ihn seit Oktober 1871 eine glückliche, wenn auch kinderlose Ehe verband. Einem Schlaganfall folgte nach wenigen Wochen am 21. März 1909 ein sanftes Hinüberschlummern in die Ewigkeit. Bei seiner Beisetzung auf dem Freiburger Friedhofe, wo fünfzig umflorte Fahnen den Sarg umgaben, offenbarte sich in der regen Teilnahme der Krieger-

vereine noch einmal, welch volkstümliches Ansehen der alte General in diesen Kreisen genoß.

Vgl. auch Karlsruher Zeitung von 1909, Nr. 101. — Biogr. Jahrbuch 14 (1909), 118 ff.

Ferdinand v. Beck.

Wilhelm Dietrich Freiherr von Gemmingen,

geboren am 17. April 1827 in Gemmingen bei Heidelberg, gestorben am 18. Oktober 1903 als General der Kavallerie z. D. in Karlsruhe, gehörte einem alten Adelsgeschlecht aus dem Kreise der ehemaligen schwäbischen Reichsritterschaft an. Sein Vater war badischer Oberforstrat gewesen, seine Mutter entstammte ebenfalls der Familie Gemmingen. Nach Besuch des Gymnasiums trat er schon mit 15½ Jahren, am 1. Oktober 1842, als Offiziersaspirant bei der Badischen Artilleriebrigade ein. Wie in heutiger Zeit, wurde auch damals eine mehrjährige Ausbildung gefordert, bevor die Beförderung zum Offizier erfolgte. So mußte er auf seine Ernennung zum Leutnant bis 1846 warten. 1848/49 nahm er an den Kämpfen gegen die Freischaren teil und wurde dann an die Schweizer Grenze zur Übernahme des von den Aufständigen verschleppten Kriegsmaterials kommandiert. 1853/1859 war er Adjutant der Artilleriebrigade, wurde dann Hauptmann und Batteriechef und im Winter 1863/64 zum Ankauf von Remonten nach Ungarn entsandt. Den Feldzug von 1866 gegen Preußen machte er als Führer der Badischen reitenden Batterie mit, ohne ins Gefecht zu kommen. 1867 wurde er als Major in das 3. Dragonerregiment versetzt, nahm mit Erfolg an einer Generalstabsreise teil und wurde 1868 in den badischen Generalstab übernommen. Nach Beförderung zum Oberstleutnant erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur des 3. Dragonerregiments.

In dieser Stellung machte er den Feldzug von 1870/71 gegen Frankreich mit. Sein Regiment kam als Divisionskavallerie zur badischen Felddivision. Er überschritt am 2. August den Rhein bei Maxau. Am 4. führte er die aus Teilen seines und des Leibgrenadierregiments bestehende Vorhut, die als erster deutscher Truppenteil französischen Boden betrat. Der Schlacht bei Wörth wohnte das Regiment bei, ohne zum Eingreifen zu kommen. Gemmingen hatte in richtiger Erkenntnis der Lage am Abend seine Dragoner zur Verfolgung angesetzt, die auf höhere Weisung aber eingestellt wurde.

Es folgte dann die Belagerung von Straßburg, bei welcher auch die Kavallerie in die Einschließungslinie eingesetzt wurde. Mitte September rückte ein Detachement, zu dem auch das Regiment gehörte, zur Säuberung des oberen Elsaß ab. Gemmingen führte wieder die Vorhut. Nach kurzem Gefecht mit Franktireurs wurde Colmar besetzt und der Marsch über Mülhausen fortgesetzt. Dann kehrte das Detachement zu den Belagerungstruppen vor Straßburg zurück, das am 27. September kapitulierte. Das nunmehr gebildete XIV. Armeekorps, zu welchem die badische Division gehörte, trat den Vormarsch über die Vogesen an. Der Weg führte über Raon l'Etape auf Epinal, wobei die 1. Infanteriebrigade, der das Regiment zugeteilt war, an der Mortagne ins Gefecht kam. Als nächstes Ziel ergab sich Vesoul, wo Gemmingen, erneut als Führer der Vorhut, am 18. Oktober einrückte. Weiter kam er über Gray nach Pesmes, das den Franktireurs im Kampf entrissen werden mußte. Dabei gelang es, den Gegner an der schon vorbereiteten Zerstörung der Brücke über den Ognon zu hindern. Vor Dijon kam es zu einem größeren Gefecht; Gemmingen hoffte durch eine Umgehung mit Teilen seines Regiments die Entscheidung zu bringen. Die ausgedehnten Weinberge, die dicht mit feindlichen Schützen besetzt waren, verhinderten indessen die Durchführung des Unternehmens. Dijon wurde dennoch am 1. November besetzt und Gemmingen zum Kommandanten des Ortes bestimmt. Er gehörte dann einem Detachement an, das am 12. November zu einer Demonstration gegen Besançon entsandt wurde; am 14. erkrankte er jedoch, mußte nach Dijon zurückgebracht werden und übernahm die Führung seines Regiments erst wieder am 27. Dezember. Das XIV. Korps rückte nun hinter die Lisaine, um den vom Feinde geplanten Vorstoß gegen Belfort abzuwehren. In der im Januar sich entwickelnden Schlacht gehörte er mit Teilen seines Regiments zur Kavalleriereserve bei Montbéliard. Bei der Verfolgung über Villersexel griff er mit anderthalb Schwadronen eine feindliche, aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehende Abteilung bei Le Petit Magny an, so bei Kriegsende noch einmal einen kühnen Ritt wagend. Wenn er auch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich in dem Feldzuge als Befehlshaber über das Normale hinaus hervorzutun, so zeigte das von ihm befehligte Regiment doch bei allen Gelegenheiten hervorragende Tüchtigkeit. Offiziere und Mannschaften zeichneten sich bei Patrouillenritten ganz besonders aus, ein Zeichen, daß die Truppe

voll in der Hand des Führers war und von ihm zu großen Leistungen angefeuert wurde.

Nach dem Kriege kam das nunmehrige 3. Badische Dragonerregiment Nr. 22, das zuvor in Bruchsal gestanden hatte, in Garnison nach Karlsruhe. Gemmingen, 1873 zum Oberst befördert, blieb sein Kommandeur, bis er Anfang 1876 die 21. Kavalleriebrigade in Frankfurt a. M. erhielt. „Schweren Herzens", sagt die Regimentsgeschichte, „sah das Regiment seinen hochverehrten Führer im letzten Kriege scheiden." Er hatte es verstanden, sich das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Untergebenen aller Dienstgrade zu sichern und sich ein besonderes Verdienst auch dadurch zu erwerben, daß er das nach dem Feldzuge völlig neu zusammengestellte Offizierkorps zu einem harmonischen Ganzen gestaltet hatte. 1878 wurde er zum Generalmajor befördert und 1883 als Generalleutnant zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf ernannt. Aus nicht ganz klar ersichtlichen Gründen, anscheinend aber wegen einer Meinungsverschiedenheit mit seinem Kommandierenden General, wurde ihm 1886 die Führung der 21. Division in Frankfurt a. M. übertragen und er am 15. Juli 1888 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches und unter Verleihung des Charakters als General der Kavallerie zur Disposition gestellt. Unvermählt geblieben, lebte er dann in Karlsruhe, wo er am 18. Oktober 1903 starb.

Personalakten. — Bad. Militärvereinsblatt 1903, 361.

Frhr. Ludwig Rüdt v. Collenberg.

Ludwig von Deimling,

geboren am 23. Januar 1833 in Karlsruhe, gestorben am 15. Oktober 1906 in Baden-Baden als Generalleutnant z. D., entstammte einer kinderreichen Familie. Seine Eltern, Oberhofprediger Deimling und dessen Gattin, eine Tochter des Musikdirektors Brandl, sahen 14 Kinder in ihrem Hause aufblühen. Der Sohn Ludwig besuchte das Gymnasium in Karlsruhe und trat am 1. April 1849 mit 16 Jahren als Avantageur bei der Badischen Artilleriebrigade ein. Er hatte noch im selben Jahre Gelegenheit, an den Kämpfen gegen die Freischaren im Oberland teilzunehmen. Seine Ernennung zum Leutnant erfolgte 1853. Nachdem er Adjutant der Festungsartillerieabteilung gewesen war, wurde er gelegentlich der Mobilmachung im Jahre 1859 zum Adju-

tanten des Feldartillerieregiments bestimmt und blieb dann in dieser Stellung bis 1862. Von 1861—1868 war er Lehrer an der Artillerieoffiziersschule. 1865 erhielt er ein interessantes Kommando, da er „zur Instruktion" nach Belgien, England und Frankreich entsandt wurde. Es läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen, welchen Zweck diese Reise hatte, doch wird es sich vermutlich um das Studium der Bewaffnungsfrage gehandelt haben, da in jener Zeit die Einführung der gezogenen Geschütze erfolgte. Zum Hauptmann befördert, rückte er 1866 als Chef der 2. Batterie zum Feldzuge gegen Preußen aus. Bei Hundheim, Werbach und Gerchsheim kam er ins Gefecht. Bei Gerchsheim fiel der badischen Division die Aufgabe zu, den notwendig gewordenen Rückzug des 8. Bundesarmeekorps zu decken. Zwei Batterien, darunter die Deimlings, erwarben sich durch geschicktes Eingreifen und unbeirrtes Ausharren im feindlichen Feuer besondere Verdienste um das Gelingen dieses Rückzuges.

Das Ergebnis des Krieges für Baden war der Anschluß an Preußen. Zur Mitwirkung an den sich daraus ergebenden militärischen Aufgaben wurde Deimling zum badischen Militärbevollmächtigten nach Berlin kommandiert. 1866 kehrte er zurück und trat als Flügeladjutant in den persönlichen Dienst seines Landesfürsten, Großherzog Friedrichs I. Gelegentlich der Mobilmachung von 1870 wurde er zunächst Kommandant von Maxau und kam dann zum Stabe der badischen Felddivision. Als während der Belagerung von Straßburg der Großherzog bei den Truppen eintraf, übernahm Deimling wieder die Obliegenheiten eines Flügeladjutanten, um im Oktober zum Divisionsstab zurückzutreten. Er war beteiligt an den Gefechten am Ognon, bei Dijon, Autun, Chateauneuf, Nuits, Villersexel sowie an der Schlacht an der Lisaine. Im März 1871 wurde er, inzwischen Major geworden, wieder als Flügeladjutant zum Großherzog kommandiert.

1875 erfolgte seine Versetzung als Abteilungskommandeur in das Feldartillerieregiment Nr. 19 nach Erfurt. Bereits 1876 aber kehrte er nach Karlsruhe zurück, da er mit der Führung des Feldartillerieregiments Nr. 14 beauftragt wurde. Sehr jung, schon mit 43 Jahren, ist er so an die Spitze eines Regiments gestellt worden. Im gleichen Jahre erhob Großherzog Friedrich ihn in Anerkennung seiner mititärischen Befähigung und der Bewährung im persönlichen Dienst in den erblichen Adelsstand. Nach Beförderung zum Oberst

wurde er 1883 zum Kommandeur der 5. Feldartilleriebrigade in Posen bestimmt. Hier entschloß er sich als Generalmajor, seinen Abschied zu erbitten, der ihm am 17. April 1888 unter Stellung zur Disposition bewilligt wurde.

Er übernahm nun die Präsidentschaft des Badischen Militärvereinsverbandes, an dessen Spitze er bis 1892 blieb. Wie im aktiven Dienst erwarb er sich auch in dieser Stellung hohe Achtung und Vertrauen; seine Freundlichkeit und Fürsorglichkeit gewannen ihm die Herzen der alten Soldaten. Schwer an Arterienverkalkung erkrankt, erlebte er noch die Freude, daß ihm gelegentlich des goldenen Ehejubiläums des von ihm in tiefer Anhänglichkeit verehrten Großherzogspaares im Jahre 1906 der Charakter als Generalleutnant verliehen wurde. Kurz darauf, am 15. Oktober 1906, erlag er in Baden-Baden seinem Leiden. Mit ihm ist ein Offizier dahingegangen, der sich in Krieg und Frieden, an der Spitze der Truppe und im höheren Stabe voll bewährt hatte. Tatkräftig im Handeln, verbindlich im Umgang und von weitem Herzen für das, was andere bewegte und bedrückte, war er für alle, mit denen er in Beziehungen trat, das Beispiel einer hochherzigen Persönlichkeit.

Dienstakten. — Bad. Militärvereinsblatt 1906, 359. — Leider waren von solchen, die D. nahegestanden hatten, Mitteilungen nicht zu erhalten.

Frhr. Ludwig Rüdt v. Collenberg.

Friedrich Pecht.

Aus einem aus Schweden nach Ostpreußen eingewanderten Geschlecht stammend, war der Vater unseres F. P. um die Wende ins 19. Jahrhundert aus dem bayrischen Unterfranken nach Konstanz eingewandert, um da die Leitung einer französischen Buchhandlung zu übernehmen. Infolge der unruhigen Zeiten verzog er nach Frauenfeld in der Schweiz, errichtete dort eine Buchdruckerei, verheiratete sich mit der Tochter des Kantonsrates Gänsli und zog 1812 wieder nach Konstanz, wo er eine Wochenschrift herausgab. Hier wurde ihm am 2. Oktober 1814 sein Sohn Friedrich geboren. Nach nur einjährigem Schulbesuch erhielt dieser Privatunterricht in den Gymnasialfächern und zugleich Zeichenunterricht bei verschiedenen Lehrern, namentlich bei dem als Porträtist geschätzten Wendelin Moosbrugger. Das alte Konstanz mit seinen reichen Kunstschätzen vermittelte ihm

die ersten künstlerischen Eindrücke; bei Marie Ellenrieder und in einigen privaten Kunstsammlungen empfing er weitere Anregung. Mit dieser Vorbereitung trat der Sechzehnjährige in das Lithographiegeschäft seines Vaters, in den Abendstunden bemüht, die Lücken in seinem Wissen auszufüllen; ein „Bodenseealbum" von 1832 war seine erste selbständige Arbeit. 1833 siedelte er nach München über, wo er in der weithin bekannten lithographischen Anstalt von Hanfstängl als Zeichner Beschäftigung und Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung fand, und kam in Berührung mit der dortigen Künstler- und Schriftstellerwelt. Ein Auftrag Hanfstängls, für den er die Meisterwerke der Dresdener Galerie lithographisch reproduzieren sollte, führte ihn 1836 nach der Elberesidenz, wo sich nähere Beziehungen zu Semper und Tieck knüpften. 1838 finden wir ihn wieder in Leipzig, wo er für den Verlag Süßmilch zahlreiche lithographische Porträts schuf und Heinrich Laube nähertrat. Im Anschluß daran folgte ein längerer, geistig und künstlerisch fruchtbarer Aufenthalt in Paris (bis 1841), wo unter den Malern der französischen Romantik Delaroche vor allem Einfluß auf ihn gewann und Richard Wagner in seinen Bekanntenkreis trat. Dann wieder ein Jahrzehnt unsteten Wanderlebens, als dessen Stationen München (1843), Dresden (1846), London (1848), Frankfurt (1849) und Dresden (1850) zu bezeichnen sind, die mit einem vierjährigen Aufenthalt in Italien (1851—1854) ihren Abschluß fanden. In Dresden brachte ihm sein erstes Goethebild einen großen Erfolg, in Frankfurt eine stattliche Reihe von Bildnissen aus dem Parlament der Paulskirche („Ätzbilder"); den literarischen Niederschlag der Italienfahrt, die seine künstlerischen und weltanschaulichen Ansichten klärte, bildeten seine 1854 erschienenen „Südfrüchte". Überall traten zu den alten neue Bekannte, die literarisch und künstlerisch anregten: W. Kaulbach, B. Genelli, K. Rottmann in München, Auerbach, G. Freytag, J. Fröbel, K. Kreutzer, W. Schröder-Devrient, Gutzkow, Geibel, A. Rethel in Sachsen, Scheffel, J. Ruskin, Passini, Overbeck und L. Leighton in Italien, die alle in seinen „Erinnerungen" später ihren Platz fanden. Von 1854 ab ließ Friedrich Pecht sich dauernd in München nieder, wo er bald mehr und mehr auf eigenes künstlerisches Schaffen verzichtete und sich der Kunstschriftstellerei zuwandte, auf deren Gebiet seine eigentliche und wesentliche Bedeutung liegt. Noch entstanden in diesen nächsten Jahren einige Gemälde aus dem Goethe-Schillerkreis, zahlreiche Illustrationen zu deutschen

Klassikern und Shakespeare und als letztes größeres Werk seine Fresken für das Konzilgebäude seiner Vaterstadt (1870/71). Aber inzwischen war er 1867 schon in die Redaktion der „Süddeutschen Zeitung" eingetreten, für die er die Berichterstattung über die Pariser Weltausstellung übernahm, und seit 1869 auch Kunstreferent der „Allgemeinen Zeitung" geworden, wobei ihm die angeborene Gabe zu scharfer Beobachtung und gewandter, flüssiger Darstellung zu statten kam. Ein neuer Aufenthalt in Italien (1879) erschloß ihm die großen Ausdrucksmöglichkeiten im Formalen, Malerischen, Plastischen und Kompositionellen, die ihm zu Maßstäben seines künstlerischen Urteils wurden. Weitere Reisen machten ihn mit der schweizerischen Literatur, der niederländischen Malerei und der niederdeutschen Städtekultur bekannt, so daß er 1885 mit weitem Gesichtsfeld die Monatsschrift „Kunst für Alle" gründen konnte, die heute noch eine führende Stellung im Kunstleben einnimmt. Zu den Werken, die sein Ansehen weithin verbreiteten, zählen „Die deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts", die 1879 in vier Bänden erschienen, sowie seine wertvolle, weil durchaus miterlebte „Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert" (1888), denen 1894 die Veröffentlichung seiner „Lebenserinnerungen" folgte. Pechts Stellung als Kritiker wurde, zumal in späterer Zeit, stark angegriffen. Seine Urteile gehen zwar durchaus von künstlerischen Gesichtspunkten aus, sind aber vielfach von Einseitigkeit nicht freizusprechen. Zu den neueren Kunstrichtungen hat Pecht kein rechtes Verständnis mehr gefunden, auch dem beseelten Neuidealismus in der deutschen Kunst hat er nur ein bedingtes Interesse entgegengebracht. Als er am 24. April 1903 zu München starb, hatte sein Name das einstige Ansehen verloren. Man wird heute gerechter und milder denken und feststellen dürfen, daß seinem literarischen Werke, soweit es aus eigenstem Erleben die Entwicklung zeitgenössischer Kunst im Zusammenhang darstellt, bleibender Quellenwert zukommt.

Literatur: F. Pecht, Aus meiner Zeit. München 1894. — Biographisches Jahrbuch 1903, 51 ff. (H. Holland). — Allg. Zeitung 1903, Nr. 114 und 117 (K. Volk). — Beringer, Badische Malerei. Karlsruhe 1923. — Private Mitteilungen. — Ein Ölbild „Goethe und Karl August am Karlsruher Hofe" im Großh. Hausbesitz.

J. A. Beringer.

Freiherr Rudolf von Buol-Berenberg

entstammte einem alten graubündischen Adelsgeschlecht, dessen eine Linie schon fast seit zwei Jahrhunderten in Baden ansässig war und vormals zur reichsunmittelbaren Ritterschaft des Kantons Hegau gehörte mit den Grundherrschaften Mühlingen, Berenberg und Zizenhausen. In letzterem wurde Freiherr Rudolf am 24. Mai 1842 geboren. Seine ersten Lebensjahre verbrachte er auf seinem väterlichen Gut. Durch Privatunterricht vorbereitet, absolvierte er 1860 seine Gymnasialstudien in Konstanz und widmete sich anschließend auf den Universitäten Freiburg, Heidelberg und München, woselbst er bei dem Korps Frankonia aktiv war, dem Studium der Rechte. Nach Ablegung der beiden juristischen Staatsprüfungen in den Jahren 1864 und 1866, und der darauffolgenden Verwendung an verschiedenen Orten des badischen Unter- und Oberlandes, war von Buol seit 1870 ununterbrochen in Mannheim tätig, zuerst als Amtsrichter und später als Kreis- bzw. Landgerichtsrat. Seit 1883 bekleidete er noch das Amt eines kaiserlichen Bankkommissars bei der Reichsbankstelle daselbst. Indessen lag der Schwerpunkt seiner Persönlichkeit im Politischen. Daß er sich damals der Zentrumspartei anschloß, entsprach seiner streng katholischen Gesinnung, wie auch den Erlebnissen, welche ihm aus den scharfen kirchenpolitischen Kämpfen seines Heimatlandes in jener Zeit erwachsen waren. Überdies dürfte auch die dem jungen Strafrichter in einer heranwachsenden Industriestadt in hohem Maße eigene Aufgeschlossenheit für die damals brennenden sozialen Fragen ihn veranlaßt haben, sich einer reinen, in ihren geistigen Grundlagen allerdings durchaus konservativen Volkspartei zuzuwenden. Seine politische Tätigkeit begann von Buol Ende der siebziger Jahre anläßlich der Wahl des deutschkonservativen Abgeordneten und späteren Botschafters in Konstantinopel, Freiherrn von Marschall. Als dieser in Mannheim den sogenannten Reformverein auf konservativer Grundlage zusammen mit Otto von Stockhorner ins Leben gerufen hatte, welchem sich auch eine Reihe angesehener nationalliberaler Männer anschlossen, unterstützte auch von Buol aufs eifrigste die Bestrebungen seines Jugendfreundes. 1881 kandidierte er zum ersten Male für den Reichstag im ersten badischen Wahlkreis (Seekreis), unterlag zwar dem nationalliberalen Gegenkandidaten, konnte jedoch noch im Herbst des gleichen Jahres im Wahlbezirk Wertheim-Walldürn in die Zweite Badische

Kammer gewählt werden, der er bis 1896 angehörte. Das badische Hinterland war es auch, das dem späteren Reichstagspräsidenten im Jahre 1884 im Wahlkreis Tauberbischofsheim-Wertheim zu seinem ersten Mandat im deutschen Parlament verhalf. Den mannigfachen Verpflichtungen, welche das Doppelmandat dem gewissenhaften und pflichtfreudigen Parlamentarier auferlegte, widmete sich von Buol mit großem Eifer. Die von der parlamentarischen Tätigkeit freien Stunden opferte er restlos dem Vereinsleben, und landauf landab, namentlich aber in Mannheim, galt er als ausgezeichneter und gefeierter Redner, welcher dann als Präsident des Deutschen Katholikentages in Koblenz in den weitesten Kreisen bekannt wurde. Als Mitglied des Parteivorstandes und als Fraktionsvorsitzender der badischen Zentrumspartei wirkte von Buol ganz besonders bei der Reorganisation der letzteren zu Ende der achtziger Jahre mit, wobei er mitunter begreiflicherweise in seiner Eigenschaft als Staatsbeamter manche Schwierigkeiten über sich ergehen lassen mußte. Daß er im März 1887 zu den ganz wenigen Zentrumsabgeordneten gehörte, die trotz dem starken Widerstande der Fraktion dennoch für das Septennat stimmten, ist für seine gesamte politische Einstellung aufschlußreich, die in erster Linie nur das Wohl des Vaterlandes kannte. 1893 wurde ihm das Amt eines Ersten Vizepräsidenten des Reichstags übertragen. Wie er den auf ihn gesetzten Erwartungen entsprach, erwies sich zwei Jahre später. Als am 23. März 1895 das Zentrum sich der Ehrung Bismarcks versagte, der Präsident von Levetzow aber unmittelbar nach dem Abstimmungsergebnis unter tumultuarischer Kundgebung der Kartellparteien sein Amt niederlegte und die Auflösung des Reichstags als wenig erfreuliche Tatsache besonders nach außen hin bevorstand, da übernahm der Erste Vizepräsident von Buol das Präsidium, gab mit ruhiger Stimme den Übergang zur Tagesordnung bekannt, und einige Minuten später hörte das Haus den nüchternen Bericht der Budgetkommission an. — Eine Woche später wurde von Buol mit großer Mehrheit zum Reichstagspräsidenten gewählt, ein Amt, das in jenen Jahren die ganze Kraft, Ruhe und Bestimmtheit einer Persönlichkeit erforderte, zumal es keineswegs an stürmischen Verhandlungen fehlte, namentlich bei der Durchberatung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches, wo zu einem einzigen Paragraphen oft vierzig und mehr Abänderungsanträge vorlagen. Diese mühevollen und nervenanspannenden Arbeiten, welche den Präsidenten von morgens bis abends kaum zur

Ruhe kommen ließen, erwarben ihm eine allgemeine Hochschätzung. Indessen war aber auch seine starke Natur den Überanstrengungen dieser Tagungen, welche durch seine zunehmende Harthörigkeit noch um ein Bedeutendes vermehrt wurden, nicht mehr gewachsen. Nur wenige Tage nach der endgültigen Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuches brach er zusammen. Seiner Ernennung zum Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe konnte er nicht mehr nachkommen, da er sich von dem schweren Nervenleiden, das ihn befallen hatte, nicht mehr erholen sollte. Als ihm dann noch seine geliebte Gattin, Elisabeth, geb. von Savigny, die Tochter des bekannten preußischen Staatsministers, welche in jahrelanger treuer, hingebender Pflege ihm den Lebensabend zu verschönern suchte, plötzlich durch den Tod entrissen wurde, war die schmerzvollste Stunde seines Lebens gekommen, und nur ganz kurze Zeit darauf — am 4. Juli 1902 — wurde er von seinen Leiden erlöst. Als edler und vornehmer Charakter von klarem, weitsichtigem Urteil und unermüdlichem Arbeitseifer, über Kleinigkeiten erhaben und von seltener Herzensgüte, durchdrungen von echter Religiosität und tiefster Vaterlandsliebe, die er über alles zu stellen wußte, galt von Buol sowohl seinen Freunden, als auch all denen, welche weder seine religiöse noch seine politische Einstellung teilten, als der Zeitgenossen besten einer.

Literatur: Biographisches Jahrbuch VII. 1902. S. 141 ff. — Chronik der Stadt Mannheim 1902, S. 81 ff. — Badische Beobachter 1902, Nr. 116 vom 6. Juli. — Reichstagshandbuch 1893, S. 152; Dass. 1898, Titelblatt (Bild). — Bachem, K., Geschichte der Politik der deutschen Zentrumspartei, jeweils Personenregister. Hierzu stenographische Berichte über Verhandlungen des deutschen Reichstages 1884—1894, jeweils Sprechregister; dsgl. die Berichte über die Verhandlungen des Badischen Landtages 1881—1896.

H. D. Siebert.

Friedrich Hugo Richard Wimmer

ist geboren am 10. Juni 1836 in Altenburg (SA.) als Kind einer Beamtenfamilie, in der kirchlicher Sinn und evangelisch-lutherischer Geist lebendig waren. Vom Gymnasium seiner Vaterstadt mit einem glänzenden Zeugnis im Jahr 1855 zur Universität entlassen, wandte er sich der Theologie zu, als dem, wie er bekennt, seiner Wesensart angemessensten Studium. Er oblag ihm in Leipzig, Jena und Erlangen, unterzog sich 1858 der Vorprüfung und schloß seine Univer-

sitätszeit 1861 mit der Hauptprüfung ab; beidemal erlangte er die Note „sehr gut" mit Auszeichnung.

Aus dem Elternhaus nahm er fürs ganze Leben die fromme Gemütsart mit und den unerschütterlichen Glauben an die göttliche Vorsehung, durch die alles in Liebe und Weisheit geordnet ist. Seine Universitätsjahre fallen dann in die Zeit der höchsten Blüte des sogenannten wissenschaftlichen Materialismus und der Kämpfe, die er hervorruft; theologisch sind sie bewegt durch die Aufstellungen der Tübinger Schule einerseits, anderseits durch die Anziehungskraft, die Rich. Rothe durch seine Persönlichkeit und sein System ausübt.

Von dieser Zeit, in der Wimmers Art ihr bleibendes geistiges Gepräge erhielt, schreibt er in seinem, bei den Universitätsakten befindlichen Lebenslauf: „Ich war genötigt, jenen wissenschaftlichen Streit, der in unserer Zeit Frömmigkeit und Wahrheit auseinander zu reißen droht, bei mir selber bis zum äußersten durchzukämpfen mit dem Ende, daß ich die Frage, ob ich ein Pfarramt in meiner heimatlichen Kirche übernehmen könne, obwohl ich schon wiederholt zu meiner eigenen Erfrischung gepredigt, auch die Hauptprüfung bestanden hatte, verneinen mußte. Ich wandte mich dem Schuldienst zu, ohne die Absicht auf das Pfarramt aufzugeben. Als Frühjahr 1865 meine geschwächte Gesundheit eine Erholung nötig machte, kehrte ich zu den theologischen Studien zurück und ging schließlich im Spätsommer nach Baden, wo ich mehr aus inneren als aus äußeren Gründen mein Ziel zu erreichen hoffte."

Hier ist leise auf das Kreuz gedeutet, das Wimmer Zeit seines Lebens zu tragen hatte: er war Epileptiker. Ein ärztliches Krankheitsbild ist nicht bekannt. Die nicht seltenen, auch nicht leichten Anfälle, von denen er heimgesucht wurde, haben zwar sein geistiges Wesen nicht beschädigt, sind ihm aber doch sehr hinderlich gewesen in der Entfaltung seiner Gaben und seiner Verwendung im Pfarrdienst, so wohlwollend man ihm, namentlich auch in der Behörde, entgegenkam. Im November 1865 unter die Pfarrkandidaten aufgenommen, gelangte er erst Dezember 1880 zur endgültigen Anstellung durch Ernennung zum Pfarrer in Weisweil, und auf diesem abgelegenen Dörflein blieb er bis zu seiner Zuruhesetzung im Jahre 1903.

Hier hat er die Tätigkeit entfaltet, die ihm für seine Zeit einen Ruf weit über seine Gemeinde hinaus verschafft hat, es aber auch rechtfertigt, daß die Erinnerung an ihn für spätere Zeiten festgehalten

wird. War es ihm ein persönliches Bedürfnis, das strenge, unbeugsame und alles beherrschende Naturgesetz — darin faßt sich ihm die Wissenschaft, d. h. die Wahrheit, zusammen — und die Frömmigkeit, deren höchste Blüte auch für ihn durch das Christentum, genauer durch das Evangelium und die Person Jesu Christi, aufgeschlossen worden ist, nebeneinander sicherzustellen, d. h. für die Religion oder das Christentum die Form und den Inhalt zu finden, daß es neben dem Naturgesetz sein Recht und seinen Platz behält, und was es dabei an Ansprüchen und Inhalt hergeben muß, durch tiefste Innerlichkeit und stärkste Beharrlichkeit ersetzt wird, so fand er auf diesem Standpunkt Trost und Kraft gegenüber dem furchtbaren Geschick, dem er preisgegeben war, so drängte es ihn, durch sein Innenleben auch anderen zu dienen. In den weitesten Kreisen bekannt geworden ist er aber erst durch das 1887 erschienene Büchlein: „Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen". In sechs Kapiteln (Gut und Fromm; Gott und Natur; Einst und Jetzt; Zeit und Ewigkeit; Urteilen und Wirken; Christentum und Parteien) beantwortet er hier aus seinem Gemüt heraus immer wieder die Frage, warum Gott, der doch ein Gott der Liebe sei, den Menschen so viel und vielerlei Leid aufgebürdet habe; lehrt er das Naturgesetz, den Ausdruck des göttlichen Willens oder die neuen Wahrheiten, die der Menschengeist in jetziger Zeit ans Licht gefördert hat, religiös deuten; versucht er den Entwurf einer Verstand und Gemüt befriedigenden einheitlichen Weltanschauung.

Diesen Bekenntnissen, man könnte sie auch Selbstgespräche nennen, folgten in ziemlich regelmäßigen Abständen eine Reihe weiterer Schriften, die alle viele Beachtung gefunden haben in den Kreisen, in denen man sich um die hier aufgeworfenen Fragen bemühte, wenn auch keine mehr in dem Maße wie der „Kampf um die Weltanschauung", welches Büchlein von der einen Seite bewundernd und dankbar aufgenommen, von der anderen mit überlegener Miene abgelehnt worden ist und eine lebhafte literarische Auseinandersetzung hervorgerufen hat. Gewiß haftet auch eine gewisse Eintönigkeit dem Wimmerschen Schrifttum an; es ist immer dieselbe Antwort des Gemüts auf die Frage des Verstandes, die man vernimmt. Man möchte diese Eintönigkeit müde nennen, wenn man nicht die Unermüdlichkeit achten müßte, mit der der Verfasser sich immer aufs neue dem grimmen Schicksal entgegenstellt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Anläßlich der Jahrhundertfeier der Heidelberger Universität im Jahre 1903 wurde ihm die Würde des theologischen Doktors verliehen „wegen seiner ausgezeichneten Leistungen als Erbauungsschriftsteller, Seelsorger und Erzieher". Im selben Jahr trat er in den Ruhestand. Er füllte ihn aus, soweit Gesundheit und Kraft es gestatteten, durch Seelsorge im Freiburger Diakonissenhaus. Am 31. August 1905 schied er ohne besondere Krankheit aus seinem schmerzerfüllten Leben durch einen schmerzlosen, fast unmerklich an ihn herantretenden Tod.

Beschrieben hat Wimmers Leben einer seiner dankbaren Vikare: Pfarrer H. Bossert, „Richard Wimmer, das Leben eines Theologen" 1929. 277 Seiten Maschinenschrift in der Bibliothek des evang. Oberkirchenrats. — Kirche und Heimat, Karlsruhe 1928, S. 193 ff. (H. Bossert). — Dr. Hasenclever, Rede am Sarge R. Wimmers. Protest. Flugblätter, 1905, S. 65.

Th. Friedr. Mayer.

Julius Schück

wurde zu Hoffenheim als Pfarrerssohn am 23. Januar 1842 geboren, widmete sich nach Absolvierung des Heidelberger Lyzeums an der dortigen Hochschule dem Studium der Theologie und wurde 1866 rezipiert. Zunächst als Vikar in Leutershausen, Kirchheim und Sinsheim tätig, wurde er 1874 Pfarrverwalter und bald darauf Stadtpfarrer zu Eberbach, bis er 1880 als solcher an die Heiliggeistkirche nach Heidelberg berufen wurde, an der er über zwei Jahrzehnte hinaus segensreich wirkte. Ein Mann von starker Willenskraft, in dem sich ein hoher Idealismus mit einem klaren, nüchternen Blick für das Erreichbare verband, hat er sich allezeit mehr praktischen Aufgaben zugewandt, als mit theologischen Problemen beschäftigt. Im Geiste der liberalen Richtung, zu der er sich bekannte, verfolgte er, um weite Kreise des Volkes zu sammeln, ähnliche Ziele, wie sie der Pietismus in seiner äußeren und inneren Mission anstrebte. So erwarb er sich bleibende Verdienste um die Pflege volkstümlicher Erbauungsliteratur, für die er geeignete Organe ins Leben rief. Schon in Eberbach gründete er 1877 das evangelische Gemeindeblatt „Die Kirche", das mit der Zeit in Tausenden von Exemplaren über ganz Deutschland Verbreitung fand; es folgten das „Missionsblatt des Evangelisch-protestantischen Missionsvereins" und für die Kinder die

„Kinderkirche", die beide von ihm in unermüdlicher Arbeit geleitet wurden. Daneben entstanden eine Reihe kleiner Erbauungsschriften für groß und klein zur Belebung des christlichen Geistes. Als Stützpunkt all dieser Unternehmungen diente der von ihm gegründete „Evangelische Verlag". In der Gemeinde war er der Organisator der Familienabende und der Schöpfer und Leiter des Kindergottesdienstes. Die schlichte Volkstümlichkeit seiner Sprache in Wort und Schrift, die ihm in hohem Maße eigen war, kam ihm bei all seinem Wirken zustatten und brachte ihm Leser und Hörer nahe. Um so schwerer empfand es der arbeitsfreudige Mann, als ein ernstes, langsam fortschreitendes Leiden ihn zwang, 1904 um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen und mehr und mehr auch auf die liebgewonnene literarische Tätigkeit zu verzichten. Am 7. November 1906 kam ihm der Tod als Erlöser.

Badische Pfarrvereinsblätter, 1906, 258. — Evang. protestant. Sonntagsblatt vom 8. Nov. 1906. — Chronik der Stadt Heidelberg, 1906, 198.

K. O.

Wilhelm Freiherr von Edelsheim,

aus einem alten mittelrheinischen ritterschaftlichen Geschlechte, dem Baden eine Reihe hervorragender Staatsmänner verdankt, wurde als zweitältester Sohn des Oberstkammerherrn Wilhelm von Edelsheim am 3. September 1824 zu Karlsruhe geboren. Nach dem Besuch des dortigen Lyzeums widmete er sich während einiger Semester in Heidelberg und Berlin juristischen und volkswirtschaftlichen Studien und machte sich dann unter der Leitung namhafter Fachleute auf einigen größeren Gütern Sachsens mit den Aufgaben der Landwirtschaft in Theorie und Praxis vertraut. Nach der Rückkehr aus Schleswig-Holstein, wohin er 1848 mit der 4. Kompagnie des Badischen Leibinfanterieregiments ausgerückt war, übernahm er 1849 die Verwaltung des Familienstammgutes Büdesheim in der Wetterau, die über ein Jahrzehnt in seinen Händen lag, bis er 1860 nach Karlsruhe übersiedelte und im folgenden Jahre zum diensttuenden Kammerherrn der Großherzogin Luise ernannt wurde. In den vier Jahrzehnten, in denen er dieser geistig ungemein regen und tätigen Fürstin als Berater und Helfer zur Seite stand und sie bei der oft mühsamen Ausübung ihrer repräsentativen Pflichten verständnisvoll und mit feinem

Taktgefühl unterstützte, erwarb sich Wilhelm von Edelsheim, der 1875 zum Oberhofmeister und 1881 zum Obersthofmeister mit dem Titel Exzellenz aufrückte, das volle und unbeschränkte Vertrauen der hohen Frau. Als der Großherzog 1870 zur Armee ging, blieb Edelsheim bei ihr als Beistand zurück, verkündete vom Balkon des Schlosses aus die ersten Siegesnachrichten und besuchte mit ihr die Lazarette; als in den Februartagen des Schicksaljahres 1888 Prinz Ludwig, der jüngere Sohn, nach kurzer Krankheit jählings hinweggerafft wurde, weilte er am Sterbelager und übermittelte den aus dem Süden herbeieilenden Eltern die letzten Worte und Grüße. Seine Stellung brachte es, zumal wenn er jahraus jahrein die Großherzogin auf ihren Fahrten im Lande begleitete, mit sich, daß er mit allen Kreisen der Bevölkerung in Berührung kam, und überall gewannen ihm sein offenes, freundliches Wesen, seine Güte und Hilfsbereitschaft, sein Gerechtigkeitssinn Achtung und Verehrung bei hoch und nieder. Empfänglich für alle Werte der Musik, die er in hohem Maße liebte, bekannte er sich früh schon zu Richard Wagner, als dessen Stellung noch umstritten war, und suchte ihm durch seinen Einfluß die Wege bei Hofe zu ebnen, wie er auch sonst vielfach fördernd und helfend wirkte, ohne in seiner stillen, vornehmen Art davon Aufhebens zu machen. Voll Interesse auch für geistige und wissenschaftliche Belange, deutsch in seinem ganzen Fühlen und Denken, mit seinem hohen Wuchse und seiner schlanken, aufrechten Gestalt auch äußerlich eine der würdigsten Erscheinungen am Hofe, erfreute sich Wilhelm von Edelsheim wie kein anderer unter den höfischen Würdenträgern volkstümlichen Ansehens. Trotz wachsender Arbeit trug er die Last dienstlicher Pflichten allein, bis ihm 1888 infolge eines sich einstellenden Augenübels durch die Ernennung eines ständigen Kabinettssekretärs mit der Korrespondenz ein Teil derselben abgenommen wurde. Im November 1901 war es ihm vergönnt, mit seiner Gemahlin Mathilde, geborenen Freiin von Spiegel, das Fest der goldenen Hochzeit zu begehen; aus der langen und glücklichen Ehe ging eine Tochter Anna hervor, die sich mit dem badischen Kammerherrn Sigmund Freiherrn von Gemmingen-Guttenberg vermählte. Auch im hohen Alter noch kam von Edelsheim, der im Dienste keinerlei Rücksicht auf sich kannte, bei dem Jubiläum von 1902 und den Erinnerungsfeiern der Leibregimenter von 1903 seinen Verpflichtungen nach. Weithin aufrichtig betrauert, verschied er am 12. Januar 1904; dem Empfinden, das dabei das Großherzogspaar

bewegte, hat die Fürstin selbst in einem ihm gewidmeten Gedenkblatte schönsten und tiefsten Ausdruck gegeben.

Karlsruher Zeitung vom 13. Januar 1904. — Chronik der Stadt Karlsruhe, 1904, S. 159. — Blätter des Bad. Frauenvereins 1904, 35.

K. Obser.

Georg Frank

entstammte einer alten Bauernfamilie und wurde zu Adersbach (Amt Sinsheim) am 1. April 1836 geboren. Auch ihn führten Überlieferung und Neigung nach dem Besuch der Volksschule schon früh zur Landwirtschaft, der er sich zunächst auf väterlichem Boden widmete, bis er in den sechziger Jahren das bei Pforzheim gelegene, dem Fabrikanten C. F. Gschwindt gehörige, früher im Besitz der Familie von Gaisberg befindliche Hofgut Buckenberg in Pacht übernahm, das er in dreißigjähriger Bewirtschaftung zu einem vorbildlichen Mustergut emporbrachte. Der praktische Blick, den er dabei bewies, und die reichen Erfahrungen, die er sammelte, machten auf ihn aufmerksam. 1867 wurde er Mitglied der Direktion des Landwirtschaftlichen Vereins Pforzheim-Pfinzgau, dessen Verband er als Mitglied schon in seiner Heimat Adersbach angehörte, und trat bald darauf in den Zentralausschuß, in dem er lange Jahre das Amt eines Zweiten Präsidenten versah, bis er in den neugebildeten Badischen Landwirtschaftsrat berufen wurde. Ihm gehörte er bis 1907 an, wo er als Vertreter des 19. Wahlbezirks (Amtsbezirk Pforzheim und Durlach) bei der Neuorganisation in die Badische Landwirtschaftskammer gewählt wurde, die den kundigen Fachmann auch als ihren Vertreter in den Deutschen Landwirtschaftsrat entsandte. Überzeugt von der Notwendigkeit eines engeren beruflichen Zusammenschlusses, hatte er schon früher bei der Gründung einer badischen landwirtschaftlichen Genossenschaft sich beteiligt, in deren Vorstand er ebenfalls von 1884—1889 tätig war. In all diesen Ehrenämtern hat Georg Frank sich durch gründliche Sachkenntnis und selbstlose Hingabe ausgezeichnet, sich um die Entwicklung und Förderung der ihm am Herzen liegenden Landwirtschaft in hervorragendem Maße verdient gemacht und das Vertrauen seiner Berufsgenossen in seltenem Maße erworben und erhalten.

Daneben nahm er auch am öffentlichen politischen Leben regen Anteil. Die Nationalliberale Partei, die sich die bewährte Kraft des für weite Kreise einflußreichen Mannes klug zu sichern wußte, stellte

ihn als Kandidaten des Landbezirks Pforzheim für die Zweite Kammer der Landstände auf, der er fast ein Vierteljahrhundert hindurch, von 1877—1900, als Mitglied und Sachverständiger in allen landwirtschaftlichen Fragen angehörte; während einer Wahlperiode saß er 1893—1895 im Reichstag und 1907 wählte ihn die Badische Landwirtschaftskammer als Vertreter in die Erste Kammer des Landtags. Überall fiel seine Stimme ins Gewicht, erfreute er sich hohen Ansehens. Als Bezirksrat für Pforzheim verhalf er den Gemeinden Huchenfeld, Würm und dem Gemmingenschen Gebiete durch sein energisches Eintreten zu der fehlenden Wasserversorgung, dem Kirnbach zu einer Regulierung; der Amtsbezirk Pforzheim verdankt ihm persönlich eine Stiftung für Farrenhaltung. Auch um die Hebung der Pferdezucht machte er sich als Vorstandsmitglied der Pferdeversicherungsanstalt verdient.

Als das Alter kam, siedelte Georg Frank 1902 nach Karlsruhe über, wo seine Beziehungen zu Landwirtschaftsrat und -kammer ohnedies seine Anwesenheit häufiger erforderten und Verwandte den Junggesellen betreuten. Auch dort kam seine beratende Mitarbeit dem Kreisausschusse, der sich ihrer versicherte, in manchen wichtigen, ihm vertrauten Fragen zugut.

1899 verlieh ihm Großherzog Friedrich den Titel eines Ökonomierates; auch sonst hat es ihm an wohlverdienten Auszeichnungen und Ehrungen durch seinen Landesherrn und öffentliche Körperschaften nicht gefehlt. Schlicht und einfach, wie seine äußere Erscheinung, war und blieb aber immer sein Wesen. Mit seinem Tode, der am 4. August 1910 erfolgte, fand ein arbeitsreiches, erfolggesegnetes Leben, das ganz im Dienste der engeren Heimat stand, sein Ende; mit der Geschichte der badischen Landwirtschaft wird der Name von Georg Frank dauernd in Ehren verbunden sein.

Wochenblatt des landwirtschaftlichen Vereins vom 10. Aug. 1910. — Bad. Landwirtschaftliches Genossenschaftsblatt vom 11. Aug. 1910. — Bad. Landeszeitung vom 13. Aug. 1910. — Jahrbuch der Stadt Pforzheim, 1910, 33. — Chronik der Stadt Karlsruhe, 1910, 203. — Mitteilungen von Herrn Rechtsanwalt Grosholz in Pforzheim.

K. Obser.

Karl Fuchs,

einer der bedeutendsten Industriellen Heidelbergs, wurde am 7. Mai 1849 in Offenbach am Main geboren. Sein Vater, Heinrich Fuchs (1819—1884), stammte aus Hoffenheim in Baden und hatte sich 1845 in Offenbach am Main als Sattlermeister und später als Kutschwagenbauer niedergelassen.

1862 kam Heinrich Fuchs nach Heidelberg, um dort die 1844 von Johann Schäfer gegründete Waggonfabrik zu übernehmen und nun mit unermüdlichem Fleiß die Grundlage eines Unternehmens zu schaffen, das unter seinen Nachfolgern größtes Ansehen innerhalb der badischen Wirtschaft erringen sollte.

Karl Fuchs hatte als zweitältester der drei Söhne von Heinrich Fuchs nach Übersiedlung der Familie nach Heidelberg dort die Höhere Bürgerschule besucht un m Anschluß daran eine dreijährige Lehrzeit in dem damals noch bestehenden Heidelberger Bankhaus der Gebrüder Zimmer absolviert. Die weitere Ausbildung in Genf und Brüssel, die ihm sein Vater noch angedeihen ließ, fand 1870 mit dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges ein plötzliches Ende. Karl Fuchs nahm an dem Feldzug als Einjährig-Freiwilliger im Großherzoglich Hessischen Zweiten Schweren Reiterregiment teil. Nach Beendigung des Krieges trat er in das väterliche Geschäft ein, das er 1884 nach dem Tode des Vaters zusammen mit seinem Bruder Valentin übernahm und bald darauf als alleiniger Inhaber weiterführte.

Das Unternehmen hatte zur Zeit der Übernahme schwere Krisenjahre durchzumachen. Es gelang jedoch Karl Fuchs, durch rastlosen Fleiß und eiserne Energie alle Widerstände zu überwinden und das Werk Ende der 80er Jahre einem Aufschwung entgegenzuführen, der ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1899 anhielt. In jener Zeitspanne war die Belegschaft von 30 Mann (1862) über 180 (1884) auf 800 (1899) angewachsen. Das Werk selbst hatte eine solche Bedeutung gewonnen, daß Karl Fuchs sich nach einer glücklich überstandenen schweren Krankheit entschloß, die Firma durch Umwandlung in eine Aktiengesellschaft auf eine breitere finanzielle Grundlage zu stellen und zugleich den Betrieb selbst unter Verlegung auf ein günstigeres Vorstadtgelände erheblich zu vergrößern. Wenn Karl Fuchs damals auch von der eigentlichen Leitung zurücktrat, so blieb er doch als Vorsitzender des

Aufsichtsrats bis zu seinem Tode die eigentliche Seele des Unternehmens. Seine Tüchtigkeit und sein weiter Geschäftsblick haben nicht zuletzt dazu beigetragen, daß die Firma H. Fuchs Waggonfabrik A.-G. als hochangesehenes süddeutsches Unternehmen im Laufe der Zeit Lieferantin fast sämtlicher deutscher Staatseisenbahnen in Personen-, D-Zugs-, Güter-, Spezialeisenbahnwagen sowie einer großen Reihe von Privat- und ausländischen Bahnen geworden ist. Das Werk beschäftigte nach dem Tode von Karl Fuchs späterhin zeitweise bis zu 2300 Arbeiter und Angestellte.

Es ist nicht verwunderlich, daß ein so bedeutender Mann wie Karl Fuchs seine großen Fähigkeiten auch in zahlreichen öffentlichen Ämtern der Allgemeinheit zur Verfügung stellen mußte. Fuchs war von 1897 bis zu seinem Tode Mitglied der Handelskammer Heidelberg und während drei Jahren (1898—1901) ihr Vizepräsident. Als Vertreter der Handelskammer nahm er an den Beratungen des Bezirkseisenbahnrats in Frankfurt am Main sowie des Badischen Eisenbahnrats teil. Den Angelegenheiten der Heimatstadt widmete sich Fuchs in hervorragendem Maße zunächst als Mitglied des Bürgerausschusses und von 1900 bis zu seinem Tode als Stadtrat. Schließlich war Fuchs auch Mitglied des Bezirksrats in Heidelberg. Als alter Kriegsteilnehmer und Soldat blieb er dem Militärwesen auch in späteren Jahren als Mitglied der Obersatzkommission sowie als Vorstand und späteres Ehrenmitglied des Offiziervereins und des Militärvereins in Heidelberg treu verbunden. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm neben anderen Auszeichnungen noch einige Jahre vor seinem Tode von seinem Landesherrn das Ritterkreuz Erster Klasse vom Zähringer Löwenorden verliehen.

Menschlich zeichnete sich Karl Fuchs durch uneigennütziges und opferwilliges Wesen aus. Den Beamten und Arbeitern seines Werks ließ er jederzeit seine Fürsorge mit warmem Herzen zuteil werden, wobei er seine soziale Gesinnung vor allem durch reiche Geschenke und Zuschüsse an die Unterstützungskassen der Werksangehörigen sowie durch Stiftungen an die Stadtgemeinde und die evangelische Kirche bewies.

Am 16. Februar 1905 erlöste ihn der Tod von einem langjährigen Leiden. Die Beliebtheit aber und die Anerkennung, die sich der arbeitsfrohe, rastlose Mann in seinem Leben verdient hatte, fanden bei der Bestattungsfeier noch einmal ergreifenden Ausdruck.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Aus seiner im Jahre 1882 mit Luise, geb. Weißgerber, geschlossenen Ehe stammen vier Kinder.

Quellen: Chronik der Stadt Heidelberg, 1905, S. 160 (mit Bild). — Heidelberger Tagblatt, 16. und 17. Februar 1905. — Jahresbericht der Handelskammer für den Kreis Heidelberg und die Stadt Eberbach, 1904, S. 2. — Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der H. Fuchs Waggonfabrik A.-G. Heidelberg (1912). — „Die Industrie in Baden", herausg. vom Badischen Statistischen Landesamt 1926, S. 100. — Mitteilungen des Sohnes, Fabrikdirektors Dr. Heinrich Fuchs.

Max von der Kall.

Eberhard Graf von Zeppelin,

der jüngere Bruder des genialen Erfinders des starren Luftschiffes, einem mecklenburgischen Rittergeschlechte entstammend, von dem ein Zweig sich Ende des 18. Jahrhunderts in Württemberg niedergelassen hatte und unter König Friedrich zur gräflichen Würde gelangt war, wurde am 22. Mai 1842 zu Konstanz geboren, wo sein Vater Friedrich nach seiner Vermählung mit Amalie Macaire—d' Hogguer, der Tochter eines aus Genf vertriebenen und dort eingewanderten Industriellen, seinen Wohnsitz genommen hatte. Dort auf der Dominikanerinsel und dem nahen Landgute Girsberg verbrachte er mit seinen Geschwistern die ersten Kinderjahre, dann besuchte er die Lateinschule zu Cannstatt und das Gymnasium zu Stuttgart und bezog zunächst die Universität Tübingen, um Medizin zu studieren, gab diese Absicht aber bald auf und widmete sich in Leipzig und Berlin ausschließlich der Juristerei. Nachdem er die beiden Staatsprüfungen in Württemberg bestanden, fand er als Geheimer Legationssekretär im Ministerium des Auswärtigen zu Stuttgart Verwendung, wurde 1868 Geschäftsträger in Florenz und 1869 in Wien. Während des Krieges 1870/71 leitete er teils ein Nachrichtenbüro, teils wirkte er als Johanniter im Dienste der Verwundeten auf verschiedenen Kriegsschauplätzen. Sein leidender Gesundheitszustand bestimmte ihn, 1871 die staatliche Laufbahn aufzugeben. Mit seiner Gattin Sophie von Wolff, mit der er seit 1868 vermählt war, ließ er sich 1872 in der Nähe seiner Vaterstadt nieder und begann neben einer umfangreichen Arbeit, die die Bewirtschaftung seines Gutes Ebersberg und seine Beteiligung bei dem Bankhaus Macaire & Co mit sich brachte, den Bodensee in geschichtlicher, wie naturwissenschaftlicher Hinsicht zum

Gegenstand seiner Studien zu machen. Dieser Lieblingsbeschäftigung blieb er zeitlebens treu, auch als die Umwandlung der Macaireschen Fabrik auf der Insel in eine „Inselhotelgesellschaft" und die sich daraus oft ergebenden Schwierigkeiten seine Arbeitskraft zeitweise stärker in Anspruch nahmen, und eine stattliche Reihe von Aufsätzen und Vorträgen legen Zeugnis ab von seiner ersprießlichen Tätigkeit auf diesem Felde. Seine Wahl zum Präsidenten des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung „(1893)", sowie zahlreiche Ehrungen durch wissenschaftliche Gesellschaften und die Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Tübingen beweisen das Ansehen, das er genoß. In den letzten Jahren durch schweres Herzleiden fast dauernd ans Krankenlager gebunden, ist er am 30. Oktober 1906 zu Konstanz gestorben.

Quellen: Selbstbiographie in der Zeitschrift für Bodensee und Rhein, Jahrg. V, Nr. 13/14; ebenda Nr. 25. — Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 1907, S. 11 ff.

Paul Zinsmaier.

Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian Prinz von Baden

wurde als jüngster Sohn des Großherzogs Leopold am 9. März 1832 zu Karlsruhe geboren. Seinen Neigungen entsprechend wurde er schon früh der militärischen Laufbahn zugeführt und mit 15 Jahren dem damaligen Leibinfanterieregiment zugeteilt. Während sein älterer Bruder Prinz Wilhelm in die preußische Armee eintrat, widmete sich Prinz Karl in der Folge, alten Traditionen seines Hauses folgend und wohl auch aus politischen Rücksichten, dem österreichischen Militärdienst, kam 1851 als Leutnant zum 10. Feld-Jägerbataillon nach Florenz und gehörte in den nächsten Jahren verschiedenen anderen, ebenfalls im österreichischen Italien liegenden Jägertruppenteilen, auch dem Regiment der Kaiserjäger, an, bis er 1853 zur Kavallerie überging und zunächst als zweiter Rittmeister in das Radetzkyhusarenregiment Nr. 5 nach Mailand versetzt wurde. Mit dem Kürassierregiment Nr. 7 machte er dann 1854 den Marsch nach Tarnow-Lemberg und den Zug nach Cseglö in Ungarn mit, wurde Major im Regimente der Savoyendragoner und nahm als Oberstleutnant der Horváthdragoner im Feldzuge von 1859 an den Schlachten bei Magenta,

Melegnano und Solferino teil, wo er sich durch sein Verhalten die Anerkennung seines Kriegsherrn erwarb. Nachdem Prinz Karl von seinem Bruder, dem regierenden Großherzog, inzwischen im November 1859 zum Chef des 3. Badischen Dragonerregiments ernannt worden war, wurde er 1860 zum zweiten Oberst des in Wien garnisonierenden Kürassierregiments Stadion befördert. Die politische Spannung, die mehr und mehr zwischen Baden und dem Kaiserstaate fühlbar wurde, bestimmte ihn, 1865 seinen Abschied zu nehmen. Der Entschluß ist ihm nicht leicht geworden, und die österreichischen Dienstjahre blieben ihm zeitlebens in freundlicher Erinnerung. Nach der Heimat zurückgekehrt und zum badischen Generalmajor befördert, gehörte er im Feldzuge von 1866 dem Stabe der badischen Felddivision an. In dem Kriege gegen Frankreich trat Prinz Karl militärisch nicht weiter hervor; er folgte dem Großherzog in seinem Stabe vor Straßburg und widmete sich dann der Fürsorge für die Opfer des Feldzugs durch Übernahme und Leitung des badischen Lazarettzuges. 1873 erfolgte die Beförderung des Prinzen zum Generalleutnant, 1883 seine Ernennung zum General der Kavallerie.

Bald nach dem Kriegsende schon hatte Prinz Karl sich mancher Hemmungen ungeachtet zu einem aus reinster Neigung erwachsenen Ehebunde mit der Freiin Rosalie von Beust, einer Hofdame seiner Schwägerin Prinzessin Wilhelm, entschlossen; die Vermählung, bei der seine Gemahlin zur Gräfin von Rhena erhoben wurde, fand am 17. Mai 1871 im Schlosse zu Bauschlott statt. Aus der langen und überaus glücklichen Ehe ging ein Sohn, Graf Friedrich von Rhena, hervor (s. unten), bei dem der Großherzog die Patenstelle übernahm. In seiner schlichten Art liebte der Prinz nicht den Zwang höfischer Repräsentation und unterzog sich ihm nur, soweit es seine Verpflichtungen geboten, wie etwa im Mai 1883, wo sein regierender Bruder ihn als Vertreter des Großherzoglichen Hauses zur Zarenkrönung nach Moskau entsandte. Auch vom politischen Parteileben hielt er sich im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm fern, nahm aber stets warmen, fördernden und opferwilligen Anteil an aller Arbeit, die der Wohlfahrt und Größe des deutschen Vaterlandes diente. Von großer und wahrer Herzensgüte und erfüllt von tiefem religiösen Sinn war er immer bereit, als Helfer der Armen und Notleidenden Werke der Wohltätigkeit zu unterstützen und auch in der Stille Bedrängten Gutes zu erweisen, und fand im Frieden seiner Häuslich-

keit bei diesen Bestrebungen volles Verständnis bei seiner Gemahlin. Als nach dem Tode des Prinzen Wilhelm der Großherzog dem jüngsten Bruder das Präsidium in der Ersten Kammer der Landstände übertrug, unterzog sich Prinz Karl mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit in treuer Pflichterfüllung auch dieser letzten Lebensaufgabe und leitete während drei Sitzungsperioden mit Umsicht die Verhandlungen des Hohen Hauses. Noch zur Sitzung vom 7. August 1906, mit der der Landtag schloß, eilte er, wiewohl schon leidend, von seinem Berchtesgadener Landsitze, den er Ende der neunziger Jahre erworben, herbei, um sein Amt auszuüben. Ein paar Monate später setzte eine schwere Arterienerkrankung, zu der eine Lungenentzündung hinzutrat, am 3. Dezember seinem Leben ein Ziel. Das Schicksal fügte es, daß auch seine Gemahlin ihn nicht lange überleben sollte; sie folgte ihm am 15. Oktober 1908 im Tode, und noch im gleichen Jahre fand ihr Sohn, Graf Friedrich von Rhena, sein tragisches Ende. Wesen und Art des Prinzen Karl hat sein Neffe, Prinz Max von Baden, wohl am besten gekennzeichnet, wenn er in dem ihm gewidmeten Nachrufe von ihm sagte: „Sein einfacher, gerader, fester Charakter, sein wohlwollender, gerechter Sinn, die Treue, mit der er festhielt an seinen Beziehungen und Freundschaften, sein klarer Verstand und seine Offenheit erweckten in allen, die ihm näher treten durften, das Gefühl unbedingter Zuverlässigkeit und Achtung."

Karlsruher Zeitung vom 8. Dezember 1906. — Sitzungsprotokoll der Ersten Kammer vom 27. November 1907. — Akten des Großh. Familienarchivs.

Karl Obser.

Friedrich Graf von Rhena,

als Sohn des Vorigen geboren zu Karlsruhe am 29. Januar 1877, besuchte 1886—1895 das dortige Gymnasium und bereiste nach dem Abitur mit dem Hauptmann Th. v. Barsewisch 1895—1896 Italien. Nach der Rückkehr trat er im September 1896 als Leutnant beim Badischen Leibgrenadierregiment Nr. 109 ein, wurde 1897 zum 2. Garderegiment zu Fuß nach Berlin versetzt, aber schon 1899 à la suite gestellt, da er sich dem Studium der Rechte widmen wollte. Seine Studien führten ihn nach Freiburg, Heidelberg und Leipzig, wo er zuletzt im Sommer 1903 promovierte und sich auch der ersten juristischen Staatsprüfung unterzog. Im Januar 1904 wurde er

dann als Attaché dem Auswärtigen Amte zugeteilt, das ihn zur weiteren Ausbildung der Botschaft in London überwies und nach Ablegung der diplomatischen Prüfung im Dezember 1907 als Legationssekretär nach Bern sandte. Im Sommer 1908 vertrat er vorübergehend den deutschen Gesandten in Lissabon, um dann nach Bern zurückzukehren. Dort lernte er im Hause des Gesandten v. Bülow die älteste Tochter Berta kennen und faßte zu ihr eine tiefe Neigung, die erwidert wurde; am 17. November 1908 fand die Verlobung statt. Aber nur wenige Tage darauf, am 20. November 1908, riß ein tragischer Unfall ihn aus seinem Glücke und bereitete seinem Leben ein frühes Ende: nervöse Atembeschwerden, an denen er litt, trieben ihn in der Nacht, um Luft zu schöpfen, ans Fenster, dessen niedrige Brüstung sich kaum über den Fußboden erhob; er verlor das Gleichgewicht, stürzte kopfüber hinaus und fand auf der Stelle den Tod. Die Beisetzung des jungen Fürstensohnes, der von denen, die ihn näher kannten, als eine sympathische, aufgeweckte, sittenreine Persönlichkeit von schlichtem, offenem Wesen geschildert wird, erfolgte an der Seite der Eltern in der Grabkapelle zu Karlsruhe. Von seiner hohen Auffassung echt christlicher Nächstenliebe legten seine letztwilligen Bestimmungen zugunsten gemeinnütziger Einrichtungen und zu Wohlfahrtszwecken Zeugnis ab. Der von ihm auch bedachte Schwarzwaldverein ehrte sein Andenken durch den „Graf-Rhena-Weg".

Karlsruher Zeitung vom 16. November 1908. — Aufzeichnungen des Herrn Generalmajors v. Barsewisch, die zur Einsicht überlassen wurden. — Tagebuch der italienischen Reise.

Karl Obser.

Sophie Fürstin zur Lippe

wurde als zweite Tochter des Markgrafen Wilhelm von Baden und der Prinzessin Elisabeth von Württemberg am 7. August 1834 zu Karlsruhe geboren. Unter der Obhut der Eltern und im Kreise ihrer beiden Schwestern verlebte sie frohe Kinderjahre und erhielt eine sorgsame Erziehung, die besonders ihre künstlerischen Neigungen berücksichtigte. Am 9. November 1858 vermählte sie sich mit dem Prinzen Waldemar zur Lippe, dem ältesten Bruder des damals regierenden Fürsten Leopold zur Lippe, dem sie in einer nahezu 40jährigen glücklichen Ehe angehörte, die nur durch den frühen Tod ihrer Eltern und die eigene Kinderlosigkeit getrübt wurde. In ihrer neuen

Heimat verstand sie es, sich rasch die Zuneigung und Hochschätzung aller zu gewinnen. Mit ganzer Hingabe und Liebe hat sie sich den Werken der christlichen Nächstenliebe und der Fürsorge gewidmet. Ein sichtbares Zeichen dieses sonst im stillen wirkenden Wohltuns war die von ihr 1864 gegründete „Sophienanstalt" für verwaiste Mädchen in Detmold. Auch als ihr Gemahl 1875 zur Regierung gelangte und neue Aufgaben an sie herantraten, hat sie sich nie davon abhalten lassen, diesem edlen Zuge ihres Herzens zu folgen. Nach dem Tode ihres Gemahls (1895), nahm sie als Witwe ihren Wohnsitz wieder in der alten Heimat, mit der sie immer in reger Verbindung geblieben war, und lebte bald in ihrem Schlößchen bei Rotenfels, bald zu Karlsruhe ganz ihren künstlerischen Neigungen. Ihr gastliches Haus in der Kriegstraße wurde eine Pflegestätte bester Kammermusik, ein Sammelplatz und Heim für das musikalische Karlsruhe, wo sich Künstler und Musikfreunde allwöchentlich trafen, wo auch Felix Mottl und Heinrich Ordenstein häufig verkehrten. Ein lebhafter, herzlicher Verkehr mit den Ihrigen verschönte die letzten Jahre der hochsinnigen und stets hilfsbereiten Fürstin. Am 7. April 1904 zu Karlsruhe nach kurzen Leidenstagen verschieden, fand sie an der Seite ihres Gemahls im Mausoleum zu Detmold ihre letzte Ruhestätte.

(Karlsruher Zeitung 1904, Nummer 124 u. 127. Chronik von Karlsruhe 1904, S. 2 f.)

Paul Zinsmaier.

Leopoldine Fürstin zu Hohenlohe-Langenburg

wurde am 22. Februar 1837 zu Karlsruhe als jüngste Tochter des Markgrafen Wilhelm von Baden und der Prinzessin Elisabeth von Württemberg geboren. Hier im Elternhause verbrachte sie ihre Jugend, bis sie sich am 22. September 1862 zu Karlsruhe mit dem Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg vermählte, der seit 1860 die Standesherrschaft übernommen hatte. Das junge Paar verbrachte die ersten Jahrzehnte in dem stillen und abgelegenen Stammschloß zu Langenburg, wo der Fürst der Verwaltung seiner Güter oblag, während seine Gemahlin in ihrer schlichten, zurückhaltenden Art sich ganz der Pflege eines innigen Familienlebens und der Erziehung der drei der Ehe entsprossenen Kinder widmete. Nach außen hin ist sie wenig hervorgetreten, auch dann nicht, als ihr Gatte 1894 als kaiserlicher Statthalter in die Reichslande Elsaß-Lothringen berufen wurde. Sie hat sich darauf beschränkt, die Pflichten der Repräsentation und

der Gastlichkeit, die ihr durch die neue Stellung des Fürsten auferlegt wurden, in kluger und gewinnender Weise zu erfüllen. Um so mehr wirkte sie als Schirmerin und Leiterin zahlreicher charitativer und sozialer Vereinigungen und Anstalten, sowie durch eigenes Vorbild auf dem Gebiet hilfreicher christlicher Nächstenliebe. Als am 23. Dezember 1903 ein längeres Herzleiden ihrem Leben ein vorzeitiges Ende setzte, trauerte auch das elsäßische Volk aufrichtig um den Hingang der gütigen Fürstin. Ihre letzte Ruhestätte fand sie in dem von ihrem Gemahl erbauten Mausoleum zu Langenburg, wo er selbst 1913 an ihrer Seite beigesetzt wurde.

(Karlsruher Zeitung 1903 Nummer 355 u. 357. Biogr. Jahrbuch 1903, 49.)

Paul Zinsmaier.

Alexandrine Luise Amalie, Herzogin von Sachsen-Koburg und Gotha,

die älteste Tochter des Markgrafen und späteren Großherzogs Leopold von Baden und seiner Gemahlin Sophie und ein Patenkind Kaiser Alexander I. von Rußland, wurde am 6. Dezember 1820 zu Karlsruhe geboren. Im Kreise zahlreicher Geschwister verlebte sie eine sorglose und treu behütete Jugendzeit. Die Erziehung und Ausbildung unter der trefflichen Leitung des Geheimrats Rinck, dessen sie zeitlebens dankbar gedachte, kam besonders ihren musikalischen und künstlerischen Neigungen entgegen. Reisen nach Frankreich und England trugen zur Erweiterung und Bereicherung ihrer Kenntnisse bei. Im Januar 1842 verlobte sie sich mit dem nachmaligen Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha, der sie im Herbst 1840, als er den badischen Manövern bei Schwetzingen beiwohnte, kennengelernt hatte. Schon wenige Monate später, am 3. Mai 1842, fand die Vermählung in Karlsruhe statt. Nach den eigenen Worten des Herzogs war die Heirat „diplomatisch nicht vorbereitet, sollte menschlich aber um so besser gelingen". Das junge Paar verbrachte die wenigen Jahre bis zur Thronbesteigung Herzog Ernsts, die im Januar 1844 erfolgte, auf dem in der Nähe von Koburg gelegenen Schloß Kallenberg, das der Herzogin für alle Zeit ein Lieblingsaufenthalt wurde. Nur vorübergehend wurde die stille Zurückgezogenheit dieser glücklichen Jahre durch Reisen an die verwandten Höfe von Brüssel und London und 1843 an den französischen Hof unterbrochen. Als Herzogin hielt Alexandrine sich von jeder Einflußnahme auf die Regierungsgeschäfte fern; in stiller, unermüdlicher Hingebung

und Arbeit widmete sie ihre ganze Kraft dem Dienste der christlichen Nächstenliebe und der Förderung der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten und erwarb sich damit die dankbare Liebe ihres Volkes. Ihrem Gatten selbst war sie eine treusorgende, stets hilfsbereite Gefährtin, die ihn fast immer auf seinen zahlreichen und oft anstrengenden Reisen begleitete, die sie 1847 nach Spanien und Portugal, 1862 nach Ägypten und Abessynien und infolge der vielen Verwandschaftsbande des Koburger Hauses in beinahe alle europäischen Hauptstädte führten. Ihre reichen musikalischen Kenntnisse ermöglichten ihr, die verständnisvolle Teilnehmerin an dem künstlerischen Schaffen ihres Gemahls zu sein. Tiefen Schmerz, den die Zeit nur langsam heilte, bereitete ihr die Kinderlosigkeit ihrer Ehe und die in späteren Jahren eintretende Entfremdung der beiden Gatten. Bei aller Liebe aber, die sie für ihr Koburger Land empfand, hat sie die badische Heimat nie vergessen, und ihre häufigen Besuche sind Beweise ihrer treuen Anhänglichkeit. Als Herzog Ernst II. am 22. August 1893, ein Jahr nach der Feier der goldenen Hochzeit, starb, zog sie sich in die Stille von Schloß Kallenberg zurück, wo sie ihre letzten Lebensjahre zumeist verbrachte. Fortan galt alles Denken und Sorgen ihren Verwandten, mit denen sie immer in herzlicher Liebe verbunden war, besonders mit Großherzog Friedrich I., dessen Lieblingsschwester sie war. Ihr gemeinsamer, reger Briefwechsel, der von 1834 bis 1904 reicht, zeugt von der Innigkeit und Herzlichkeit ihres Verhältnisses. Lebhaft hat sie seine Verlobung mit Luise von Preußen begrüßt, und tiefer Kummer hat sie bewegt, als sie im November 1881 von der schweren Erkrankung des Großherzogs hörte. Der Besuch des geliebten Bruders im November 1904 in Koburg sollte das letzte Wiedersehen der Geschwister und ihre letzte Freude sein. Wenige Wochen später erkrankte sie an einer Lungenentzündung, der sie am 20. Dezember 1904 erlag. Ihre Beisetzung im Mausoleum zu Koburg, an der Seite ihres Gatten, erfolgte am 27. Dezember 1904. Ein zahlreiches Trauergefolge, darunter der Kaiser und in Vertretung des erkrankten Großherzogs, Erbgroßherzog Friedrich, und die aufrichtige Teilnahme in allen Schichten der Bevölkerung, zeugten noch einmal von der hohen Verehrung, die die Entschlafene genoß.

Schriften ihres letzten Kammerherrn P. v. Ebart. – Archivalien des bayerischen Staatsarchives Koburg. – Notizen aus dem Großherzoglichen Familienarchiv, mitgeteilt von Geheimrat Dr. K. Obser.

Paul Zinsmaier.

Totenliste von 1901 bis 1910 einschl.

Mit K. bezeichnete Angaben stammen von dem verstorbenen Geh. Archivrat Dr. A. Krieger, mit O. bezeichnete von Geheimem Rat Dr. K. Obser, mit Z. bezeichnete von Dr. P. Zinsmaier. Beiträge von Archivdirektor Dr. Hefele in Freiburg und Museumsdirektor Dr. Walter in Mannheim tragen die Signaturen H. bzw. W.

Albrecht, Karl, geb. 4. April 1823 in Leipzig, gest. 18. Januar 1904 in Freiburg, studierte Sprachwissenschaft und wurde Gymnasiallehrer in Leipzig. Er widmete sich besonders der Gabelsberger Stenographie, um die er sich als Lehrer wie als Verfasser von Lehrbüchern und zahlreichen Schriften größte Verdienste erwarb. 1882 übersiedelte er nach Freiburg i. Br., wo er bis 1892 die Leitung der „Allgemeinen Deutschen Stenographen-Zeitung" beibehielt (Deutscher Stenographenkalender 1902; Freiburger Zeitung, 5. April 1903, Nr. 81; 21. Januar 1904, Nr. 17). H.

Amann, Konstantin, geb. 26. Februar 1820 in Freiburg, 1849—1859 Amtsassessor, Amtmann und (seit 1850) Amtsrichter in Stockach, dann in Konstanz und Bruchsal, 1870 Oberhofgerichtsrat in Mannheim, 1877 Direktor beim Kreis- und Hofgericht in Konstanz, 1882—1887 Landgerichtspräsident in Mosbach, 1887—1898 in Offenburg, gest. 1. Oktober 1907 in Freiburg (Freiburger Zeitung, 3. Okt. 1907, Nr. 231). K.

Andreas, Ludwig, geb. 6. April 1851 in Karlsruhe, Kaufmann daselbst und zuletzt Inhaber eines Hypothekengeschäfts, um das Militärvereinswesen verdiente Persönlichkeit, gest. 9. Mai 1906 (Chronik d. St. Karlsruhe 1906, 246. — Bad. Landeszeitung 1906, Nr. 221). K.

Armbruster, Emil, geb. 10. Februar 1843 in Achern, gest. 18. September 1908 in Freiburg. Lyzeum Freiburg und 1863—1867 Universität Freiburg Jura, 1875 Amtsrichter in Neustadt, 1875—1891 als Amts- und Oberamtsrichter in Neustadt, Schwetzingen, Bruchsal und Freiburg, seit 1907 Amtsgerichtsdirektor. 1897 Abgeordneter der Zweiten Kammer für den Wahlkreis Ettenheim-Emmendingen, den er bis zu seinem Tode vertrat, 1901—1908 als solcher Mitglied der Kommission für Straßen und Eisenbahnen (Bad. Beobachter vom 19. bis 22. September 1908. — Charitas, 1908—1909, 4—6). O.

Arnold, Ludwig, geb. 3. Dezember 1847 in Neckarbischofsheim, Staatsanwalt in Pforzheim (1881—1890) und in Karlsruhe (1890—1893) und erster Staatsanwalt in Offenburg (1893 bis 1901), zuletzt Oberstaatsanwalt am Oberlandesgericht in Karlsruhe und

Geh. Oberregierungsrat im Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts, gest. 30. Juli 1902 (Karlsruher Ztg., 1902, Nr. 219). K.

Arnsperger, Leopold, geb. 17. Mai 1834 in Pforzheim als Sohn des späteren Oberforstmeisters K. F. Arnsperger, gest. 24. April 1906 in Karlsruhe. Studiert nach Besuch der Lyzeen zu Karlsruhe, Bruchsal und Heidelberg an letzterer Hochschule 1852—1856 Medizin, besteht 1857 die Staatsprüfung mit der Note „gut" und promoviert im folgenden Jahre. 1857—1864 als Assistenzarzt in Pforzheim an der Heil- und Pflegeanstalt, dann Amts- und Amtsgerichtsassistenzarzt und 1877 Bezirksarzt daselbst, seit 1881 mit dem Titel Medizinalrat. 1882 Medizinalreferent im Ministerium des Innern und Bezirksarzt zu Karlsruhe, 1887 Obermedizinalrat, 1898 wegen leidender Gesundheit unter Ernennung zum Geheimen Rat 3. Klasse in den Ruhestand versetzt. Seit 1866 verheiratet mit Anna Gülich von Pforzheim. Politisch der Nationalliberalen Partei zugehörig, wurde er 1884 vom Wahlkreis Karlsruhe—Bruchsal in den Reichstag gewählt (Bad. Landeszeitung vom 25./26. April 1906; Chronik d. St. Karlsruhe 1906, 245; Dienstakten). O.

Ausfeld, Adolf, geb. 30. August 1855 in Gotha, gest. 15. August 1904 in Heidelberg. Studierte in Jena, Göttingen und Leipzig alte Philologie, Geschichte und Germanistik. Zuerst in elsaß-lothringischen, seit 1880 in badischen Schuldiensten, an den Gymnasien in Bruchsal und Heidelberg tätig. Pfleger der Bad. Historischen Kommission und Förderer der Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins und Deutschen Schulvereins. Veröffentlichte verschiedene Untersuchungen zur Alexandersage (Chronik von Heidelberg 1904, 156. — Jahresbericht des Gymnasiums Heidelberg, 1904/05, S. 1 und 2, wo auch Verzeichnis seiner Schriften). O.

Barazetti, Caesar, entstammte einer aus dem Vigezzotal bei Domodossola im 18. Jhdt. nach Mannheim eingewanderten und zu raschem Aufstieg gelangten Familie, wurde als Sohn eines Oberhofgerichtsadvokaten am 13. Januar 1844 dort geboren, widmete sich 1863—1867 zu Heidelberg und Bonn dem Studium der Rechte, ließ sich, nachdem er 1871 auch die zweite juristische Staatsprüfung bestanden, als Rechtsanwalt erst in seiner Vaterstadt, dann in Heidelberg nieder, wo er sich 1884 für Zivilprozeß, französisches Zivilrecht und bad. Landrecht habilitierte. Auf Grund seiner „recht guten" Lehrerfolge und einer von der Fachkritik beifällig aufgenommenen „Einführung in das französische Zivilrecht" (1889) wurde er 1890 Extraordinarius, erbat aber, von seiner Stellung unbefriedigt, im Herbst 1897 seine Entlassung und siedelte nach kurzem Aufenthalt in Genf nach Freiburg i. Ü. über, wo er die ordentliche Professur für römisches Recht erhielt und das Schweizer Bürgerrecht erwarb. Eine schwere Rückgratverletzung infolge eines Falles führte nach vierjährigem Leiden am 5. Juli 1907 seinen Tod herbei (A. Teichmann im Biogr. Jahrbuch XII, 230 ff. und Personalakten). O.

Bauer, Karl Ludwig, geb. 17. Januar 1845 in Montabaur, Professor der Mathematik und Physik am Realgymnasium in Karlsruhe (1871 bis 1905), Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten, gest. 12. No-

vember 1905 (Südwestdeutsche Schulblätter XXIII, 77). K.

Bayer-Ehrenberg, Karl von, geb. 16. Mai 1848 in Stuttgart, gest. 7. Februar 1908 in Karlsruhe. Nahm als württembergischer Offizier am Feldzuge 1870/71 teil, wo er sich in den Ausfallgefechten bei Champigny auszeichnete, erbat als Hauptmann im Feldartillerieregiment 13 seinen Abschied und zog sich dann nach Karlsruhe zurück, wo er sich als langjähriger ehrenamtlicher Konservator des Bad. Kunstvereins und bei allen künstlerischen Veranstaltungen um die Pflege künstlerischer Interessen verdient machte und späterhin auch Präsident des Bad. Automobilklubs war (Bad. Landeszeitung 1908, Nr. 67; Karlsruher Zeitung 1908, Nr. 45; Chronik v. Karlsruhe, 1908, und Mitteilungen des Sohnes). O.

Becht, Karl, geb. 1. Juni 1836 zu Unterlinden in Freiburg, 1858 Postpraktikant, 1871 Post- und Bahnverwalter in Meßkirch, seit 1872 Betriebskontrolleur, bzw. Bahnverwalter in Konstanz, Villingen und Mannheim, 1881 Transportinspekteur bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen, 1883 Bahnamtsvorstand in Offenburg, 1896—1904 in Freiburg Oberbetriebsinspektor, Regierungsrat, gest. 29. Oktober 1909 in Freiburg (J. Becht, Regierungsrat K. B. Ein Lebensbild. Freiburg 1911. — Breisgauer Chronik 1909, 85). K.

Becker, Ludwig, geb. 3. Januar 1846 in Horrenberg (Wiesloch), gest. 16. Juli 1910 in Illenau. Wurde 1896 Vorstand der Rheinbauinspektion Karlsruhe und entwarf die Pläne zum dortigen Rheinhafen, seit 1905 Baurat und Vorstand der Wasser- und Straßenbauinspektion Lahr (Chr. v. Karlsruhe 1910, 203). O.

Behaghel, Ernst, geb. 7. November 1825 in Elberfeld, besuchte das Gymnasium zu Heidelberg, trat 1841, seiner Neigung zu technischen Arbeiten folgend, bei einem Mechaniker in Mannheim in die Lehre, arbeitete 1846–1848 in einer Maschinenfabrik in Mülhausen i. E. und darauf in der Heimat bei einem Verfertiger chirurgischer Instrumente, trat 1849 in die Keßlersche Maschinenfabrik in Karlsruhe ein, besuchte daselbst 1850—1852 das Polytechnikum und nahm 1853 Stellung bei der Maschinenbaugesellschaft in Karlsruhe. Von 1866—1901 war er im badischen Staatsdienst und wurde 1900 Baurat. Er starb am 23. Oktober 1903 in Freiburg (Freiburger Zeitung vom 28. Oktober 1903, Nr. 252; Bad. Landeszeitung vom 24. Oktober 1903). O.

Berner, Heinrich, geb. 19. August 1829 in Neckarbischofsheim, gest. 1. Oktober 1903 in Pforzheim. Wirkte 1865 bis 1898 als Bezirkstierarzt in Pforzheim und übernahm später die Verwaltung des städtischen Schlachthofes, zuletzt mit dem Titel Veterinärrat. Hochverdient um das Tierarzneiwesen, Obmann des tierärztlichen Ausschusses und des Zentralausschusses beim Ministerium des Innern, und staatl. Prüfungskommissär, 1872 bis 1897 erster Vorsitzender des „Vereins bad. Tierärzte" und Vertreter Badens beim internationalen tierärztlichen Kongreß in Brüssel (Bad. Landeszeitung vom 2. Oktober 1903. — Jahrbuch der Stadt Pforzheim 1903, 23 ff. — Mitteilungen des Vereins bad. Tierärzte 1903, 160). O.

Bernus, Alexander Friedrich, Freiherr von, geb. 23. Januar 1838 in Frankfurt a. M., gest. 29. Januar 1908 in Heidelberg. Die Mutter Marie, geb. du Fay, war eine Nichte von

Sophie Schlosser. So verbrachte er schon einen Teil seiner Jugend bei seinem Großonkel Rat Schlosser auf Stift Neuburg, wo er den dort verkehrenden Romantikern, Steinle vor allem, nahe trat und nach längerem Aufenthalt in England und dem Tode der Mutter 1888 dauernd seinen Wohnsitz nahm. Erbe und Hüter der von Schlosser gesammelten künstlerischen und literarischen Schätze (Goethereliquien), pflegte und ergänzte er sie verständnisvoll, getreu der Tradition, die sich seit Schlossers Tagen an Stift Neuburg knüpfte, in seinem gastfreundlichen Heim. Schlicht und gediegen in seinem Wesen, von vornehmer Gesinnung, erfreute er sich in Heidelberg, wo er im Winter lebte, der Hochschätzung weitester Kreise; die Weimarer Goethegesellschaft ehrte ihn durch Wahl in den Vorstand. Seine Ehe mit Helene Falkenburger, gest. 1895, blieb kinderlos (Heidelberger Zeitung vom 30. Januar 1908). O.

Beutter, Franz, geb. 6. Dezember 1840 in Konstanz, gest. 14. Mai 1909 in Freiburg. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Konstanz studierte er in Freiburg Theologie und wurde 1864 zum Priester geweiht. Kam als Kaplan nach St. Martin in Freiburg, wo er 1872 zum Pfarrverweser ernannt wurde. Seit 1880 Dompräbendar am Münster zu Freiburg. Veröffentlichte 1891 eine „Geschichte der hl. kath. Kirche", die 1896 in zweiter Auflage erschien und ins Spanische übersetzt wurde (K. Mayer, F. S. Beutter, 1910. — Freiburger Diöz.-Archiv, N. F. 12, S. 44 f.). Z.

Bihler, Ludwig, geb. 23. März 1843 in Freiburg, gest. 11. Juli 1905. Seit 1889 bekleidete er das Waisenrichteramt. Er war Mitbegründer des Breisgau-Vereins Schauinsland, für den er u. a. das Festspiel „Der goldene Marti", sowie eine Anzahl ernster und heiterer Lieder für das Vereinsliederbuch verfaßte (Freiburger Zeitung vom 14. Juli 1905, Nr. 162. — Schauinsland, Vereinsbericht zum 33. Jahrlauf). H.

Bissinger, Erhard, geb. 31. Januar 1843 in Flehingen (Amt Bretten), gest. 20. Juni 1910 in Weinheim. Langjähriger amerikanischer Generalkonsul in Beirut. Ließ sich 1894 in Weinheim nieder, das ihn wegen seiner Verdienste um die Verschönerung der Stadt 1904 zum Ehrenbürger ernannte (Weinheimer Gesch.-Blätter, Nr. 1, S. 20). Z.

Blum, Wilhelm, geb. 3. Juli 1831 in Dorpat, ein um das öffentliche Leben und die Wohlfahrtspflege in seiner zweiten Heimat, der Stadt Heidelberg, hervorragend verdienter Mann, nationalliberaler Politiker, vertrat 1869/70 den 13. Städtewahlbezirk und 1871/72 den 48. Wahlbezirk (Stadt Heidelberg), 1873—1878 den 53. Wahlbezirk (Amt Mosbach), 1879 bis 1882 den 52. Wahlbezirk (Ämter Eberbach und Buchen) und 1889—1892 wiederum den 48. Wahlbezirk (Stadt Heidelberg) im badischen Landtag, sowie 1871—1884 den 13. Wahlkreis im deutschen Reichstag, gest. 18. Februar 1904 in Heidelberg (Chronik der Stadt Heidelberg 1904, 151. — Bll. des Bad. Frauenvereins 1904, 102). K.

Bornträger, August, geb. 6. Januar 1819 in Klaustal (Hannover), a.o. Professor der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät an der Universität Heidelberg, las über Pharmazie und pharmazeutische Experimentalchemie, gest. 13. Februar 1905 in Heidelberg (Chron. d. St. Heidelberg 1905, 160; Biogr. J. B. 1905, 148*). K.

Büchle, Adolf, geb. 23. November 1842 in Staufen, gest. 30. November 1909. Studierte anfangs Theologie, dann Philologie, wurde 1870 Professor am Gymnasium in Baden-Baden und später in Karlsruhe, von wo er 1884 zum Direktor des Progymnasiums in Durlach berufen wurde. 1895 Direktor des Gymnasiums in Bruchsal und 1907 an derselben Anstalt in Baden-Baden. Verfasser mehrerer Dichtungen meist epischen Inhalts. (Personalakten. — Südwestdeutsche Schulblätter 1910, 201). Z.

Bühler, August, geb. 7. August 1851 in Offenburg, Dompräbendar in Freiburg, Assessor und Offizialatsrat beim erzbischöfl. Ordinariat, gest. 29. Februar 1908 (Bad. Beobachter 1908, Nr. 51; Freib. Diöz.-Archiv, N. F. 12, 33). K.

Canz, Wilhelmine, geb. 27. Februar 1815 in Hornberg (Baden), gest. 15. Januar 1901 in Großheppach. Religiöse Schriftstellerin, Verfasserin eines Aufsehen erregenden, gegen Junghegelianismus und Modernismus gerichteten Tendenzromanes „Eritis sicut Deus", der 1854 anonym erschien; Begründerin einer Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen (Biogr. Jahrb. 1901, 78 [Krauß]). O.

Clady, Ludwig, geb. 4. Januar 1823 in Karlsruhe als Sohn eines Hofkonditors, gest. 24. September 1906 in Karlsruhe. Widmete sich nach Studien am Polytechnikum dem Postfache. Postamtsvorstand in Basel, Kehl und Baden-Baden, 1848 Feldpostmeister bei der bad. Division, 1849 Feldpostkommissär bei dem preußischen Armeekorps unter dem Prinzen von Preußen. 1870 Bezirkspostmeister in Karlsruhe, von 1872 bis zum Übertritt in den Ruhestand 1875 Postdirektor ebenda. Veröffentlichte aus seinen Erinnerungen und Studien, meist in den „Karlsruher Nachrichten" und in der „Badischen Presse", zahlreiche Aufsätze zur Geschichte von Alt-Karlsruhe (Badische Presse 1906, Nr. 443). O.

Conrad, Julius, geb. 9. Mai 1848 in Rastatt, Professor an der Oberrealschule in Konstanz, Vorsitzender des Hegauverbandes der bad. Militärvereine, gest. 25. Juli 1908 (Karlsruher Zeitung 1908, Nr. 242. — Südwestdeutsche Schulblätter XXV, 436). K.

Cramer, Moritz Eduard, geb. 23. August 1863 in Marburg, gest. 19. Januar 1902 in Achern. Bestand 1888 das medizinische Staatsexamen und promovierte zum Dr. med. Nachdem er 1893 die venia legendi erhalten hatte, wurde er 1896 zum a.o. Professor für Hygiene an der Universität Heidelberg ernannt. Verfasser eines Handbuches der Hygiene (Biogr. Jahrb. 1902, 22*. — Dienstakten). Z.

Deimling, Moritz, geb. 2. November 1868 in Karlsruhe, gest. 20. November 1905 in Shanghai. Trat 1885 als Seekadett bei der Marine ein und wurde 1891 nach Kamerun kommandiert, wo er sich bei der Unterdrückung der Aufstände hervorragend auszeichnete, war während der Chinawirren dem Geschwaderchef in Ostasien zugeteilt und wurde zum Kapitän ernannt. Vorübergehend in der nautischen Leitung des Reichsmarineamtes tätig, wurde er bald darauf als Kommandant des Kanonenbootes „Tiger" nach Ostasien entsandt, wo eine Blinddarmentzündung seiner glänzenden Laufbahn als Seeoffizier ein frühes Ende setzte (Bad. Landeszeitung vom 16. Januar 1906). Z.

Deimling, Wilhelm, geb. 20. Dezember 1831 in Karlsruhe, trat 1856 als

Oberarzt in das 2. Bad. Grenadierregiment Nr. 110 ein und wurde 1863 in das 5. Bad. Inf.-Regiment Nr. 113 versetzt. Er machte die Kriege von 1866 und 1870/71 mit und nahm als Chefarzt des Sanitätsdetachements an der Schlacht bei Wörth, an der Belagerung von Straßburg, an den Kämpfen an der Lisaine usw. teil. Nach dem Kriege gehörte er nacheinander verschiedenen Truppenteilen, u.a. auch mehrere Jahre dem Dragonerregiment Nr. 21 als Regimentsarzt an. Seit 1883 wirkte er als Oberstabsarzt in Freiburg, 1887 wurde er als Generalarzt pensioniert. Er starb am 25. Februar 1902 in Freiburg (Freiburger Zeitung vom 2. März 1902, Nr. 52; Bad. Militärvereinsblatt 1902, S. 84). O.

Dietler, Adolf, geb. 25. Mai 1827 in Freiburg, gest. 21. März 1908. Er ist der Begründer der bekannten Hofmöbelfabrik, der er ihren über Badens Grenzen hinaus reichenden Ruf sicherte. H.

Diffené, Karl, geb. 25. Mai 1836 in Mannheim, gest. 22. Mai 1902 daselbst. Studierte nach Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt in Heidelberg, wo er 1859 promovierte. Seinem Eintritt in die Rohtabakhandlung Sauerbeck und Diffené gingen längere Auslandsreisen voraus, die besonders der Ausbildung im Tabakwesen gewidmet waren. 1878 Mitglied der Reichstabakenquetekommission und ungefähr gleichzeitig Vorstand des Mannheimer Tabakvereins. Seine Hauptarbeit galt der Mannheimer Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft, deren Präsident er seit 1872 war und die sich unter seiner Leitung zu einer der bedeutendsten rheinischen Schiffahrtsgesellschaften entwickelte. Daneben war er Vorsitzender der Bad. Schiffahrtsassekuranzgesellschaft und Aufsichtsratsmitglied zahlreicher Mannheimer Aktiengesellschaften. Von 1887—1893 Stadtrat als Vertreter der Nationalliberalen. Verdient um das Bibliothekswesen und Musikleben der Stadt (Biogr. Jahrb. 1902, 72*. — Mannheimer Chronik 1902, 73. — Generalanzeiger Mannheim 1902, Nr. 234). Z.

Dilger, Joseph, geb. 21. Januar 1840 in Freiburg als Sohn eines Buchdruckereibesitzers, gest. 27. Februar 1904. Beteiligte sich nach Rückkehr von der Wanderschaft an der Gründung des „Freiburger Boten", der 1865 als zweites Zentrumsblatt Badens erschien. Nahezu vier Jahrzehnte arbeitete Dilger am Gedeihen des Blattes. Als Verleger während des Kulturkampfes wiederholt zu Geld- und Freiheitsstrafen verurteilt. Verdient um das katholische Vereinsleben (Freiburger Bote vom 29. Februar 1904). H.

Dittler, Emil, geb. 14. April 1868 in Pforzheim, gest. 18. Januar 1902 in München. Erst Ziseleur in seiner Vaterstadt; weitere Ausbildung an der Kunstgewerbeschule und Akademie zu München, wo er als begabter Bildhauer seit 1896 bis zu seinem frühen Tode tätig war. Über ihn und seine Arbeiten eingehend G. Habich in „Kunst und Handwerk" 52, 241 ff.; Thieme-Becker, Künstlerlexikon 9, 335; Jahrbuch d. St. Pforzheim 1902, 18. O.

Drach, Emil, geb. 8. September 1855 in Heidelberg, Schauspieler und Regisseur in München, Frankfurt, Berlin und Dresden, auch dramatischer Schriftsteller, gest. 6. Februar 1902 in der Irrenanstalt Illenau (Biogr. Jahrb. 1902, 218). K.

Ederer, Karl, geb. 21. August 1855 in Schöntal (Österreich), Hofmusiker am Hoftheater in Karlsruhe, gest. 4. April 1901 (Biogr. Jahrb. 1901, 25*). K.

Eichrodt, Richard, geb. 10. März 1840 in Karlsruhe, gest. 14. April 1908 in Mannheim. Bruder des Dichters Ludwig Eichrodt. Begann als jugendlicher Liebhaber am Mannheimer Nationaltheater, dem er 47 Jahre als Hofschauspieler angehörte (Generalanzeiger Mannheim vom 16. April 1908). W.

Emminghaus, Otto, geb. 1. März 1860 in Dresden, gest. 2. Juli 1910 in Mannheim. 1889 Syndikus der Handelskammer Posen, 1893 zweiter Sekretär und 1894 erster Sekretär der Handelskammer Mannheim. Geschäftsführer des Allg. Fabrikantenvereins und des Tabakvereins (Neue Bad. Landeszeitung 1910, Nr. 302). W.

Ettlinger, Emma, geb. 14. Dezember 1849 in Karlsruhe, als jüngste Tochter des Hofgerichtsadvokaten Ettlinger, gest. 5. Mai 1906 ebenda. Widmete sich nach dem Tode des Vaters dem Studium moderner Sprachen, insbesondere des Polnischen, und führte, gemeinsam mit ihrer Schwester Rudolphine, durch vorzügliche, von feiner Einfühlung zeugende Übersetzungen, die Werke von H. Sienkiewicz in der deutschen Literatur ein, von denen als erstes der Roman „Ohne Dogma" 1892 erschien. Alle späteren erschienen im Verlag von Benziger in Einsiedeln, wo Karl Muth, der spätere Redakteur des „Hochland", auf die begabten Schwestern aufmerksam geworden war, zunächst in der Zeitschrift „Alte und Neue Welt", dann in Buchform. Auch als Übersetzerin aus dem Englischen ist Emma E. hervorgetreten: eine gekürzte Bearbeitung von Richardsons „Clarissa", mit Vorwort von Franz Muncker, kam 1890 heraus, eine Übersetzung von Bensons historischem Roman „Des Königs Werk", an der sie in den letzten Lebensjahren arbeitete, erst nach ihrem Tode. Verdient auch als eifrige Mitarbeiterin an der mit auf ihre Anregung gegründeten „Rechtsauskunftstelle für Frauen" ihrer Vaterstadt (Mitteilungen ihrer [1933] zweiundneunzigjährigen Schwester, der bekannten Schriftstellerin Anna Ettlinger). O.

Fabert, Karl von, geb. 22. April 1828 in Karlsruhe, 1866—1870 Artilleriedirektor der Festung Rastatt, führte während der Belagerung von Straßburg 1870 vorübergehend das badische Feldartillerieregiment, gest. als Generalmajor z. D. der Fußartillerie am 5. April 1904 in Bühl (Bad. Militär-Vereinsblatt 1904, 137. — Bad. Landeszeitung 1904, Nr. 163). K.

Faller, Friedrich, geb. 17. Mai 1856 in Bonndorf, gest. 15. April 1905 in Bonndorf. Posthalter in Bonndorf, seit 1898 Reichstagsabgeordneter der nationalliberalen Partei für den zweiten bad. Reichswahlkreis, Mitglied der Kreisversammlung und seit 1896 auch der Bad. Landwirtschaftskammer (Bad. Presse 1905, Nr. 92. — Militärvereinsblatt 1905, 154). O.

Feder, Adolf von, geb. 21. November 1826 in Wertheim als Sohn eines dortigen fürstl. Domänenrats, studiert nach Absolvierung des Wertheimer Lyzeums 1845—1849 in Heidelberg und Berlin Jura. Nach der mit „gut" bestandenen zweiten Staatsprüfung Eintritt in die Verwaltung, in der er als Amtmann zu Konstanz und Emmendingen, als Amtsvorstand zu Eberbach (1864) und Achern (1867) und zuletzt (1875—1899) als Kollegialmitglied des Verwaltungsgerichtshofes

wirkt; 1892 Geheimer Rat 3. Klasse, gest. 10. September 1904 in Karlsruhe (Dienstakten). O.

Firnhaber, Karl, geb. 12. Juli 1836 in Wülfinghausen (Hannover). Nach Besuch der Bergakademie Claustal und der Universität Göttingen tätig an der Realschule Goslar. Tritt 1871 in den badischen Schuldienst ein, wo er zuerst an der Höheren Bürgerschule in Karlsruhe als Professor für Mathematik Verwendung findet; 1878 Vorstand an der Realschule in Karlsruhe und 1894 Direktor der neugegründeten Oberrealschule daselbst. 1905 mit dem Titel eines Hofrats zur Ruhe gesetzt. Gest. 11. März 1908 in Karlsruhe (Chronik der Stadt Karlsruhe 1908, 219. — Personalakten). Z.

Fleuchaus, Margarethe, geb. 10. April 1842 in Gerlachsheim, Oberin des Bad. Frauenvereins, gest. 27. Oktober 1905 in Karlsruhe (Blätter des Bad. Frauenvereins 1905, 410). K.

Flum, Karl, geb. 18. Oktober 1838 in Waldshut, kathol. Pfarrer in Reichenau-Oberzell, Kammerer des Kapitels Konstanz und Vorstand der Assecurantia clericorum, gest. 7. Mai 1907 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 18). K.

Frey, Otto, geb. 11. Oktober 1824 in Gaggenau, 1886—1899 Mitglied des Großh. Verwaltungshofes, 1877 bis 1890 als Vertreter des 51. Wahlbezirks (Sinsheim) im Badischen Landtag, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß, gest. als Geh. Oberregierungsrat am 12. Februar 1903 in Karlsruhe (Karlsruher Zeitung 1903, Nr. 45). K.

Fritschi, Alfred, geb. 4. März 1841 in Freiburg als Sohn des praktischen Arztes und Privatdozenten Johann Fritschi. Er war ein „hochangesehener Arzt und Menschenfreund". Im deutsch-französischen Krieg zeichnete er sich im Sanitätsdienst aus. Er war auch Strafanstaltsarzt und eifriges Mitglied des Ärztevereins. Anläßlich seines vierzigsten Arztjubiläums ernannte ihn die Med. Fakultät der Universität Freiburg zum Ehrendoktor. Sehr intelligent und originell, dazu mit Humor und Witz begabt, war Fritschi mit seinem Bruder, Anwalt Eugen Fritschi, die Seele der Freiburger Zimmerleutegesellschaft, die sie zu hoher Blüte brachten. Er starb als Medizinalrat am 20. Oktober 1904 in Freiburg (Freib. Zeitung vom 22. Oktober 1904, Nr. 248, und mündliche Mitteilungen). O.

Fulda, Wilhelm, geb. 1. Januar 1839 in Worms, gest. 23. November 1910 in Mannheim. Betrieb seit 1871 in Mannheim eine Garn- und Kurzwarengroßhandlung. Beteiligt an der Gründung des Demokratischen Vereins. Hervorragender Einfluß auf die Führung der Mannheimer Ortsgruppe der Nationalliberalen Partei, deren Vertreter im Stadtverordnetenvorstand er seit 1896 war (Neue Bad. L.-Zeitung 1910, Nr. 545). W.

Fürst, Alexander, geb. 23. Juni 1825 in Mannheim, Rechtsanwalt in Heidelberg, Mitbegründer des Deutschen Anwaltsvereins (1871), gest. 3. Sept. 1904 in Heidelberg (Chron. d. St. Heidelberg 1904, 157). K.

Gaulé, Theodor, geb. 3. November 1847 in Oberrad, gest. 2. April 1910. Bratschist des Orchesters des Mannheimer Nationaltheaters, dem er über 40 Jahre angehörte, zuletzt als Kapellmeister und Chordirektor. Langjähriger Dirigent des Philharmonischen Vereins (Neue Bad. L.-Zeitung 1910, Nr. 151). W.

Gebhard, Karl, geb. 26. Oktober 1861 in Karlsruhe als Sohn des Geheim-

rats und späteren Freiburger Univ.-Professors Gebhard, gest. 27. Dezember 1903 in Berlin. Seine Studienjahre verbrachte er in Berlin, wo er 1889 Assistent an der Univ.-Frauenklinik und 1894 Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie wurde. Seit 1899 bekleidete er daselbst eine a. o. Professur. Verfasser mehrerer Fachschriften (Biogr. Jahrb. 8, 80). Z.

Gehrig, Michael Vinzenz, geb. 3. September 1851 in Walldürn, kathol. Pfarrer in Großniederfeld, Dekan des Kapitels Tauberbischofsheim, gest. 17. Oktober 1902 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 7, 30). K.

Geiger, Johann Eduard, geb. 25. Dezember 1840 in Überlingen, kathol. Pfarrer in Niederbühl, erwarb sich Verdienste um das bäuerliche Darlehenswesen, gest. 18. Januar 1909 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 47). K.

Geiger, Robert, geb. 25. Dezember 1859 in Bühlertal, gest. 4. Dezember 1903 in Illenau. Kunstmaler, Schüler von Karl Hoff, pflegte Genre und Landschaft, zu Lautenbach im Renchtal ansässig, früh einem Gehirnleiden verfallen, dem er in der Heilanstalt Illenau erlag (Chronik von Karlsruhe, 1903, 123; Karlsruher Zeitung vom 8. Dezember 1903). O.

Geißmar, Josef, geb. 16. Oktober 1828 in Sinsheim, gest. 3. Oktober 1905 in Mannheim. Einer der gesuchtesten Rechtsanwälte Mannheims. Gehörte der Mannheimer Lagerhausgesellschaft und der Badischen Bank als Aufsichtsrat an (Neue Bad. Landeszeitung 1905, Nr. 462). W.

Gelpke, Theodor, geb. 12. März 1859 in Lamstadt in der Provinz Hannover, hervorragender Augenarzt, Leiter der Augenabteilungen des Vinzentius- und des Diakonissenhauses in Karlsruhe, gest. 25. März 1906 daselbst (Chronik d. St. Karlsruhe 1906, 245). K.

Gemmingen, Wilhelm Ludwig Pleikart, Freiherr von und zu, geb. 20. Mai 1823 in Karlsruhe, gest. 29. Juli 1903 daselbst. 1850 Leutnant im 3. Bad. Reiterregiment und 1856 Oberleutnant, nachdem er kurz zuvor zum Ordonnanzoffizier des Großherzogs ernannt worden war. Nahm 1860 den Abschied und trat als Kammerherr in die persönlichen Dienste des Großherzogs. 1861 Hofmarschall, 1872 Oberhofmarschall, 1881 Oberstkammerherr. 1902 Übertritt in den Ruhestand (Chronik d. St. Karlsruhe, 1903, 121. — Bad. Militär-Vereinsbl. 1903, 265). Z.

Gernet, Friedrich, geb. 2. März 1841 in Heidelberg, 1876 Bahnbauinspektor und Vorstand des bahntechnischen Bureaus der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen, 1896 bis 1907 Kollegialmitglied der letzteren Behörde, Oberbaurat, gest. 28. Oktober 1907 in Karlsruhe (Straßburger Post 1907, Nr. 1185). K.

Gilbert, William Harry, geb. 1. August 1860 in Herresheim am Rhein als Sohn eines englischen Offiziers a. D., gest. 7. Februar 1906, seit 1890 Arzt in Baden-Baden, seit 1894 Leiter des Sanatoriums Frey-Gilbert daselbst, mit Professor E. von Leyden der Begründer der ärztlichen Studienreisen, zum Zwecke, möglichst vielen Ärzten die genaue Kenntnis der Kurorte, Heilanstalten und hygienischen Einrichtungen zu vermitteln, durch Einrichtung der physikalisch-balneologischen Kurse in Baden-Baden und als Schriftsteller bestrebt, praktisch-medizinische Kenntnisse unter den Ärzten zu verbreiten, namentlich auch hinsichtlich der weniger allgemein gepflegten Balneologie. Von 1899 bis

zu seinem Tode Schriftleiter der von ihm begründeten, der „Medizinischen Woche" angegliederten „Balneologischen Zeitung" (Bad. Volkszeitung 1906, Nr. 210). K.

Gilg, Georg Jakob, geb. 10. Juni 1830 in Friesenheim, gest. 3. Juli 1907 in Oberkirch. Schloß das theologische Studium in Tübingen und Heidelberg 1852 mit der Staatsprüfung ab. Seit 1860 Pfarrer in Wieslet, später in Obereggenen und seit 1868 in Altenheim. 1874 in den Oberkirchenrat berufen, dem er 19 Jahre angehörte. 1893 wegen leidender Gesundheit zur Ruhe gesetzt, versah er in seinen letzten Jahren eine Pastorationsstelle in Oberkirch. 1893 mit dem Kommandeurkreuz II. Kl. des Zähringer Löwen ausgezeichnet (Personalakten). Z.

Glock, August, geb. 16. Oktober 1863 in Mannheim, Landgerichtsrat in Waldshut und Karlsruhe, Verfasser einer „Deutschen Staats- und Rechtskunde (Bürgerkunde) für Baden" (Karlsruhe 1908), gest. 12. Februar 1908 in Karlsruhe (Karlsruher Zeitung 1908, Nr. 51). K.

Goos, Karl, geb. 12. Juni 1856 in Kieselbronn, Professor am Gymnasium in Karlsruhe, gest. 28. Februar 1910 (Südwestd. Schulbl. XXVII, 266). K.

Gottwald, Benedikt, O. S. B., geb. 21. Januar 1845 in Offenburg, besuchte das Polytechnikum in Karlsruhe, 1866 Novize und 1869 Priester im Kloster Engelberg (Schweiz), Stiftsbibliothekar, Professor der Theologie für die jungen Ordenskleriker, Zeremonienmeister und Novizenmeister, 1894 Prior in Oregon (Nordamerika), 1900 Beichtiger im Frauenkloster St. Katharina in Wil (Kanton St. Gallen) gest. 22. Februar 1908 daselbst. Er verfaßte einen „Catalogus Religiosorum" des Klosters Engelberg (1882) und einen „Catalogus Codicum manuscriptorum" der Klosterbibliothek (Anzeiger für schweizerische Geschichte 10, 495. — Der Geschichtsfreund 63, 19). K.

Grau, Wilhelm, geb. 29. Mai 1834 in Steinbach (Amt Bühl), kathol. Pfarrer in Büchenau und Dekan des Kapitels Bruchsal, gest. 27. Januar 1906 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 3). K.

Grether, Johann Josef, geb. 22. April 1840 in Lörrach, gest. 16. Dezember 1910 daselbst. Wirkte 1872—1906 als Bürgermeister in seiner Vaterstadt, um deren Emporblühen er sich hochverdient machte, und gehörte 1871—1877 als nationalliberaler Abgeordneter der Zweiten Kammer dem Landtag an, in dem er als Mitglied der Eisenbahnen- und Straßenkommission sich um die Erstellung großer und wichtiger Verkehrswege des Markgräflerlandes und südlichen Schwarzwaldes eifrig bemühte. O.

Gugert, Alois Wilhelm, geb. 11. Juli 1836 in Baden, kathol. Stadtpfarrer in Rastatt und Kammerer des Kapitels Gernsbach; verdient um die Instandsetzung der katholischen Stadtkirche und der St. Bernhardiuskirche zu Rastatt, gest. 6. Januar 1909 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 48. — Bad. Beobachter 1909, Nr. 6). K.

Gutgesell, Thomas, geb. 28. Mai 1834 in Forst, kathol. Pfarrer in Niederschopfheim, erzbischöfl. Kommissär für mehrere Frauenklöster der Erzdiözese Freiburg, gest. 14. Juni 1907 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 20). K.

Guth, Friedrich, geb. 19. März 1829 in Kirchardt bei Sinsheim, gest. 8. Mai 1903. Studierte in Heidelberg Theologie, bestand 1853 die Staatsprüfung und wurde 1858 Pfarrverweser und 1861 Pfarrer in

Kandern. Seit 1870 Stadtpfarrer in Weinheim-Altstadt und seit 1884 Dekan der Diözese Ladenburg-Weinheim. 1903 mit dem Titel eines Kirchenrats ausgezeichnet (Personalakten). Z.

Haas, Karl, geb. 14. Februar 1826 in Freiburg, gest. 30. März 1907 in Karlsruhe. Studierte 1844—1848 in Freiburg Jura, wurde 1850 als Rechtspraktikant rezipiert, und unter Erlassung der zweiten Staatsprüfung nach vierjähriger Praktikantenzeit 1856 Assessor beim Bezirksamt Mosbach, 1861 Amtmann, 1863 Oberamtmann zu Donaueschingen, kam er 1866 als Amtsvorstand nach Freiburg, wurde 1874 Landeskommissär in Konstanz und 1883 in gleicher Eigenschaft nach Karlsruhe berufen, wo er dann vom Dezember 1886 bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im März 1899 als Direktor und seit 1892 mit dem Titel und Rang eines Geheimen Rats 2. Klasse an der Spitze der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus stand (Personalakten. — Chronik d. St. Karlsruhe, 1907, 235.) O.

Haaß, Otto, geb. am 17. Oktober 1831 in Karlsruhe als Sohn des späteren Mannheimer Oberhofgerichtskanzlers, gest. 27. Mai 1903 in Karlsruhe. Humanistische Ausbildung auf den Lyzeen zu Rastatt und Mannheim, juristische auf den Universitäten Heidelberg und Berlin 1849—1853, wurde nach der mit der Note „gut" bestandenen zweiten Staatsprüfung 1859 beim Bezirksamt Wolfach erstmals etatmäßig angestellt, 1864 Amtsrichter zu Emmendingen, 1867 Kreisgerichtsrat, gehörte 1879—1882 als Ministerialrat dem Justizministerium an, ging von da als Landgerichtsdirektor nach Waldshut, und wurde 1893 Landgerichtspräsident zu Mosbach und 1895 zu Freiburg, in welcher Stellung er bis zu seiner Zuruhesetzung im Juli 1898 verblieb (Chron. d. St. Karlsruhe 1903, 121). O.

Habermehl, Gustav, geb. 15. April 1822 zu Darmstadt, gest. 3. April 1905 zu Heidelberg. Studierte in Halle und Heidelberg, 1845 Pfarrkandidat, 1849 Vikar in Breitenbronn, 1850 Pfarrer in Horb und später in Lohrbach. Von 1873—1902 Pfarrer in Alsbach. 1888—1900 Dekan der Diözese Neckargemünd und wiederholt Mitglied der Generalsynode. Seit 1899 Kirchenrat. — (Bad. Pfarrvereinsbl. 14, 74 f. — Personalakten). Z.

Hämmerle, Johann Anton, geb. 3. Dezember 1844 in Oberhelfenschwyl (Schweiz), kathol. Pfarrer in Bohlingen, Dekan des Kapitels Hegau, gest. 7. August 1905 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 7, 65. — (S. Weber, Erinnerungsblätter an J. A. Hämmerle, weil. Dekan u. Pfarrer in Bohlingen. 1906). K.

Haeußer, Emil, geb. 25. April 1840 in Auenheim als Sohn des dortigen Dekans, gest. 1. Februar 1905 in Mannheim. Studierte in Freiburg und Heidelberg Philologie und ging 1864 nach bestandener Staatsprüfung ins Ausland, wo er zumeist in Nordamerika journalistisch und pädagogisch tätig war. 1871 kehrte er in die Heimat zurück, wo er, seit 1899 in Mannheim als Lehrer für neuere Sprachen wirkte und als Reformer auf diesem Gebiete verdienstvoll wirkte. Er ist der Schöpfer der bekannten und weitverbreiteten „Methode Haeußer" zum Selbstunterricht in modernen Sprachen (Jahresbericht des Realgymnasiums Mannheim 1904/05, S. 3). O.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Hasenclever, Adolf, geb. 23. Mai 1849 in Kirchberg (Rheinland), gest. 20. Juni 1910 in Freiburg. Studierte in Halle und Heidelberg und bestand 1870 die Pfarrkandidatenprüfung. Vikar in Baden-Baden und Freiburg, wo er zum Doktor der Philosophie promovierte. 1878 Pfarrer in Badenweiler und 1886 Pastor an der Andreaskirche in Braunschweig. 1892 zum Stadtpfarrer in Freiburg ernannt, wirkte er hier — seit 1903 Dekan der Diözese — bis zu seinem Tode. Veröffentlichte 1889 „Aus Geschichte und Kunst des Christentums". 2 Bde. — (Bad. Pfarrvereinsbl. 19, 216 f. — Personalakten.) Z.

Henrici, Julius, geb. 15. Dezember 1841 in Eberbach als Sohn des dortigen evang. Pfarrers. Seine wissenschaftliche Ausbildung in Mathematik und Physik erhielt er 1859—1863 am Polytechnikum Karlsruhe und an den Universitäten Heidelberg und München. 1865 in den badischen Schuldienst übernommen, wurde er 1867 Professor an der Höheren Bürgerschule Heidelberg, seit 1877 am Gymnasium daselbst. Neben einer erfolgreichen Wirksamkeit als Lehrer sind es vor allem seine Lehrbücher für Mathematik, Geometrie, Physik und Chemie und seine wissenschaftlichen Arbeiten auf diesen Gebieten, die ihn weithin bekannt machten. 1906 auf Ansuchen mit dem Charakter eines Hofrates zur Ruhe gesetzt, beschäftigte er sich in den letzten Jahren mit der Abfassung seines Lebenswerkes: „Vom Geistesglauben zur Geistesfreiheit" (1910), das seine Lebensauffassung wiedergeben sollte. Gest. 24. Mai 1910 in Emmendingen (Chronik der Stadt Heidelberg 1910, S. 281 f. — Biogr. Jahrb. 1910, 37*. — Personalakten). Z.

Herschel, Bernhard, geb. 23. Dezember 1837 in Emmerich, gest. 20. Oktober 1905 in Mannheim. Begründer einer der größten Rohtabakfirmen Deutschlands „Herschel-Endhoven u. Cie." in Amsterdam. Seit 1887 Mitglied des Mannheimer Stadtrates, wo er in finanziellen Fragen als Autorität galt. Stiftete der Stadt die beiden Eberleinschen Monumentalbrunnen im Schloßhof und über eine halbe Million Mark als Grundstock zur Erbauung des nach ihm benannten Herschelbades (Neue Bad. Landeszeitung 1905, Nr. 491). W.

Hirschhorn, Fritz, geb. 27. März 1845 in Mannheim, gest. 3. Februar 1908. Seniorchef der bekannten Tabakfirma Julius Hirschhorn. Mitbegründer des Deutschen Tabakvereins und zweiter Vorsitzender der Tabakberufsgenossenschaft. Von 1887—1908 nationalliberaler Stadtrat in Mannheim (Neue Bad. Landes-Zeitung vom 3. Februar 1908). W.

Hiß, Franz, geb. 28. November 1830 in Freiburg i. Br., 1872—1887 Musiklehrer am Lehrerseminar in Meersburg, 1887—1901 an demjenigen in Ettlingen, gest. 7. April 1907 in Ettlingen (Neue Bad. Schulzeitung 1907, 1, 460. 491). K.

Hitzig, Friedrich Wilhelm, geb. 19. November 1844 in Tüllingen bei Lörrach, gest. 21. Februar 1909 in Mannheim. Studierte in Heidelberg protestantische Theologie und war nach bestandener Prüfung als Vikar in Meckesheim, Weinheim, Lörrach und Ladenburg tätig. Wirkte von 1874 bis zu seinem Tode als Stadtpfarrer an der Trinitatiskirche in Mannheim. Vorsitzender des ev. Kirchengemeinderats und der Kirchengemeindeversammlung (Neue Bad. Landeszeitung 1909, Nr. 66. — Bad. Pfarrvereinsblatt 18, S. 53 f.). Z.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Hoechstetter, Wilhelm, geb. 5. April 1838 in Riffingen, gest. 15. August 1907 in Lörrach. Einer alten Pfarrerfamilie entstammend, studierte er in Heidelberg protestantische Theologie und wurde 1860 unter die Pfarrkandidaten aufgenommen. Vikar in Lörrach und Eberbach, wo er 1865 zum Pfarrer ernannt wurde. Seit 1874 bis zu seinem Tode Stadtpfarrer in Lörrach, von 1898—1904 Dekan der Diözese Lörrach, 1899—1904 Mitglied der Generalsynode. Seit 1903 Kirchenrat. Betätigte sich besonders auf sozialem Gebiet (Bad. Pfarrvereinsblatt 16, S. 197 f. — Personalakten). Z.

Hoffmann, Karl, geb. 1. Juli 1833 zu Karlsruhe, gest. 2. Juli 1909 daselbst. Übernahm nach kaufmännischer Ausbildung in England das väterliche Hotel „Zum Erbprinzen" und entfaltete nach Aufgabe desselben als Mitglied des Stadtrats 1872—1908 eine vielseitige, dem Gemeinwesen ersprießliche Tätigkeit, wie er auch als Abgeordneter für Karlsruhe 1879—1897 die Interessen seiner Vaterstadt in der Zweiten Kammer, die ihn als Budgetsachverständigen schätzte, geschickt vertrat. Eine großzügige Stiftung zugunsten des Armenpfründnerhauses erinnerte bis zur Inflation an ihn (Chronik v. Karlsruhe, 1909, 181). O.

Hoffmann, Karl, geb. 5. Mai 1841 zu Freiburg, trat 1858 als Fähnrich in das 3. bad. Pionierbataillon ein, nahm als Oberleutnant im 3. bad. Infanterieregiment 1866 am Feldzuge gegen Preußen und als Hauptmann 1870/1871 am Kriege gegen Frankreich teil. In norddeutschen Garnisonen rückte er 1890 zum Obersten und Regimentskommandeur auf und wurde 1893 als Generalmajor zur Disposition gestellt. Gest. zu Karlsruhe 5. April 1902 (Biogr. Jahrb. 1902, 258). O.

Holzing-Berstett, Adolf Freiherr von, geb. 15. September 1819 in Karlsruhe als Sohn des Oberforstmeisters Franz Josef Maria von Holzing, 1838 Leutnant in der badischen Artilleriebrigade, 1856 Flügeladjutant und Reisestallmeister Großherzog Friedrichs I., 1881 Oberststallmeister, 1898 von Großherzog Friedrich I. unter dem Namen von Holzing-Berstett in den erblichen Freiherrnstand erhoben, gest. 3. April 1905 (Chronik der Stadt Karlsruhe 1905, 156). K.

Holzing-Berstett, Amalie Freifrau von, geb. Freiin von Berstett, die Gattin des vorigen, geb. 16. Februar 1836 in Karlsruhe, Obersthofmeisterin der Großherzogin Luise, gest. 12. Februar 1907 zu Karlsruhe (Karlsruher Zeitung 1907, Nr. 46. — Chronik d. St. Karlsruhe 1907, 249. — Zur Erinnerung an die Trauerfeier für die Obersthofmeisterin A. Frfr. v. H.-B., Karlsruhe 1907. — Bl. des Bad. Frauenvereins XXXI, 59/60). K.

Horchler, Ferdinand, geb. 19. März 1832 zu Mannheim, trat im April 1848 als Offiziersanwärter beim 4. Infanterieregiment ein, machte als solcher im ersten bad. Infanteriebataillon den Kampf gegen die Freischärler und den Feldzug in Schleswig-Holstein mit, 1851 Portepeefähnrich, 1852 Leutnant und Adjutant, 1859 Oberleutnant. Verheiratete sich im Jahr 1865 mit Elisabeth Davenport, der Tochter eines englischen Industriellen. 1866 als Rittmeister zum Gendarmeriekorpskommando versetzt, 1868 Kommandant des ersten Korpsbezirks Konstanz, 1870 Kommandant der Feldgendar-

merie bei der Gr. Etappeninspektion, später im Stabe Werders bis Kriegsende. 1874 Major, 1882 Oberstleutnant, 1890 infolge neuralgischer Leiden mit dem Charakter als Oberst zur Ruhe gesetzt. Gest. 20. Mai 1904 in Baden (Dienstakten). O.

Hund, Ferdinand, geb. 15. November 1840 zu Pfullendorf, kathol. Pfarrer zu Säckingen, Dekan des Kapitels Wiesental, erzbischöfl. geistl. Rat, gest. 10. August 1909 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 49). K.

Jacobi, Friedrich, geb. 30. Dezember 1825 zu Karlsruhe, trat 1843 beim 1. bad. Infanterieregiment ein, machte den schleswig-holsteinischen, den preußisch-österreichischen und den deutsch-französischen Krieg mit und nahm an 13 Schlachten, Gefechten und Belagerungen teil. Besonders verdient als Kommandeur um das Füsilierbataillon in Freiburg, das er auf eine hohe Stufe militärischer Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit hob, wofür es 1870/1871, besonders vor Straßburg, in den Gefechten am Oignon, bei Genlis, Autun, Chateau-Neuf und in der Schlacht an der Lisaine den Beweis lieferte. Bei Belfort wurde Jacobi am 17. Januar 1871 schwer verwundet, er erhielt 1872 als Oberstleutnant den Abschied. Er starb am 2. Mai 1905 zu Freiburg (Freiburger Zeitung vom 5. Mai 1905, Nr. 105). O.

Junghans, Richard, geb. 9. August 1861 zu Kenzingen als Sohn des dortigen Amtsrichters Wilhelm J., gest. 5. Mai 1908 zu Mannheim. Studierte nach glänzend bestandenem Abitur 1879—1883 in Heidelberg, wo er sich den Vineten anschloß, Jura. Nach Ablegung der Staatsprüfungen 1890 Amtsrichter, 1893 Staatsanwalt in Waldshut, dann in Freiburg, 1895 Erster Staatsanwalt in Konstanz, zuletzt in Mannheim. Ein Mann von hohem, idealem Sinn und einer reichen allgemeinen Bildung übernahm er in dem Kampfe gegen die überalterte Leitung der nationalliberalen Partei neben Obkircher und Scherer mit dem ganzen Ungestüm seines Temperaments die Rolle eines Führers in der jungliberalen Bewegung (Aufzeichnungen des verstorb. Landgerichtsdirektors G. Storz. — Bad. Landeszeitung 1908, Nr. 6 und 7. — Blätter für Gefängniskunde, Band 43, 259). O.

Kahn, Franz, geb. 2. August 1861 zu Mannheim, gest. 6. Dezember 1904 zu Heidelberg. Promoviert mit einer Heidelberger Preisarbeit „Zur Geschichte des römischen Frauenrechts". Juristische Staatsprüfungen 1885 und 1888, Studien in Paris und London. Nach vorübergehender Tätigkeit als Amtsrichter zu Bretten wendet er sich als Privatgelehrter, zuletzt in Heidelberg, wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete des internationalen Privatrechts zu, die zu dessen Fortbildung wesentlich beitrugen (Biographisches Jahrbuch 1904, S. 265. — E. Zitelmann in Niemeyers Zeitschrift XV, 1—10). O.

Kaiser, Julie, geborene Burger, geb. 2. November 1832 in Höchenschwand, gest. 27. Februar 1903 daselbst, Volksdichterin (J. Ruf, Die Volksdichterin des Höchenschwander Berges in „Das Badener Land, Wochenschrift", Nr. 17—19, Freiburg, 26. April, 3. und 10. Mai 1903). K.

Karcher, Emil, geb. 28. November 1846 zu Rohrbach (Amt Triberg), Domkustos in Freiburg, Nachfolger Weickums als Diözesanpräses der Gesellenvereine der Erzdiözese Freiburg, gest.

11. Oktober 1903 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 7, 48. — Bad. Beobachter 1903, Nr. 233). K.

Karlowa, Otto, geb. 11. Februar 1836 zu Bückeburg, gest. 3. Januar 1904 zu Leipzig. Nach Abschluß seiner juristischen Studien zu Göttingen und Berlin zunächst als Auditor im Staatsdienst, dann Privatdozent zu Bonn, 1867 Ordinarius für Zivilprozeß und Strafrecht, später auch für römisches Recht in Greifswald, seit 1872 bis zu seinem Tode als solcher in Heidelberg. Hauptwerk: Römische Rechtsgeschichte in zwei Bänden, unvollendet. Weitere juristische Schriften verzeichnet im Almanach der Universität Heidelberg 1886. — (Biographisches Jahrbuch 1904 [IX], 284/5 [A. Teichmann]). O.

Kast, Alfred, geb. 25. Juli 1856 zu Illenau, 1883—1888 Privatdozent und a. o. Professor in Freiburg, dann Professor der inneren Medizin in Breslau, führte das Sulphonal als Schlafmittel in die ärztliche Therapie ein, gest. 7. Januar 1903 in Nizza (Biogr. Jahrb. 1903, 102). K.

Kautt, Louis, geb. 7. Juni 1828 zu Karlsruhe, Wagenfabrikant, Mitbegründer der örtl. freiwill. Feuerwehr, 1870—1899 Mitglied des Gemeinde- bzw. Stadtrats. Gest. 18. Oktober 1909 zu Karlsruhe (Chronik der Stadt Karlsruhe 1909, 184). O.

Kilian, Theodor, geb. 30. März 1827 in Weisweil, 1878—1897 Kollegialmitglied der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues, Oberregierungsrat, gest. 4. Februar 1904 in Karlsruhe (Chronik d. St. Karlsruhe 1904, 162). K.

Kirsch, Heinrich, geb. 26. März 1845 zu Burgberg (Amt Villingen), wurde 1863 Schulkandidat und 1866 Hauslehrer am Landesgefängnis in Freiburg, wo er als Reallehrer bis zu seinem Tode wirkte. Er zeichnete sich durch reiches Wissen und pädagogische Geschicklichkeit aus, führte „Tausende zur Selbsterkenntnis und Wahrheit" und zeigte „Hunderten durch Verschaffung von Arbeit und dergl. den Rückweg ins bürgerliche Leben". Auch um den Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene machte er sich verdient. Kirsch hatte eine besondere Vorliebe für die Musik und stellte sich in den achtziger Jahren in den Dienst der ersten Gesangvereine Freiburgs. Von 1881—1882 musikalischer Leiter des Gesangvereins Concordia, 1883 Mitgründer des Freiburger Männergesangvereins, dessen musikalische Leitung er übernahm und bis 1897 beibehielt; komponierte auch selbst Lieder. Starb 10. Juni 1908 zu Freiburg (Freiburger Zeitung vom 11. Juni 1908, Nr. 158, und vom 15. Juni 1908, Nr. 162). O.

Kist, Leopold, geb. 29. Januar 1824 zu Offenburg, gest. 5. Juli 1902 zu Bozen. Bis 1879 kathol. Pfarrer in Stetten a. K. M., dann aus gesundheitlichen Gründen pensioniert und in Südtirol ansässig. Volksschriftsteller. Große Reisen, die er in seinen Schriften schildert, führten ihn nach dem europäischen Ausland, nach Nordamerika, Afrika und Asien. Von ihm auch „Erinnerungen eines Feldpaters" (Brümmer, Lexikon deutscher Dichter, III, 473. — Freib. Diöz.-Arch. N. F. 7, 33). O.

Koch, Johann, geb. 8. Januar 1847 in Weilen (bei Schönberg im württemberg. Oberamt Spaichingen), 1877 bis 1905 Lehrer und Vorstand der 1877 gegründeten Schnitzereischule in Furtwangen, Professor, gest. 28. September 1907 zu Weilen (Bad. Fort-

bildungsschule 22, 117. — Bad. Gewerbezeitung 40, 428). K.

Koelle, Magdalene, geborene Murjahn, geb. 31. Mai 1844 in Bremen, gehörte vor ihrer Verheiratung mit Bankier Robert Koelle (1871) zu den glänzendsten Vertreterinnen des Koloraturfaches am Karlsruher Hoftheater, gest. 30. April 1904 in Karlsruhe (Chronik d. St. Karlsruhe 1904, 167. — Bad. Presse 1904, Nr. 103). K.

Kohlund, Friedrich, geb. 25. Januar 1846 in Lörrach, weilte in Rom und München, hier als Schüler von W. Diez und L. von Löfftz, und lebte seit 1883 in Freiburg, wo er sich als Kirchen-, Bildnis- und besonders als Stillebenmaler betätigte. Er starb 18. August 1907 zu Freiburg (Freiburger Zeitung 20. August 1907, Nr. 193). H.

Kollefrath, Maria Magdalene, geb. 20. Dezember 1841 in Hügelsheim, gest. 18. Januar 1909 in Lichtental. Von 1880 bis zu ihrem Tode Äbtissin des Klosters Lichtental, in das sie 1857 eingetreten war. Verdient um die Gründung eines Filialklosters zu St. Paul-Eppan bei Bozen. O.

Kränkel, Franz, geb. 14. November 1834 zu Rastatt, gest. 3. Mai 1908 zu Konstanz. Studierte von 1854 bis 1858 klassische Philologie an der Universität Freiburg. Seit 1859 im bad. Schuldienst, 1866 Professor am Lyzeum zu Konstanz und 1879 Direktor am Progymnasium in Donaueschingen. 1892 Direktor des Gymnasiums in Lahr, wo er auch im öffentlichen Leben der Stadt hervortrat. 1904 zum Geh. Hofrat ernannt, trat er 1907 in den Ruhestand (Personalakten). Z.

Kriechle, Ferdinand, geb. 28. Dezember 1836 in Bonndorf, Sparkassenverwalter daselbst, vertrat 1885—1904 den 6. Wahlkreis (Amtsbezirk Bonndorf nebst Teilen des Amtsbezirks Waldshut) im badischen Landtag, Mitglied der nationalliberalen Partei, gest. 18. Juli 1909 zu Bonndorf (Badische Fortbildungsschule 23, 119). K.

Ladenburg, Emil, geb. 22. August 1822 in Mannheim, gest. 1. Januar 1902 in Frankfurt a. M., Geh. Kommerzienrat, 1848—1885 Inhaber des 1838 als Filiale der Mannheimer Firma H. W. Ladenburg und Söhne gegründeten Bankhauses E. Ladenburg in Frankfurt a. M. (Fr. Walter, Chronik der Hauptstadt Mannheim für das Jahr 1902, S. 80. — Fl. Waldeck, Alte Mannheimer Familien I, S. 71). K.

Lemp, Franz Matthäus, geb. 11. April 1832 in Buchen, kathol. Pfarrer in Gerlachsheim, Dekan des Kapitels Lauda, gest. 21. Juli 1905 (Freib. Diöz.-Arch., N. F. 7, 67). K.

Leo, Hermann, geb. 21. März 1839 in Säckingen, gest. 15. November 1903 in Renchen. Studierte 1858—1862 in Freiburg Theologie, 1862 zum Priester geweiht, 1865 Pfarrer in Lenzkirch, zuletzt auch Dekan des Landkapitels Stühlingen, 1880—1894 Dompräbendar in Freiburg, dann bis zu seinem Tode Stadtpfarrer von Renchen. Literarisch tätig in dem 1889—1894 von ihm geleiteten „Kath. Kirchenblatt" und Verfasser einer Lebensgeschichte des hl. Fridolin (1886). (Oberrhein. Pastoralblatt vom 3. Dezember 1903. — Freib. Diöz.-Arch., N. F. 7, 34). O.

Leoni, Karl (David Levi), geb. 17. Juli 1832 in Kirchheimbolanden, gest. 13. Dezember 1902 in Mannheim. Gründete die bekannte Tabakfirma „Karl Leoni", der bald Tochtergesellschaften in England, Mexiko und

später in den Vereinigten Staaten folgten, wodurch Leoni einer der bedeutendsten Vertreter des überseeischen Tabakhandels wurde. Tatkräftiger Förderer des kaufmännischen Unterrichtswesens und der Handelsschulen Mannheims (Generalanzeiger Mannheim vom 14. Dezember 1902. — Chronik der Stadt M. 1902). Z.

Litschgi, Joseph, geb. 28. Februar 1833 in Straßburg, gest. 20. März 1906 in Hegne. 1857 zum Priester geweiht, war er zunächst Präfekt des Erzbischöfl. Knabenseminars in Freiburg, dann von 1868 bis zu der durch den Kulturkampf erfolgten Aufhebung Direktor des Theologischen Konvikts. Zuletzt Pfarrer in Ebringen und Sipplingen (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 86). Z.

Löffler, Lorenz, geb. 16. Juli 1844 in St. Märgen, kathol. Pfarrer in Zell a. A., Pfleger der Bad. Histor. Kommission, Mitarbeiter des Freiburger Diözesanarchivs und anderer Zeitschriften, gest. 13. Juli 1902 (Freib. Diöz.-Arch., N. F. 7, 34). K.

Maier, Joseph, geb. 15. März 1830 zu Herrenschwand (Amt Schönau), von der Gründung der Gewerbeschule in Konstanz (1869) bis 1904 deren Vorstand, gest. 4. August 1905 zu Konstanz (Bad. Fortbildungsschule 19, 161/4). K.

Mammelsdorf, Julius, geb. 29. April 1838 in Mannheim, gest. 9. März 1902 daselbst, war bis 1885 als Kaufmann in leitenden Stellungen im Ausland, Asien und Amerika tätig. Seine wertvolle ethnographische Sammlung ging in den Besitz des Mannheimer Altertumsvereins über, seine an seltenen Drucken reiche Bibliothek in denjenigen der Stadt Mannheim (Fr. Walter, Chronik v. Mannheim, 1902, S. 71). K.

Mangold, Heinrich, geb. 18. Oktober 1837 in Hemsbach (Amt Weinheim), evangel. Pfarrer in Broghausen (Amt Durlach), gest. 29. August 1902 (Zur Erinnerung an Heinrich Mangold. Karlsruhe 1902). K.

Mattenklott, Karl, geb. 19. Juni 1845 in Bielefeld, Maschieneningenieur, seit 1889 Beamter der Landesgewerbehalle, dann Regierungsrat beim Landesgewerbeamt, auch Lehrer für Heizung und Ventilation an der Technischen Hochschule in Karlruhe, gest. daselbst 21. Februar 1907 (Chronik d. St. Karlsruhe 1907, 250). K.

Mayer, Emil, geb. 24. Oktober 1848 in Mannheim, gest. 8. Juni 1910. Besuchte die höhere Bürgerschule Mannheim und von 1864—1866 die Technische Hochschule Karlsruhe. Trat dann in das angesehene väterliche Tabakgeschäft ein, dessen alleiniger Inhaber er später wurde. Vertrat die nationalliberale Partei von 1892 bis 1910 als Stadtverordneter in Mannheim und von 1905—1909 als Landtagsabgeordneter (Neue Bad. Landeszeitung 1910. Nr. 260). W.

Mayer, Karl, geb. 28. August 1852 in Freiburg i. Br., 1879—1905 Wirt der Feldbergerhofs, der „Feldbergvater", eine um die Erschließung der Schwarzwaldberge verdiente Persönlichkeit, gest. 11. Dezember 1909 in Bonn. (Dorf und Hof, Badische Heimat. N.F. 1, 93—95). K.

Merzweiler, Albert, geb. 12. März 1844 in Freiburg, gest. 12. Mai 1906. Arbeitete bei dem Glasmaler Heinrich Helmle, mit dem er sich zu der über Baden hinaus bekannten Firma „Helmle und Merzweiler, Freiburger Glasmalerei" vereinigte. Später führte er die Glasmalerei allein fort und übernahm die geschäftliche Führung (Freiburger Zeitung 1906,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Mai 1915; Schauinsland Jahrlauf 33). H.

Metz, Alois, geb. 24. Juli 1831 in Bühl, katholischer Pfarrer in Bräunlingen und Dekan des Kapitels Villingen, gest. 15. Oktober 1906 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 8). K.

Mohr, Gustav, geb. 29. April 1843 in Königsee im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, 1873—1902 Professor für Mathematik und Naturwissenschaften am Gymnasium in Lahr, verdient um die Erforschung der Flora in der Umgebung von Lahr, gest. 14. März 1902 zu Lahr (Südwestdeutsche Schulblätter XIX, 486). K.

Mohr, Theodor, geb. 14. Juli 1826 in Bonn, 1867—1901 Musikdirektor in Pforzheim, Ausschußmitglied und Bundeschormeister des Badischen Sängerbundes, Komponist zahlreicher vielgesungener Männerchöre, gest. 13. Oktober 1903 in Karlsruhe (Jahrbuch d. St. Pforzheim 1903, 24). K.

Mühlhäuser, Theodor, geb. 5. März 1838 in Feldberg, Sohn eines Geistlichen, studierte 1856—1859 in Heidelberg Theologie, 1860 Pfarrkandidat, 1867 Pfarrer in Weißenstein, 1881 in Wilferdingen, wo er für den alten Katechismus eintrat und ihm wegen seiner Stellungnahme von der Oberkirchenbehörde ein Vorhalt gemacht wurde. 1898 Dekan der Diözese Durlach, 1902 in den Ruhestand versetzt und gestorben zu Durlach am 10. November des gleichen Jahres. O.

Müller, Albert, geb. 22. April 1843 in Prinzbach, katholischer Pfarrer in Schlatt, erwarb sich besondere Verdienste um die Pflege der Kirchenmusik in der Erzdiözese Freiburg, gest. 18. Juni 1902 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 7, 35). K.

Müller, Eduard, geb. 22. September 1854 in Herrischried, Landgerichtsrat in Mosbach und Karlsruhe, später Reichsgerichtsrat in Leipzig, gest. daselbst 4. September 1908. (Biogr. Jahrbuch 13, 65*). K.

Müller, Dr., Franz, geb. 15. März 1832 in Rastatt, gest. 15. Dezember 1905 in Mannheim. Nahm als Oberarzt beim 6. Bad. Infanterieregiment am Feldzuge 1870 / 1871 teil, wobei er in Kriegsgefangenschaft geriet; 1871 als Oberstabsarzt zum 2. Bad. Grenadierregiment nach Mannheim versetzt, wo er bis zu seiner Verabschiedung 1889 als Chefarzt am Militärlazarett wirkte (Bad. Presse vom 17. Dezember 1905). O.

Müller, Hermann, geb. 19. Mai 1834 in Döllstädt (Herzogtum Gotha), seit 1877 im badischen Schuldienst, zuletzt Professor am Gymnasium in Heidelberg. Herausgeber verschiedener englischer und französischer Schulschriftsteller, sowie zweier Schriften über „den französischen Unterricht im deutschen Gymnasium", Mitglied des Vorstandes des unter seinem Vorsitze auf dem Hamburger Neuphilologentage 1896 begründeten neusprachlichen Kanon-Ausschusses, gest. 29. Oktober 1902 in Heidelberg (Südwestdeutsche Schulblätter 1902, 471). K.

Müller, Leonhard, geb. als Sohn eines Landwirts zu Steinbach (Buchen) am 29. September 1865, gest. in Karlsruhe am 19. Januar 1907. Gymnasium Rastatt, Universitäten München und Heidelberg. Nach Staatsprüfung 1891—1896 Vorstand einer Privatschule in Oberkirch, dann bis zu seinem Tode Professor an der Oberrealschule Karlsruhe. Verfasser einer „Badischen Landtagsgeschichte", die in vier Bänden 1900—1902 erschien, bis 1840 reicht und, vom Standpunkte des Freisinns aus geschrieben, bei

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

aller dadurch bedingten Einseitigkeit als erster Versuch doch beachtenswert bleibt (Chron. d. Stadt Karlsruhe, 1907, 248. — Südwestdeutsche Schulblätter 1907, 96 ff. — Personalakten.) O.

Müller, Martin, geb. 3. November 1836 in Schwandorf (Amt Stockach), gest. 1. August 1904 in Freiburg i. Br. Wirkte als Lehramtspraktikant und Professor am Lehrerseminar in Meersburg, zuletzt als Direktor der höheren Mädchenschule in Mühlhausen i. E. Verfasser mehrerer Schulschriften, u. a. der „Geschichtsbilder zum Gebrauch der Volksschule". 33. Aufl. H.

Müller, Max, geb. 10. Juli 1849 in Karlsruhe, Inhaber der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchdruckerei und Hofbuchhandlung und des altbekannten Verlags in Karlsruhe, auch Verleger des „Karlsruher Tagblatts", Kommerzienrat, gest. 19. Mai 1910 (Karlsruher Zeitung 1910, Nr. 136. — Chronik der St. Karlsruhe 1910, 199. — Geschichte d. Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung 1797—1897). K.

Nauen, Heinrich, geb. 15. August 1844 in Mannheim, gest. 20. Juni 1909 in Mannheim. Seniorchef der bekannten Eisenhandlung. Spanischer Konsul. Aufsichtsrat mehrerer Aktiengesellschaften (Neue Bad. Landeszeitung 1909, Nr. 279). W.

Neustadt, Alexander, geb. 29. Dezember 1827 in Berleburg, gest. 17. Oktober 1905 in Mannheim. Von ihrer Gründung bis 1901 war er Direktor der Badischen Bank und lange Jahre Aufsichtsrat der Mannheimer Lagerhausgesellschaft. (Neue Bad. Landeszeitung 1905, Nr. 487). W.

Nohl, Hans, geb. 17. Mai 1865 in München, Neuphilologe, zuletzt Professor und Vorstand der Realschule zu Schopfheim, gest. 14. Dezember 1904 (Südwestdeutsche Schulblätter XXII (1903), 287). K.

Odenwald, Karl, geb. 6. August 1862 in Blansingen bei Lörrach, gest. 15. Juni 1907 in Eutingen. Nach Besuch der Universitäten Erlangen, Leipzig und Heidelberg Vikar in Feudenheim bei Mannheim und seit 1888 erster Pastorationsgeistlicher für Tauberbischofsheim. 1893 Pfarrer in Heinsheim a. N., das er 1894 mit Dertingen bei Wertheim vertauschte. 1900 als Pfarrer nach Eutingen bei Pforzheim berufen, 1906 zum Dekan ernannt, nachdem ihm schon vorher der Titel eines Kirchenrates verliehen worden war (Bad. Pfarrvereinsblatt 16, 150 ff. Personalakten). Z.

Oppenheimer, Zacharias, geb. als Sohn eines Tuchfabrikanten in Michelfeld am 8. Januar 1830, studierte nach Absolvierung des Karlsruher Lyceums 1848—1852 zu Heidelberg, Würzburg und Paris Medizin, ließ sich 1853 als Arzt in Heidelberg nieder, habilitierte sich 1855 für Pharmakologie, wurde auf Grund seines „Lehrbuches über physikalische Heilmittel" 1863 Extraordinarius, wirkte unter Dusch jahrelang als Assistenzarzt an der Luisenheilanstalt und erhielt 1900 aus Anlaß seines 70. Geburtstages den Titel Hofrat. Als menschenfreundlicher Arzt machte er, wie ihm nachgerühmt wird, auch von seinen privaten Mitteln wohltätigen Gebrauch. Er starb zu Heidelberg am 25. Juni 1904. Schriften verzeichnet im Almanach der Universität für 1886. (Biogr. Jahrb. 1904, 328. — Chron. von Heidelberg 1904, 135). O.

Oster, Rudolf, geb. 14. April 1842 in Ibach (Amt Oberkirch). Bruder des

Oberschulrats. Studierte 1862—1865 in Freiburg Theologie und klassische Philologie. 1866 zum Priester geweiht, zunächst als geistlicher Lehrer an den Gymnasien zu Baden-Baden und Karlsruhe verwendet. Nach seinem Austritt aus der röm.-katholischen Kirche 1875 Professor für klassische Sprachen am Realgymnasium Bilingen. 1878 Vorstand an der Höheren Bürgerschule Gernsbach, später in Waldshut. Seit 1896 Direktor des Realgymnasiums Ettenheim. Gest. 10. Juli 1902. (Personalakten). Z.

Ott, Albert, geb. 17. Mai 1855 in Eschbach (Amt Staufen), Hauptlehrer an der Knabenfortbildungsschule in Karlsruhe, Herausgeber der „Badischen Fortbildungsschule", Verfasser von verschiedenen Schulbüchern, gest. 15. Dezember 1907 (Bad. Fortbildungsschule 21, 213). K.

Pecher, Julius, geb. 15. Dezember 1842 in Stockach, 1878—1889 Professor an der Baugewerkeschule in Karlsruhe, Verfasser zahlreicher in Zeitungen erschienener Darstellungen aus der Geschichte Altkarlsruhes und von Tagesplaudereien in Karlsruher Mundart, gest. 20. August 1901 (Chronik der Stadt Karlsruhe 1901, 93). K.

Pfähler, Heinrich, geb. 30. August 1832 in Offenburg, gest. daselbst 6. April 1901, Hotelier und Weingroßhändler, setzte als Erben seines Vermögens im Betrage von anderthalb Millionen Mark den Badischen Staat ein, der damit die „Pfählersche Wohltätigkeitsstiftung" und die „H. Pfählersche Unterrichtsstipendienstiftung" begründete. O.

Pfeiffer, Urban, geb. 25. Mai 1841 in Nöggenschwihl (Amt Waldshut), sogenannter „Faßmaler", Schüler des Joh. Vollmar in Säckingen, der als Architekt Maler, Vergolder, Bildhauer und Stuckateur eine ganze mittelalterliche „Fabrica" darstellte. Pf. kam frühzeitig nach Paris und lebte seit 1871 in München, wo er in wahrhaft künstlerischer Weise die Polychromie an den Werken der Bildhauer übte. Gest. 5. Februar 1902 in München (Biograph. Jahrbuch 1902, 168). K.

Asbrand, Viktor, genannt von Porbeck, geb. 20. Mai 1846 in Rastatt, gest. 14. August 1905 in Schönau i. W. Tritt 1858 in das Bad. Kadettenkorps ein, 1863 Fähnrich im Bad. Feldartillerieregiment, macht als Leutnant mit ihm den Feldzug von 1866 und als Oberleutnant der Pionierabteilung den Krieg gegen Frankreich mit, in dem er sich vor Straßburg und in der Lisaineschlacht wiederholt auszeichnet, 1872—1875 auf der Kriegsakademie, 1894 Oberst und Kommandeur des neuerrichteten Fußartillerieregiments 14, durch Leiden genötigt 1896 seinen Abschied zu nehmen. Ein hochbegabter Offizier mit starken wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen (Bad. Militärvereinsblatt 1905, 297). O.

Printz, Eduard, geb. 24. Dezember 1848 in Karlsruhe, gest. ebenda 23. August 1902. Inhaber und Leiter einer 1846 gegründeten Großfärberei, 1899 bis 1902 Mitglied des Karlsruher Stadtrats (Chronik v. Karlsruhe, 1902, 104). O.

Raible, Felix, geb. 20. November 1850 in Weildorf, gest. 15. März 1903. 1874/75 Erzieher beim Fürsten v. Waldburg-Zeil, 1886 Hilfspriester in Einsiedeln, 1889 katholischer Pfarrer in Glatt. Verfaßte: „Der Tabernakel einst und jetzt. Historisch-liturgische Darstellung", nach seinem Tode 1907 herausg. von Engelbert Krebs. O.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Rau, Ferdinand, geb. 27. September 1850 in Bruchsal, gest. 16. Oktober 1906 in Wiesbaden. Trat nach Besuch des Lyceums Bruchsal 1865 in das Bad. Kadettenkorps ein, nahm als Unterleutnant im 1. Bad. Leibdragonerregiment am Feldzug 1870/71 teil, kam 1876 als Oberleutnant und Ordonanzoffizier zum Erbgroßherzog, wurde 1885 Rittmeister und nahm 1900 als Oberst des Dragonerregiments Nr. 9 seinen Abschied. Verfasser einer 1878 erschienenen Geschichte des 1. Bad. Leibdragonerregiments (Bad. Militärvereinsbl. 1906, 366). O.

Rau, Gustav, geb. 11. Oktober 1843 in Calmbach (Württemberg), einer der bedeutensten Vertreter des großindustriellen Betriebs der Pforzheimer Edelmetallfabrikation, gest. 30. März 1903 in Pforzheim (Jahrb. d. St. Pforzheim 1903, 21). K.

Rees, Max, geb. 10. Juni 1845 in Wiesloch, o. Professor der Botanik an der Universität Erlangen, gest. 15. September 1901 zu Klingenmünster in der Pfalz (Biograph. Jahrb. 1902, 435). K.

Regenauer, Oskar, geb. 25. März 1849 in Freiburg i. Br., machte den Krieg 1870/71 als Leutnant im 2. Infanterieregiment König von Preußen mit, gest. als Oberst und Führer der 1. Infanteriebrigade am 20. November 1902 in Bochum (Bad. Militärvereinsblatt 1902, 403. — Biograph. Jahrbuch 1901, 92*). K.

Reiß, Ferdinand, geb. 15. Mai 1837 in Frankfurt a. M., Direktor des Verbandes der badischen landwirtschaftlichen Konsumvereine und Direktor der badischen Ein- und Verkaufsgenossenschaften, Geh. Kommerzienrat, Gutsbesitzer (Hechtberg), gest. 16. Juni 1905 zu Karlsruhe (Chronik d. St. Karlsruhe 1909, 160). K.

Reiß, Otto, geb. 2. Januar 1857 in Emmendingen, gest. 11. August 1904. Inhaber der Freiburger Firma Heinrich Reiß und Vertreter der Mühlenbesitzer des badischen Oberlandes. Gehörte als Vertreter der Kaufmannschaft seit 1897 der Freiburger Handelskammer an (Freiburger Zeitung 1904, August 16). H.

Renz, Wilhelm von, Oberst, geb. 1. Juli 1850 in Karlsruhe, gest. 30. Januar 1908 in Freiburg. 1869 Leutnant im bad. Feldartillerieregiment, macht als solcher beim Korps Werder in der 4. schweren Batterie den Krieg gegen Frankreich mit, wo er sich wiederholt auszeichnet und in der Lisaineschlacht schwer verwundet wird. Als Premierleutnant 1880/81 Ordonnanzoffizier des bad. Erbgroßherzogs, dann wieder bei der Armee, als Major und Oberstleutnant bei verschiedenen Artillerieregimentern in Norddeutschland und 1899 Oberst und Kommandeur des neuerrichteten 2. hessischen Feldartillerieregiments Nr. 61. Nimmt wegen seines Fußleidens, einer Folge seiner Verwundung, 1900 seinen Abschied, um nach Freiburg überzusiedeln und dort bis zu seinem Tode zu leben (Bad. Militärvereinsblatt 1908, S. 55). O.

Reuß, Karl, geb. 11. Mai 1850 zu Lohrhaupten (ehemal. Kurfürstentum Hessen-Kassel), Professor am Reuchlingymnasium in Pforzheim, gest. 10. Mai 1908 (Südwestdeutsche Schulblätter XXV, 285). K.

Rheinau, Eugen, geb. 19. Dezember 1833 zu Kaltenherberge bei Lörrach, gest. 12. Februar 1903 zu Karlsruhe. Trat 1850 in das badische Heer ein und wurde 1854 zum Leutnant, 1866 zum Hauptmann im bad. Grenadierregiment befördert. Nach dem Kriege von 1870/71, in dem er sich hohe

Auszeichnungen erwarb, wurde er in das preußische Heer übernommen. 1880 als Oberstleutnant zum Kommandeur des Landwehrbezirks Stockach ernannt, nahm er 1886 den Abschied. Sehr verdient um die Sache des bad. Militärvereinsverbandes als dessen erster Vizepräsident von 1889 bis 1900. 1895 wurde ihm der Charakter als Oberst verliehen (Bad. Militärvereinsblatt 1903, 57. — Chronik der Stadt Karlsruhe 1903, 117). Z.

Ritzenthaler, Joseph Emil, geb. 20. Juli 1847 in Freiburg, kathol. Stadtpfarrer in Offenburg und Dekan des Kapitels Offenburg, gest. 29. August 1906 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 10). K.

Rominger, Julius, geb. 19. März 1840 zu Lahr, gest. 28. April 1907. War zuerst Kaufmann und seit 1873 Direktor der Rheinischen Kreditbank in Freiburg, deren Fusion mit der Kapfererschen und mit der Oberrheinischen Bank in Freiburg unter seiner Leitung erfolgte (Freiburger Zeitung 29. April 1907, Nr. 99, und mündliche Mitteilungen). H.

Rothweiler, Theodor, geb. 1. Januar 1843 zu Konstanz, gest. 24. März 1903. Studierte Rechtswissenschaft, wurde 1871 Sekretär beim Justizministerium, wirkte sodann als Richter in Waldshut, Lörrach, Karlsruhe, Mosbach, Offenburg und zuletzt seit 1901 als Landgerichtsdirektor in Freiburg. Verdient um den deutschen Männergesang, Ehrenpräsident der Karlsruher Liederhalle (Freiburger Zeitung 25. März 1903, Nr. 71 und 28. März 1903, Nr. 74. — Bad. Sängerbote 1903, 66. — Chronik d. St. Karlsruhe 1903, 119). H.

Roys, Sofie, geb. 26. September 1823 in Breisach, 1869—1892 erste Oberin des Bad. Frauenvereins, gest. 3. August 1905 in Karlsruhe (Blätter des Bad. Frauenvereins 1905, 305). K.

Rücklin, Friedrich, geb. 16. September 1830 in Seefelden (Amt Müllheim), Lehrer und Vorstand an der Gewerbeschule in Pforzheim, wo er sich besonders um die Trennung des Unterrichts nach den verschiedenen Berufszweigen Verdienste erwarb, gest. 12. November 1905 zu Pforzheim (Jahrbuch d. St. Pforzheim 1905, 38). K.

Ruckhaber, Gustav Adolf, geb. 12. Mai 1828 in Keppenbach (Amt Emmendingen), gest. 7. September 1907 in Heidelberg. 1852 Pfarrkandidat, dann Vikar in Neckarelz, Heidelsheim und seit 1857 Pfarrer in Rosenberg. 1866 wurde er zum Stadtpfarrer in Mannheim gewählt, welches Amt er nahezu 40 Jahre lang verwaltet hat. Von 1890—1902 Dekan der Diözese Mannheim-Heidelberg (Generalanzeiger Mannheim 1907, Nr. 468. — Bad. Pfarrvereinsblatt 16, S. 221 f. — Personalakten). Z.

Rüpplin, August Franz Joseph, Freiherr von, geb. 16. April 1851 zu Konstanz, seit 1894 kathol. Stadtpfarrer in Überlingen, gest. 5. Februar 1908 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 40, wo auch seine kirchengeschichtlichen Arbeiten verzeichnet sind). K.

Ruth, Adolf, geb. 21. April 1845 zu Waldkirch, Orgelbauer daselbst, gest. 21. März 1907 in Waldkirch (Bad. Fortbildungsschule 21, 121). K.

Sachs, Joseph, geb. 7. Juli 1861 in Freiburg, Professor am Gymnasium in Baden-Baden, Mathematiker, Verfasser mehrerer Lehrbücher, gest. 10. Januar 1909 (Südwestdeutsche Schulblätter XXVI, 106—109). K.

Schäfer, Georg Peter, geb. 14. Januar 1850 zu Unterbalbach, kathol. Pfarrer in Stettfeld, Dekan des Kapitels

St. Leon, gest. 23. Dezember 1909 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 52. — Fr. Dor, Lebensbilder aus dem Seelsorgeklerus (1916), S. 58—66). K.

Schaible, Kamill, Oberst. Geb. 27. Mai 1837 in Renchen, gest. 15. Mai 1906 in Freiburg. Ein wissenschaftlich hochgebildeter Offizier. Nahm als Oberleutnant und Hauptmann im 3. bzw. 5. bad. Infanterieregiment an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 teil. 1882—1888 Kommandeur der Kriegsschule zu Erfurt und Glogau. 1888 Oberst und Regimentskommandeur, 1889 verabschiedet (Bad. Militärvereinsbl. 1906, 191). O.

Schauenburg, Emil Franz, Reichsfreiherr von, Grundherr und Majoratsherr auf Gaisbach, geb. 12. November 1826 auf Schloß Märzhausen, gest. 10. Juli 1908 auf Schloß Gaisbach im Renchtal. Hervorragender Landwirt und verdient um Kunstdenkmalpflege, 1893/94 Mitglied der Ersten Kammer (Karlsruher Zeitung 1908, Nr. 215). K.

Schember, Ludwig, geb. 17. Juli 1835 zu Adelshofen als Sohn des dortigen Pfarrers, gest. 29. Dezember 1907 zu Karlsruhe. Lyzeum Karlsruhe, 1853—1857 Heidelberg Jura, 1864 Amtsrichter in Pforzheim, 1868 in Karlsruhe, dann Kreis- bzw. Landgerichtsrat in Waldshut, Konstanz und Freiburg, 1884 Land- und Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe, 1899 Landgerichtspräsident in Heidelberg und 1902 Senatspräsident in Karlsruhe, zugleich Mitglied des Disziplinar- und Kompetenzgerichtshofes. Seine einzige Tochter, Luise Ziska Sch., als Dichterin und Schriftstellerin bekannt, lebt in München (Chronik v. Karlsruhe 1907, 270. — Personalakten). O.

Scherer, Raimund, geb. 29. Dezember 1859 zu Buchen als Sohn des dortigen Rektors, späteren Kreisschulrats Georg Sch., gest. 6. November 1905 zu Karlsruhe. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Freiburg und seiner juristischen Studien in Heidelberg, Leipzig und Freiburg, sowie der beiden juristischen Staatsprüfungen 1890—1898 Amtsrichter in Säckingen, dann Landgerichtsrat in Mosbach und seit 1902 in Karlsruhe. Innerhalb der nationalliberalen Partei Führer der Jungliberalen, um deren Zusammenschluß er sich im Interesse einer Auffrischung der Partei unter schärferer Betonung des liberalen Gedankens bemühte und als deren Vertreter er vom 12. bad. Wahlbezirk (Lörrach-Land) 1905 in den bad. Landtag gewählt wurde (Chronik der Stadt Karlsruhe 1905, 164. — Bad. Landeszeitung vom 10. November 1905). O.

Schilling von Cannstatt, Ferdinand Freiherr, geb. 4. Februar 1845 zu Heidelberg, gest. 9. Juli 1904 zu Leipheim, widmete sich in Karlsruhe dem Studium des Forstfaches und nahm als Kriegsfreiwilliger im Konstanzer Regiment an dem Feldzug 1870/71 teil, in dem er sich wiederholt auszeichnete und als treffsicherer Schütze bewährte, sich aber ein dauerndes Gehörleiden zuzog. 1877 in Neckarschwarzach Oberförster, 1893—1898 Hofjägermeister, zog er sich, nach Bewilligung seines Abschiedes, 1900 auf das von ihm erworbene Schloß Leipheim an der Donau zurück (Bad. Landeszeitung 1904, Nr. 339). O.

Schilling von Cannstatt, Wilhelm Freiherr, geb. 5. August 1841 zu Seehaus, gest. 24. Juni 1910 zu Baden-Baden. 1859 Leutnant im 3. bad. Füsilierbataillon, macht als Oberleutnant im 5. bad. Infanterieregiment den Feldzug von 1866 und

als Hauptmann den Krieg gegen Frankreich mit, in dem er sich wiederholt auszeichnet. 1885 Oberst, 1894 Generalmajor und Kommandeur der 21. Infanteriebrigade, 1898 Generalleutnant und Führer der 25. (hessischen) Infanteriedivision, 1900 verabschiedet (Bad. Militärvereinsbl. 1910, 236). O.

Schönau-Wehr, Max Josef, Freiherr von, geb. 16. April 1847 zu Karlsruhe, 1888—1902 Flügeladjutant Großherzog Friedrichs I., dann Kommandant von Karlsruhe, gest. 21. März 1903 in Freiburg (Sterne u. Blumen 1903, Nr. 16. — Biograph. Jahrb. 1903, 210. — Bad. Militärvereinsblatt 1903, 104. — Chronik v. Karlsruhe 1903, 119). K.

Schönau-Wehr, Roderich, Freiherr von, geb. 4. April 1839 zu Wehr, gest. 14. Dezember 1905 zu Freiburg. Trat 1855 in das bad. Kadettenkorps ein, machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit, und wurde darnach in außerbadische Regimenter versetzt. 1877 zum Flügeladjutanten des Großherzogs von Baden ernannt. 1880 Major, 1888 Oberstleutnant, wurde er im gleichen Jahre Kommandeur des rheinischen Ulanenregiments Nr. 7. 1889 erhielt er krankheitshalber den Abschied als Oberst (Freiburger Zeitung 14. Dezember 1905, Nr. 292). H.

Schott, Karl, geb. 13. Mai 1843 zu Neckargerach, gest. 25. Januar 1905 zu Freiburg. Wirkte als Gewerbelehrer in Furtwangen, Emmendingen, Lahr und seit 1885 in Freiburg, wo er 1886 Vorstand der Gewerbeschule wurde, die er tatkräftig förderte (Freiburger Zeitung 1905, Nr. 23, 25, 29). H.

Schuberg, August, geb. 19. März 1823 zu Mannheim, gest. 14. Juni 1902 zu Karlsruhe. Trat als Fähnrich in die bad. Artilleriebrigade ein, wurde 1841 Leutnant, war als Major und Oberstleutnant Adjutant des Kriegsministers und stimmführendes Mitglied des bad. Kriegsministeriums und wurde 1872 als Oberst mit dem Charakter eines Generalmajors verabschiedet. O.

Schuler, Andreas, geb. 8. September 1831 zu St. Peter, studierte in Freiburg Theologie und klassische Philologie, unterzog sich 1860 nach erfolgter Promotion dem Staatsexamen, war bis 1864 Hauslehrer beim Fürsten Liechtenstein, ging dann nach St. Peter, wo er 1866 die Priesterweihe erhielt, um dann in den Schuldienst einzutreten, in dem er unter den damaligen Verhältnissen erst 1874 zum Professor aufrückte nnd zuletzt in dieser Stellung 1882—1897 am Gymnasium zu Rastatt wirkte. 1899 Geistl. Rat, gest. 25. Dezember 1908 zu Rastatt (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 42). O.

Schuler, Joseph, geb. 13. Januar 1847 zu Heiligenberg, kathol. Pfarrer zu Istein, gehörte 1890—1906 als Vertreter des 3. bad. Wahlkreises dem Reichstag und 1891—1899 als Abgeordneter des 7. Wahlbezirks (Waldshut—Säckingen) dem badischen Landtag an, verfaßte u. a. „Sankt Fridolin, sein Leben und seine Verehrung. 2. Aufl. Säckingen 1904"), gest. 26. Dezember 1906 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 14. — Bad. Beobachter 1906, Nr. 295). K.

Seiz, Karl, geb. 21. Dezember 1845 zu Konstanz, gest. 12. August 1903 zu Karlsruhe. Erhielt nach Besuch des Lyzeums zu Konstanz seine wissenschaftliche Ausbildung 1862—1866 am Karlsruher Polytechnikum, wo in den beiden Maschinenbauklassen Grashof und Hart seine Lehrer waren, arbeitete dann praktisch in den Werkstätten und

Büros der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, wo er auch die Lokomotivführerprüfung ablegte, um im Oktober 1870 in den badischen Eisenbahndienst einzutreten, wo seine hervorragenden Kenntnisse, Fähigkeiten und Leistungen früh schon Anerkennung fanden und 1876 seine Beförderung zum Transportinspektor bei der Generaldirektion herbeiführten. 1883 trat er als Baurat in das Kollegium der Behörde, wurde 1894 Oberbaurat und 1898 als Betriebsdirektor Vorstand der Betriebsabteilung. Ein schweres Leiden, das im Mai 1899 auftrat, zwang ihn, im November 1900 um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen und setzte der Laufbahn des reich begabten Mannes, dessen gütiges, heiteres und sonniges Wesen ihn überall beliebt machte, vor der Zeit ein Ende (Personalakten und eigene Erinnerungen). O.

Seneca, Ferdinand, geb. 15. Januar 1837 zu Karlsruhe, gest. 21. März 1907 (auf einer Reise) zu Berlin. Sohn eines aus Nieheim (Westfalen) stammenden Färbermeisters. Begründete nach Beendigung seiner Studien am Karlsruher Polytechnikum (1854—1858) und praktischer Arbeit auf der preußischen Sayner-hütte und Henrichshütte 1860 in der Kriegsstraße zu Karlsruhe eine Eisengießerei, die unter seiner geschickten Leitung bald in die Höhe kam und in der örtlichen Industrie einen angesehenen Platz einnahm. Als Mitglied der Handelskammer und des Bürgerausschusses beteiligte er sich auch am öffentlichen Leben (Chronik von Karlsruhe 1908, 221. — Mitteilungen der Familie). O.

Seubert, Moritz, geb. 9. Februar 1852 zu Karlsruhe, gest. 29. November 1905 zu Tübingen. Sohn des Botanikers Prof. Dr. Moritz S. (Bad. Biogr. III, 158). Nahm als Abiturient und Kriegsfreiwilliger am Feldzug von 1870/71 teil und studierte dann in Heidelberg und Tübingen Jura. Erfreute sich im Dienste der Bezirksverwaltung als Oberamtmann zu Säckingen und später zu Donaueschingen überall großen Vertrauens und außerordentlicher Beliebtheit und wurde 1899 als Ministerialrat in das Ministerium des Innern berufen, dem er, zuletzt mit dem Titel eines Geh. Oberregierungsrates, bis zu seinem frühen, durch Krebsleiden verursachten Tode angehörte. O.

Siebenpfeiffer, Karl, geb. 12. März 1821 in Lahr, gest. 28. Mai 1909 in Pforzheim. Entstammte einer alten Lahrer Goldschmiedefamilie und erlernte selbst dieses Handwerk bei Deimling in Karlsruhe. Nach Wanderjahren in München und Italien ließ er sich 1850 in Pforzheim nieder, wo er 1852 eine kunstgewerbliche Werkstätte gründete und größere Aufträge erhielt. Ging später zur fabrikmäßigen Herstellung von Schmuckwaren über und spielte in der Entwicklung der Pforzheimer Goldwarenindustrie durch seine Bemühungen um die Hebung des künstlerischen Geschmackes eine bedeutende Rolle, besonders in den Jahren 1860—1890. Langjähriger Beirat der Kunstgewerbeschule Pforzheim (Chronik von Pforzheim 1909, S. 24. — Kunstgewerbeblatt des Kunstgewerbevereins Pforzheim 1905, Nr. 5, S. 43 ff.). Z.

Sievert, Albert Julius, geb. 21. August 1835 in Pforzheim, 1869—1885 evangel. Stadtpfarrer in Müllheim, 1885—1904 in Ladenburg, gest. 25. November 1904 daselbst. Er veröffentlichte eine „Geschichte der Stadt Müllheim im Markgräflerland" (1886) und aus Anlaß der Gedächt-

nisfeier der achtzehnhundertjährigen Vergangenheit Ladenburgs eine Schrift „Lupodunum—Ladenburg 98 bis 1898" (1900) (Frankhauser in den „Mitteilungen der Badischen Histor. Kommission", Nr. 27, S. 24f.). K.

Spieß, Ernst, geb. 6. Juni 1830 in Albertshausen (Bayern), gest. 16. Dezember 1905 in Karlsruhe. Eine durch ein halbes Jahrhundert mit dem musikalischen Leben Karlsruhes eng verbundene Persönlichkeit. Er trat im Mai 1853 als Geiger in das Hoforchester ein, wo er bald zum ersten Violinisten und später zum Orchesterdirektor aufrückte, und wurde in weiteren Kreisen auch bekannt durch wertvolle Kompositionen und durch Leitung des Instrumentalvereins, den er in den 29 Jahren seiner Dirigententätigkeit auf eine beachtenswerte Höhe künstlerischer Leistungsfähigkeit brachte (Straßb. Post v. 16. Dezember und Karlsruher Zeitung v. 17. Dezember 1905. — Chronik der Stadt Karlsruhe 1905, 167). O.

Sponeck, Karl, Graf von, geb. 26. August 1816 zu Karlsruhe, trat 1834 als Fähnrich in das badische Heer ein, rückte 1864 zum Obersten auf, und führte als solcher im Feldzug von 1866 das badische Feldartillerieregiment. 1868 zum Generalmajor befördert, befehligte er im deutsch-französischen Krieg die badische Artilleriebrigade. Nach seiner Verabschiedung zog er sich als Generalleutnant z. D. nach Gernsbach, der Heimat seiner Gattin Marie, geb. Kast, zurück, wo er am 3. September 1904 starb (Bad. Militärvereinsblatt 1904, 315. — Ferber, Geschichte des Artillerieregiments Großherzog Nr. 14). O.

Stehberger, Georg, geb. 2. September 1831 in Bruchsal, gest. 17. Juli 1907 in Mannheim. Wirkte seit Anfang der sechziger Jahre am Allgemeinen Krankenhaus zu Mannheim, dessen Chefarzt er 1883 wurde. Einer der angesehensten Ärzte der Stadt (Neue Bad. L.-Zeitung 1907, Nr. 327). W.

Stern, Julius von, geb. 11. Mai 1847 zu Rastatt, gest. 9. Mai 1906 zu Wiesbaden. Hervorgegangen aus dem bad. Kadettenkorps, in das er 1862 eintrat. Nahm an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 im 3. bad. Infanterieregiment teil, wurde bei Etuz schwer verwundet, stand aber, kaum hergestellt, schon in der Lisaineschlacht wieder bei seiner Truppe. 1877 Hauptmann, 1897 Oberst, 1900 Generalmajor und Kommandeur der 75. Infanteriebrigade. Verabschiedet 1903 mit dem Charakter als Generalleutnant (Bad. Militärvereinsblatt 1906, 174). O.

Stocker, Wilhelm, geb. 30. März 1838 zu Pfohren als Sohn eines Hauptlehrers, gest. 20. Februar 1901 zu Pforzheim. Nach Beendigung des Studiums der klassischen Philologie in Heidelberg und dreijährigem Aufenthalt im Auslande, der seiner Ausbildung in den neueren Sprachen diente, wurde er 1866 Professor an der höheren Bürgerschule und 1869 am Realgymnasium zu Mannheim und gehörte von 1872 ab dem Lehrkörper des Karlsruher Realgymnasiums an, bis er 1888 zum Direktor der Realschule in Pforzheim ernannt wurde. Ihm verdankte diese ihren Ausbau zur Vollanstalt, ebenso hatte er wesentlichen Anteil an der Gründung der dortigen Handelsschule, deren Leitung ihm gleichzeitig anvertraut wurde; auch die Gründung des „Literarischen Vereins", der die Pflege des geistigen Lebens förderte, ist auf ihn zurückzuführen (Personalakten. —

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Südwestdeutsche Schulblätter 1901, 108. — Jahrbuch der Stadt Pforzheim 1901, 21). Z.

Stockert, Franz, geb. 22. April 1821 zu Boxberg, kathol. Pfarrer in Burkheim, Kammerer des Kapitels Endingen, gest. 5. September 1910 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 61). K.

Straub, Otto, geb. 27. Januar 1843 zu Stockach, 1884—1902 Bahnbauinspektor in Eberbach, Baurat, seit 1902 Kollegialmitglied der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen, gest. 24. September 1903 (Eberbacher Geschichtsblatt 3, 12). K.

Stromeyer, Max, geb. 6. Mai 1830 zu Karlsruhe, gest. 17. März 1902 zu Konstanz. Nach jahrelanger Tätigkeit als Steuerbeamter und kirchlicher Stiftungsverwalter 1866 Bürgermeister und später Oberbürgermeister der von ihm mit Tatkraft und Weitblick geförderten Stadt Konstanz. In den Kämpfen der sechziger Jahre zwischen Staat und Kirche vielgenannt, stand er in vorderster Linie auf Seiten der Staatsfront. Beteiligung der Stadt in den Gründerjahren an einem Unternehmen, das diese in große Schulden stürzte, führte 1877 zu seinem Rücktritt. Er gründete dann die heute noch bestehende Kohlengroßhandlung Max Stromeyer Lagerhausgesellschaft (Konstanzer Zeitung vom 6. Mai 1930. — Biographie folgt im nächsten Bande.) O.

Sybel, Alexander von, geb. 25. September 1823 in Düsseldorf, Bruder des Historikers Heinrich von S., vormals Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Norddeutschen Reichstags, dann kaiserlicher Ministerialrat in Elsaß-Lothringen, lebte seit seiner Zuruhesetzung 1880 erst in Heidelberg und dann seit 1890 in Karlsruhe, wo er eine Zeit lang die Badische Landeszeitung leitete, gest. 22. März 1902 (Biogr. Jahrbuch 1902, 115*. — Badische Presse 1902, Nr. 71). K.

Thumm, Wilhelm, geb. 7. November 1826 zu Gondelsheim (Amt Bretten), gest. 11. Juni 1909 zu Pforzheim. Studierte Medizin in Heidelberg und Würzburg und ließ sich 1853 als Arzt in Tiefenbronn nieder. Von dort kam er 1861 nach Pforzheim, wo er bald einer der gesuchtesten Ärzte wurde. Von 1884—1907 leitete er das Kinderkrankenhaus Siloah, dessen Aufblühen im wesentlichen sein Verdienst ist. Für sein erfolgreiches Wirken, besonders im Dienste des Männerhilfsvereins, erhielt er das Ritterkreuz des Ordens Bertholds I. und den Titel Geh. Hofrat (Chronik v. Pforzheim 1909, S. 24. — Karlsruher Tageblatt 1909, Nr. 162). Z.

Trescher, Melchior, geb. 23. Februar 1832 zu Freiburg, gest. 9. November 1907. Entstammte einem alten Freiburger Wirtegeschlecht, erwarb das Gasthaus „Zum Pfauen" (heute Christliches Hospiz) und war 1864 unter den Gründern des „Vereins von Wirten und Industriellen, den Schwarzwald und seine angrenzenden Gegenden besser bekannt zu machen" (seit 1867 „Schwarzwaldverein"). Auf Einladung des Londoner Reisebureaus Cook ging Trescher 1877 in den Seedistrikt an der schottischen Grenze und legte in Versammlungen die Verhältnisse des Schwarzwaldvereins dar, worauf dort ein ähnlicher Verein gegründet wurde (Freiburger Zeitung 11. November 1907, Nr. 269. — Berichte des Schwarzwaldvereins). H.

Ullmann, Elise, Gattin des Geh. Rats Dr. Karl Ullmann (Bad. Biogr. V, 779), geb. 5. Juni 1835 in Kannstatt, lange Jahre Präsidentin der Abteilung

IV des Badischen Frauenvereins, gest. 26. Mai 1905 in Karlsruhe (Blätter des Bad. Frauenvereins 1905, 213. 229). K.

Unger, Heinrich, geb. 22. Mai 1834 in Mannheim, gest. 4. September 1907 in Offenburg. Begründer der „Mannheimer Familienblätter", die er über 40 Jahre lang herausgab und mit denen er durch seine pfälzischen Mundartdichtungen nicht nur in Mannheim, sondern auch in der ganzen Pfalz großen Anklang fand. Verfaßte auch kleinere Erzählungen und Novellen (Neue Badische Landeszeitung 1907, Nr. 412). W.

Waizenegger, Hermann, geb. 28. November 1843 zu Freiburg, nahm 1870/71 als Premierleutnant der badischen Pionierabteilung an der Belagerung von Straßburg teil, Ritter des Karl-Friedrich-Militär-Verdienstordens, gest. als Oberstleutnant a. D. 25. Dezember 1901 zu Überlingen (Bad. Militärvereinsblatt 1902, 21). K.

Walterspiel, Karl, geb. 29. Januar 1831 zu Kappelrodeck, gest. 7. September 1901. Wurde Kaufmann, zog 1867 nach Freiburg und brachte dort die gesamte Ziegelproduktion in seine Hand. Später verlegte er das Geschäft nach Merzhausen und ward so der Begründer der „Vereinigten Freiburger Ziegelwerke", in deren Aufsichtsrat er den Vorsitz hatte (Freiburger Bote 12. September 1901, Nr. 208). H.

Walz, Michael, geb. 26. September 1828 zu Schlatt (Amt Staufen), gest. 20. April 1907. Besuchte das Gymnasium zu Freiburg und die Universitäten Freiburg, Heidelberg und Berlin. Wirkte im österreichischen Mittelschuldienst, kehrte aber später in den Breisgau zurück und lebte seit 1888 im Ruhestand in Freiburg. Herausgeber von: Garel v. dem blühenden Tal. Ein höfischer Roman aus dem Artussagenkreise v. dem Pleier. Mit den Fresken des Garelsaales auf Runkelstein. Freiburg 1892. H.

Wedekind, Ludwig, geb. 4. Juni 1843 in Palermo, 1876 Privatdozent, 1883 ordentlicher Professor für Mathematik an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, Geh. Hofrat, gest. 8. Februar 1908 (Chronik d. St. Karlsruhe 1908, 219. — Biogr. Jahrbuch XIII, 98*). K.

Weiß, Wilhelm, geb. 17. Februar 1826 zu Ettenheim, gest. 9. September 1902 zu Ebersweier. Jüngerer Bruder des Historikers J. B. von Weiß. Studierte nach Absolvierung des Lyzeums zu Freiburg daselbst Theologie und wurde 1851 zum Priester geweiht. Seit 1861 Pfarrer in Urloffen, wo er mit kurzer Unterbrechung bis 1900 wirkte. Langjähriger Dekan des Kapitels Offenburg und Erzbischöfl. Schulinspektor (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 7, 39 f. — Bad. Beobachter 1902, Nr. 209). Z.

Welte, Karl, geb. 28. Oktober 1846 zu Löffingen, kathol. Pfarrer in Sumpfohren, Dekan des Kapitels Villingen, gest. 21. September 1909 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 53. — Breisgauer Chronik 1909, 73). K.

Wild, Hans, geb. 27. August 1858 zu Oberacker, gest. 16. März 1903 zu Karlsruhe. 1882 Rechtspraktikant, 1885 Referendär. 1888 Amtmann zu Waldshut, 1889 zu Mannheim, 1892 Amtsvorstand zu Buchen, 1896 zu Waldshut, seit 1902 vortragender Rat im Ministerium des Innern. Er erlag in der Vollkraft der Jahre einem tückischen Krebsleiden, das damals in

kurzer Frist drei Mitglieder des Ministeriums hinwegraffte. O.

Willareth, Hermann, geb. 14. Juli 1832 in Kirchen bei Lörrach, um das Taubstummenwesen hervorragend verdienter Schulmann, 1877—1897 Rektor der Taubstummenanstalt in Gerlachsheim, lebte im Ruhestand in Karlsruhe, wo er die der Schule entlassenen Taubstummen der Residenzstadt und ihrer Umgebung an Sonntagen um sich versammelte und so eine in mannigfacher Beziehung segensreich wirkende Einrichtung schuf, gest. 6. November 1901 in Karlsruhe (Neue Bad. Schulzeitung 1901, I, 649. — Stammtafel der Familie Willareth, G.-L.-A.). K.

Willstätter, Leopold, geb. 15. Mai 1851 in Karlsruhe, Teilhaber des Bankhauses Veit L. Homburger und Mitglied des Aufsichtsrats zahlreicher industrieller Unternehmungen, österr. Generalkonsul, gest. 4. September 1902 in Brunnen in der Schweiz (Chron. d. St. Karlsruhe 1902, 104). K.

Winterroth, Franz, geb. 14. August 1837 zu Oberndorf (bei Kuppenheim), gest. 23. November 1907 zu Freiburg. Wurde 1862 zum Priester geweiht und Vikar in Bonndorf, später in Neuenburg. Von 1868—1894 Stadtpfarrer an der Sebastianspfarrei in Mannheim (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 31 f.). Z.

Wittum, Johanna, geb. 13. April 1870 zu Pforzheim, wirkte als Krankenschwester in Deutsch-Westafrika, während des Burenkrieges in Transvaal und zuletzt am deutschen Krankenhaus in Sao Paulo (Brasilien), über ihre Erlebnisse hat sie in zwei Veröffentlichungen berichtet: „Unterm Roten Kreuz in Kamerun und Togo" (1899) und „Sieben Monate im Burenkrieg" (1901); gest. 13. Oktober 1903 in Sao Paolo in Brasilien (Jahrbuch d. St. Pforzheim 1903, 25). K.

Witzigmann, Julius, geb. 3. Juli 1849 in Raitenbuch (bei Lenzkirch), gest. 2. November 1902. Seit 1875 Kaufmann in Mannheim. Zum Vorstand des kaufmännischen Vereins berufen, nahm er sich besonders des kaufmännischen Unterrichts- und Unterstützungswesens an. Gründer des Verbandes kaufmännischer Vereine Badens und der Pfalz und zweiter Vorstand des Verbandes deutscher kaufmännischer Vereine (Chron. der Stadt Mannheim 1902, 77). Z.

Wolff, Alfred, Generalmajor, geb. 31. Januar 1843 zu Karlsruhe, gest. 10. Juli 1906 daselbst. Trat als Fähnrich 1863 beim 3. bad. Dragonerregiment ein und rückte bei dieser Waffe bis zum Major auf. 1888 verabschiedet, trat er 1890 in das bad. Gendarmeriekorps über, an dessen Spitze er als Kommandeur 1901 bis 1905 stand (Bad. Militärvereinsblatt 1906, 246). O.

Wolff, Karl, geb. 20. Mai 1827 in Palmbach, gest. 25. November 1907. Besuchte die Universitäten Halle und Heidelberg und wurde 1852 nach bestandener Pfarrkandidatenprüfung als Vikar nach Unterschupf und 1853 nach Schweigern berufen. 1855 versetzt nach Dainbach, wo er 1857 Pfarrer wurde und bis zu seiner Zuruhesetzung 1905 blieb. 1882 bis 1900 Dekan der Diözese Boxberg. Seit 1901 Kirchenrat (Bad. Pfarrvereinsblatt 16, S. 222. — Personalakten). Z.

Wolfhard, Georg, geb. 17. Oktober 1830 in Dühren (bei Sinsheim), gest. 23. Oktober 1907 in Karlsruhe. Wirkte anfangs als Lehrer in Epfenbach und an der Seminarschule zu Karlsruhe, wandte sich aber dann dem

Studium der evangel. Theologie zu, das er 1863 mit der Pfarrkandidatenprüfung abschloß. Vikar in Grünwettersbach und 39 Jahre Pfarrer in Ihringen, 1892—1903 Dekan der Diözese Freiburg. 1902 zum Kirchenrat ernannt, trat er 1903 in den Ruhestand (Bad. Pfarrvereinsbl. 16, 239 f. — Personalakten). Z.

Wörner, Georg, einer alten Kraichgauer Familie entstammend, geb. 2. Juli 1840 zu Bretten, wo er die Volks- und höhere Bürgerschule besucht, nach dem Tode des Vaters den landwirtschaftlichen Teil übernimmt und seit 1874 Jahrzehnte hindurch als Stadtrat und später auch als Kirchengemeinderat ersprießlich wirkt, in enger Heimatverbundenheit und selbstloser Hingabe. Ein reges Interesse für heimatliche Vergangenheit, das schon den Knaben kennzeichnet, begleitet ihn durchs ganze Leben. So entstehen seine auf verschiedenste Gebiete sich erstreckenden ortsgeschichtlichen Sammlungen, die er als Vermächtnis der Vaterstadt hinterläßt; so stellt er sich mit seinen Kenntnissen als Pfleger in den Dienst der Badischen Historischen Kommission, für die er die Pfarr- und Gemeindearchive des Amtsbezirks verzeichnet, und fördert und leitet als Pfleger der Kunstdenkmäler in den achtziger und neunziger Jahren wichtige Ausgrabungen, so verfaßt er mit dem Bürgermeister Wittum 1889 eine Gedenkschrift zur Erinnerung an „die Zerstörung der Stadt Bretten vor 200 Jahren". Ein dauerndes Verdienst hat sich der wackere Mann durch seine Bemühungen um die Errichtung eines Melanchthonhauses zu Bretten erworben; neben dem Berliner Theologieprofessor Nikolaus Müller war er die treibende Kraft und setzte seine ganze Persönlichkeit dafür ein. Kurz vor seiner Einweihung ist er am 16. Mai 1903 gestorben (Georg Wörner zum 25. Todestage. Brettener Tagblatt vom 16. Mai 1928). O.

Würth, Fidelis, geb. 14. April 1805 zu Blumberg, Amt Donaueschingen, Arzt in Engen, Hüfingen und Mosbach, seit 1869 in Freiburg, gest. 24. September 1903 daselbst (Frankfurter Ztg. 1903, Nr. 266). K.

Ziegler, Heinrich, geb. 4. September 1865 in Reutlingen, studierte in Tübingen Theologie und Philologie, 1893 Redakteur bei der Konstanzer Zeitung, 1907 Chefredakteur der Badischen Landeszeitung, gest. 27. Juni 1907 zu Karlsruhe (Bad. Landesztg. 1907, Nr. 293—295). K.

Zimmermann, Richard, geb. 28. November 1847 zu Königheim, kathol. Pfarrer in Unterbalbach, verdient um die Wiederherstellung der Pfarrkirche seines früheren Pfarrortes Neunkirchen, schrieb kleinere belehrende Schriften über die Bereitung von Beerenweinen und über die Bienenzucht und gründete in Neunkirchen zur leichteren Beschaffung von Kredit einen Raiffeisenverein, gest. 15. Februar 1907 (Freib. Diöz.-Arch. N. F. 12, 32). K.

Zittel, Eugen, geb. 28. Oktober 1834 in Bahlingen als Sohn des späteren Heidelberger Stadtpfarrers Karl Z. (Bad. Biogr. 2, 542), 1858 Kameralpraktikant, 1865 Regierungsrat bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues, 1872—1879 bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen, 1879—1881 Ministerialrat im Handelsministerium, 1881—1893 im Finanzministerium, 1893—1905 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als Dezernent für Eisenbahnangelegenheiten, zuletzt

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

Ministerialdirektor und Geheimer Rat II. Klasse, bei seiner Zuruhesetzung 1905 zum Staatsrat ernannt, gest. 14. September 1905 (Karlsruher Zeitung 1905, Nr. 254). K.

Zwackh zu Holzhausen, Wilhelm von, geb. 28. Januar 1825 in Mannheim, ehemals bayerischer Offizier, hat sich durch seine Studien über die Kryptogamen, im besonderen die Flechten, einen wissenschaftlichen Namen erworben, gest. 2. Januar 1903 in Heidelberg (Chronik d. St. Heidelberg 1903, 155). K.

Berichtigung.

Herr Architekt Max Meckel in Freiburg i. B. bittet in der von dem verstorbenen Münsterbaumeister Kempf verfaßten Biographie seines Vaters (S. 701) Folgendes richtig zu stellen:

„Auf gemeinsame Tätigkeit mit meinem Vater gehen zurück die Wallfahrtskirche auf dem Allerheiligenberg bei Niederlahnstein, der Kaisersaal im Römer zu Frankfurt a. M., die Garnisonskirche St. Georg zu Ulm, die Magdalenenkapelle zu Freiburg, der Entwurf zum Um- und Ausbau des Kaufhauses zu Freiburg, der Entwurf des Geschäftshauses zum Geist ebenda, das Mühlentor zu Bräunlingen, der mit dem zweiten Preis ausgezeichnete Entwurf zum Kollegiengebäude zu Freiburg. Dagegen sind die Entwürfe für die Buliussche Frauenklinik und das Verlagshaus Herder zu Freiburg beide von mir. Zu dem Marktbrunnen in Rottenburg hat mein Vater ein vorbereitendes Gutachten gefertigt, die Entwürfe zur Wiederherstellung und diese selbst sind meine Arbeit."

Druckfehler.

S. 729 Zeile 13 von oben: Frankfurt statt Franfurt.

S. 751 Zeile 12 von unten: Daneben statt Danneben.

BADISCHE STAATS-KANZLEI

Badische Landesbibliothek

Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg

Adolf Hausrath

Leben und Zeit, Band 1 1837–1867

Mit 1 Bild. Von Universitäts-Professor **D. Karl Bauer**

10 Mk., gebunden 12 Mk.

Man könnte die Frage erheben, ob die Persönlichkeit Adolf Hausraths in ihrer fortwirkenden Bedeutung eine so umfangreiche Monographie rechtfertigt, wie sie der Münsterer Kirchenhistoriker und Schüler Hausraths als Frucht langjähriger tiefdringender und pietätvoller Beschäftigung vorlegt. Bauer scheint ihr von vornherein dadurch begegnen zu wollen, daß er neben dem Helden auch der Zeit, nämlich der Epoche des kirchlichen und politischen Liberalismus in Baden, eingehende Betrachtung widmet. Ein breit angelegter einleitender Abschnitt schildert die politische und kirchliche Entwicklung Badens von den Zeiten des Rheinbundes bis zur Restauration nach 1848 bis 1849. Auf Grund dieser wohl meist Bekanntes zusammenfassenden Darstellung zeigt er das Werden des Knaben und angehenden Theologen, dessen Jugend unter mannigfachen ungünstigen Verhältnissen und Einwirkungen zu leiden hatte. Gewisse Anzeichen einer reizsamen, kritisch veranlagten, zu Skepsis und Pessimismus neigenden Natur treten hervor, werden aber durch energisches und zielbewußtes Studium in Jena, Göttingen und Berlin überwunden oder zurückgedrängt. In seinen beruflichen Anfängen als Vikar in Heidelberg und Assessor in der badischen Kirchenbehörde tritt Hausrath mitten in die Kämpfe um liberale Theologie und Kirchengestaltung. Zu den führenden Männern R. Rothe, Schenkel, L. Häuser, Karl Zittel, J. Holtzmann tritt er in nahe Beziehungen und steht während der ganzen Amtszeit auf seiten der gemäßigten Linken. Da er keine religiös-schöpferische oder organisatorisch veranlagte Natur, sondern mehr kritischer Beobachter und Gelehrter war, so ist sein aktiver Anteil an jenen Kämpfen, die des Kleinlichen, Provinziellen und Unerquicklichen genug hatten, nicht erheblich. In den von Bauer eingehend und auf Grund reichen Quellenmaterials geschilderten Streitigkeiten zwischen Liberalen und Altgläubigen, die uns heute bereits wie eine weit zurückliegende Vergangenheit anmuten, mußte sich der politisch, künstlerisch und wissenschaftlich vielseitig interessierte und gebildete junge Gelehrte wenig wohl und am rechten Platz fühlen, und wir verstehen, wie er die Berufung auf den Heidelberger Lehrstuhl für Kirchengeschichte als eine Befreiung aus Enge und muffiger Luft empfand. Hier war ihm die Möglichkeit zur Entfaltung seiner reichen Gaben als Darsteller und Anreger geboten, und wir dürfen vom zweiten Band des Bauerschen Buches das Bild einer bedeutenden und für das geistige Leben der Epoche nach 1870 repräsentativen Persönlichkeit erhoffen.

Otto Frommel, Heidelberg, in „Zeitschrift für Kirchengeschichte".

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen, 2. Auflage. Von Heinrich Vierordt

2,85 Mk., gebunden 5,— Mk.

Ein Buch, das wir mit stets wachsender Freude bis zu Ende gelesen haben; nirgends will es belehren und dennoch wird man dieses Buch nur reich belehrt aus der Hand legen. Wenn es je Sinn der Geschichtskenntnis gewesen ist, die geistige Atmosphäre, das Denken und das Leben — in des Wortes äußerem und innerem Sinn — einer Epoche zu erfassen, dann ist dieses Buch eines der wertvollsten, das uns Aufschluß gibt über das 19. Jahrhundert, nicht trotzdem, sondern weil es so gar nicht für Historiker geschriebeu wurde.

Nichts bietet uns Vierordt als den Inhalt seiner Erlebnisse und die Menschen, die er kannte; die Schilderungen Scheffels, Ribsteins oder des Vagabunden Grohe, sie alle tragen den Stempel selbstverständlicher Ehrlichkeit und überall steht hinter den Zeilen der Mensch mit warmem Herzen, der nirgends sich zum Richter erhebt. Wir wagen den Satz: Nur ein guter Mensch konnte dieses Buch schreiben!

Die reiche Schilderung von Menschen, Sitten und Geschehnissen aber, die der süddeutsche Dichter mit goldenem Humor und menschlicher Weisheit zeichnet, verdient es weit über die Grenzen Badens hinaus gekannt und gelesen zu werden.

Basler Nachrichten, Januar 1934.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

A 1145/62
8.70

27 01119 9 031

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg